Baumstark

Mein
Ausflug nach Spanien
im
Frühling 1867.

Von

Reinhold Baumstark,
Kreisgerichtsrath in Constanz.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1868.

Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

Vorwort.

Ein neues Buch über Spanien, nach so vielen und zum Theil sehr guten über den gleichen Gegenstand, scheint eines Wortes der Entschuldigung zu bedürfen.

Würde schon die herzliche Liebe zu einer Sache die Berechtigung geben, mit schriftstellerischen Arbeiten über dieselbe aufzutreten, so bedürfte es keiner weiteren Bemerkung; — ich brauchte bloß die Hand auf's Herz zu legen.

Ich glaube aber, dreierlei weitere Gründe zu haben, aus welchen ich wohl die Berechtigung ableiten darf, diese Arbeit dem Publicum als eine nicht ganz überflüssige vorzulegen.

Unter den verschiedenen Standpunkten, von welchen aus über Spanien geschrieben wurde, ist derjenige eines von confessionellen Vorurtheilen frei gewordenen Protestanten, welcher mit der katholischen Kirche im aller-

besten Frieden lebt, und derjenige eines Mannes von entschiedenster politischer Freisinnigkeit und Unabhängigkeit, welchen gleichwohl die Alltagsphrase des Fortschritts nicht meistert, vielleicht noch nicht allseitig vertreten. Diese Lücke auszufüllen, war mein Versuch.

Sodann wollte ich, weit entfernt von der Prätension, ein Reisehandbuch zu schreiben, gleichwohl durch Mittheilung meiner Reiseerfahrungen Andern, die nach mir das herrliche Spanien besuchen werden, nach Kräften nützlich sein.

Endlich wollte ich Solchen, die in der Erkenntniß spanischer Dinge Neulinge oder Anfänger sind, durch Mittheilung einer zweckmäßigen Auswahl aus Dem, was ich durch Studium und eigene Anschauung über Spanien weiß, Anregung zu weiterm Streben, zu ernsthaftem Fortschreiten auf einer gewiß lohnenden Bahn geben. Zu diesem Zweck gehören die verschiedenen Abschweifungen, durch welche ich das ermüdende Einerlei des beständigen Reisens im Buche unterbrochen habe, und deren Gegenstände ich zweckmäßig gewählt zu haben glaube.

Die Meister vom Fach mögen mich mit Rücksicht auf alle diese Zwecke mit Nachsicht beurtheilen.

Als Staatsdiener, dessen Zeit und Kraft vor allen Dingen seinem Amt gehört, und als Bewohner einer Provinzialstadt, deren keineswegs gering zu schätzende literarische Hilfsmittel immerhin beschränkt sind, muß ich insbesondere hinsichtlich meiner Kenntniß der Litera-

tur ein schonendes Urtheil beanspruchen, wiewohl die Kenner auch in dieser Beziehung ein ehrliches und fleißiges Streben nicht verkennen werden. In einem gewissen Grad und Sinn muß der Schreiber eines Buchs, wie das vorliegende, sogar seine literarischen Kenntnisse augenblicklich zu vergessen suchen, damit er dem Leser wirklich nur sein geistiges Eigenthum vorsetzt. Wo ich die Gedanken Anderer irgendwie benützt habe, da habe ich es immer gesagt.

Die zwei neuesten Erscheinungen auf diesem Literaturgebiet, welche mir bekannt wurden, haben meine Arbeit nicht überflüßig gemacht.

Zu Arthur Stahl's 1866 erschienenen Reiseblättern „Spanien" befinde ich mich in einem großen Gegensatz, welchen Jeder gleich begreifen wird, der einige Seiten von seinem und meinem Buche gelesen hat.

Körner's „aus Spanien" 1867 ist ein vortreffliches Buch, voll der tüchtigsten Kenntniß spanischen Lebens und Wesens, ohne Phrasen, durchaus selbständig. Es setzt aber für Manche zu Viel voraus, weil man schon sehr hübsche Kenntnisse über Spanien besitzen muß, um es recht und vollständig zu verstehen. Sodann aber ist es absichtlich skizzenhaft, will keine fortlaufende Reiseschilderung, sondern nur abgerissene Bilder aus mehreren Jahren geben. Wir Beide können daher formell und materiell sehr wohl neben einander bestehen.

Und so mögen denn diese Blätter, aus der frischen Quelle warmer Begeisterung und ehrlicher Ueber-

zeugung geschöpft, unmittelbar nach der Rückkehr aus Spanien in Einem Zug und Guß niedergeschrieben, mit allen ihren Mängeln der Nachsicht Wohlwollender empfohlen sein.

Die achtungswerthen Gegner werden sich ehrenhaft zeigen. Die Uebrigen werde ich schweigend zu verachten wissen.

Constanz im Juli 1867.

Der Verfasser.

Nachwort zum Vorwort.

Buch und Vorwort hatten die „Verlegerreise" angetreten, als der so oft und lang angekündigte Versuch, die Revolution abermals von Außen nach Spanien hineinzutragen, von General Prim in ebenso unbedachter, als frevelhafter Weise gemacht wurde. Die Ereignisse haben keines meiner Worte widerlegt, sie haben alle von mir in dieser Richtung ausgesprochenen Gedanken bestätigt. Nation und Armee haben ihre Pflicht gethan.

Nicht mit der Genugthuung einer persönlichen Eitelkeit spreche ich hievon, sondern mit der reinen Freude, die Wahrheit auf diesem Felde erkannt und freimüthig gesagt zu haben.

Möge die frohe Ahnung sich erfüllen, mit welcher ich dem kommenden Jahr entgegentrete, die Ahnung, daß auch für Mitteleuropa wieder bessere Jahre der

Zucht, der Sitte, der Religion und der Erhaltung des mit Recht Bestehenden herannahen! Möge die kleine Schaar Derer, welche die idealen Güter der Menschheit gegen Revolution und Unglauben vertheidigen, in Spanien und anderswo siegreich sein!

Constanz im Dezember 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Von Constanz nach Perpignan.

Am Palmsonntage den 14. April 1867, nachdem der Abschied zu Hause überwunden war, sprach ich die so oft im Scherze angewendeten Worte: „Auf nach Valencia!" in vollem Ernste aus, drückte einem Freunde, der mich zum Wagen begleitete, nochmals die Hand, und fuhr nach Spanien.

Wie ich von Constanz bis Perpignan kam, darüber sollen dem freundlichen Leser nur äußerst wenige Worte gesagt werden; denn mir selbst war die Sache ungemein gleichgiltig, und was ich auf diesen Blättern der Welt zu sagen habe, betrifft Spanien allein, nicht die Schweiz oder Frankreich.

Dagegen muß ich einige Worte darüber sagen, warum es mir überhaupt einfiel, nach Spanien zu reisen. Das kam so.

Die Entwickelung der öffentlichen Dinge und Zustände in meinem deutschen und badischen Vaterlande war seit geraumer Zeit meinen, in ehrlicher und saurer Arbeit erworbenen Ueberzeugungen in solchem Grade entgegengesetzt, daß ich angefangen hatte, mich in allem Ernste unglücklich zu fühlen. Tausend Gründe sowohl des Verstandes als der Pflicht, besonders aber das nach meiner Ueberzeugung zwar den freien Ausspruch der eigenen Lebensansicht, nicht aber den activen politischen Parteikampf gestattende Richteramt machten es mir unmöglich, in Wort, Schrift oder That der Strömung des Tages entgegenzutreten. Da faßte ich den festen Entschluß, nicht zu ver-

zweifeln, und zu diesem Zwecke jede Stunde, welche mir mein Amt frei lassen würde, mit Studium auszufüllen. Ich sammelte wieder, so gut als möglich, was ich in meiner Jugend über Griechenland und Rom gewußt; ich las von Neuem die hervorragenden Geisteswerke, welche in jenem unvergleichlichen Frühlinge der Weltgeschichte erblüht sind. Ich ging zum Italienischen über; ich brachte es so weit, daß ich meinen Dante lesen und ihn, sowie an seiner Hand das Mittelalter begreifen konnte. Meine Studien führten mich auf den Uebergang des Mittelalters in die neuern Zeiten. Die Entdeckung Amerika's und die Reformation leiteten mich natürlich genug auf Ferdinand und Isabella, die Katholischen, auf ihren Enkel Karl V. Damit war ich auf spanischem Boden angekommen, und mich ergriff ein unwiderstehlicher Trieb, mich mit der Sprache dieses Landes zu beschäftigen. Zu alt und zu ungeduldig, um Grammatik zu lernen, wie in der Jugend, nahm ich nach wenig Tagen eine spanische Ausgabe des Don Quijote nebst einer deutschen Uebersetzung zur Hand, um so, Wort für Wort und Satz für Satz weiter klimmend, ein bischen Spanisch zu lernen. Aber welch reichgestirnter Himmel der Dichtung entwölkte sich bei dieser Arbeit über dem grauen Boden meines Alltagslebens! Ich fand hier eine Höhe der Kunstvollendung, eine Meisterschaft der Sprache, eine Kenntniß des Menschenherzens, eine Darstellung der Gegensätze und Kämpfe unseres innern Lebens, zugleich eine meisterhafte Schilderung des spanischen Nationalwesens, und neben diesem Allem noch die geistreichste literarische Persiflage und Satire, Alles in Einem, verhältnißmäßig kurzem Buche beisammen. Ich hatte natürlich das Werk schon früher in deutschen Uebersetzungen gelesen, so, wie man es bei uns meistens liest, als einen berühmten Roman, den ein Gebildeter kennen soll. Daß es sich hier um ein ewiges Kunstwerk höchsten Ranges handelt, begriff ich erst

jetzt; ich ließ nicht ab, bis ich seines Verständnisses Meister war, und von dieser Beschäftigung trug ich zuerst die innige Sehnsucht davon, das von Cervantes so unerreichbar gezeichnete Land und Volk durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Weitere Studien in Literatur und Geschichte Spaniens, ganz besonders die Lectüre Calderon's, bestärkten und erhöhten meinen Entschluß und meine Begeisterung.

Dazu kam aber noch ein anderer Grund. Ich sah mich um, ob und was meine Zeitgenossen über Spanien sagen. Zwei rasch aufeinander folgende Militäraufstände waren in neuester Zeit niedergeworfen, und ich hörte die Regierung, welche nunmehr die Zügel des Landes kraftvoll in der Hand hielt, angegriffen, geschmäht, beschimpft, verhöhnt von hundert Stimmen, — Stimmen, von welchen die Wahrheit nicht zu hören, ich mich bei andern Gegenständen längst gewöhnt hatte. Daß diese Stimmen auch hier weder die reine, noch die volle Wahrheit sagen würden, kam mir als eine leicht mögliche Sache vor. Ich sah mich ferner um in den bis jetzt vorhandenen, zahlreichen, zum Theile auch höchst gediegenen Reisewerken über Spanien. Meistens fand ich gar zu viel Naturschilderung, von welcher man oft keinerlei bestimmte Vorstellung davonträgt, und zu wenig Rücksicht auf die menschlichen Lebensverhältnisse; kurz, ich überzeugte mich, daß meinem Drang, über dieses Land und Volk Wahrheit zu schauen, auch durch fleißigstes Lesen und Studiren niemals volle Befriedrigung zu Theil werden könne. Also, wenn immer möglich, ich mußte nach Spanien!

Daß und wie ich die Ausführung dieses Entschlusses dem Leben und den Verhältnissen abkämpfen mußte, dieß ist dem freundlichen Leser trotz seiner Freundlichkeit gleichgiltig. Ich sage daher nur, daß dieser Kampf am Palmsonntag 1867 zu

meinen Gunsten entschieden, und daß ich, wie erwähnt, von diesem Tag an auf der Reise war.

Die Methode, nach welcher zu reisen ich mir vorgenommen hatte, und nach der ich auch durchweg verfahren bin, darf dem Leser nicht unbekannt bleiben. Sie besteht eigentlich aus einem einzigen Wort: Unabhängigkeit. Volle und allseitige Unabhängigkeit! Darum nahm ich keinerlei Reisehandbuch mit. Ich stellte an mich die Forderung, durch die vorausgegangenen Studien so wohl vorbereitet zu sein, daß ich das Wesentliche und wahrhaft Bedeutende überall selbst zu finden wüßte, ich wollte nicht von einem fremden Urtheil überall hinbegleitet sein, sondern überall selbst schauen, selbst urtheilen. Aus gleichem Grunde machte ich nicht nur die Reise ganz allein, sondern ich schloß mich auch unterwegs niemals auf längere Zeit, als höchstens auf wenige Stunden, an andere Reisende an. Mit meinem sechswöchentlichen Urlaube war ich genöthigt, Körper und Geist anzuspannen; auf solche Art reisen die Wenigsten gern, und zu Bummeleien hatte ich weder Lust noch Zeit. Ein Handkofferchen und eine Umhängtasche bildeten mein ganzes Reisegepäck; auch dieses Verfahren spart nicht nur Geld, sondern Zeit, und gewährt Unabhängigkeit von Plackereien und Widerwärtigkeiten der verschiedensten Art. Um Tag und Nacht im eigentlichen Volke mich zu bewegen, habe ich während meiner ganzen Reise, mit einer einzigen mir aufgedrängten Ausnahme, die dritte Eisenbahnklasse benützt. Auf diese Art habe ich nicht nur das Land auf's Beste gesehen, sondern ich war in Bezug auf die Leute in beständigem Lernen begriffen, und langweilte mich bei den größten und anstrengendsten Fahrten keinen Augenblick.

Vorbereitet, so gut es mir möglich war, gesund und heiter, das Auge des Geistes auf Wahrheit gerichtet, verließ ich

die Heimath, und schrieb in mein Reisetagebuch die zwei ersten Worte, mit denen man Alles beginnen sollte: σὺν θεῷ! —

Und jetzt, freundlicher Leser, nachdem du deinen Reisenden, so weit nöthig, kennen gelernt hast, wollen wir bald miteinander in Perpignan sein. Da ich am Sonntag erst Mittags abgereist war, so konnte ich nur noch Bern erreichen, welches ich aber am andern Morgen um vier Uhr mit dem Entschluß verließ, die Sachen kurz zu machen. Das abscheuliche Wetter verstimmte mich nicht im Mindesten; da ich nach dem „Land voll Sonnenschein" strebte, hatte ich natürlich keinen Regenschirm, nur einen Stock; ich sah gleichwohl den fortwährenden Regengüssen, die mich über Genf nach Lyon begleiteten, mit der vollendetsten Gemüthsruhe zu. Nach dreistündiger Rast in Lyon fuhr ich mit dem nächsten Bahnzug weiter, über Valence, Avignon, die Nacht hindurch, nach Tarascon, und als ich nach kurzem Schlummer in Nimes aufwachte, begrüßten mich die ersten Strahlen einer warmen, goldenen Frühlingssonne, welche auf grüne Weinberge und mattgraue Olivenhaine glänzte. Eine kurze Nacht hatte mich in den Süden gebracht; rastlos flogen wir weiter, nach dem prächtigen Montpellier, nach dem großartig in's Meer hinausragenden Cette, nach Narbonne, wo schon die erste Kirche von durchaus spanischer Bauart mein Herz bewegte, wo der blaue Kranz der Pyrenäen zum ersten Mal mein Auge erfreute, bis zur französischen Grenzhauptstadt Perpignan, welche ich am Dienstag den 16. April Nachmittags nach zwei Uhr erreichte.

Von Perpignan nach Barcelona.

Pyrenäen-Uebergang.

Ich gehöre keineswegs zu den Riesen an Körperkraft und Nervenstärke. Gleichwohl hatte mich die neunzehnstündige

Eisenbahnfahrt so wenig angegriffen, daß ich, in Perpignan aus dem Wagen entlassen, weder nach Essen noch Trinken, sondern nur darnach fragte, wann und wie man über die Pyrenäen kommen könne. Mit der Diligencia, hieß es, und zwar in einer halben Stunde, um drei Uhr. Auf dieser östlichen Seite der pyrenäischen Halbinsel überbrückt nämlich noch kein Schienenweg das Gebirge, und schmerzlich genug empfindet der einzelne Reisende, wie der große Verkehr, diese Lücke. Uebrigens wird an der Eisenbahn über die Pyrenäen gearbeitet, und in wenig Jahren werden meine Reisenachfolger mit Dampf die Gebirgskette überfliegen, welche ich in schwerbeladener Diligencia durchrasselte. Sollte ich mich in Perpignan aufhalten? Weder die Citadelle, noch die Kathedrale, noch das Museum mit seiner kleinen Gemäldesammlung, noch endlich der schon mehr als halb spanische Charakter von Stadt und Umgegend vermochten mich zu halten. Die Pyrenäen schienen mir ein geheimnißvolles Zauberland hinter sich zu bergen, und jeder Herzschlag trieb mich rastlos vorwärts. Der Beamte auf dem Bureau der Diligencia hatte übrigens wenig Sinn für solche Gemüthszustände. Er erklärte mir, der Wagen, welcher um drei Uhr abgehe, sei bereits in allen Theilen besetzt, Abends zehn Uhr fahre ein zweiter, mit welchem man sogar schneller vom Fleck komme; ich könne mich bis zehn Uhr in Perpignan auf's Angenehmste beschäftigen, und dergleichen mehr. Wenn irgend Etwas geeignet war, mich in meinem Vorsatze sofortiger Abreise zu bestärken, so war es dieser Widerspruch. Ich sagte dem Herrn, daß ich in der Regel selbst entscheide, was für mich angenehm und nützlich sei, und daß ich es gerade in Perpignan so zu halten wünsche; ich versicherte ihm, daß ich die Pyrenäen schlechterdings bei Tag in der Nähe sehen wolle, und behauptete, die Empresa — so heißen in Spanien diese Privattransportanstalten — sei verpflichtet, mir für einen Platz

zu sorgen. Ob ich hierin Recht hatte oder nicht, habe ich nie erfahren. Mein Gegner bestritt es, aber thatsächlich gab er mir Recht, indem er mir sagte, für einen Platz könne er mir noch sorgen, aber nur in der sogenannten sous-bache. — Dieser Platz wird auf dem ebenen Dach des Wagens hinter dem Imperial oder der Banquette dadurch gebildet, daß vorn und hinten die verschiedenen Reisekoffer aufgethürmt werden, zwischen welchen ein freier Raum gelassen und das Ganze mit einem Tuch oder einer Lederdecke überspannt wird. In diesem Raum lassen sich dann die glücklichen Herren und Damen, welche zu andern Plätzen zu spät kommen, auf den niedrigern Gepäckstücken nieder, und lehnen Haupt und Rücken an die höheren. Da man rechts und links zu diesem Verschlag hinaussehen kann, so zögerte ich keinen Augenblick, meine Bereitwilligkeit zu dieser Art von Reisevergnügen zu erklären. Als aber die Gepäckmauern aufgebaut waren und eingestiegen werden sollte, zeigte sich die Unzulänglichkeit aller menschlichen Berechnungen; der Wagen faßte uns nicht. Es wurden nun die drei untern Räume, nämlich die Berlina, (das Vordercoupé), das Interior, (der mittlere Wagenraum), und die Rotonda, (hinterste Abtheilung), sowie die Banquette, (Imperial) mit der vorschriftsmäßigen Anzahl von Reisenden besetzt, während ich mit noch sechs andern Unglücklichen beiderlei Geschlechts in einen zweiten, luftigen Wagen, eine Art Omnibus, verwiesen wurde. Nun ging es in raschem Galopp zur Stadt hinaus; der Wagen war gut, hell, geräumig, und ich glaubte, einen bedeutenden Sieg meiner Beharrlichkeit feiern zu dürfen. Aber eine Viertelstunde vor Perpignan draußen hielten beide Wagen still, und auf meine Frage nach dem, was bevorstehe, ward mir folgende Auskunft: die Zahl der Reisenden bedingte eine polizeiwidrige Belastung des Wagens; es konnte daher unsere Verpackung nicht in der Stadt, vor den Augen der

Behörde, vorgenommen werden. Aus diesem Grund führte man uns vor die Stadt, um uns hier auf freiem Felde aufzuladen. Und in der That, also geschah es. Wir mußten aussteigen, unser lieblicher Omnibus kehrte herzlos nach Perpignan zurück, und unter wirbelnden Staubwolken standen wir auf der Landstraße, wartend, bis die zahlreichen Koffer anders gerückt und besser aufgethürmt waren. Eine Frau wurde einem zufällig mit einem Einspänner vorüberfahrenden Manne mitgegeben; mir gelang es, durch die Bemerkung auf meiner Fahrkarte, daß ich von Figueras an in die Banquette kommen solle, diesen Platz widerrechtlicher und überzähliger Weise jetzt schon zu erringen, die Andern fünf wurden in ihrer sousbache untergebracht, und von sechs guten Pferden gezogen, rollte die schwerbeladene Maschine endlich dem Gebirge entgegen.

Wir saßen nun zu vier auf den drei Plätzen der Banquette, und da meine drei Nebenmänner, gebildete und anständige Touristen, auf ihr unmittelbares Beisammensein Werth legten, so hatte ich sogar einen Ecksitz erobert, von welchem aus ich nun die unbeschränkteste Aussicht nach vorn und nach beiden Seiten genoß. Aeußerst zufrieden mit diesem Ergebniß, fühlte ich kaum, wie sehr wir uns preßten, und trat fröhlichen Herzens die Weiterreise an.

Und wahrlich, sie war schön und genußreich! Nicht in wilden, zackigen, zerrissenen Formen, sondern in lieblichem blauem Kranze stellte sich das Gebirge dar. Rechts in weiter Ferne erschienen und verschwanden die Schneefelder des Canigou und anderer hoher Nachbarn desselben; hoch oben auf einem Berggipfel in unserer Nähe zeigte sich die französische Festung Bellegarde; links und rechts an der Straße wechselten Schluchten, Gebirgspässe, Wiesen, Eichen, Felsen in anmuthigster Weise ab. Die Straße stieg im Allgemeinen nicht

steil an; nur an einer Stelle war dieß der Fall, und hier verließen meine Herrn Mitbanquettisten ihre Plätze, um über eine Stunde zu Fuß zu gehen. Ich meinerseits, weit entfernt, bei herannahendem Abende und kühl werdender Gebirgsluft ihr Verfahren nachzuahmen, wodurch ich mich nach der Erhitzung beim Steigen höchst wahrscheinlich einer Erkältung ausgesetzt hätte, benützte vielmehr die Gelegenheit, um mich recht bequem auszustrecken und Alles mit voller Muße zu betrachten. Selbst als wir uns den höchsten Stellen des Passes näherten, nahm das Gebirge keinen eigentlich rauhen oder wilden, sondern nur einen ernsten und feierlichen Character an. Freilich werden die nackten Felsen häufiger, an die Stelle der größern Bäume — meist Eichen und Korkeichen — tritt öfters niedriges Gebüsch, aber gleichwohl bleiben die Gebirgsformen im Großen und Ganzen anmuthig, mild und schön. Es war gegen sieben Uhr Abends, als wir die Paßhöhe von etwa 2500 Fuß erreichten, und nunmehr in vollem Galopp den Berg hinab zur spanischen Gränze jagten. Da Catalonien im Allgemeinen weit höher liegt, als Roussillon, so ist der spanische Pyrenäenabhang weit weniger tief, als der französische. Schon nach einer kleinen Stunde rollte der Wagen wieder auf ebenem Boden.

An der Gränze standen zwei spanische Cavalleristen, welche sich unserm Wagen mit drohender Miene näherten, um ihn natürlich in bestem Frieden passiren zu lassen. Sie hatten nur den Kutscher, ich weiß nicht was, gefragt, während ich Anfangs geglaubt hatte, schon hier beginne die so vielfach ausgemalte spanische Paßplackerei. Wir erreichten la Junquera, den ersten spanischen Ort, welcher von so manchem Reisenden als „elend, armselig, dreckig u. s. w." bezeichnet worden ist. Alle diese Beschimpfungen gehen viel zu weit. La Junquera ist ein kleines Städtchen mit engen, aber reinlichen Straßen,

ein Städtchen, wie sie in allen Ländern vorkommen, und ich kann die schlechte Laune, mit welcher ich dasselbe so häufig erwähnt finde, nur der hier stattfindenden Zollvisitation zuschreiben. Beim Heruntersteigen von meinem in der That etwas halsbrechend hohen Sitz, verfehlte mein Fuß einen der schmalen Tritte, ich stürzte rücklings nach den vom langen und scharfen Fahren schnaubenden Pferden, und wenn ich nicht im Fallen noch einen wohl befestigten Riemen erhascht hätte, wäre es mir übel genug ergangen. Ich erwähne diesen Umstand nur, weil ich an ihm die Festigkeit meiner freudigen Reisestimmung erprobte; ich hätte vielleicht bei hundert andern Unternehmungen eine üble Vorbedeutung oder weiß Gott was darin gefunden; hier aber fand ich nur darin, was es wirklich war, eine künftig zu vermeidende Ungeschicklichkeit.

Ich habe vielfach gelesen, daß man bei den spanischen Zollvisitationen fast lauter bestechliche Beamte finde, und daß man mit einer oder einigen Peseta's jeden Zweck erreichen könne. Wenn dieß wirklich so wäre, so würden die Herren Spanier, ganz abgesehen von Gründen der Sparsamkeit, von mir auch nicht eine halbe Peseta erhalten haben. Ich konnte warten, und mein kleines Gepäck mit ruhigem Gewissen durchwühlen lassen. Ein solcher Jammer aber, wie die Bestechlichkeit und Pflichtvergessenheit einer ganzen Klasse öffentlicher Diener, würde von mir niemals und unter keinen Umständen auch nur mit einem Kreuzer unterstützt werden. Es ist aber gar nicht so, wie man sagt, sondern die Fremdenbehandlung in la Junquera war ein Muster von Pflichttreue, verbunden mit Würde und Höflichkeit. Ein Blick in meinen Paß, ein Blick und leichter Druck in meine Habseligkeiten, und ich war abgefertigt. Einige Herren und Damen aus den untern Wagenabtheilungen waren in der Lage, Bestechung versuchen zu wollen; sie hatten keinen Erfolg, sondern mußten ihren schul-

digen Zoll zahlen, und mit ihrer Unterschrift beurkunden, was mit ihnen vorgenommen worden war. Die Beamten, welche das Geschäft besorgten, sprachen kein Wort zu viel und keines zu wenig, sie thaten einfach und vollständig, ernst und ruhig ihre Pflicht. Dagegen muß ich tadeln, daß ein Mensch, welcher bei dem Wiederaufladen des Gepäcks beschäftigt war, übrigens keinerlei Dienstkleidung trug, sich bei den verschiedenen Reisenden ein Trinkgeld für seine Bemühung erbettelte. Da wir keineswegs um die Zollvisitation gebeten hatten, so hätte man uns auch unser Gepäck unentgeldlich wieder auf den Wagen bringen sollen; übrigens hatte ich mich überzeugt, wie sorgfältig und ordentlich der Mann meine zwei Stücke verwahrt hatte, und erfüllte gern seinen Wunsch.

Wenn ich die Art, wie mich spanische Polizei und Douane in la Junquera empfing, mit dem verglich, was ich in deutschen Zeitungen über die „Streiche und Manieren" des Ministeriums Narvaez bei Behandlung Fremder gelesen hatte, so lag mir schon hier, gleich beim Ueberschreiten der Gränze, ein deutlicher Beweis von der systematischen, böswilligen Verlogenheit vor, mit welcher gewisse Leute und Parteien gegen dieses Land und gegen diese Regierung arbeiten. Meine drei Mitbanquettisten hatten gar keine Reiseurkunden; als sie auf Befragen diesen Zustand einräumten, hatte er die einzige Folge, daß sie ihre Plätze gerade so wieder einnahmen, wie bisher. Hier, wie nachher überall in Spanien, habe ich deutlich gesehen, daß die spanische Regierung ihre und des Landes Feinde ganz vortrefflich kennt und von dem ordentlichen und harmlosen Reisenden zu unterscheiden weiß. Gegen Erstere wehrt sie sich, wie Recht und Pflicht es von ihr erheischt; den Letztern läßt sie in vollster, ungestörter Ruhe.

Nach einem Aufenthalt von einer halben Stunde setzten wir die Reise fort. Es war Abend und Dämmerung geworden,

und mit wunderbarer Schnelligkeit trat nunmehr die völlige Nacht ein. Meine erste Nacht auf spanischer Erde, in dem gelobten Lande meiner Phantasie! Mit tief bewegter Seele, mit beinahe thränenfeuchten Augen, ließ ich mich weiter führen durch die stille, hohe, baumreiche Ebene zwischen Junquera und Figueras. Es war erreicht der Traum so mancher Tage, das mit Sehnsucht erhoffte Bild mancher schlaflosen nächtlichen Stunde. Ich vergaß für Augenblicke, und in der Folge für Tage und Wochen, so manchen Jammer und so manche Jämmerlichkeit; ich fühlte mich kräftiger, gesunder, als schon lange; und vor Allem dankte ich Gott von ganzem Herzen, der mich in dieses ferne, schöne Land geleitet hatte.

Nur die Musik der spanischen Grillen unterbrach bisweilen meine seligen Träumereien. Ob diese Thiere auf den Bäumen oder am Boden ihr Concert geben, weiß ich nicht. Gewiß ist aber, daß sie ganz gewaltige Stimmen haben. Dieses intensive, volle, mächtige, aber keineswegs unheimliche Geräusch verdankt seine Stärke nicht nur der großen Anzahl der Thiere; ich konnte ganz wohl unterscheiden, daß die einzelne Stimme für sich stark war.

Schon um neun Uhr hatten wir die gar nicht unansehnliche Stadt Figueras erreicht. Hier wurde drei Stunden gerastet, was mir, da ich nun seit fünfundzwanzig Stunden fortwährend gefahren war, durchaus nicht unangenehm erschien. Uebrigens führte uns auch weiterhin und zwar bis Barcelona, die nämliche französische Empresa, welche uns in Perpignan übernommen hatte. Schon in Perpignan zahlt man gleich das Eisenbahnbillet für die spanische Bahn von Gerona bis Barcelona; das Ganze kostet einundzwanzig Francs. Derjenige Leser, welcher spanische Zustände und Mängel gerne hart verurtheilt, möge sich daher bei den oben geschilderten Ungehörigkeiten unserer Verpackung in die Diligence erinnern, daß

wir in Frankreich und von Franzosen also behandelt wurden. In Spanien ist mir Aehnliches niemals begegnet.

Die drei Abendstunden in Figueras gehören nicht nur zu den glücklichen, sondern auch zu den idyllischen meiner Reise; ich kann mich daher nicht entschließen, den Leser damit zu verschonen.

Beim Aussteigen eilte ich hungrigen Leibes Allen voran nach der Posada oder Fonda, welche unserm Haltplatz gegenüber lag. Meine Frage nach dem Wirthshaus bejahte ein allerliebstes spanisches Mädchen, Namens Judita. Sie trug noch nicht die spanische Mantilla, sondern ein seidenes Tuch mit unbeschreiblicher Grazie um den Kopf geschlungen. Sie führte mich in ein behagliches Speisezimmer, wo sich in wenigen Augenblicken der größte Theil der Mitreisenden gleichfalls einfand. Wir setzten uns in Gesellschaft unseres Wirthes zu Tisch, und verzehrten mit großem Appetit eine recht gute Mahlzeit. Hier trank ich den ersten spanischen Wein, dunkelroth, kraftvoll, aber nicht berauschend, in kräftigen, eines Deutschen würdigen Zügen. Judita war bei Tische höchst liebenswürdig, und meine etwas schüchternen Erstlingsversuche, mit ihr spanisch zu reden, wurden nicht mit der herablassend hochmüthigen Manier einer Französin, sondern mit der liebenswürdigen hohen Anmuth einer Spanierin behandelt. Meine Freude über das Nichtmißlingen dieses ersten Versuchs war so groß, daß ich, als Judita mir mit reizendster Bewegung einen äußerst frisch und appetitlich aussehenden Salat vorsetzte, in meiner Phantasie auf jene herrliche Stelle in Jean Paul's Titan verfiel, wo Liane als Blinde den Salat zu würzen genöthigt wird. Jetzt ritt meine Vernunft nebst dem Geschmacke auf dem Pegasus davon, und ich biß tüchtig in meinen Salat. Aber aus der Höhe meiner Begeisterung riß mich eine mitreisende Französin herunter durch die schonungslose Bemerkung,

daß der Salat ja noch gar nicht angemacht sei. Ich ergrimmte hierüber, erklärte der ganzen Gesellschaft: je le sais très-bien, mais je l'aime comme ça, und aß vor ihren erstaunten Augen meinen Salat fertig, ganz so, wie er aus Judita's kleiner schöner Hand gekommen war.

Ich trat auf einen der Balcone. Bekanntlich hat in ganz Spanien jedes erträgliche Haus keine Fenster nach unserer Weise, sondern nach innen sich öffnende Flügelthüren, vor welchen immer ein kleiner Balcon sich befindet. Diese eigenthümliche, in hohem Grad nobel und schön, ja feierlich aussehende Einrichtung besteht schon in Figueras im vollsten Maaße. So viel Kreuzstöcke, so viel Balcone. Während ich auf dem meinigen stand, und dem zwischen elf und zwölf Uhr in voller Pracht langsam aufsteigenden Monde zusah, ertönte von der Straße eine Tenorstimme, wie ich ohne Frage noch keine gehört habe, in den süßesten, lieblichsten Klängen einer zarten, idealen Liebesklage. So voll und mächtig, so zart und weich, so innig und seelenvoll habe ich niemals singen hören. Um den spanischen Zauber voll zu machen, öffnete sich einer der Balcone des mir gegenüber liegenden Hauses, und eine Dame trat heraus, huldvoll lauschend dem liebenden Sänger unten. Dieses ganze Bild, der Mond, die herrliche Sternennacht, die Balcone, der Sänger, die Dame, der Gesang selbst, und dazu mein volles, von Liebe zu Spanien glühendes Herz, es war ein entzückender, berauschender Augenblick. Ich mußte hinunter, um durch starkes Gehen wieder Ruhe in den Aufruhr meiner Empfindungen zu bringen. Calderon's hohe Gestalten, ihre reine, keusche, und doch so gewaltige Liebe, ihre Verirrungen der Eifersucht, ihre hohe Religiosität, das ganze dichterische Leben dieses großen Geistes und seiner romanhaften Zeit, diese Bilder gingen mit mir in Figueras' stillen Gassen auf und nieder, bis uns der ernste

Schlag der Mitternachtsstunde wieder zum vollgepreßten Wagen rief.

Und nun ging es gegen Gerona, und damit wieder zur Eisenbahn. Während dieser Fahrt, welche etwa bis sechs Uhr Morgens dauerte, war ich ununterbrochen glückselig. Die Nacht war so hell, daß der allgemeine und wesentliche Character der Landschaft sich dem Auge fest und sicher einprägte. Die Hochebene senkte sich allmälig hinab, und immer mehr entfaltete sich ein reiches Culturland voll Arbeit und Wohlstand unsern Blicken; Olivenhaine, Maisfelder, Wiesen und Reben eilten abwechselnd an uns vorüber; die Straße war vortrefflich, gerade das Gegentheil von den Schilderungen, welche man gewöhnlich über spanische Straßen liest. Nur will ich nicht verschweigen, daß wir ohne Brücken durch zwei kleine Flüsse fuhren, was aber den Pferden eine große Erquickung zu sein schien. Gegen Tagesanbruch entlud sich ein starkes Gewitter; während der Blitze und Donnerschläge forderte mein endlich müde werdender Körper seine Rechte, ich schlief ein und träumte von der Heimath.

Die Stadt Gerona, berühmt durch eine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Franzosen, welche man derjenigen von Zaragoza an die Seite stellt, kann ich nicht schildern, weil ich sie nicht gesehen habe. Der Bahnhof, an welchen unsere Diligence unmittelbar fuhr, liegt vor der Stadt; nach einer halben Stunde sollte der Zug abfahren, es fehlte daher an Zeit zu einem Gang nach Gerona hinein. Ich erfrischte mich durch eine Tasse dicker und dunkler spanischer Chocolade nebst vortrefflichem Wasser, und setzte alsbald die Reise nach Barcelona fort.

Ich beabsichtige, der Betrachtung des spanischen Eisenbahnwesens einen besondern kurzen Abschnitt zu widmen, und

beschränke mich deßhalb hier strenge auf das, was gerade speciell hieher gehört.

Nachdem wir in Gerona, meines Erachtens ohne vernünftigen Grund, eine zweite, gleichfalls sehr humane und artige Zollvisitation bestanden hatten, führte uns die Locomotive während eines dichten, kalten Nebels bis zur Station Empalmes. Hier spaltet sich die catalonische Bahn in zwei Linien, deren eine längs des Meeres hin führt, während die andere mitten durch's Land zieht. Meine Fahrkarte theilte mich zu meinem Vergnügen der letztern Linie zu. So sehr ich nämlich das Meer und seine Schönheiten zu schätzen weiß, so habe ich doch auf dieser Reise dasselbe möglichst vermieden, um dem Lande, welches ich kennen zu lernen wünschte, alle Zeit und Thätigkeit zuzuwenden. Was ich nun auf dieser kurzen Fahrt nach Barcelona sah, kann ich in wenig Worten sagen. Eine große Anzahl von Haltstellen, überall lebhaftes Ein- und Aussteigen einer wohlhäbigen, muntern, lebhaften Landbevölkerung; die meisten Einsteigenden mit Landesproducten beladen, welche sie zum Markte führen, die Landschaft zu beiden Seiten der Bahn im höchsten Grade cultivirt, voll von Dörfern und Städtchen, reich bevölkert, — dieß ist in kurzen Zügen das erste Bild, welches ich von dem „tief gesunkenen Pfaffenlande Spanien" empfing. Allmälig mehrten sich die Anzeichen einer großen Stadt, und gegen elf Uhr Vormittags kamen wir im Bahnhofe zu Barcelona an, wo uns, zu meiner großen Erheiterung, eine dritte, gleichfalls tadellose Zolluntersuchung empfing.

Barcelona.

Die glänzende, von über einhundertundneunzigtausend Menschen bewohnte Hauptstadt Cataloniens hat in der spanischen Culturgeschichte von jeher eine bedeutungsvolle Rolle

gespielt. Ich bin weit entfernt, dem Leser hier eine Geschichte der Stadt zusammenstellen zu wollen. Nur mit Einem Worte will ich daran erinnern, wie Barcelona, im Mittelalter unter selbstständigen Grafen ein eigenes kleines Reich beherrschend, damals schon die Vermittlerin französischer Bildung und provenzalischer Dichtkunst für Spanien, also ein Hauptbindeglied zwischen dem hocheigenthümlichen Lande und dem übrigen Europa war. Wer sodann einen Begriff bekommen will von dem Glanze und der Bedeutung dieser Stadt unter der habsburgischen Dynastie, den verweise ich auf das einundsechzigste und dreiundsechzigste Kapitel im zweiten Theil des Don Quijote, wo Cervantes in seiner meisterhaften Sprache mit wenig Worten für den Verständigen genug sagt. Calderon nennt in seinem Drama „Lances de amor y fortuna" Barcelona vorzugsweise „das edle", und in seiner großartigen Tragödie „der Maler seiner Schmach" kann Jedermann eine Vorstellung gewinnen von dem heitern, genußvollen Leben und Treiben des Volkes in Barcelona, namentlich zur Zeit der Fastnacht. Allein auch die spätern Zeiten haben die Größe und Pracht dieser Stadt keineswegs beeinträchtigt, und sie steht jetzt in einem Zustande da, welcher es fast verzeihlich erscheinen läßt, wenn man noch in einem der neuesten Bücher über Spanien die übrigens durchaus maßlose und verkehrte Aeußerung findet: „Madrid und Barcelona seien die einzigen Orte in Spanien, wo man leben könne." Wahrlich, ich habe deren genug gefunden!

Betrachten wir zuerst als Grundlage des Weiteren, die Lage von Barcelona im Allgemeinen. Um einen Ueberblick derselben zu gewinnen, ist das Beste und Einfachste ein Morgenspaziergang auf dem Monjuich. Dieser, südlich von Barcelona in kühnen Formen in's Meer vorspringende und steil abfallende, mit einer stattlichen Festung gekrönte, mit gewaltigen

Aloen und Cactuspflanzen bewachsene und von zahlreichen Gärten gezierte Felsberg, belohnt durch die Aussicht von seiner Höhe auf's Reichste die kleine Mühe der Besteigung. Vor unserm Auge liegt zunächst das im Strahle der Morgensonne wie liebetrunken zitternde Meer mit seinem unbeschreiblichen reinen Blau, nach Nord und Ost in endlos scheinendem Bogen hingestreckt. Da, wo das Auge die nördliche Meeresküste zu verlieren beginnt, erhebt sich ein Halbkreis mäßig hoher Berge von etwas dunklerem Blau, als dem des Meeres. In wunderschöner Bogenlinie, mit meist sanften und milden Formen, zieht sich dieser Gebirgskranz am westlichen und südlichen Horizonte hin. Zwischen Gebirg und Meer aber liegt eine lachende, blühende, im Segen reichster Cultur prangende Ebene, welche nach Süden hin zu einem fruchtbaren Thale — Valencia entgegen — sich verengt, während ihr breiter Vordergrund, bis unmittelbar zum Meere, das große Barcelona trägt. Eine ziemlich schmale Landzunge ragt nordöstlich, gerade dem Monjuich gegenüber, weit in's Meer. Sie ist bedeckt von einer eigenen nicht unbedeutenden Stadt, der erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandenen Vorstadt Barceloneta. Zwischen ihr und dem Monjuich liegt Barcelona's Hafen. Er ist, jetzt wenigstens, keineswegs so leblos und unbedeutend, wie ihn manche Reisende bis in die neueste Zeit darzustellen suchen. Ich zählte von hier oben weit über hundert mehr oder minder bedeutende Schiffe, darunter eine ganz hübsche Anzahl stattlicher Dampfer. Die spanische Flagge, rothgelbroth, ist übrigens die vorherrschende. Wendet man den Blick rückwärts zur Stadt selbst, so überrascht die gewaltige Häusermasse, und die zahlreichen, großartigen, im Emporwachsen begriffenen Neubauten legen erfreuliches Zeugniß ab für den Reichthum und die Strebsamkeit der Bewohner. Eine große Anzahl von Kirchthürmen überragt die Stadt; sie sind

übrigens alle weder durch Höhe, noch durch architectonische Verhältnisse ausgezeichnet, und meistens oben platt. Die zwei Thürme der Kathedrale scheinen die bedeutendsten zu sein. Der Eindruck, den das ganze Bild auf den Beschauer macht, ist unaussprechlich, hinreißend. Wiewohl noch im nördlichen Spanien, fühlt man sich doch schon in einem durchaus südlichen Lande. Die Vegetation, die helle, hie und da fast weißglühende — keineswegs tiefblaue — Farbe des Himmels, die gewaltige Wirkung der Sonne schon in früher Morgenstunde, die gebräunte Hautfarbe der wenigen Catalonier, welche hier oben auf dem Berge herumstreifen; Alles vereinigt sich zu einem wahrhaft südländischen Gesammteindrucke.

Ich erinnerte mich aus den „Reiseskizzen" des vortrefflichen Lorinser (1855 und 1858), welche ich wiederholt mit eben so viel Nutzen als Freude gelesen habe, daß er bei Besteigung des Monjuich den breiten und bequemen Fahrweg verließ, und mittelst eines steilen Fußpfades die Höhe erreichte. Ich wollte es auch so einrichten, hatte aber nicht den gleichen Erfolg, wie mein geehrter Vorgänger. Ich erreichte wohl das Wirthshaus zur frohen Aussicht, und die dasselbe umgebenden Gemüsegärten, und genoß von hier aus den Blick auf die ganze unten ausgedehnte Herrlichkeit; allein der Weg bis zur Höhe der Festung wurde mir von einem grimmig aussehenden Catalonier, mit lang auf die Schulter herabrollender rother Mütze (montera), auf's Nachdrücklichste untersagt. Er behauptete, hier herum sei Alles Privateigenthum, und nirgends ein Durchgang zur Berghöhe. Ich mußte mich entschließen, nach der Fahrstraße zurückzukehren, und in ihren weiten, allmäligen Bogen die Höhe zu ersteigen. Ich gelangte bis zum Festungsthor, und nachdem ich von hier aus das ganze Wunderbild genossen, von dem ich oben eine Vorstellung zu geben

versucht habe, schaute ich den Kanonen des Forts in den Rachen und wollte mich selbst unter Vorzeigung meines Passes in die Festung bringen. Das war aber nicht auszuführen. Man verwies mich, um die Erlaubniß des Commandanten nachzusuchen, auf Nachmittags vier Uhr; allein bei der Beschränktheit meiner Zeit und meiner gänzlichen Unwissenheit in der Wissenschaft und Kunst der Befestigungen, unterließ ich es ohne Schmerz, in der Nachmittagshitze den Berg abermals zu besteigen. Ich erfreute mich vielmehr nochmals an dem großen und schönen Bilde, welches zu meinen Füßen lag, und trat sodann, reich befriedigt, den Rückweg an.

Unten angelangt, umwandelte ich den Hafen in seiner ganzen Ausdehnung. An die Hafenmauer schließt sich unmittelbar eine breite, prachtvolle, mit den stattlichsten Gebäuden besetzte Terrasse an, die muralla del mar. Hier ist das Spazierengehen in der frischen Meeresluft ein wahrer Genuß, namentlich in den Abendstunden. In wenigen Minuten gelangt man hinüber zur Vorstadt Barceloneta. Ich durchstreifte sie nach allen Richtungen. Seeleute, Fischer, Gewerbtreibende aller Art, namentlich aber solche, deren Arbeit auf das Leben zur See sich bezieht, im Ganzen etwa zwanzigtausend Menschen, bewohnen dieselbe. Sie ist übrigens geradlinig und einförmig gebaut; nur die auch hier nirgends fehlenden Balcone erhalten den spanischen Character.

Von der äußersten Spitze des Molo schaute ich sodann zum Monjuich und seiner Festung hinauf, wie vorher von da herunter, schaute nochmals hinaus in das weite, immer festlicher glühende Meer, und wendete mich nun, bei der rasch zunehmenden Hitze, dem Innern der Stadt zu.

Ich war in Barcelona von Mittwoch Vormittags elf Uhr bis Donnerstag Nachmittags vier Uhr. Was ich in dieser kurzen Zeit von der Stadt selbst, und von dem Leben und

den Zuständen ihrer Bewohner sehen konnte, will ich so gedrängt als möglich erzählen.

Der in manchen Schilderungen so stark hervorgehobene Unterschied zwischen der alten und neuen Hälfte von Barcelona erschien mir keineswegs besonders schroff. Diese Stadt ist voll Regsamkeit, Leben und Wohlstand; da kann es denn nicht befremden, wenn die ältere, einfachere Hälfte der jüngeren, glänzenderen immer ähnlicher wird. In die Augen fallend und von entzückender Wirkung ist dagegen die Theilung der Stadt in zwei, wiewohl ungleiche, Hälften durch die berühmte Rambla. Diese wahrhaft großartige Straße zieht von Ost nach West, vom Hafen bis gegen den Bahnhof, durch die ganze Stadt; zu beiden Seiten einer breiten, den mittlern Raum einnehmenden Acazienallee für die Fußgänger, befinden sich die gepflasterten Wege für Fuhrwerke und Reiter. Die Bäume sind von stattlichster Höhe und tadelloser Schönheit des Wuchses; ihr rauschendes Grün, verbunden mit der frischen Luft vom Meere her, machen diesen Spaziergang zu einem der angenehmsten von allen, die ich kenne. In dieser Straße liegen das teatro principal, die ersten Gasthöfe, die großen, zum Theil mit wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestatteten Cafe's, die schöne Kirche S. Maria de Belen, und eine große Anzahl palastartiger Privatgebäude.

Eine glänzendere Gasbeleuchtung, als die der Rambla, habe ich nirgends gesehen. Wenn nun am Abende eines heißen Tages ganz Barcelona — in des Wortes vollster Bedeutung — hier lustwandelt, jeder Stand, jedes Alter, jedes Lebensverhältniß reich und mannigfaltig vertreten ist, so bietet sich dem Auge ein Schauspiel dar, eben so genußvoll zu erleben, als schwer zu beschreiben.

Eine andere, zu dem Characteristischen von Barcelona gehörende Straße ist die Ferdinand's VII., welche rechtwinklig

in die Rambla mündet. Außer der Pfarrkirche von S. Jaime befinden sich in ihr, — sowie in den angränzenden Quartieren — die reichen Läden Barcelona's.

Es ist mir noch jetzt leid, meine schöne und sachverständige Leserin, daß wir nicht mit einander diesen Theil der Stadt durchstreifen konnten. Denn was hier in reichster Auswahl und elegantester Ausstattung zu sehen ist an Teppichen, Kleiderstoffen, Krystall, Porzellan, Silber und Gold, und tausenderlei andern Waaren, das ist gewiß eben so erfreulich für Auge und Herz einer Dame, als für das Gemüth eines Menschen, der mit Hochgenuß durch eigene Anschauung die Lüge entlarvt, daß Handel und Gewerbfleiß in Spanien darniederliegen. Denn man glaube ja nicht, daß diese Waarenmasse etwa ausschließlich oder größtentheils eingeführte fremde Producte darstelle. Nicht nur in Barcelona, sondern in ganz Catalonien besteht eine hoch entwickelte, selbstständige Industrie, welche sich insbesondere auf Spinnerei, Weberei, Druckerei, Strumpfwirkerei und Fabrication von Lederwaaren bezieht.

In den bisher von mir geschilderten, hervorragenden und glänzenden Stadttheilen, aber auch weiter hinein in den engen und düstern, durchweg mit sehr hohen Häusern besetzten Straßen, ist der Strom der Bevölkerung ununterbrochen, brausend, gewaltig. Die Höhe der Häuser und die Enge der meisten Straßen erweist sich übrigens in diesen südlichen Städten als durchaus wohlthätig, weil die beiden erwähnten Umstände Schatten und Kühlung hervorbringen. Wenn ich während meiner kurzen Reisezeit nur in den eigentlich kühlen Stunden Spaniens Städte hätte durchstreifen wollen, so würde ich es sicherlich nicht weit gebracht haben; ich fand aber fast überall, sogar in Cadiz, selbst Mittags zwischen zwölf und zwei Uhr Schatten genug, um wenigstens mit heilem Kopfe davonzukommen.

Dieses geräuschvolle, volkreiche, durchaus lebendige und aufgeregte Barcelona steht seit langer Zeit in dem Rufe ganz besonderer politischer Verdorbenheit oder Vortrefflichkeit, je nach dem Standpunkte des Beurtheilers. Das Bombardement, welches im Jahr 1842 der „liberale" General Espartero über die Stadt verhängte, deutet darauf hin, daß die Sache nicht ohne Grund ist; auch bei späteren politischen Ereignissen Spaniens standen die pronunciamientos oder Schilderhebungen Barcelona's immer in erster Reihe. Ich hatte in deutschen Zeitungen Manches gelesen von der dumpfen Gährung in ganz Spanien, namentlich aber in Catalonien, einer grollenden Gährung, wie sie Revolutionsausbrüchen vorherzugehen pflege. Ich war daher von Herzen begierig, mit Augen zu sehen und mit Ohren zu hören, wie Barcelona sich ausnimmt und wie es sich benimmt unter dem kräftigen Scepter der gegenwärtigen Regierung.

Und siehe da! Ohne Kriegszustand oder Ausnahmsmaßregel irgend welcher Art war dieses gefährliche Barcelona äußerst ruhig und zufrieden. Ich vermochte mit dem besten Willen auch nicht die leiseste Spur einer gesteigerten polizeilichen Thätigkeit oder Wachsamkeit zu entdecken, wiewohl ich durch meine Wahrnehmungen in andern Culturländern Europa's so Etwas im Allgemeinen schon zu unterscheiden gelernt habe. Ich machte, so viel es meine Zeit erlaubte, die Bekanntschaft der Barcelonesischen Tagespresse. Allein das liberalste Blatt, welches ich aufzutreiben vermochte, welches sich selbst täglich auf seiner Stirne mit dem Worte „liberal" schmückt, hieß „la Corona" — die Krone — und wollte trotz meines sehnlichen und ängstlichen Suchens von Umsturz und Revolution auch nicht das Mindeste wissen. Ich fahndete auf hungernde und unzufriedene Arbeiterphysiognomien, auf verschwörerische Soldaten, kurz, auf zornige, neuerungssüchtige,

mißvergnügte Leute jeder Art. Ich habe sie nicht finden können. Barcelona war ruhig, ging seiner vielen Arbeit nach, ging spazieren, ging in die Kirche, besuchte die Cafe's, las die Zeitungen, trieb alles Mögliche, nur Verschwörungen nicht. Und um dieselbe Zeit, oder ganz kurz hernach, durchlief abermals die deutschen Zeitungen die gänzlich erfundene, gewiß nicht aus Zufall oder aus dem Schaume des Meeres, wie die Liebesgöttin, entstandene Nachricht vom Ausbruche bedeutender Unruhen in Catalonien.

In den Cafe's zu Barcelona traf ich außer Zeitungen und außer dem bewegtesten Leben, Herren und Damen, Alt und Jung, auch sehr gutes Bier zu mäßigen Preisen, eine Bemerkung, die vielleicht nicht jedem deutschen Leser gleichgiltig ist. Dabei freute ich mich besonders, in dem öffentlichen Leben dieser großen und reichen Handelsstadt keine, auch nicht die leiseste Spur, des offen und schamlos auftretenden Lasters zu finden; dabei dachte ich ohne besondern Stolz an unser deutsches Hamburg.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit habe ich dem religiösen oder kirchlichen Leben Barcelona's zugewendet. Ich habe ein Buch gelesen, welches von einem gewissen Fernando Garrido, einem Spanier, geschrieben ist, und von welchem A. Ruge im Jahr 1863 der deutschen Nation eine Uebersetzung geschenkt hat. Es führt in dieser Uebersetzung den Titel: „Das heutige Spanien, seine geistige und äußerliche Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert.“ In diesem Buche ist natürlich auch von den religiösen Zuständen Spaniens die Rede, und die Auseinandersetzungen des Verfassers führen zu dem Ergebniß, daß in Spanien im Grunde genommen, gar keine Religion, wenigstens keine positive, mehr bestehe, und daß die zwei einzigen Menschenklassen, welche noch dem Christenthume und dem Katholicismus in diesem Lande angehören, die „Diebe und

Freudenmädchen" seien. Ich bekenne, daß ich erschrocken bin, als ich dieses las, nicht als ob ich befürchtet hätte, daß der Verfasser die Wahrheit sage, sondern ich erschrack über den sittlichen und geistigen Zustand eines Menschen, welcher so etwas mit Genuß über sein Volk zu sagen im Stande ist. Wahrlich, der einzelne Mensch, dem sein Zusammenhang mit Gott verloren gegangen, bietet ein solches Schauspiel dar, daß ich nicht begreife, wie man von einer Nation in Einem Athemzuge sagen kann, sie sei religionslos, und sie lebe fort. Doch ich will mich weiterer Betrachtungen über diesen Gegenstand enthalten; für ernste und vernünftige Menschen bedarf es derselben nicht, und für Garrido's Gesinnungsverwandte ist Marschall Narvaez ein besserer Apostel, als ich es zu sein vermöchte. Genug, ich suchte mit Eifer und Ernst zu beobachten, ob das spanische Volk religiös, und ob es innerlich religiös sei. Das beste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, besteht sicherlich darin, daß man recht oft und möglichst lange in den spanischen Kirchen verweilt. Schon derjenige Reisende, welcher nur die von seinem Handbuche aufgezählten Merkwürdigkeiten herunterzumachen bemüht ist, muß fleißig den Kirchen nachgehen. Denn in diesen Kathedralen hat die spanische Nation sich und ihrem Glauben Denkmale von solcher Vollendung und erhabenster Herrlichkeit errichtet, daß sie unbedenklich zu den großartigsten Eigenthümlichkeiten des durchweg großartigen Landes zu rechnen sind. Aus dem nämlichen Grunde ziehen sie natürlich den Freund und Kenner schöner Kunst mächtig an. Wer aber neben dem Zwecke, Land und Volk zu begreifen, eigene geistige Erhebung und Beruhigung sucht, dem kann ich aus eigener Erfahrung den Besuch der spanischen Dome nicht genug empfehlen. Ich kann wohl sagen, daß ich in denselben die genußvollsten, reinsten und besten Augenblicke meiner Reisezeit gelebt, daß ich vor Unruhe und Leidenschaft, vor mancherlei

Sturm und Drang in ihnen Beruhigung und Sammlung gefunden habe. Aber auch mein Zweck, in denselben die religiösen Zustände der Spanier kennen zu lernen, wurde erreicht. Ich weiß wohl, daß die Religion nicht im äußern Cultus besteht, aber ich war so wenig wie irgend ein anderer Reisender oder Nichtreisender im Stande, dem einzelnen Beter in sein Herzens- oder sonstiges Kämmerlein zu folgen, und hielt mich deßhalb, wie es in allen menschlichen Dingen der Brauch ist, daran, von dem Aeußerlichen auf das Innerliche zu schließen. Ich brachte in Barcelona den Morgen des Gründonnerstags zu. Ich besuchte eine Anzahl von Kirchen. Ich sah nicht nur, wie anderer Orten auch, die Kirchen alle von Andächtigen angefüllt, sondern ich bemühte mich, möglichst viele Einzelne zu sehen und zu beobachten. Ich wendete meine Aufmerksamkeit weniger auf die Frauen, welche Gottlob im Allgemeinen überall gleich fromm sind, als auf die Männer, denen der Kampf des Lebens und die Verkehrtheit der Leidenschaft häufiger dieses hohe Gut raubt. Und ich habe mich fest überzeugt, daß bei der großen Masse der spanischen Nation, selbst bei den sogenannten Gebildeten, der christliche, katholische Glaube ein unangetastetes, in ursprünglicher Gluth und Reinheit fortleuchtendes Kleinod ist. Ich habe Männer von gereiften Jahren, mit allen Eigenthümlichkeiten feiner Lebensform und höherer Geistesbildung, mit einer Gluth der Andacht, einsam vor einer Kapelle knieen sehen, welche mich ganz gewiß nicht täuschte. Ich habe gefunden, daß keine spanische Zeitung, so weit meine Lectüre sich erstreckte, bestehen kann, ohne einen täglichen, dem kirchlichen Cultus gewidmeten Abschnitt. Ich habe verkehrt mit den niedersten Ständen und mit rohen, verwahrlosten Personen aus denselben; aber ausnahmslos war die immer gleiche Erfahrung: ihr Glaube war ihnen geblieben.

Und wahrlich, ich habe mich, obgleich nicht Katholik, über diese Wahrnehmungen so herzlich gefreut, wie es nur der allerbeste Katholik thun konnte. Denn es war für mich gar nicht die Frage, in welcher geschichtlichen Form dieses Volk seine Religion verehre, sondern nur, ob es ihm mit seiner Religion wahrer und heiliger Ernst sei. Das aber ist, man verlasse sich darauf, im Großen und Ganzen in Spanien der Fall, und schon aus diesem einzigen Grunde ist an den so oft prophezeiten Untergang oder Verfall des spanischen Volks und Staats gar nicht zu denken.

Barcelona hat eine große Anzahl von Kirchen. Drei derselben sind mir noch einzeln erinnerlich. Es war in der Straße Ferdinand's VII., wo ich, mitten zwischen glänzenden, der Pracht und dem Luxus gewidmeten Magazinen, auf ein Kirchenportal stieß, durch welches eine Menge Andächtiger eintraten. Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß die Kathedrale von Barcelona vermöge ihrer Lage, eine große architectonische Wirkung nicht hervorbringen könne, und weil dieses Merkmal zutraf, glaubte ich, sie hier vor mir zu haben; es war aber nicht die Kathedrale, sondern die Pfarrkirche von S. Jaime (St. Jacob). Sie wird mir unvergeßlich bleiben, weil mich hier zum ersten Mal die wahrhaft geheimnißvolle Dunkelheit empfing, welche fast in allen spanischen Kirchen vorherrscht, und, wenn man aus dem blendenden Lichte des geräuschvollen südlichen Tages plötzlich hereintritt, eine eben so starke, als wohlthätige Wirkung auf das Gemüth hervorbringt. Nach einigen Augenblicken gewöhnte sich mein Auge an dieses schwache Dämmerlicht, so daß ich das Innere der Kirche betrachten konnte. Sie gehört übrigens nicht zu den hervorragenden spanischen Kirchen, obwohl namentlich der in Holz geschnitzte vergoldete Hochaltar eben so prächtig als kunstreich genannt werden muß. Einen ganz ähnlichen Eindruck

machte auf mich die auf der Rambla gelegene Kirche Sancta Maria de Belen.

Aber weitaus den ersten Rang unter Barcelona's Kirchen nimmt die gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts begonnene Kathedrale ein. Es ist mir nicht gelungen, einen architectonischen Begriff von ihr zu bekommen. Denn sie steht auf einem so ungünstigen, winkligen Platze, und die Standpunkte der Betrachtung sind überall so verbaut, daß es mir eben nicht möglich war, ein Bild des äußerlichen Ganzen in mich aufzunehmen. Da ich nun den Leser bloß mit meinen Wahrnehmungen beschäftigen will, so lege ich hier, statt eine von den Beschreibungen Anderer abzuschreiben, das Geständniß nieder, daß ich diese Kirche als Bauwerk nicht beschreiben kann. Ich weiß nur, daß sie zwei achteckige, schlanke, oben platte Thürme hat, welche über dem Hochaltar emporsteigen; unter letzterm liegt das Grabgewölbe der Schutzheiligen Barcelona's, der heiligen Eulalia. Dagegen über das Innere dieses Domes muß ich Einiges mittheilen. Dasselbe ist von so vollendeten architectonischen Verhältnissen, und darum von so bedeutender Wirkung, als nur in irgend einer Kirche. Mächtige Säulenbündel tragen ein großartiges, ich möchte sagen, gen Himmel sich verlierendes Gewölbe; Chor und Hochaltar bilden Meisterwerke von edlen Formen und namentlich von durchbrochenem gothischem Schnitzwerk in schönster Vollendung. Die prächtigen gemalten Glasfenster, welche ich freilich einzeln und gründlich zu betrachten nicht Zeit genug hatte, vollenden den Eindruck einer Kirche ersten Ranges. Hier, wie fast überall, findet sich die allbekannte spanische Eigenthümlichkeit, daß der Chor, dem Hauptaltar gegenüber, mitten in der Kirche stehend, wie eine kleinere, von einem reich verzierten Gitter umschlossene, oft auch von einer hohen Mauer umgebene Kirche in der größeren, hinten geschlossen, dem Hauptaltare zu offen,

ohne Dach, einen bedeutenden Theil des Mittelschiffes einnimmt. Ich habe viel darüber gelesen, wie sehr diese Einrichtung der spanischen Kirchen ihre Wirkung auf den Beschauer beeinträchtige; ich kann aber dieser Ansicht nur in höchst bedingter Weise beitreten. Ich will mich nicht als Beurtheiler katholischer Dinge aufwerfen, die ich unmöglich vollkommen verstehen kann; aber es will mir dünken, als ob diese Stellung des Chors ganz vortrefflich und mehr, als jede andere, dem Sinne und Wesen des katholischen Cultus entspräche. Absichtlich enthalte ich mich einer nähern Ausführung dieses Gedankens. Wenn er aber Grund hat, so ist es schon deßhalb unmöglich, daß der katholische, gläubige Betrachter einer solchen Kirche, (für welche Art von Leuten die Kirchen eben doch vorzugsweise bestimmt sind), durch diese Stellung des Chors gestört werde. Der Umfang und die Verhältnisse dieser Kathedralen sind aber auch in der Regel so gewaltig und außerordentlich, daß auch neben diesem Chor der Raum, welchen man frei überblicken kann, großartig und mächtig genug ist. Auch soll, wie mir vorkommt, dem Katholiken die Kirche mehr eine Welt, als ein Zimmer sein, und er kann daher die Stellung dieses Gotteshauses im Gotteshause gerade so gut ertragen, als ihn die große Anzahl der den Hauptraum der Kirche umgebenden einzelnen Kapellen nicht stören wird. Eine solche Kathedrale muß eben nicht vom beschränkten Gesichtspunkte eines Betsaales aus betrachtet werden, und eben so wenig wie ein antiker Tempel; sie stellt vielmehr, wie schon angedeutet, eine ganze kirchliche und religiöse Welt im Kleinen vor, und hat darum gar viele Theile, von welchen jeder einer besondern Betrachtung werth ist. Wer aber solche Kirchen ohne allen Anflug religiösen Gefühls, bloß um eines Kunsteindrucks willen betrachtet, der stelle sich so weit als möglich hinter den Chor, in die Nähe des Hauptportals, und schaue über den Chor hinweg zum Schluß-

gewölbe über dem Hochaltar hinauf, und er wird eines einheitlichen Eindrucks von der ganzen Kirche nicht entbehren. Endlich aber darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese spanischen Chorbauten sowohl durch ihre Umfassungsmauern, als durch ihre Chorstühle (der des Bischofs oder Erzbischofs steht im hintersten Theile des Chors, gerade dem Hochaltar gegenüber) wahre Meisterwerke der Baukunst und Sculptur darstellen. Aus allen diesen Gründen muß ich sagen, daß die fragliche Einrichtung mich wenigstens beim Genuß der spanischen Dome äußerst wenig gestört hat. Eine wahre Perle der Kathedrale zu Barcelona ist der, von allen Beschreibern gleichmäßig bewunderte, an die Kirche anstoßende Kreuzgang, welcher einen schattigen, mit Orangenbäumen und andern südlichen Gewächsen bepflanzten, durch seinen balsamischen Duft und seine trauliche Stille wahrhaft beseligenden Garten umgibt. Der Kreuzgang selbst, von herrlich schlanken und feinen Pfeilern getragen, birgt an seinen innern Wänden eine große Anzahl kleiner Kapellen mit alten, zum Theil auf Goldgrund gemalten Bildern, welche gewiß der Aufmerksamkeit Kunstverständiger in hohem Grade würdig sind. Lange hielt ich mich in diesem köstlichen Raume auf, und betrat mit neu gestärkter Kraft die lärmenden Straßen wieder.

Vor den Kirchenthüren Barcelona's wurden für zwei cuartos (etwa 1½ Kreuzer) kleine Büchlein religiösen Inhalts angeboten, von welchen ich einige kaufte und las. Ich fand unter Anderm ein Gedicht von dem berühmten spanischen Dramatiker Lope de Vega, betitelt: „La sagrada pasion de nuestro Señor Jesucristo“ (das heilige Leiden unseres Herrn Jesus Christus), welches so schön, von solcher Innigkeit und Gedankentiefe ist, daß ich es geradezu hieher übersetzen würde, wenn nicht der bedeutende Umfang der Dichtung mich davon abhalten müßte.

Den weltlichen öffentlichen Gebäuden Barcelona's habe ich, offen gestanden, weniger Aufmerksamkeit gewidmet, als den Kirchen. Ich erinnere mich wohl der Lonja (Börse), des Zollhauses, beide in der Nähe des Hafens, des Regierungsgebäudes auf dem Constitutionsplatz hinter der Ferdinandsstraße, und des Gebäudes, in welchem die Provinzialdeputation ihre Sitzungen hält; allein alle diese Gebäude machten weder durch Baustyl, noch durch sonstige Eigenthümlichkeiten einen characteristischen Eindruck auf mich, weßhalb ich auch meine Zeit nicht mit ihnen verlor.

In Barcelona sah ich auch zum ersten Mal spanische Soldaten in größerer Anzahl, und zwar sowohl in militärischem Dienste auftretend, als zur Kirche gehend. Da der Zustand der spanischen Armee zu denjenigen Dingen gehört, von welchen ich Nichts verstehe und deßhalb auch nicht rede, so beschränke ich mich darauf, meine Freude auszusprechen über die prächtige Haltung, den tadellosen Wuchs, den feurigen Gang, und die noblen Manieren dieser jungen Männer. Sie tragen meist rothe Beinkleider, aber nicht von dem schändlichen, den männlichen Körper wahrhaft verhunzenden Schnitt, welcher in der französischen Armee Brauch ist, sondern anständige Hosen bis zum Fuß herab, und blaue Waffenröcke; doch kommen auch blaue Beinkleider vor. Im Kasernen-Negligé tragen die Soldaten gelbe Flanelljacken. Die Kopfbedeckung ist mannigfaltiger Art, bald Tschako, bald Mütze, nur der Anblick einer Pickelhaube wurde von meiner schmachtenden Seele gänzlich entbehrt.

Der größte Theil der Bevölkerung Barcelona's ist vollständig modern, und zwar im Pariser Sinne gekleidet. Die Frauen und Mädchen schleppen sich in den nämlichen häßlichen und sinnlosen Kleidern umher, wie bei uns, namentlich mit langen Schleppen, von welchen ich schon in Barcelona mehrere,

natürlich ohne Absicht, zusammentrat. Nur den reizenden, Kopf und Schultern so malerisch umwallenden Spitzenschleier, die Mantilla, haben sie gerettet, und den Fächer als Haupt- und General-Waffe ihrer Coquetterie. Die Tracht der Landbevölkerung ist catalonisch, nämlich rothe Mütze (montera), mit links lang herabfallendem Zipfel, kurze Jacke, Beinkleider mit oder ohne Gamaschen, und über dieser Kleidung die Manta, eine Art Wolldecke, viereckig, bald roth, bald braun, bald gestreift, welche am meisten Aehnlichkeit mit einem Plaid hat. Die Frauen der Landbevölkerung haben wenig Eigenthümliches in ihrer Tracht; sie sehen so ziemlich aus, wie die Taglöhnerinnen bei uns; den Kopf umwinden sie, wo die Mantilla fehlt, mit einem seidenen, halbseidenen, oder baumwollenen Tuche.

Ich sah in Barcelona mehr wirklich schöne Männer, als Frauen; war aber eine Dame schön, so war sie es in hohem und blendendem Grade. Der kleine Anflug von dunklem Bärtchen auf der Oberlippe, wie er bei den Spanierinnen so häufig und characteristisch ist, sieht keineswegs so aus, wie wenn in Deutschland ein wasserblauaugiges strohblondes Gänslein sich mit Gewalt einen Schnauzer heranzieht, was ich auch schon erleben mußte, sondern man sieht gleich, daß die Natur recht wohl wußte, was sie that, indem sie diesen zarten Flaum auf diese vollen und doch so festen Lippen pflanzte.

Es wird mich wohl Niemand, der das Bisherige gelesen hat, der Unempfindlichkeit für Barcelona's große Vorzüge beschuldigen. Gleichwohl hat mir in dieser prächtigen Stadt Etwas gefehlt, und Etwas war mir zu viel; Ersteres war das Spanische, Letzteres das Französische. Die Nähe und der Einfluß des durch die Nase sprechenden Kaiserreichs sind in Ton, Sitte und Sprache außerordentlich fühlbar. Französisch und catalonisch hörte ich fast mehr sprechen, als castilianisch.

Die wesentlichen Unterschiede Barcelona's von andern modernen Städten sind gering. Eine vortheilhafte Seite hat übrigens dieser enge Zusammenhang mit Frankreich für denjenigen Fremden, welcher im Besitz französischen Geldes Spanien betreten hat; denn nirgends kann er die Umwechslung in spanisches Geld unter so günstigen Bedingungen bewirken, als hier; selbst in Madrid wird französisches Geld nicht über pari genommen, und wenn ganz Europa Agio zahlte.

Ich habe in Barcelona in der Fonda de las cuatro naciones (Gasthof zu den vier Nationen) gewohnt, und zwar zu meiner großen Zufriedenheit. Die Preise sind nicht übermäßig; für Frühstück um elf Uhr, Hauptmahlzeit um fünf oder sechs Uhr, und Wohnung zahlt man etwa dreißig Realen oder ungefähr acht Francs. Wohlfeiler kommt man in den Gasthöfen ersten Rangs in spanischen Städten als Fremder nirgends durch, oft aber theurer. Ich werde fortfahren, über meine Absteigquartiere jeweils ein Wort zu sagen; wen es nicht kümmert, der kann es überschlagen, und dem Verleger wird es nicht viel Geld kosten, dagegen vielleicht dem oder jenem Reisenachfolger von entschiedenem Nutzen sein. Der Fonda de las cuatro naciones in Barcelona will ich also zum Abschied nur noch der Wahrheit gemäß nachsagen, daß sie auf der Rambla, nicht weit vom Hafen, prächtig gelegen, und daß Alles, was man in ihr für sein Geld bekommt, vorzüglich ist, namentlich Fische und Wein.

Am Gründonnerstag Mittag legte Barcelona ein vollkommenes Festgewand an. Zwar wurden die Läden nicht geschlossen, aber der Verkehr hörte gleichwohl fast gänzlich auf. Was nicht in den Kirchen war, ging auf der bei Tag und bei Nacht gleich köstlichen Rambla spazieren; kühle Seeluft rauschte durch die Acazien und milderte den heißen Tag. Nochmals schloß ich mich dem bewegten, und doch an diesem Tag ernsten,

fast feierlichen Leben an, genoß nochmals den Anblick des Meeres, des Hafens, des Monjuich, gedachte nochmals an die Scenen, welche Cervantes seinen Helden hier erleben läßt, und an den Triumpheinzug, welchen Columbus nach der Entdeckung der neuen Welt hier zum Thron seines königlichen Herrscherpaares hielt. Dann riß ich mich los; meine Seele verlangte sehnsüchtig nach „mehr Spanien", und Nachmittags um vier Uhr begann die Weiterreise nach Valencia.

Von Barcelona nach Valencia.

Wiewohl man von Barcelona nach dem Süden zu mit der Eisenbahn reist, mußte ich mich dennoch abermals einer Empresa anvertrauen. Die Bahn von Barcelona nach Valencia erleidet nämlich von Amposta bis Ulldecona, ungefähr in der Hälfte der ganzen Weglänge, eine durch die noch nicht vollendete Ueberbrückung des Ebro bedingte Unterbrechung. Diese Strecke wird en diligencia zurückgelegt, und um hier seines Platzes sicher zu sein, nimmt man in Barcelona in einem Bureau mitten auf der Rambla, eine Fahrkarte, welche Eisenbahn und Diligencia bis Valencia umfaßt. Auf der Bahnstrecke von Barcelona bis Tarragona wird außerordentlich viel gereist; in den Wagen dritter Classe waren alle Plätze fortwährend dicht besetzt. Schon hier, wie auch später fast ohne Ausnahme, zeigte sich mir der Nationalcharacter der Spanier, besonders des unteren Volkes, im liebenswürdigsten Lichte. Von allen Seiten zugegeben ist die große Tugend der Nüchternheit an diesem Volke. Ich habe in ganz Spanien zwei betrunkene Menschen gesehen, von welchen einer nach seiner eigenen Erklärung, wie nach seiner Sprache, ein Franzose war, der Andere es wenigstens zu sein schien. Aber auch andere große und allgemeine Vorzüge schmücken unbestreitbar

das Wesen dieses Volkes. So ist es mir mehr als einmal vorgekommen, daß eine Männergesellschaft im Wagen, welche sich etwas ungenirt oder ausgelassen unterhielt, beim Einsteigen einer einzelnen Frauensperson vom niedersten Stand augenblicklich den Gegenstand des Gesprächs wechselte. Was würde wohl in Frankreich und bei uns unter solchen Umständen geschehen? Aber auch dieser Zug hängt mit der beständigen und ausnahmslosen Nüchternheit zusammen. Denn bis ein Mann mit kaltem Blut und nüchternem Kopf ein wehrloses Weib in Wort oder That beleidigt, muß er wahrlich tief unten sein. Die Herzlichkeit, mit welcher diese oft sehr armen Leute sich gegenseitig Alles mittheilen, was sie haben, ist höchst erfreulich. Ich habe oft gesehen, wie Jemand an einer Haltstelle für einige Cuartos kleine Erfrischungen, und wenn es nur eine Handvoll Haselnüsse oder zwei Orangen waren, einkaufte, und dann mit an Zudringlichkeit grenzender Freundlichkeit Alles, aber auch Alles, an die Umsitzenden vertheilte. Daß Tabak und Cigarren als Gemeingut Aller im Wagen behandelt werden, versteht sich vollends von selbst.

So geartet war auch die zahlreiche Reisegesellschaft, mit welcher ich Barcelona verließ. Nach einigen Stationen tauchte zu unserer Rechten ein Berg auf, welcher an Eigenthümlichkeit der Formen vielleicht nicht seines Gleichen auf der Erde hat, der Monte Serrato. Sein kühn gewölbter dunkelblauer Rücken ist in eine Menge von Zacken zerrissen, welche den Zähnen einer Säge theilweise nicht unähnlich sind; (daher auch der Name des Berges). Ich zählte mit meinen schwachen Augen im Vorüberfahren dreiundsechzig solcher Zacken. Da das berühmte Kloster auf dem Monserrat aufgehoben, auch die Besteigung des Berges für Jeden, der sich nicht ganz schwindelfrei weiß, nicht ohne bedeutende Gefahr ist, und mindestens zwei Tage in Anspruch nimmt, so hatte ich auf diesen Abstecher

verzichtet. Ich sah den Berg hier beim Vorüberfahren so schön und malerisch während längerer Zeit, daß ich mit dem Anblick gerne zufrieden war. Wer sich über den Monserrat näher unterrichten will, den verweise ich auf Lorinser's treffliche Darstellung, und wer nicht lesen mag, was ein katholischer Geistlicher schreibt, der kann sich in Hackländer's Buch über Spanien Raths erholen.

Die alte Römerstadt Tarragona mit ihrer berühmten Wasserleitung hoffte ich, ähnlich wie den Monserrat, beim Vorbeifahren und viertelstündigem Aufenthalt wenigstens in so weit sehen zu können, um ein Bild davon in mich aufzunehmen. Allein gegen Abend umhüllte uns ein von dem nahen Meere her aufsteigender, kühler Nebel so dicht, daß Tarragona's Gebäude nur in ganz schwachen Umrissen zu erkennen waren. Als wir uns bei Ampolla mehr landeinwärts wendeten, verschwand dieser Nebel, und eine klare, wunderschöne Nacht trat an seine Stelle. Bei Amposta wurden wir dann in eine Diligencia gesteckt, und zwar hier zum ersten Mal in eine spanische, mit, ich weiß nicht mehr acht oder zehn Maulthieren bespannte. Ich saß in der Berlina, trefflich aufgehoben. Das ziemlich tolle Fuhrwesen dieser spanischen Diligencia's ist schon so vielfach, und zum Theil, namentlich von Hackländer, so gut geschildert worden, daß ich gar kein Wort darüber verlieren würde, wenn ich nicht bedächte, daß Manche meiner Leser wohl noch Nichts über Spanien gelesen haben. Für diese also mögen mir die Andern ein paar kurze Worte erlauben: Die Maulthiere oder Pferde, hier acht bis zehn, bei Gebirgspässen zwölf bis sechzehn, sind paarweise hinter einander an den Wagen gespannt, welch letzterer im Wesentlichen die gleiche Einrichtung hat, wie jener von Perpignan nach Barcelona. Nur die zwei Thiere zunächst beim Wagen werden mittelst der Zügel geleitet; alle weiteren Paare hängen nur durch Zug-

stricke mit dem Wagen, und mit dem Kutscher in gar keiner Weise zusammen. Dieser Kutscher — mayoral — versieht zugleich das Amt des Conducteurs; er wird in der Regel auf jeder, wenigstens jeder größeren Station abgelöst. Neben ihm sitzt, oder sollte sitzen, sein Gehilfe, der Zagal. Dieser Mensch hat das ruheloseste Amt, welches mir bis jetzt auf der Welt vorgekommen ist. Während des tollsten Galoppirens springt er unter fortwährendem Geschrei und Gespräch mit den einzelnen Thieren, die jedes seiner Worte verstehen, hinunter, rennt zu dem vordersten Paar, bringt etwas am Geschirr in Ordnung, holt eine Handvoll Steine von der Straße, klettert auf seinen Platz, wirft einem der Thiere, das nicht gehorchen will, einen Stein an das rechte oder linke Ohr, je nachdem er das eine oder das andere für wirksamer hält, bricht wieder in eine Fluth von Beschimpfungen und Flüchen gegen das eine oder andere Maulthier aus, und so geht die Sache fort. Neben dem Wagen her rennend wie toll und schreiend, wie besessen, raucht er gleichzeitig eine Papiercigarre, und wenn er wieder oben sitzt, dreht er schnell seinem Vorgesetzten eine gleiche, steckt sie ihm sogar in den Mund, wenn er gerade beide Hände zum Kutschiren braucht, kurz, er thut außer dem Möglichen noch Einiges mehr. Auf dem linken Thiere des vordersten Zugpaares reitet endlich, oft vier bis fünf Stationen weit ohne Ablösung, der delantero, ein junger Mensch von zwölf bis achtzehn Jahren, fest im Sattel, unermüdlich im Antreiben des Thieres zu seiner Rechten; denn den zwei vordersten springen alle anderen in gleicher Gangart nach. Da die Thiere gut genährt, die Stationen nicht allzu lang sind, und das ganze Personal das Fahren und Reiten meisterhaft versteht, so habe ich mich von dieser Art zu reisen nie angegriffen oder unangenehm berührt gefühlt; im Bewußtsein verhältnißmäßiger Sicherheit war ich ruhig, und lernte selbst

beim größten Geschrei und Tumult einschlafen, wenn mein Körper dieser Erquickung überhaupt bedürftig war.

In solcher Weise kamen wir bei lieblichem Mondscheine an den edlen, altberühmten Ebro-Strom. Keine schattigen Castanien, überhaupt keine Bäume rauschten hier unmittelbar an seinen Ufern; aber gleichwohl war es ein wirklich schöner Anblick. Ruhig und machtvoll zog die stolze Wassermasse ihres Weges, und ich erinnerte mich augenblicklich an die schöne Stelle im Don Quijote (29. Kapitel des 2. Theiles), wo der edle Ritter an den Ebro gelangt und sich erfreut „an der Anmuth seiner Ufer, seinen hellen Gewässern, der stolzen Ruhe seiner Strömung, und der reichen Fülle seiner flüssigen Krystalle.“ Ich bitte jeden Leser, wo möglich bei dieser Stelle das angeführte Kapitel über das Abenteuer mit dem bezauberten Kahne nachzuschlagen, und sich lebendig vorzustellen, wie ich bei diesem Ebroübergange jene Schilderung des Cervantes verstehen lernte. Der Ebro verschwand, die Stunden der Nacht gingen rasch dahin, und gegen drei Uhr Morgens waren wir wieder auf der Eisenbahn. Auf der Strecke von Ulldecona bis Valencia, während einer Fahrt von gegen sechs Stunden, hatte ich das nicht beneidenswerthe Schicksal, in Waggons ohne Fenster und ohne Vorhänge zu reisen. Wäre die Nacht schön und warm geblieben, so hätte mich dieß sehr gefreut; allein nach drei Uhr erhob sich, wiederum bei der Annäherung an das Meeresgestade, ein Nebel von solcher Dichtigkeit und grimmigen Kälte, wie ich ihn wahrlich in dieser Gegend nicht vermuthet hätte. Die zwei heißen Tage in Barcelona machten mich vielleicht noch empfindlicher, kurz, ich fror im schlimmsten Sinne des Wortes. Um mich herum lagen auf allen Bänken unförmliche Gestalten, in Wolldecken eingehüllt. Außer mir entbehrte noch ein Mensch im Wagen diese Wohlthat; er sah aus, wie ein lüderlicher Kellner, und klagte

furchtbar über Kopfweh und Schmerzen jeder Art. Um seine Leiden in Etwas zu lindern, griff er plötzlich nach einem der herumliegenden Päcke, um sich ein Kopfkissen daraus zu machen; da erschienen aus vier Ecken vier Köpfe, und vier Stimmen erklärten dem Unglücklichen, das, was er angreife, sei kein Gepäckstück, sondern ein Caballero. Dieser am Kopfe angepackte Caballero streckte nun das weiße Haupt eines alten Bauern aus seiner ihn umhüllenden Manta schläfrig hervor; er fragte, was es gebe, und als er begriff, daß sein Angreifer leide, schlüpfte der alte Mann augenblicklich aus seiner warmen Decke, richtete sie dem Fremden selbst zum Kopfkissen her, legte den eigenen Kopf auf die kleinere Hälfte, und gab seinen Körper von nun an der kalten Nachtluft preis. Ich denke, der Zug ist werth, daß ich ihn mir merkte. Etwa um fünf Uhr Morgens erhob sich links von der Bahn, dem Meere zu, die bedeutende Stadt Castellon. Fünf Minuten Aufenthalt wurden verkündet, und sehnsüchtig nach warmer Chocolade eilte ich hinaus. Aber die Bahnhofrestauration bestand aus einem kleinen Tischchen mit einigen Flaschen Branntwein; zwei ansehnliche Gläser davon mußten mir als Frühstück dienen, und reichten kaum hin, mich einigermaßen zu erwärmen.

Jetzt aber erschien die Sonne und mit ihr die Wärme wieder. Zur Rechten erhob sich ein kahler, stolz emporragender Berg, bis hinauf von Häusern, Gebäuden und Ruinen bedeckt. Es war Murviedro (murum vetus), der Ueberrest des alten Saguntum, jener welthistorischen Stadt, an deren heldenmüthige, aber vergebliche Vertheidigung einst der Riesenkampf zwischen Rom und Carthago, und mit ihm die Entscheidung über Europa's Schicksal sich knüpfte. Die jetzt noch vorhandenen Ruinen sind übrigens nicht die Trümmer der von Hannibal zerstörten spanischen, sondern diejenigen der von der Völkerwanderung in Staub gelegten römischen Stadt.

Meine philologische Bildung ist leider, namentlich im Archäologischen, nicht so gründlich und fachmäßig, daß ich mir aus einer speciellen Betrachtung dieser Ruinen, worunter namentlich diejenigen eines Amphitheaters große Beachtung verdienen sollen, einen wirklichen Gewinn hätte versprechen können; ich prägte also das wundervolle Bild fest und sicher meiner Seele ein, und fuhr vorüber.

Schon hatten wir die Grenzen der reich cultivirten, Valencia umgebenden Landschaft, — huerta, Garten genannt — überschritten, und die ersten Dattelpalmen erfreuten mein staunendes Auge; der Name der letzten Station vor Valencia, „Albuixec,“ mahnte deutlich genug, daß ich mich bereits in einem früher arabischen Lande befand; noch eine kleine Weile, und wir hielten gegen neun Uhr im Bahnhofe zu Valencia.

Valencia.

Nicht geringe Freude würde es mir gewähren, wenn ich im Stande wäre, von Valencia dem Leser ein möglichst anschauliches Bild zu geben; und ich schlage zu diesem Zwecke dem Leser einen förmlichen doppelseitigen Vertrag vor. Wenn er eben so langsam, aufmerksam und vorurtheilslos lesen will, als ich mir langsam, sorgfältig und unparteiisch zu schreiben ernstlich vornehme, so werden wir schon zu Etwas kommen mit einander.

Ich betrat Valencia's Boden am Charfreitage Morgen, und die erste Nachricht, welche ich erhielt, war die, daß keinerlei Fuhrwerk mich in meinen Gasthof bringen könne, indem wegen des heiligen Tages, wenigstens in den Vormittagsstunden, durchaus nicht gefahren werden dürfe. Wer die Thorheiten kennt, welche das stolze Großbritannien um seiner lächerlich prosaischen Sonntagsfeier willen begeht, und zwar alle

sieben Tage, der wird den leidenschaftlichen Südländern diese gewiß übertriebene Charfreitagsfeier nicht schwer anrechnen. Dieselbe erinnerte mich auf der andern Seite an eine von mir in Deutschland schon beobachtete, zum Wesen des Katholicismus gewiß nicht gehörige Unart mancher einzelnen Katholiken, welche darauf gerichtet ist, die Charfreitagsfeier der Protestanten durch möglichst lärmende Arbeit zu stören. Leute, die hiezu Lust tragen, mögen sich an Valencia spiegeln. Ich nahm, wiewohl bestäubt und übernächtig in hohem Grade, ohne allen Verdruß in Begleitung eines gepäcktragenden Knaben den Weg unter die Füße. Durch enge, verschlungene, balconreiche Gassen, welche in etwas düsterer Feierlichkeit und Stille den auffallendsten Gegensatz zu Barcelona's lärmenden, geradlinigen, theilweise sehr breiten Straßen bildeten, kamen wir an der Kathedrale vorüber. Es war gerade ein Gottesdienst zu Ende, und ein reicher Strom wahrhaft stolzer Spanierinnen, heute natürlich alle schwarz gekleidet, fluthete uns entgegen. Ich mag mich in meinem Staub- und Reise-Zustand den voll Andacht und edler Würde einherschreitenden Schönen gegenüber seltsam genug ausgenommen haben; denn nur diesem Umstande kann ich es verdanken, daß sie so ziemlich Alle mir ihre Aufmerksamkeit, und damit Blicke schenkten, welche zum Theil aus wahren Gluthaugen blitzten. Wer Etwas von Lope oder Calderon gelesen hat, der kennt genugsam jenes Mittelding zwischen Magd und Gesellschaftsdame, criada, (Dienerin) genannt, ohne welches die Damen nicht leicht erscheinen; schalkhafte, verliebte, manchmal treulose, manchmal treu ergebene Mädchen voll Witz und Zungenfertigkeit. Ich war noch nicht im Gasthof, als ich schon Calderon's dama und criada in reinster Ursprünglichkeit gesehen hatte. Zwei junge Damen von seltener, höchst eigenthümlicher Schönheit, nämlich mit blonden Haaren, kohlschwarzen Augen, und —, unter

diesem Himmel — schneeweißem Teint kamen aus der Kathedrale, und hinter ihnen, gleichfalls wie ein Schwesternpaar aussehend, zwei braune, etwas derbe, schwarzlockige, die arabische Abkunft deutlich verrathende Dienerinnen, welche sich noch im Gehen mit der Toilette ihrer Gebieterinnen ein wenig zu schaffen machten. Welch' ein Drama, dachte ich, ließe sich aus diesen vier Gestalten von vollendetster Eigenthümlichkeit und kräftigster Natur bilden! Wahrlich, wo man auf dem Wege vom Bahnhof zum Wirthshause solche Figuren vor sich herumlaufen sieht, da ist es — mögen Lope und Calderon mir verzeihen — minder schwierig, ein fruchtbarer und doch geistvoller Dichter zu sein.

Endlich hatten wir uns hindurchgewunden; ganz nahe bei der Kathedrale liegt ein ziemlich kleiner, stiller, aber freundlicher Platz, der Platz des Erzbischofs genannt, weil das erzbischöfliche Palais daran liegt. Auf der andern Seite desselben steht die Fonda del Cid, ein ganz vortreffliches Gasthaus, in welchem man etwa zu den nämlichen Preisen lebt, wie in den cuatro naciones zu Barcelona. Gegenstand meiner Ergötzung in demselben war insbesondere ein kleiner, dicker, watschliger Oberkellner, bei dessen Anblick ich sofort an die Worte von Cervantes denken mußte: „Der Anzug, der Bart, die Dicke und Kleinheit des neuen Statthalters hielten alle Welt in Verwunderung" (Don Quijote 2. Theil, 45. Kap.); denn Gonzalez, so hieß er, trug auch einen Bart, und Nichts weniger, als einen Frack, sondern er servirte entweder in Hemdärmeln oder höchstens in einem grauen Röcklein. Ueberhaupt sind in Spanien jene entsetzlichen Frack-Kellner höchstens in den Cafe's von Madrid u. dgl., aber nirgends in den Gasthöfen der Provinzialstädte zu finden. Meinen hiesigen Oberkellner taufte ich natürlich für meine Gedanken zum Sancho Panza, und unter diesem Namen lebt sein Bild bei mir fort.

Nachdem ich in meinem schönen, hohen Zimmer einige Ruhe genossen, ging ich aus, um von Valencia zu sehen, was die Zeit erlaubte. Mein erster Gang war billiger Weise der mir so nahe gelegenen Kathedrale gewidmet. Sie ist von derjenigen zu Barcelona so wesentlich verschieden, daß von einer Vergleichung beider Dome gar nicht die Rede sein kann. Während in Barcelona die ganze Aufmerksamkeit des Beschauers auf das reiche, edle, gothische Innere sich zusammendrängt, fesselt in Valencia den Blick vor Allem der außerordentlich imposante, achteckige, in gewaltigen Verhältnissen ohne alle Verjüngung emporsteigende, morische Thurm, welcher, warum, weiß ich nicht, la torre del Miguelete genannt wird, (im Allgemeinen heißt „Miguelete" ein catalonischer Bergsoldat), und oben auf dem morischen Gebäude noch einen Aufsatz spätern Ursprungs trägt. Sein dunkles Gestein ragt wie ein gewaltiger, sonnenverbrannter Maurenkopf über der weißglänzenden Stadt empor, und Jahrhunderte fliegen vor dem geistigen Auge des Beschauers vorüber. Und hier bitte ich den freundlichen Leser, sich von mir nicht in der spanischen Geschichte unterweisen zu lassen, sondern lieber Herder's Cid zur Hand zu nehmen, und ihn entweder ganz zu lesen, oder doch wenigstens den Abschnitt IV, betitelt: „Der Cid zu Valencia und im Tod." Es hat zwar Clarus in seinem sonst sehr schätzbaren Werke über die Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter die Herder'sche Bearbeitung des Gedichtes vom Cid als eine unspanische und philisterhafte hart angegriffen. Allein abgesehen davon, daß wir in Deutschland meines Wissens eben noch keine bessere besitzen, geht Clarus in diesem Urtheil sicherlich zu weit. Ich wenigstens habe, nachdem ich die Hauptschauplätze der Thaten des großen spanischen Nationalhelden, Burgos und Valencia, gesehen, und nachdem ich die spanische Nation in allen Ständen kennen gelernt

hatte, Herder's Werk von Neuem mit ungestörtem Genusse lesen können. Ich bitte also nochmals den etwa mit der Geschichte weniger vertrauten Leser, an dieser Stelle mein Buch aus der Hand zu legen, Herder's Cid zu lesen, und dann fortzufahren. Der Thurm, vor welchem wir noch immer mit einander stehen, soll der erste Platz gewesen sein, welchen der Kampfheld ohne Gleichen nach der Eroberung von Valencia bestieg, um von hier oben das den Ungläubigen abgerungene neue Königreich zu betrachten. Eine recht bequeme steinerne Treppe führt auf die Höhe des Thurmes, und möge ja Niemand, der so glücklich ist, nach Valencia zu kommen, diesen Gang unterlassen. Eine Viertelstunde hier oben gibt ein deutlicheres, dauernderes Bild von Valencia und seiner Umgebung, als stundenlanges Gehen oder Fahren drunten. Nach Osten gewendet, erblickt man die langgestreckte, geradlinige Meeresküste, die Masten des Grao, (Valencia's Seehafen), das Meer selbst in weitester Ausdehnung; südlich die Lagune Albufera, nicht weit rückwärts vom Meeresstrand; nördlich erreicht der Blick noch die großartig herüberschauenden Trümmer von Murviedro. Den ganzen Bogen von letzterem Punkte bis südwärts von der Lagune füllt ein mittelmäßig hoher, blauer, auch hier wieder in milden und anmuthigen Formen verlaufender Gebirgszug aus. Den Raum zwischen diesen, sechs bis zehn Stunden entlegenen Bergen, dem Meer, und den schon bezeichneten nördlichen und südlichen Grenzpunkten, nimmt die Huerta ein, und so ziemlich in ihrer Mitte erhebt sich Valencia, vorzugsweise „die Schöne“ genannt. So lächerlich vielleicht die Vergleichung ist, ich dachte bei diesem Anblick an eine Venus, auf Rosen gelagert, die ich irgendwo gemalt gesehen. Da ich über diese Huerta Nichts zu erzählen habe, was nicht längst bekannt wäre, so sage ich hier wiederum nur ein paar Worte für Diejenigen, welche sich zum ersten Male mit Spanien

beschäftigen. Es durchströmt nämlich in der Richtung von West nach Ost der Fluß Guadalaviar, oder Turia, in Valencia selbst ausschließlich nur mit dem letztern Namen bezeichnet, diese Provinz. Unmittelbar nördlich oberhalb der Stadt zieht er vorüber, und ergießt sich südlich vom Grao in's Meer. Sein Bett ist von ansehnlicher Breite, aber beinahe ganz trocken. Dieser letztere Umstand rührt von den Wasserleitungen her, welche zur Zeit der maurischen Herrschaft, also vielleicht schon vor neunhundert bis tausend Jahren, errichtet wurden. Diese Leitungen, aus gemauerten Canälen — azequias — bestehend, führen das Wasser des Flusses in unzähligen Verzweigungen auf der ganzen Ebene umher, und es ist eine ausgemachte Sache, daß nur diesem Bewässerungssystem die reiche Cultur und herrliche Fruchtbarkeit dieser paradiesischen Gegend zu verdanken ist. Im frischesten, thauigsten Grün liegt sie unter den Strahlen einer glühenden Sonne zu unsern Füßen; herrliche Dattelpalmen, riesige Feigenbäume, Orangen, Citronen, Oliven, Aloen oder Agaven von gewaltiger Größe, dazwischen Feld- und Garten-Gewächse jeder Art, und, beinahe verdeckt von dieser üppigen Vegetation, weiße Häuser und Strohdächer, die kleinen Dörfer der Huerta, Alles zusammen gibt ein glänzendes Bild einer glücklichen, von menschlichem Fleiß mit reichstem Erfolge gepflegten Natur. Dieses Bewässerungssystem und seine segensreichen Wirkungen sind von einer gewissen Klasse der Schriftsteller über Spanien, häufig aufgegriffen worden, um daran zu Gunsten der Mauren hämische Bemerkungen über die Spanier und über die spätere europäische Cultur des Landes zu knüpfen. Mir fällt es ganz gewiß nicht ein, die hohen Verdienste des reichbegabten orientalischen Volkes, welches hier gearbeitet hat, verkleinern zu wollen. Allein billiger Weise wird man zugeben müssen, daß, nachdem die Mauren die Wasserleitungen eingerichtet

hatten, die Christen nach der Eroberung weiter nichts Vernünftiges thun konnten, als sie erhalten und benützen. Der weitere Schluß aber, die Spanier würden höchst wahrscheinlich die Bewässerungsanlagen nicht eingerichtet haben, wenn sie dieselben nicht vorgefunden hätten, entbehrt jeder thatsächlichen Begründung eben so sehr, als er voll ist von tendenziöser Bosheit. Valencia selbst gewährt von hier oben — denn wir sind immer noch auf dem Thurme — einen Anblick, welchen nur stattlich zu nennen, fast übergroße Bescheidenheit wäre. Es ist eine Stadt von etwa 110,000 Einwohnern, ziemlich ringförmig um die Kathedrale herum gelagert, umgeben von trefflich erhaltenen, uralten Ringmauern mit Thoren und Thürmen. In dem krummverschlungenen Labyrinth ihrer Straßen scheint von diesem Standpunkt aus Ordnung und System zu herrschen; Stadt und Gegend prägen sich dem Auge und Geiste tief und dauernd ein.

Doch endlich wieder hinab! Das Innere dieser Kathedrale, ein mächtiger Raum mit gewaltigem Choreinbau, hat sicherlich viel geringeren Kunstwerth, als das Innere der Hauptkirche von Barcelona. Diese letztere zeichnet sich durch einen einheitlichen, wie aus Einem Gusse durchgeführten Baustyl aus; an dem Dome zu Valencia dagegen haben mehrere Jahrhunderte gebaut und restaurirt, so daß man hier im Innern ohne Gesammtbild bleibt, wie in Barcelona bei äußerer Betrachtung. Es bildet übrigens die Valencianer Kathedrale ein lateinisches Kreuz mit achteckiger Kuppel im Mittelpunkt, umgeben von zahlreichen Anbauten, mit drei Haupteingängen, einem westlichen neben dem Miguelete, einem südlichen und nördlichen. Unter dem Erstern soll in früheren Zeiten die corte de la seo gehalten worden sein, das Gericht zur Entscheidung von Wässerungsstreitigkeiten; seo heißt nämlich im Valencianischen Dialect die Kathedrale selbst. Ich habe übrigens von dieser

alten Gerichtseinrichtung keine Spur mehr vorgefunden, weßhalb ich auch den Leser nicht davon unterhalten kann.

Nach Besichtigung der Kathedrale beobachtete ich mit großem Interesse die Andächtigen in derselben. An die Stelle der ernsten Religiosität, welche mich in Barcelona erfreute, war hier auf manchem Angesicht eine schwärmerische, für den kalten und protestantischen Nordländer fast unheimliche Gluth getreten, welche ich nirgends in Spanien so ausgeprägt gefunden habe, wie gerade in Valencia. Uebrigens hatte die Unheimlichkeit für mich schon am zweiten Tage vollkommen aufgehört, und ich schaute recht beruhigt in diese glühenden Frauenaugen hinein, ohne mich zu verbrennen und ohne, wie bei uns zu Hause so viele ängstliche Fortschrittsmänner, an die Wiederanzündung der Scheiterhaufen zu denken. Nicht unerwähnt kann ich bei dieser Gelegenheit die eigenthümliche Art lassen, mit welcher die Spanierin, nachdem sie die Kirche betreten, sich niederläßt. Bänke oder Stühle sind nicht da, sondern nur Matten von Stroh oder Espartogras. Auf diese knieet die Dame hin, und nach kurzer Andachtsverrichtung läßt sie sich, ohne die Kniee vom Boden zu erheben, in graziöser und durchaus orientalischer Weise, rückwärts zu einer Art von türkischem Sitzen nieder, aus welchem sie in jedem Augenblicke des Gottesdienstes, welcher das Knieen erfordert, augenblicklich und ohne Geräusch oder Anstrengung wieder in die frühere Stellung zurückgelangt. Es ist gar kein übler Anblick, einer schönen Valencianerin bei diesen unschuldigen Manövres zuzusehen. Daß die ununterbrochene Handhabung des Fächers die Andacht der Spanierin nicht stört, ist eine bekannte Sache.

Aus der Kathedrale begab ich mich über eine der mehreren, fünf oder sechs, prachtvollen, massiven Bogenbrücken, welche über das wasserarme Bett des Turia führen. Mitten im Flußbett saßen einige Wäscherinnen, welche kaum das für ihre

Arbeit nöthige Wasser fanden. Bei einer derselben saß in Galauniform ein spanischer Soldat, und wiegte das Kind seiner Dame auf den Armen, ein Anblick, der mir nicht nur spanisch, sondern an dem geschmückt und stolz aussehenden Kriegsmanne fast rührend vorkam.

Gleich jenseits der Brücke befindet man sich auf der berühmten, vielgepriesenen Alameda von Valencia, in deren großes Lob ich aber nicht ganz einstimmen kann. Links vom Bette des Turia, rechts von einer Reihe freundlicher, zum Theile prächtiger Landhäuser begrenzt, dehnt sich dieser allerdings großartige Spaziergang in bedeutender Länge und noch mehr in's Auge fallender Breite aus. Außer zwei höchst geräumigen Fahrstraßen zählte ich vier ansehnliche Alleen für Fußgänger, Alles neben einander. Man sieht schon hieraus, daß in diesem Punkte in Valencia des Guten wohl zu viel geschehen ist. Und in der That, die schönen und großen Bäume, welche die Alleen bilden — ich weiß wirklich nicht mehr, ob Platanen oder Acazien — vermögen weder den Staub noch die Hitze in genügendem Grad von dieser ausgedehnten Fläche abzuhalten. Der Staub in den Fahrstraßen ist vielmehr unerträglich, und der in den Fußwegen arg genug. Die Valencianische Sonne aber scheint durch die Lücken der Bäume in die all zu breiten Bahnen mit einer Macht herein, vor welcher das germanische Gehirn sich beinahe entsetzt. Kurz, nach meinem Geschmack ist Barcelona's Rambla diesem Spaziergang in jeder Hinsicht vorzuziehen. Nicht viel besser vermag ich zu urtheilen über die gleichfalls viel gerühmte glorieta, einen schon innerhalb der Stadt liegenden, mit Marmorstatuen geschmückten, mit Sitzbänken versehenen, und mit den prachtvollsten südlichen Pflanzen, Lorbeeren, Orangen, Zitronen, Myrten u. s. w. ausgestatteten kleinen Spaziergang. Sie leidet an dem entgegengesetzten Fehler, wie die Alameda,

sie ist nämlich zu beschränkt im Raume. Die Alameda (auch prado genannt) und die glorieta sind die beiden Hauptlustorte der Gesellschaft Valencia's, erstere namentlich zum Fahren, letztere zum Spazierengehen. Das Fahren geschieht hier ausnahmslos in der valencianischen Nationalkutsche, Tartana genannt, welches Wort übrigens im Provincialdialect Tartaa oder Tataa lautet. Dieses Fuhrwerk hat zwei hohe Räder, auf welchen zwei einander, der Länge nach gegenüberliegende Sitzbänke, für etwa je drei Personen angebracht sind. Ueber dieser wölbt sich in morischem Hufeisenbogen, eine nach vorn und hinten offene Lederdecke; außen vor dem Fuhrwerk, bald rechts bald links, sitzt auf einem kleinen Kissen der Fuhrmann und läßt die Füße baumeln. Wie sich das Fahren in der Tartane anläßt, kann ich dem Leser nicht sagen, da ich auf meiner ganzen Reise weder in einer Droschke, Chaise, Tartane, noch in irgend einem andern Fuhrwerke, außer Eisenbahnwaggon, Diligencia und Omnibus gesessen bin. Einen Valencianischen Tartanencorso der schönen Welt, konnte ich wegen der Charwoche nicht zu sehen bekommen; daran haben aber ich und der Leser nicht viel verloren, weil es nichts Besonderes sein kann, viele hinter einander fahrende Tartanen zu sehen, die schönen Gesichter in denselben dagegen nicht. Daß die Tartanen der Vornehmen und Reichen, in der ihren Verhältnissen entsprechenden Weise, reich und glänzend ausgestattet sind, brauche ich kaum zu sagen; am zweiten Tage meines Aufenthalts in Valencia, wo das Verbot des Charfreitags aufgehoben, aber noch keine Stimmung zum Corso vorhanden war, sah ich in der Stadt einzelne derselben von höchst geschmackvoller Verzierung, und sicherlich von großem Werthe.

Mehr durch einen glücklichen Zufall, als durch eigenen Verstand, fand ich ganz in der Nähe der Alameda den könig-

lichen Garten, — jardin real — in welchem außer einem kleinen, recht verwahrlosten Lusthäuschen, — Casino de la reina — die üppigste Fülle einer südlichen Vegetation, theilweise in seltenen und kostbaren Arten, zu finden ist. So habe ich hier z. B. einen Baum, welchen mir der mich begleitende Gärtner als Pinus de Aleppo bezeichnete, in einer Höhe und mit einer Pracht der Entwicklung gesehen, die mich wahrhaft in Erstaunen setzten. Dieser Gärtner erinnerte sich mit Wehmuth — wahrscheinlich ein ziemlich seltener Fall — an König Ferdinand VII., welcher öfters hieher gekommen sei; der schlichte Mann wandelte übrigens mit einer wahrhaften Grandeza einher, und nahm sein Trinkgeld entgegen, wie eine Kammeradresse.

Während aller dieser Gänge und Betrachtungen hatte sich aber der vorher fast weißglühende Himmel dunkelgrau überwölkt, und ich glaubte einen tüchtigen Regenguß erwarten zu müssen. Ich eilte daher zur Stadt zurück, und verirrte mich in ihrem Straßenknäuel recht ernstlich. Ein junger Mann, den ich um Auskunft über den Weg zur Fonda bat, lief wenigstens zwanzig Minuten mit solch freundlicher Gesprächigkeit neben mir her, daß ich sehr besorgte, ich hätte es mit einem spanischen Judenjüngling zu thun. Ich that ihm aber sehr Unrecht. Am zweiten Tage begegnete er mir wieder, stellte mich mitten auf der Straße, erkundigte sich genau, was ich gesehen und was dabei gedacht, und löste mir unter herzlichstem Händedrucke das Geheimniß seiner fast zudringlichen Freundlichkeit durch die Erklärung, wie sehr es ihn freue, einen Deutschen kennen gelernt zu haben, der Spanien verstehe und liebe. Und das war kein hochstehender und kein hochgebildeter Mann, sondern ein junger Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren, aus der bescheidensten Mittelclasse. In seiner Gesellschaft sah ich auch das Zollgebäude, welches hier, wie

fast überall in Spanien, in wahrhaft monumentalem Style erbaut ist. Sämmtliche Zöllner des Zollvereins und der übrigen Erde mögen mir verzeihen, daß ich beim Anblicke solcher spanischen Zollpaläste, nichts Anderes denken konnte, als: es ist gut, daß man diese Häuser auch nachher noch zu Etwas brauchen kann. —

Der valencianische Himmel brachte nur einige wenige Regentropfen zu Stande; mein freundlicher Wegweiser verließ mich, und ich überließ mich nach einem trefflichen Mittagessen, einige Stunden der Ruhe und Einsamkeit.

Mancher meiner Leser denkt vielleicht, es sei toll genug, daß ich auf einer Reise, bei der ich sechs Wochen lang, ich kann wohl sagen, immer einsam war, die Einsamkeit auch noch besonders aufsuche. Ich glaube selbst, daß es nicht Jedermanns Sache ist, in dieser Weise zu reisen. Allein, ich für meine Person muß dabei bleiben, daß es gar Nichts gibt, was den inneren Menschen in solchem Grade stählt und aufrichtet, wie die Einsamkeit. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und ebenso sorgt das Leben hinreichend dafür, daß man sich nicht allzusehr von der menschlichen Gesellschaft absondert. Was man aber dem Leben an Einsamkeit abgewinnen kann, das sollte man ja benützen und zum stillen, ernsten Ausbau des eigenen Selbst verwenden. Es kommt nur auf den Anfang an; wer einmal fähig geworden ist, so Etwas zu begreifen, der gibt es auch nicht mehr auf. Sicherlich wird man auch auf der andern Seite bei tieferer Betrachtung wahrnehmen, daß diejenigen Menschen, welche ewig von Geselligkeit reden, welche zu jedem kleinsten Spaziergange einen Gesellschafter nöthig haben, in der Regel geistig armselige, und zugleich durchaus selbstsüchtige Menschen sind. Sie suchen ihre Nebenmenschen nicht, weil sie dieselben lieben, sondern, weil sie in sich selbst Nichts finden, als einen

leeren Raum und Langeweile. Mir kommt die Gesellschaft ähnlich vor, wie das Essen. Soll Einem Letzteres schmecken, so muß man bei weitem die meiste Zeit — nicht essen.

Meine heutige Nachmittagseinsamkeit füllte ich theilweise aus durch Beschäftigung mit der Tagespresse von Valencia. Ich lernte zwei Journale kennen, el diario mercantil und las provincias. Sie lagen miteinander in Fehde, aber in keiner solchen, wie ich sie aus manchen deutschen Zeitungen, um mich nicht specieller auszudrücken, gewöhnt bin, sondern in einer ritterlichen, spanischen Fehde, bei welcher man den Gegner aus dem Sattel zu heben, aber nicht zu beschimpfen sucht. Beide waren jedoch einstimmig in der Grundidee, daß man, gleichgiltig, ob mit dem politischen System der gegenwärtigen Regierung zufrieden oder nicht, dieselbe mit allen möglichen Mitteln unterstützen müsse, wenn es ihr nur gelinge, Land und Volk emporzubringen. Das war nun wörtlich, was ich zu Hause schon gedacht hatte, nämlich, daß Narvaez der wahre spanische Fortschrittsmann im guten und ernsten Sinne des Wortes ist, der Mann, welcher den Fortschritt zum Guten will, nicht aber das Fortschreiten im politischen Blödsinn.

Schon bei meiner Ankunft in Valencia hatte man mich aufmerksam gemacht, daß gegen Abend eine große Prozession zu Ehren der schmerzenreichen Mutter Gottes stattfinden werde; ich war daher höchst widerwärtig überrascht, als ich aus der Siesta, in welche ich über den Zeitungen verfallen war, nicht nur mit Kopfschmerzen erwachte, sondern auch so spät, daß die Prozession schon vorüber sein mußte. Höchst verdrießlich ging ich aus; meine Befürchtung ward bestätigt; die Stadt war sogar ganz auffallend menschenleer.

Ich machte einen Spaziergang vor das Stadtthor, vor welchem einst Auffenberg seine einundzwanzig Stichwunden erhielt. Ich gedachte mit Wehmuth des wahrhaft talentvollen

Mannes, den ich in meiner Jugend in Freiburg im Breisgau gesehen habe und mir noch wohl vorstellen kann. Seine Beschreibung seiner Reise nach Granada und Cordova gehört, wiewohl jetzt ganz veraltet (sie ist von 1832), immer noch zu dem Anschaulichsten und Lebendigsten, was in Deutschland über Spanien geschrieben wurde. Freilich zeigt sich schon in ihr deutlich genug jene Friedlosigkeit und Gottverlassenheit, jener gänzliche Mangel innerer Harmonie, woran Auffenberg in der Folge zu Grunde ging. Von dem Kloster, in welchem er so liebevoll verpflegt wurde, habe ich Nichts gesehen; es fing an, zu dämmern, und da im Süden die Nacht außerordentlich rasch einbricht, auch die Festung Valencia bei Zeiten geschlossen zu werden pflegt, so wollte ich nicht, wie damals Auffenberg, vor die Stadt hinausgesperrt werden.

Ich kehrte also um, und wollte in Gottes Namen mißmuthig nach Hause gehen. Mitten in der Stadt hemmte auf einmal meine Schritte ein großer Menschenknäuel; feierliche Musik ertönte, und nach wenig Augenblicken erfreute mich der Anblick, der bei Fackelschein zur Kathedrale zurückkehrenden Prozession. So groß ist Valencia; ich hatte den Beginn der Prozession versäumt, und sie dann in der Stadt zufällig nicht gefunden. Darum war mir auch die Stadt menschenleer erschienen, weil die Menschen der kirchlichen Feierlichkeit nachgegangen waren. Es war nun ein höchst eigenthümlicher, echt spanischer Anblick: diese zahlreiche, alle hierarchischen Abstufungen vom Erzbischof herunter, vertretende Geistlichkeit, die riesigen Wachsfackeln, die zum Theil nach unsern Begriffen Teufelslarven ähnlichen Vermummungen ihrer Träger, die retablos, welche fast alle Momente der Leidensgeschichte darstellten, und im feierlichsten Ernste und würdevollsten Schritten getragen wurden, und endlich am Schlusse das von Fackeln beleuchtete, übrigens kunstvoll gemalte, blutige und dornen-

gekrönte Haupt des gestorbenen Erlösers. Dazu ertönten abwechselnd großartige Instrumentalmusik und wirklich schöne Gesänge; der ganze Aufzug versetzte mich in Gedanken lebendig in Philipps II. Zeit zurück, und lebhafter als je begriff ich, wie Unrecht man diesem, übrigens aus ganz andern Gründen, auch von mir nicht geliebten Monarchen thut, wenn man glaubt, er habe sein Volk mit Gewalt auf die Bahn des religiösen Enthusiasmus getrieben, oder in derselben festgehalten; nicht leicht war ein König mit seinem Volke so Eins, wie in diesem Punkte Philipp II. mit seinen Spaniern.

Die an der Prozession theilnehmenden Damen hatten sich natürlich nach Hause begeben; allein das störte mich in diesem Falle gar nicht; denn die Damen hatte ich schon am Vormittage gesehen, und von der Prozession interessirte mich in der That nur der eigentlich kirchliche Theil, welchen ich bei dieser magischen Beleuchtung vielleicht eigenthümlicher sah, als wenn ich zwei Stunden früher gekommen wäre.

Mittlerweilen hatte es nun doch angefangen, zu regnen, und ich eilte nach Hause. Abgesehen von der vielen körperlichen Bewegung, hatte ich mich heute in einer ganz besondern geistigen Aufregung befunden, welche ich in meinem Reisetagebuche unter dem Eindrucke des Augenblicks als „Kampf mit dem spanischen Geiste" bezeichnet finde. Erst in Valencia war mir das spanische Wesen in höchster und vollendeter Eigenthümlichkeit, in Bezug auf Land und Leute, entgegengetreten, und ich hatte innerlich viel zu thun, um alle diese Eindrücke zu verarbeiten und zu begreifen. Ich war daher seelenvergnügt, daß mir die weitere Ausführung meines Reiseplanes noch einen zweiten Tag für Valencia übrig ließ, und da am Charfreitage von öffentlichen Abendunterhaltungen natürlich nicht die Rede sein konnte, so schloß ich diesen Tag mit der Prozession ab, und ging nach Hause.

Nachdem ich am andern Morgen vor Allem den Besuch der Kathedrale und des Miguelete wiederholt hatte, erfreute ich mich sehr und lange Zeit an der großen Veränderung, welche über Nacht mit Valencia vorgegangen war. Die leidenschaftliche Trauer des gestrigen Tages war abgelegt, es war Markttag, und der reiche, lebendige Strom der Bevölkerung, fluthete brausend in den schmalen, vielverschlungenen Straßen. Auf den Balconen ließen sich manche Frauen- und Mädchen-Gestalten sehen, welche, auch heute mit feurigen und schwärmerischen Blicken, aber von ganz anderer Art als gestern, die frische Morgenluft genießend, dem geschäftigen Treiben da unten zusehen. Während in dem Handel und Verkehre zu Barcelona, die Fabricate der Industrie die herrschende Rolle spielen, sind es hier in Valencia ganz vorzugsweise die reichen und massenhaften Naturproducte der huerta, welche den Markt füllen. Der Hauptmarktplatz selbst, mercado, mit zwei großen gedeckten Hallen und mit Gewölbereihen an den Seiten versehen, bietet sowohl durch die reiche Fülle von Südfrüchten und Gartengewächsen aller Art, als durch das muntere, lebendige Menschentreiben ein höchst anziehendes Schauspiel; nur der Geruch des Fleisches und der Fische, welche ich gleichfalls hier feilgeboten sah, konnte mich nach einiger Zeit von seiner Betrachtung vertreiben.

In Valencia wird schon, wie dieß dem Süden natürlich und eigenthümlich ist, die tägliche Arbeit und das ganze häusliche Leben recht eigentlich auf der Straße getrieben. Die Arbeitsbuden und Wohnzimmer stehen Alle nach der Straße zu offen, und so lange die Hitze nicht lästig wird, zieht natürlich Niemand den leichten Vorhang zu, welcher den Tag über als Thüre und Fenster zugleich verwendet wird. Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, allein mir will es scheinen, daß dieses offene Leben auf die Straße hinaus nur einen heilsamen

sittlichen Einfluß auf die Menschen ausüben könne. Mancher Zug von Rohheit, manche Handlung der Brutalität, mancher überflüssige Zank und Streit unterbleibt wohl, wenn die ganze Welt zusehen kann und muß, während er nicht unterbliebe, wenn die Verkehrtheit der Leidenschaft sich bei verschlossenen Thüren gehen lassen dürfte.

Die Bevölkerung von Valencia und der huerta gehört im Allgemeinen zu den minder gut beleumundeten Spaniens. Was ich von den Leuten niedern Schlags gesehen habe, hat mir nicht übel gefallen. Dienstfertig, gefällig, zuvorkommend sind alle Spanier, und diese Tugenden haben die Bewohner der Provinz Valencia mit den Andern gemein; aber der vorherrschende Zug der Munterkeit, Fröhlichkeit und Gesprächigkeit ist mir an diesen Leuten besonders aufgefallen, und dieser Zug trifft selten mit einem bösen Herzen zusammen. Die Kleidung der Stadtbevölkerung ist auch hier größtentheils modernisirt; bei den unteren Ständen ist von der Nationaltracht eigentlich nur die faja übrig geblieben, bekanntlich ein langes rothes Tuch, welches in Form eines schuhbreiten Gürtels, sechs bis zehn Mal um die Mitte des Leibes gewunden und in der Art befestigt wird, daß es als Geldbeutel, Speisekammer, Pistolenhalter und alles Mögliche dienen kann.

In der huerta ist die valencianische Nationaltracht noch häufiger, wiewohl sie auch hier offenbar mehr und mehr in Abnahme kommt. Wo sie ganz ursprünglich getragen wird, da besteht sie bei den Männern aus einem einzigen Kleidungsstücke, nämlich einem Hemd, welches mit den weiten, nur bis zum Kniee reichenden Beinkleidern Ein Stück bildet. Die Fußsohle ist durch Sandalen geschützt, welche den ganzen obern Theil des Fußes frei lassen, der Kopf nach morischer Sitte mit einem Tuch, wie mit einem Turban umwunden, oder auch mit einer Art spitzigem Calabreser bedeckt. Dieser einfachsten

Tracht scheinen sich aber doch nur die Aermsten und Geringsten zu bedienen; bei Wohlhabenderen sieht man Tuchbeinkleider, buntverzierte Weste, dunkle Jacke, rothe Faja um den Leib. Die Tracht der Frauen ist minder eigenthümlich; Röcke wie bei uns, Mantilla bei der städtischen, ein Tuch um den Kopf bei der ländlichen Bevölkerung. In ganz Spanien ist die Frauenkleidung aller Stände züchtig und anständig in hohem Grade.

Schauend und betrachtend, dazwischen auch ein Glas guten deutschen Bieres trinkend, welches ich nahe beim Bahnhofe in einer „la Alemana“ betitelten Brauerei, zum Preis von vier Kreuzer der Schoppen, auf unser Geld und Maaß reducirt, angetroffen habe, trieb ich mich stundenlang in Valencia's Straßen umher. So kann selbst das anscheinend zwecklose Herumschlendern zur lehrreichsten Sache werden, wenn der rechte Wille und die gute Absicht dabei ist; denn ich habe bei solchen Gängen in Spaniens Städten, bald mit dem, bald mit jenem ein kurzes Gespräch anknüpfend, hier in einer Kneipe ausruhend, dort bei einer Orangenfrau verweilend, nicht nur für Erweiterung meiner Sprachkenntnisse, sondern namentlich für das klare Verständniß von Land und Leuten ganz hübsche Ergebnisse gewonnen. Auf diese Weise fühlte ich mich in Spanien vom ersten Tage an so zu Hause, daß, so oft es sich um die Uebergabe von einem meiner, zum Theile sehr schätzbaren Empfehlungsbriefe handelte, mir dieses Angehen Anderer um Rath, Schutz und Beistand als eine enorme Lächerlichkeit vorkam, da ich mir ja allein so gut zu helfen wußte. Und so habe ich denn, an Consuln, Generale und Handlungshäuser empfohlen, alle diese dankenswerthen Schreiben wohlbehalten an den Bodensee zurückgetragen.

Doch zurück zu Valencia! — Dicht neben dem Bahnhofe, unmittelbar vor der Stadt, erhebt sich das großartigste monu-

mentale Gebäude dieser Stadt nach der Kathedrale, ich meine den neuen Stierkampfplatz, plaza de toros. Was in diesem plazas de toros vorgeht, werden wir am rechten Orte, nämlich in Sevilla, zu sehen bekommen; von ihrer baulichen Einrichtung muß ich dagegen hier ein Wort sagen, weil die plaza von Valencia nicht unerwähnt gelassen werden kann, zumal ich noch nirgends eine Beschreibung derselben gefunden habe.

Die Stierkampfplätze, deren wohl jede, einigermassen bedeutende Stadt Spaniens, einen besitzt, sind runde, steinerne Amphitheater, deren Mauern nach außen in der Regel keinerlei architectonischen Schmuck zeigen, sondern düster und traurig genug aussehen. Innen umschließen sie einen gewaltigen, mit Sand bestreuten, glatten Raum, auf welchem das traurige Schauspiel vor sich geht. Die Zuschauerplätze sind durch eine, gewiß nicht über fünf Fuß hohe, dünne Bretterwand von dem Kampfplatze geschieden. In angemessenen Zwischenräumen finden sich Durchbrechungen dieser Wand, vor welchen in einer Entfernung von etwa einem Fuß, Schirmwände angebracht sind. Die so entstehenden Lücken machen den zu Fuß Kämpfenden den Rückzug möglich, während der Stier durch die enge Oeffnung natürlich nicht zu folgen vermag. Hinter diesem Ring folgt zunächst ein etwa vier bis sechs Fuß breiter freier Gang, hinter welchem sich sodann amphitheatralisch die steinernen Sitzbänke ohne Lehnen erheben, zwölf bis zwanzig Reihen hinter einander. Rückwärts und höher als diese Plätze, welche eingetheilt sind in sol, sombra, sol y sombra, je nachdem sie während des ganzen Schauspiels im Schatten oder in der Sonne liegen, oder theils im Schatten und theils in der Sonne, erheben sich die bedeckten Logenreihen in einem, zwei und drei Stockwerken, je nach der Größe des Platzes. Den bevorzugtesten Platz nimmt die Loge der presidencia, über den Sitzplätzen des Schattens ein; in ihr nimmt die Person

oder Behörde Platz, welche bei jeder Vorstellung den Vorsitz führt, bald der Gemeinderath (ayantamiento), bald eine Wohlthätigkeitsanstalt, bald eine vornehme, bald sogar eine fürstliche Person. Die ihr zunächst liegenden Logen zahlen die höchsten Preise. Unterhalb dieser Präsidialloge ist die Estrade für das Musikcorps, und gerade gegenüber auf der andern Seite der Arena das kleine Thor, durch welches die Kampfstiere in den Platz springen; bald rechts, bald links von diesem das Thor, durch welches die Cuadrilla, d. h. die Gesammtheit der am Kampfspiele Theilnehmenden, ihren Einzug hält. Manche Stierplätze sollen theilweise nur aus Holzgerüsten bestehen; ich habe keinen solchen gesehen.

Der neue Stierkampflatz in Valencia nun, erst 1860 vollendet, ist in römischem Stile aus Quadern erbaut, in allen Theilen massiv und grandios, ein wahrhaft prachtvolles Bauwerk, bei welchem ich leider nicht das Nämliche denken konnte, wie bei den spanischen Zollpalästen. Er faßt nicht weniger als sechzehntausend achthundert einundfünfzig Menschen auf lauter numerirten Sitzen; seine Kosten betrugen zwei Millionen fünfmalhunderttausend Realen, oder ziemlich über dreimalhunderttausend Gulden. Rechts neben der Präsidialloge liegt die des Generalcapitäns, links die des Gouverneurs der Provinz, also der obersten Militär- und Civil-Behörde, sodann folgt die Loge des Wohlthätigkeitsvereins (yunta de beneficienzia). Die Brüstungen der Logen, aus Gußeisen, sind elegant und massiv zugleich; die Gänge breit und bequem, die Ein- und Ausgänge zahlreich, der Zuschauermasse entsprechend, das Ganze wahrlich einer bessern Sache werth. Ich war allein in dem gewaltigen Raume, den ich nach allen Richtungen durchstreifte, und in allen Höhen erstieg; meine Gedanken waren trüb, aber noch unklar, sie sollten erst in Sevilla zur Reife kommen.

Ich hätte gerne nicht nur den Grao, Valencia's Hafenstadt, sondern auch den See Albufera besucht, welcher durch seine reizenden Umgebungen ausgezeichnet sein soll; da aber für Beides meine Zeit nicht wohl reichte, so mußte die reine Naturschönheit vor dem Gebilde der Menschenhand zurücktreten, und die Hafenstadt behielt den Sieg.

Nicht weniger als zwanzig tägliche Eisenbahnzüge vermitteln den Verkehr zwischen Valencia und dem Grao, ein Umstand, welcher gerade nicht auf große Erbärmlichkeit der Verkehrsverhältnisse schließen läßt. In wenigen Minuten ist der nur etwa eine Stunde entfernte Hafen erreicht. Es lagen ungefähr hundert größere Schiffe vor Anker; das Hafenleben war im Allgemeinen minder bedeutend, als in Barcelona. Dagegen war man mit sehr bedeutenden Hafenarbeiten beschäftigt, namentlich mit Erbauung eines neuen großen Dammes, sowie eines bessern Verschlusses für den inneren Hafen, um den rhedeartigen Character desselben möglichst zu beseitigen. Bei ziemlich heftigem Sturmwind umwandelte ich den ganzen Hafen; das Meer war aufgeregt und schlug hohe Wellen, der innere Hafen aber blieb unbewegt, sehr im Gegensatz zu dem, was manche Reisende über seine Unsicherheit gesagt haben. Die Hafenbatterie zählt zehn große Kanonen und einen Mörser, welche Geschütze außerordentlich friedlich in's Meer hineinschauten.

Die nahe beim Hafen liegende Stadt mußte auch durchstreift werden; sie ist ganz neu, geradlinig, langweilig und staubig. In einer Hafenkneipe trank ich unter Matrosen und Landleuten ein Glas vorzüglichen Wein für vier Cuartos, etwa drei Kreuzer; nur das Glas hätte etwas reinlicher sein dürfen. Das Schönste am Grao war jedenfalls der Blick auf das brandende Meer; in Bezug auf Leben und Treiben steht er hinter vielen Seestädten und Häfen noch weit zurück.

Sancho Panza erzählte mir heute mit Stolz, daß am 12. Mai die Königin mit weiß Gott wie vielen Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen nach Valencia kommen und in der Fonda del Cid wohnen werde; mein jetziges Zimmer werde wohl einem Erzbischofe zur Herberge dienen. Seine offenbare Absicht, durch diese Schilderung in mir ein aus Stolz und Demuth zusammengesetztes Gefühl hervorzurufen, ward nicht erreicht, was ihn ziemlich mürrisch und unzufrieden machte. Seine Hoffnung auf den 12. Mai wurde übrigens in der Folge nicht erfüllt.

Das abendliche Treiben in Valencia's Straßen, war ungemein heiter und ansprechend. Nachdem die letzten gottesdienstlichen Handlungen am Vorabende des Osterfestes beendigt waren, belebten sich alle Gassen mit einer unzählbaren Menge von Spaziergängern. Guitarrenspiel und Gesang ertönte aus manchen Häusern, die zum Theil sehr schönen Kaufläden waren glänzend erleuchtet, und eine betrachtende Truppe stand fast vor jedem derselben. Wer nicht spazieren ging, saß vor seinem Hause oder unter der offenen Thüre seines Zimmers; so groß die Stadt ist, so glich sie doch diesen Abend ganz einer erweiterten Idylle. Keine Spur von Trunkenheit oder sonstiger Unsitte verunstaltete das fröhliche Gemälde. Der Spanier weiß auf die einfachste, maßvollste und sittlichste Weise vergnügt zu sein; er bedarf dazu nur Bewegung in freier und kühler Luft.

Valencia hatte mir gestern seine und des spanischen Volkes düstere, heute seine freundliche und heitere Seite gezeigt; sein Bild in meiner Seele hatte Plastik und Vollendung empfangen. Man hatte mich hier mit Französischsprechen in Ruhe gelassen; jeder Mensch, den ich anredete, war mir herzlich und vertrauend entgegengekommen. Ich hatte ein Stück echtes Spanien gesehen und begriffen; hiemit wohl zufrieden, ver-

zichtete ich auf die Aufsuchung weiterer Merkwürdigkeiten, und setzte auf die Frühstunde des Ostermorgens die Weiterreise fest.

Alicante.

Früh um drei Uhr erschien Sancho Panza in fast zu tiefem Negligé, und erfuhr mit Ingrimm, daß er vergeblich sich dem Schlummer entzogen, um einen schon Wachen zu wecken. Der Nachtwächter hatte dieß bewirkt. Dieser Mann heißt in Spanien Sereno, weil er nicht nur die Stunden, sondern auch das Wetter ausruft; da dieses fast immer schön und heiter ist, so führt sein Verkünder auch den entsprechenden, angenehmen Titel. Er hatte mir um zwei Uhr einen schönen Ostermorgen angerufen, und er behielt Recht. Am Bahnhofe traf ich schon zu dieser frühen Stunde eine ganze Masse Mitreisender aus allen Ständen. In Ermangelung eines warmen Frühstückes thaten wir Alle so ziemlich das Nämliche, wir tranken Branntwein und rauchten Cigarren. Ich bitte den sittsamen und nüchternen Leser, sich über dieses Branntweintrinken nicht zu entsetzen. Ich habe dieses Getränk in Spanien überall gut und gesund gefunden; ein kleines Gläschen davon unter ein großes Glas Wasser gemischt war mir eine der wohlthätigsten, Stunden lang ausreichenden Erfrischungen. Morgens um drei Uhr schon Chocolade zu bereiten, ist in den Gasthöfen, wenn man es nicht unbedingt verlangt, nicht gebräuchlich, und so bin ich mehr als einmal mit einem Gläschen Liqueur vier bis fünf Stunden lang gereist; ich trieb eben Alles so sehr nach Landessitte, als es mir nur möglich war. Nur mit den Papiercigarren habe ich mich unmöglich befreunden können, weil ich lieber Tabak, als Papier rauche. Die importirten, ächten Havannahcigarren waren mir viel zu theuer, indem schon die allerwohlfeilsten

ein bis zwei Realen kosten (7 ½ bis 15 Kreuzer), und so rauchte ich puros peninsulares, d. h. Regiecigarren ohne Papier, welche man für drei und vier cuartos in ganz erträglicher Qualität haben kann. Dieses Geständniß wird mich freilich bei einigen Lesern tief herabwürdigen; in Gottes Namen!

Einer der neuesten Reiseschriftsteller über Spanien versichert, daß eine Dame allein in Spanien unbedingt nicht, oder nur in Männerkleidern reisen könne. Dieses leichtfertige Gerede veranlaßt mich, nochmals mit ein paar Worten der Reisegesellschaft auf den spanischen Eisenbahnen zu gedenken. Daß ein allein reisendes Mädchen um so übler daran ist, je höher sie in den Wagenklassen steigt, ist eine allbekannte, bei der großen Moralität derer, welche hienieden das Geld haben, äußerst natürliche Erscheinung, und man kann, auf nur zu zahlreiche Erfahrungen gestützt, behaupten, daß ein solches Mädchen, wenn es erschrocken und schüchtern ist, in Deutschland und in der Schweiz unter hundert Fällen gewiß fünfzigmal nicht einen Tag lang unangefochten reisen wird. Diese Erkenntniß hat in den letzten Jahren gewiß auch beigetragen zur Errichtung der Coupés, welche für Frauenspersonen allein und ausschließlich bestimmt sind. Solche Coupés sind nun auf den spanischen Bahnen gleichfalls eingerichtet, und die allein reisende Dame ist in denselben unter Ihresgleichen jedenfalls eben so sicher und wohl daran, als im norddeutschen Bund. Kann sie aber nicht so viel Geld ausgeben, so möge sie ganz getrost zu uns in die dritte Klasse kommen und Nächte lang mit uns fahren. Wenn sie nur den Tabaksrauch ertragen kann, für alles Uebrige stehe ich ein; sie wird Gefälligkeit und Zartgefühl jeder Art vom Spanier erfahren, und nichts Anderes.

Den Tabaksrauch aber muß man in diesem Lande wohl ertragen können, denn es wird immer und überall geraucht;

im Stierplatz, im Gange und Foyer des Theaters, im elegantesten Speisesaale, sogar zwischen den einzelnen Speisen, im Coupé erster Klasse wie in der dritten, und die Dame, welche um Erlaubniß gefragt wird, sieht den Fragenden ganz verwundert an.

Also, nämlich liebenswürdig und rauchend, war auch die zehlreiche Gesellschaft, mit welcher ich am Morgen des Ostersonntags von Valencia wegfuhr. Ein Blick auf die Karte zeigt dem Leser, daß wir, über Jativa nach Encina, durch recht gebirgige Landschaften flogen. Wer die Namen dieser Berge und Gebirge zu wissen wünscht, dem mag die Karte, oder die Geographie von Wappäus Auskunft geben. Ich für meinen Theil beschränke mich darauf, etwaigen Reisenachfolgern die hohe Schönheit dieser Gegend, namentlich bei Jativa, zur aufmerksamen Betrachtung zu empfehlen. Der durchweg südliche Character der Pflanzenwelt, welche durch Orangen, Feigen, gelbblühende Opuntiencactus, riesenhafte Agavien, einzelnstehende Palmen, sowie durch die durchsichtig klare, den fernen Gegenstand dem Auge wunderbar naherückende Luft sich kundgibt, wird durch das Gebirge vor jener Trockenheit und Dürre bewahrt, welche näher gegen Alicante zu auftritt. Hier, bei Jativa und Mogente, ist noch Alles frisch, saftig, fruchtbar; die edlen, aber nicht schroffen Contouren der Berge vereinigen sich mit den lachenden Fluren zu einem Gesammtbilde von Segen und Freude.

Nachdem wir bei la Encina in die Bahn übergegangen sind, welche von Madrid nach Alicante führt, ändert sich der Character der Gegend, je mehr wir uns dem Meere wieder nähern. Oede, verbrannte Kalkfelsen treten an die Stelle der vorher so lieblich blauen Gebirge, und auch die Felder sehen dürr, verbrannt und trocken aus. Wir sind hier nahe an der Gränze des Königreiches Murcia, und die ein- und aus-

steigende Gesellschaft der niedern Volksklassen sieht auf den ersten Blick viel weniger vertrauenerweckend aus, als bisher. So gerieth ich zum Beispiel beim Wagenwechsel in Encina unter einen Trupp unheimlich aussehender Patrone, von denen einige sich belustigten, mich fortwährend zu fixiren, während Einer die an einem Spanier unerhörte Insolenz hatte, seine Hände mit meinem Handkoffer in Berührung zu bringen. Nicht gewillt, mir etwas Ueberflüssiges gefallen zu lassen, nahm ich meinen Stock unten, und hielt ihm den soliden Bleiknopf schweigend vor die Nase. Diese Pantomime fand allgemeinen Beifall; der Zudringliche ward von seinen Genossen ausgelacht und lachte mit; ich konnte mich kaum der von allen Seiten angebotenen Cigarren erwehren, und unsere Unterhaltung kam nicht mehr in's Stocken. Als die Bursche nach einigen Stationen, bei dem Schwefelbad Novelda, den Zug verließen, schüttelte mir Einer nach dem Andern auf's Herzlichste und unter Glückwünschen die Hand. Es bedarf wohl nicht der Bemerkung, daß mit dieser Gesellschaft keinerlei Gefahr verbunden war; die Leute hätten vielleicht einen Geduldigen oder Zaghaften etwas ungebührlich geneckt, weil sie übermüthig aufgelegt und alle bewaffnet waren; aber der Spanier verlangt vom Manne, daß er sich nicht fürchte, vom Weibe, daß es Zucht und Schamgefühl zeige; dieß vorausgesetzt, zeigt er Achtung und Herzlichkeit, und man kann sich auf ihn verlassen.

Glühende Strahlen sandte die Sonne nach und nach herab, als gegen elf Uhr das Meer, und der fast senkrecht in dasselbe abstürzende Fels erschien, welchen Alicante's Festung krönt, und die glänzend weiße Stadt wie ein Lilienkranz umgürtet. Es war so gewaltig heiß geworden, daß schon die nur siebenstündige Fahrt mir genug und fast über genug war. Uebrigens konnte man in der Fonda del vapor — Gasthaus zum Dampfboot — unmittelbar am Hafen, mit reizendem

Blicke auf's Meer, in hohen, kühlen Zimmern, bald und leicht wieder zu Athem und Bequemlichkeit kommen. Diese Fonda ist eine der theuersten, welche ich in Spanien kennen lernte, und Herr Juan Dagnino, ihr gegenwärtiger Besitzer, möge mir verzeihen, wenn ich hier öffentlich erkläre: 1) daß eine fette Maus sich zuversichtlich bis vor meine Füße wagte, als ich in meinem Zimmer an der Zeitung einschlief, und sich nur sehr langsam zurückzog, als ich erwachte; 2) aber, daß ich in meinem Bett zu Alicante nicht allein geschlafen habe, sondern in einer Schlafkammeradschaft, welche meine Handknöchel mit über zwanzig eben so häßlichen, als schmerzlichen Wunden bedeckte. Die in Spanien, abgesehen vom Norden, überhaupt gebräuchliche Entfernung jeder weiblichen Bedienung wurde hier so weit getrieben, daß eine Art von Hausknecht in meiner Gegenwart ganz kunstgerecht mein Bett machte, was mich ungemein aufheiterte. Der Wahrheit zu Ehren, darf ich jedoch nicht verschweigen, daß die Dame des Hauses lebensgefährlich krank, und ihr Mann gerade in Madrid war, weßhalb sich das Haus in einer Art von Tumult befand. Uebrigens besserte sich das Befinden der Frau vom Sonntage auf den Montag, und am letzteren Tage kam der Mann zurück, ohne daß Mäuse, Wanzen, oder Mosquitos und theuere Rechnungen besser wurden. Letzteren Umstand suchte Herr Dagnino dadurch gut zu machen, daß er mir nach Madrid die Adresse desjenigen Gasthofes mitgab, welcher mich nachher in dieser Residenzstadt eben so gut, als billig behandelt hat. Wer nach mir nach Alicante kommt und keine Adresse hat, dem rathe ich gleichwohl, wegen der prächtigen Lage, in dieser Fonda zu wohnen; wer Mäuse und Wanzen gar zu sehr fürchtet, der kann probiren, ob es in der Fonda de Bossio auf der Alameda keine gibt.

Und nun, nach einem trefflichen Frühstücke in dem hoch-

gewölbten, kühlen, luftigen und duftigen Speisesaal, nach einem Dessert frischer, köstlicher Datteln, und einer Flasche Xerez, die sich jeder Beschreibung entzieht, wollen wir uns in Alicante umsehen.

Ich habe irgendwo die gar nicht grundlose Bemerkung gefunden, die pyrenäische Halbinsel trage in ihren vier Seitenabfällen den wesentlichen Character der vier Erdtheile, welchen sich jede Seite zuneigt. Hier in Alicante ist man so ziemlich am Nächsten bei Asien, und wer Alicante nebst Elche gesehen hat, der hat ein Stück vom Morgenlande erlebt. Die Hafenstadt Alicante, mit etwas über 31,000 Einwohnern, liegt, wie schon angedeutet, theils am Fuße, theils bis zur halben Höhe eines nackten, kahlen, zwischen achthundert und neunhundert Fuß hohen Kalkfelsen, welchen sie wie ein weißer Gürtel im Halbkreis umzieht. Die flachgedeckten, meist ziemlich niedrigen, von ferne glänzend weißen, in der Nähe mehr staubfarbigen Häuser, bilden in den obern Stadttheilen enge, steile, unten breite und ebene, überall aber staubige und heiße Straßen. Die Bevölkerung ist im höchsten Grade lebendig, lärmend, gesprächig, mehr vielleicht als irgend eine spanische, dem italienischen Wesen verwandt. Ein italienischer Kellner der Fonda, glühender Verehrer des Grafen Bismark, wurde nur durch diesen Characterzug von mir als Nichtalicantese und Nichtspanier erkannt, worauf er auch seine Nationalität mit Stolz eingestand. Nirgends in Spanien hörte ich mit so gewaltiger Schnelligkeit reden, wie hier, worüber ich mich bitter beklagte. In der Fonda nahm man auch Rücksicht auf meine Klage, worauf mir dann das Verständniß nicht mehr schwer fiel, da die Sprache wenigstens in der Stadt selbst, ziemlich rein castilianisch ist. Das öffentliche Leben von Alicante empfängt seinen Character durchaus von der Eigenschaft einer See- und Handelsstadt, eines Hafenplatzes. Politisch herrschte

große Ruhe; das einzige Tagblatt, welches ich hier kennen lernte, hieß revista comercial, und nahm ganz den schon bei den Blättern von Valencia bezeichneten Standpunkt ein. Der Hafen war in seinem Leben und Treiben nicht eben großartiger, als der Grao, dagegen ist sein Umfang größer, und, wie es wenigstens mir vorkam, selbst größer als der von Barcelona. Schön und majestätisch ist hier der Anblick des in südlichem Glanze leuchtenden Meeres. Die Spitze des Felsens, an und auf welchem Alicante liegt, wird gekrönt von einer Festung — Castillo de santa Barbara, welches grau und großartig über das ganze Landschaftsbild emporragt. Unmittelbar unter der Festung liegt eine Wallfahrtskapelle, die Romeria de la Cruz. Wer bis hierher steigt, wird sich durch eine wahrhaft prachtvolle Aussicht über Stadt und Meer reich belohnt finden für den Schweiß, den er ganz gewiß von seiner Stirne trocknet. Von Kirchen habe ich in Alicante eine einzige besucht, und, offen gestanden, auch keine weitere bemerkt. Sie ist mit Thurm und Kuppel über dem Chor versehen, im Renaissancestyl erbaut, mit erhabener Wölbung. Auffallend war mir die Armuth ihres Gemäldeschmuckes; wenn ich recht gesehen habe, befinden sich in ihr nur zwei, ziemlich geringfügige Bilder, in der Nähe des Haupteinganges, von welchen eines die Taufe Christi darstellt; sie sind zudem recht ungünstig aufgestellt. Es war Gottesdienst in der Kirche, und meine protestantischen Kniee haben sich nicht geweigert, mit denen meiner katholischen Brüder vor dem Gott Aller sich zu beugen. Schön und stattlich, weitaus das trefflichste öffentliche Gebäude in Alicante, ist das balconreiche, mit zwei netten Thürmen verzierte Gemeindehaus (casa de ayuntamiento). Auch das Theater ist ein hübsches und stattliches Gebäude. Der mit einem eisernen Geländer eingefaßte, mit zahlreichen Ruhebänken versehene öffentliche Spaziergang (Paseo de la reina)

liegt mitten in der Stadt; wenn ich mich recht erinnere, sind die Bäume noch ganz jung. Die Lage des Spazierganges ist in so ferne nicht ganz günstig, als der rauhe Wind, welcher sich oft plötzlich im heißen Alicante erhebt, der ganzen Länge des Paseo nach freiesten Spielraum hat. Diese raschen und starken Temperaturwechsel sind überhaupt in Spanien, und ganz besonders in Südspanien, eine von dem Fremden sorgfältig zu beachtende Sache. Wer sich nicht einer ziemlich festen Gesundheit erfreut, den können solche atmosphärische Einflüsse, in Verbindung mit den unvermeidlichen Anstrengungen der Reise, leicht auf's Krankenlager bringen. Die Vereinigung von Mäßigkeit mit reichlicher Ernährung ist das beste Mittel, um allen diesen bedenklichen Einflüssen mit Erfolg zu widerstehen. Um zur Alameda von Alicante zurückzukehren, so bin ich auf ihr viel und mit großem Vergnügen spazieren gegangen. Gegen Abend erschienen zuerst die Kindsmädchen mit den ihrer Obhut anvertrauten Kleinen, und während sie sich nach etwa einer Stunde langsam zurückzogen, trat die erwachsene Welt auf, und zwar in einer im Verhältniß zur Bevölkerung der Stadt sehr ansehnlichen Zahl. Welch feine Gesichter, welch edle Gestalten habe ich hier gesehen! Daß einige wenige dieser prachtvollen Frauenköpfe ein Pariserhut entstellte, war mir bei der Seltenheit der Sache mehr lächerlich als traurig; daß aber viele dieser stolzen Figuren in Berliner Schleppröcke eingewickelt waren, das konnte Einem das Herz bluten machen. Die männliche Bevölkerung sah nicht minder vortheilhaft aus, was mich in einer ganz den materiellen Interessen hingegebenen Stadt um so mehr erfreute. Die Alameda liegt sehr hoch; auf drei Seiten führen von ihr Treppen hinab zu den längs des Spazierganges hinziehenden Straßen. Hier liegen außer der Fonda de Bossio verschiedene Schenken und Kaffeehäuser des Volkes, deren ich mehrere besuchte.

Wiewohl man es mit einer Hafenbevölkerung zu thun hat, konnte ich doch auch nicht eine Spur von Unmäßigkeit, wüstem Geschrei, oder sonstigem sündlichen Treiben bemerken; ein oder zwei Gläschen vino dulce, wie sie den Landwein nennen, und ein Dominospiel, welches der Spanier ungemein liebt, waren die Vergnügungen dieser Leute. Widerwärtige Menschen sah ich in Alicante nur an der Tafel in meiner Fonda. Diese Mittagstafel um fünf oder sechs Uhr wird in Spanien mesa redonda, runder Tisch, genannt; und diese Bezeichnung scheint noch einen Anklang zu enthalten an die Gemüthlichkeit, mit welcher Menschen, die zusammen essen, beisammensitzen sollten. Der Name entspricht aber weder dem Aeußeren, noch dem Inneren der Sache. Denn der Tisch ist nicht rund, sondern sieht gerade so aus, wie eine table d'hôte bei uns; und die Menschen, welche, einzeln genommen und behandelt, mit den größten und schönsten Tugenden geschmückt sind, werden langweilig und fad, so wie sie sich mit dem Anspruch auf gebildetes Wesen in eingebildeter Manier haufenweise zusammensetzen. Im Allgemeinen redet Keiner viel mit Jemand, der ihm nicht vorgestellt ist. Das Mittel, ein Gespräch anzuknüpfen, liegt in der Weinflasche. Es wird nämlich immer für zwei Personen eine Flasche aufgestellt, wobei die Höflichkeit verlangt, daß, wer trinken will, seinem Nachbar zuerst einschenke. Dieser mag nun annehmen oder danken, auf jeden Fall erwiedert er in einiger Zeit den Dienst; wer mit seinem Nachbar sich unterhalten will, der kann diese, meines Erachtens mehr für Kinder als für Männer geschaffene Einrichtung dazu benützen. An der Tafel in Alicante habe ich übrigens einige Gesichter gesehen, und zwar zum ersten Mal in Spanien solche, welchen ich um viel Geld keinen Tropfen Wein eingeschenkt hätte, nichtsnutzige, blasirte, suffisante und zugleich im besten Sinne des Wortes lüderliche Physiognomieen. Es waren auch zwei

Deutsche da, denen ich aber sehr aus dem Wege ging, um nicht meinen fortgesetzten Uebungen im Spanischen entzogen zu werden. Bei dieser Gelegenheit will ich auch den Irrthum berichtigen, daß in den Gasthöfen Spaniens der Tischwein Nichts koste. Zu einem solch paradiesischen Zustand hat man sich doch noch keineswegs emporgeschwungen. Es wird vielmehr für die Mahlzeiten ein so hoher Preis angesetzt, daß man dafür recht wohl auch sein Glas Wein verlangen darf. Der Wein wird nur nicht besonders berechnet, aber sehr wohl eingerechnet. Dieß macht dann die Sitte mit dem gegenseitigen Einschenken noch sinnloser; es wäre, da die Leute doch im Allgemeinen fremd und lieblos beisammensitzen, sicherlich viel gescheiter, wenn Jeder für sein Geld seine Flasche bekäme. Was mich betrifft, so benahm ich mich in diesen Dingen sehr ungenirt. War mein Nachbar zufällig ein eckelhafter Patron, oder ein Engländer, oder Etwas Judenknabenartiges, so bekam er von mir keinen Tropfen; war es ein rechter Spanier, so that ich, was seines Volkes Sitte von mir erheischte, und trank dann so viel, als meines Volkes Durst mir gebot. Kam dadurch mein Nachbar anscheinend zu kurz, so verlangte ich einfach eine weitere, und unter erschwerenden Umständen eine dritte Flasche, wobei wir uns Beide wohl befanden und ich mir das beifällige und verständnißinnige Lächeln manches Spaniers verdiente. Dem nüchternen Leser aber versichere ich, daß ich auf Nichts weniger ausging, als darauf, mich zu betrinken; sondern die Reichlichkeit und theilweise schwere Verdaulichkeit der Mahlzeiten, in Verbindung mit den Anstrengungen, welchen ich mich unterzog, machten einen vermehrten Weingenuß zur diätetischen Nothwendigkeit, welcher ich mich mit Resignation fügte und mich dabei eben so nüchtern als wohl befand.

Kehren wir von dieser gastronomischen Abschweifung zu

etwas Astronomischem zurück, so kann ich nicht unterlassen, die für mich ganz neue und unerhörte Pracht des Sternhimmels über Alicante zu preisen. Wenn man sich Abends von der hellbeleuchteten Alameda zum einsamen Hafendamm flüchtete und das trunkene Auge vom dunkeln Meer zum leuchtenden Himmel schweifte, laue Lüfte in Alicante's Palmen rauschten, und ein Lied zur Guitarre durch die stille Nacht hin tönte, so waren dieß Augenblicke, zu welchen ich gerne gesagt hätte: verweile doch, du bist so schön! — Aber ich hatte es ja schon gelernt auf Erden, daß solche Bitte niemals erhört wird, und daß nur das Ewige verweilen kann; die Augenblicke flogen dahin, aber ihr Bild in meiner Seele ist geblieben. Im Allgemeinen will ich bei dieser Erwähnung kostbarer und genußvoller Stunden die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Spanien kein Reiseziel für im niedrigen Sinne des Wortes genußsüchtige Menschen ist. Die Eindrücke seiner alten Städte, seiner gewaltigen Berge, seiner ausgedehnten Hochebenen, seiner Kunstwerke und seiner Menschen, sind durchweg großartig, aber ernst. Geist und Herz wird mehr, als sonstwo, dem Unendlichen zugewendet, zur Arbeit und Thatkraft gestählt, aus dem Staub der Alltäglichkeit emporgezogen. Ich wenigstens hatte das große Glück, mit meinem innerlichen Leben in Spanien mehr zufrieden zu sein, als jemals vorher.

Diese Bemerkungen habe ich nicht nur gemacht, um Spanien zu preisen, sondern noch aus einem ganz besondern Grunde, welchen ich gerade hier anbringen will, bevor ich von Alicante aus die Reise nach Andalusien antrete. Es haben nämlich schon manche Reisende sich mündlich oder schriftlich so geberdet, als ob die Spanierin ein Weib sei, welches nur so auf der pyrenäischen Halbinsel herumsitzt und wartet, bis irgend ein Fremder kommt und sie frech anschaut, worauf sie ihm sodann gleich an sein abgewelktes Herz fällt. Lüderlicher

Deutscher, Franzose, oder Engländer, glaube das nicht! Laster und Unfug gibt es in Spanien wie überall. Wer aber meint, mit den Frauen und Mädchen Spaniens ein bubenhaftes Spiel treiben zu dürfen, nachdem er mit den Dirnen in der Heimath fertig geworden, und zu diesem Zwecke nach Spanien kommen will, der möge lieber zu Hause bleiben; der Dolch wohnt in Spanien, so gut wie die Ohrfeige. Der Leser, für welchen diese Worte nicht sind, möge mir dieselben vergeben; denn ich habe eben auch schon andere Leute, als ihn, über Spanien und über Spanierinnen reden hören.

In Alicante findet sich der Fremde eben so leicht zurecht, als in Valencia schwer. Dieß kommt keineswegs bloß vom geringeren Umfange der immerhin noch ansehnlichen und ziemlich ausgedehnten Stadt, sondern noch mehr von der wesentlich verschiedenen Bauart des neuen Alicante gegenüber dem alten Valencia her. In beiden Städten fehlte es gleichmäßig an jeder Fremdenpolizei; wenn Jemand nur anständig aussah und seine Rechnung zahlte, so fragte man ihn an beiden Orten nicht einmal nach dem Namen, noch viel weniger nach dem Reisepaß.

Bei meinen Gängen durch die Stadt und der mühevollen Ersteigung des Berges bis zur Festung sah ich das niedrige Volk Alicante's in und vor seinen kleinen, stets offenen Wohnungen alle möglichen Handtirungen treiben. Dazu gehört nicht nur, daß Mutter und Tochter sich gegenseitig frisiren, sondern auch, daß die ältere Schwester des jüngeren Kindes Kopf zärtlich zwischen ihre Füße legt und von Läusen reinigt. Schüttle dich nicht, reinlicher Deutscher, oder zierliche Dame, vor den unfläthigen spanischen Kindern! Wenn das Klima Ungeziefer hervorbringt, so ist meines Erachtens das Reinlichste, was die Leute thun können, die Beseitigung desselben; und diese auf der Straße vorzunehmen, ist hinwiederum den

klimatischen Verhältnissen und der Reinlichkeit bei Weitem entsprechender, als wenn es in der engen, nur zum Kochen und Schlafen bestimmten Wohnung geschehen würde.

Ein Haus, in welchem Bier, Limonade, und andere erfrischende Getränke ausgeschenkt werden, zog durch seine besondere Reinlichkeit und Freundlichkeit meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Dame des Hauses, eine in unspanischer Weise vollbusige Frau, entpuppte sich als eine mit einem Elsässer verheirathete Bernerin, welche in meiner Vaterstadt Freiburg im Breisgau, und zwar in der Lehranstalt Adelhausen, ihren Jugendunterricht genossen hatte. Nachdem die gegenseitigen Entdeckungen erfolgt waren, konnte natürlich hier dem Deutschsprechen nicht entgangen werden. Die freundliche Wirthin erkundigte sich zärtlich nach dem „freundlichen alten Städtchen Freiburg im Breisgau." Ich suchte der hinter ihrer Zeit zurückgebliebenen Frau klar zu machen, daß von einer neuen und großen Stadt die Rede, daß nämlich in Freiburg im Breisgau ein neues Regiment aufgegangen sei, welches Berge nicht sowohl versetze, als abtrage, Weinberge in moderne Schablonenhäuser verwandle, und jedes Vierteljahr eine neue Vorstadt aus dem Nichts hervorzaubere. Meine Lehren hatten fast mehr, als den gewünschten Erfolg; denn meine Schülerin fragte mich in vollem Ernste, ohne den geringsten Anflug von Ironie, ob das Freiburger Münster noch stehe? Da ich dieß freudig bejahen konnte, ihr auch Aussicht eröffnete, daß es noch einige Zeit werde stehen bleiben dürfen, so schieden ich und die Bernerin sehr zufrieden von einander. Ihr Elsässer war ein dicker, brummiger Patron, mit welchem ich nicht viel anzufangen wußte.

Elche.

Ostermontag unter Palmen.

Nicht Jedem ist es gegeben, unter Palmen zu wandeln! sagt das Sprichwort. Mir war es gegeben, und wie danke ich Gott dafür! — Aber ruhig, und die Hand auf's Herz! Denn wer vermöchte zu beschreiben, wo er zu lebhaft empfindet.

Am Morgen des Ostermontages machte ich von Alicante aus einen Ausflug nach dem etwa vier Stunden entfernten Elche. Die regelmäßige Diligencia ging ungeschickter Weise Nachmittags um drei Uhr erst ab, so daß ich bei Benützung derselben in Elche hätte übernachten müssen, was nicht meine Absicht war, da ich unter allen Umständen nach Alicante zurück mußte. Ich entschloß mich daher, einen eigenen Wagen, den Omnibus der Fonda, zu nehmen, bei welcher Gelegenheit Herr Juan Dagnino mich schonungslos überforderte. Aber es gibt nur Ein Elche, sagt man in Spanien, und ich zahlte hundert Realen, — ihrer sechsundsiebenzig sind zwanzig Francs. — Dafür hatte ich allein einen sechssitzigen, geräumigen, schattigen Wagen, in welchem ich während der ganzen Fahrt liegen und rauchen konnte, und es führten mich zwei andalusische Rappen von tadelloser Kraft und Schönheit. Der Weg führte uns eine Zeit lang in der Nähe des Meeres hin, durch verbranntes Gestein und dichte Staubwolken, welche mir, dem vollkommen Geschützten, köstlich vorkamen; nachher wendeten wir uns landeinwärts, und die Pflanzenwelt entfaltete allmälig ihre Wunder vor uns. Denn die Umgegend von Alicante ist, so dürr und verbrannt diese Stadt selbst aussieht, einer der an edlen Südfrüchten, namentlich Trauben und Datteln, reichsten Winkel Spaniens, und hinsichtlich der Palmenpflanzungen unbestrittenermaßen einzig in seiner Art in ganz

Europa. Nach zweistündiger Fahrt erreichte ich Elche, eine kleine Bezirkshauptstadt von etwa 12,000 Bewohnern, mit einer großen Infanteriecaserne und zugleich Badeort, von welch letzterer Eigenschaft ich aber nicht viel bemerkt habe.

Im Wirthshaus, wo wir einstellten, hielt ich mich keinen Augenblick auf, lehnte die angebotene Begleitung des Kutschers ab, und stürzte mich, wie ein kühner Schwimmer, in das Elche umgebende Palmenmeer. Gegen vier Stunden schwamm ich darin umher, und tauchte endlich müd und selig wieder empor.

Ich brauche meinen Lesern die Dattelpalme nicht als einzelnen Baum zu beschreiben; Bilder und botanische Gärten geben Jedem, der es wünscht, einen ungefähren Begriff davon. Aber ahnen lassen möchte ich die theilnehmende Seele, was es heißt, den stolzen, schlanken Stamm mit seiner leicht anmuthigen Biegung, die edle Krone mit den gewaltigen Fächern ihrer Blätter, die üppig hervorquellenden Büschel der vielversprechenden Früchte auf heimathlichem Boden, unter diesem glühenden Himmel, mitten in der ganzen dazu passenden Natur zu schauen.

Und wenn schon die einzelne Palme in dieser Gegend ein unbeschreiblich schöner Anblick ist, wie wird uns zu Muthe bei dieser Fülle! Denn viele, viele Tausende dieser schönsten Bäume umgeben, zu Hainen und förmlichen Wäldern vereinigt, Elche halbe Stunden weit nach allen Richtungen. Die einzelnen Palmenbesitzungen — palmeras — sind theils mit lebendigen Hecken von Zwergpalmen, theils mit Steinmauern umgeben; aber die Besitzer und Bewohner der in diesen Hainen liegenden Häuser luden mich ungebeten und freundlichst ein, hereinzukommen und mir Alles genau zu betrachten. Dabei wollte Niemand mich begleiten, Niemand mir erklären; wie wenn sie in mein Innerstes gesehen hätten, ließen mich die guten Menschen allein mit Gott und der Natur. Und

ich habe den Augenblick genützt! Es wurde Mittag, und draußen glühte die Sonne gewaltig; fast mehr weiß, als blau, und doch nicht umwölkt, schaute der Himmel zwischen den Palmen zu dem kleinen Phantasten herein. In weiter Ferne sah ich gewaltige Staubwolken wirbeln, bei mir aber, mitten im Palmenwalde, blieb Alles kühl, ruhig und selig; nur das Rauschen der heiligen Wipfel über mir ließ mich auf's Wonnigste empfinden, daß draußen die Luft stürmisch bewegt, daß bei und in mir lieblicher, ich möchte wohl sagen göttlicher Frieden sei. Da kamen die Bilder der Jugend und des kindlichen Glaubens wieder, und mit ihnen die Bilder der Geschichte, in jener Jugendzeit zum ersten Mal in die Seele geprägt; Jerusalem tauchte auf mit Allem, was an diesen Namen sich knüpft im alten und im neuen Testamente; ich sah die Heerschaaren des römischen Kaiserreiches den Orient überwältigen, sah Jerusalem zu Pompejus Füssen liegen, sah die Ostertage, welche ich ja eben lebte, zum erstenmal über Golgatha und Emaus dahinziehen; ich sah Palmyra, in aller seiner Herrlichkeit, und die Erinnerung an Calderons großartige Tragödie: „die große Zenobia" sagte mir spät erst wieder, daß ich in Spanien sei.

Aber ich werde auf diese Art dem Leser Nichts beibringen, als daß ich mich in einer großen, ernsten, seligen Aufregung des Herzens und der Phantasie befand; und das traut er in seiner Freundlichkeit nach dem, was er bisher von mir gelesen, seinem Reisenden ohne weitere Versicherung zu. Lasset uns also noch ein vernünftiges Wort über die Palmencultur in Elche zusammen reden. Die Dattelpalme ist die Haupt- oder einzige Quelle von Elches Wohlstand und Reichthum, und wird hier systematisch, mit eben so viel Glück als Verstand, gepflanzt und gepflegt. Die wesentliche Bedingung ihres Gedeihens ist Wasser; aus dem an Elche vorbeiströ-

menden kleinen Fluß, nach dessen Namen ich nicht fragte, sind zu diesem Zwecke unzählige Wässerungsgräben abgeleitet, welche nach allen Richtungen das ganze Terrain durchfurchen. Sie sind etwa sechs Fuß breit und zwei Fuß tief. Diesen Gräben folgend, also meistens regelmäßige Vierecke bildend, stehen die Palmen, einige Fuß von einander entfernt, in langen Reihen. Die nicht mit Palmen bepflanzten und nicht bewässerten Zwischenräume sind mit Granatbäumen, Gerste und Futterkräutern angepflanzt; hier war — am 22. April — theils erste Ernte, theils schon geerntet. Einer weiteren Pflege, als der Sorge für gehörige Feuchtigkeit, soll der Boden nicht bedürfen.

Besonders fielen mir mehrere Palmen auf, deren Blätter mit Bändern vom Anfange bis zur Spitze der Krone zu einem spitz zulaufenden Büschel zusammengedreht waren. Es sind dieß die nicht fruchttragenden Bäume, von welchen die Weihepalmen gesammelt werden. Dieses Zusammenschnüren der Palmen, womit übrigens jetzt erst angefangen wurde, soll dieselben bis zum Palmsonntag unversehrt erhalten, für welchen Tag sie dann zu vielen Tausenden auf der ganzen Halbinsel versendet werden, da der Glaube des Volkes der geweihten Palme die Kraft beilegt, das Haus, welches sie besitzt, vor dem Blitze zu schützen.

Der Jahresertrag, welchen das kleine Elche aus seinen Palmenhainen bezieht, soll mindestens, auf unser Geld berechnet, zweimalhundertfünfzigtausend Gulden ausmachen.

Ich bewunderte die reiche Fülle der Naturkraft, welche dieses Zuschnüren der Krone vor Luft und Licht — freilich nicht mehrere Jahre unmittelbar nach einander — gestattet, ohne daß der Baum in seinem Leben und seiner befruchtenden Kraft gehemmt oder beeinträchtigt würde. An den Fruchtbäumen sah man schon reife Dolden werdender, sprossender

Früchte hervorquellen; Nichts war welk, Nichts matt, Nichts angegriffen, Alles frisch, grün, voll Leben, voll Kraft, voll Freude und Wachsthum. Wahrlich, es war ein Naturbild, wie ich ein zweites nicht gesehen habe!

Außer den wenigen Bewohnern von Elche, welche sich am heutigen Festtage nur spärlich in den Palmenwäldern sehen ließen, waren meine einzigen Gesellschafter in der großen, reichen Scene einige Esel, ächte und gerechte Palmesel, welche, an lange Stricke gebunden, Schatten und Nahrung mit hinlänglicher Muße und Freiheit suchen konnten.

In einer Pause meines Palmenvergnügens besuchte ich auch die Hauptkirche von Elche, in welcher Messe gelesen wurde, eine Marienkirche, ohne getrennten Chor, Renaissancestyl, nicht von besonderer Bedeutung. Die Frauen verhielten sich noch orientalischer, als die in Valencia; hätte man sie nicht an dem, was sie thaten, unwiderleglich als Christinnen erkannt, so hätte man sie ganz wohl für europäisch gekleidete Türkinnen halten können. Ein Mann in meiner Nähe packte mich an der Achsel, aber nicht, um den erkannten Ketzer hinauszuwerfen, sondern um den Fremdling auf's Freundlichste so zu stellen, daß er den Hauptaltar und den fungirenden Priester auf's Beste sehen konnte.

Nochmals tauchte ich unter in mein geliebtes Palmenmeer, bis ich fühlte: ich werde dieses Bild nicht vergessen! Etwa vierzig tausend, nach Andern siebenzig tausend Palmen sollen in Elches nächster Umgebung stehen; daß es viele Tausende sind, kann ich als Augenzeuge wiederholt und bestimmt versichern.

Endlich schritt ich über die kleine, aber artige Alameda, welche auch hier nicht fehlt und gleichfalls Paseo de la Reina heißt, meiner Posada zu. Eine junge, kleine, hübsche und stolze Spanierin, die ich um ein Frühstück ansprach, schien

mich spröde genug aufzunehmen, und ließ mich ohne Weiteres im Hofe stehen. Ich suchte mir einen Sitzplatz auf, und legte die Eindrücke des Tages mit ein paar Worten in mein Tagebuch nieder. Nach einer Viertelstunde ward ich gerufen; Eier, Speckschnitten, Fische, Orangen und Datteln standen bereit. Die vorher so spröde Tochter zeigte mir ihr jüngstes Schwesterchen, drei Monate alt, in seiner Wiege; die noch sehr rüstige und stattliche Mutter schälte mir die Orangen, beide schenkten mir Wein und köstliches Wasser in mein Glas. Im Hofe war ich noch nicht ihr Gast gewesen; nach dem Schritte über die Thürschwelle war ich es erst geworden.

Beim Abfahren hörte ich noch hinter einem ausnahmsweise fest geschlossenen Vorhange ein glühend schmachtendes Duett zweier Stimmen, deren Besitzer und Besitzerin sich sehr zu gehören schienen, in leisen Tönen zu den Accorden einer wohlgestimmten Guitarre klingen. Seliges Paar! dachte ich, und zündete in meiner Einsamkeit eine Cigarre an.

Nach zwei Stunden erschien Alicante wieder in kühner, großartiger Formation auf und an seinem gewaltigen Felsen; die Meeresluft fächelte mir wieder Kühlung zu, die Cigarre brannte nieder, und mein Ostermontag unter Palmen war für immer dahin.

Meeresfahrt von Alicante nach Malaga.

Es trat nunmehr in allem Ernste die Frage auf, wie und wohin weiter zu reisen sei. Barcelona, Valencia, Alicante, Elche, nebst Allem, was an Land und Leuten zwischen Perpignan und Alicante liegt, bildeten das erste, freilich kleinste Dritttheil meines Reiseplanes. Der zweite Dritttheil hieß Andalusien, im weiteren Sinne des Wortes, mit den Hauptstationen Malaga, Granada, Sevilla, Cadiz, Cordova.

Um dahin zu gelangen, konnte ich von Alicante aus mit der Eisenbahn rückwärts nach Albacete fahren, dem Orte traurigen Andenkens, wo vor zwei Jahren Professor Hofmann aus Nürnberg mit seiner Gemahlin den Tod fand, und von dort über Murcia nach Cartagena. Dieser Plan entsprach meinen Absichten am Meisten, weil er mich durch die größte Strecke Land und durch die zwei zuletzt genannten, interessanten Städte führte. Gleichwohl mußte ich ihn aufgeben, weil mir für den weiten Weg von Cartagena nach Granada Niemand eine regelmäßige Reisegelegenheit in Aussicht stellen konnte, während ich nach der mir zugemessenen Zeit weder auf zu langsames Reisen, noch weniger aber auf den gänzlichen Verlust mehrerer Tage mich einlassen konnte. Es blieb mir also nur noch die Möglichkeit, von Alicante aus zur See nach Andalusien zu fahren, und von Malaga aus Granada aufzusuchen. Während ich am Tage nach meinem Ausfluge zu Elches Palmen — Dienstag — einen Theil derjenigen Wahrnehmungen über und in Alicante machte, welche schon im vorletzten Abschnitte zusammengestellt sind, sah ich von der Romeria de la Cruz aus den Dampfer „Madrid", von der Gesellschaft Lope und Compagnie, in den Hafen von Alicante einlaufen. Am Abende des gleichen Tages sollte er die Reise fortsetzen, und ich eilte rasch entschlossen den Berg hinab, um meine Angelegenheiten zu ordnen und meine Fahrkarte zu kaufen. Ein Brief in die Heimath machte mir große Noth wegen der erforderlichen Freimarken; man behauptete, es bestehe ein anderer Satz für Preußen, als für Deutschland, und meine Behauptung, daß das jetzt Alles Einerlei sei, wurde mit bedenklichem Kopfschütteln beantwortet. Im Bureau der Dampfschifffahrt herrschte große Lahmheit und Faulheit; es dauerte eine gute halbe Stunde, bis ich mein Billet bekam. Auch mußte ich meinen Reisepaß abgeben, damit derselbe bis am andern

Morgen die Gesellschaft des Herrn Capitains genießen könne; zur besagten Zeit gelangte das kostbare Document in meine Hand zurück. Ein junger Mann aus der niedern Volksklasse, aber bescheiden und nobel, wie nur ein Spanier sein kann, fragte mich, den er in seiner Angst für einen Beamten der Dampfschifffahrt hielt, mit gepreßter Stimme nach dem Fahrpreis bis Cadiz. Sein Geldbeutel mochte wohl in knappen Verhältnissen stehen, und ich habe diesen Umstand absichtlich erwähnt, weil auch ich die Fahrpreise auf diesen Dampfschiffen wirklich zu hoch fand. Ich muß es offen gestehen, daß ich sogar auf dem Dampfschiffe die Volksklasse, hier die zweite, aufsuchte, und zwar, nach dem, was ich seither über die Eigenschaften der spanischen Nation gelernt hatte, ohne die allergeringste Besorgniß. Da nun die Fahrt von Alicante nach Malaga in dieser Klasse hundert achtzig Realen oder etwa zwei und zwanzig Gulden — ohne alle Verpflegung — kostet, so wird man mir nicht wohl Unrecht geben, wenn ich sage, daß dieser Preis für die niederen Stände zu hoch ist, und daß größere Wohlfeilheit für die Unternehmung selbst vortheilhafter sein würde. Als endlich Alles in Ordnung, und die größte Hitze vorüber war, begab ich mich Abends um sieben Uhr an Bord; um zehn Uhr sollten wir den Anker lichten.

Wie ein Seedampfer in seinen Räumen erster Klasse eingerichtet ist, hatte ich früher in Hamburg gesehen; hier interessirte mich nur, zu sehen, wie man das Volk logirt. Und ich kann der Gesellschaft Lope und Compagnie in dieser Hinsicht nur Gutes nachsagen. Die Frauencajüte zweiter Klasse habe ich natürlich nicht untersucht, aber die der Männer, in welcher ich zwei Nächte und einen Tag Gast war, stellte mich recht zufrieden. Eine doppelte Reihe reinlicher Betten über einander enthielt Schlafstätten für etwa vier und

zwanzig Reisende; da wir nur zu vier waren, konnten wir uns gehörig ausdehnen. Die Kost war, zu etwas billigeren Preisen, als in den bisher von mir bewohnten spanischen Gasthöfen, nicht nur reinlich und gut zubereitet, sondern tadellos. Man erhielt Morgens Chocolade mit Biscuit, zwischen neun und zehn Uhr ein Frühstück, bestehend aus Eiern, Fischen, Beafsteaks, mit Dessert und Wein, und um vier Uhr ein Mittagessen aus fünf oder sechs Gängen, nebst Dessert und Wein. Bei Tisch war ich allein mit einem der Mitreisenden, einem Schotten, was immer noch nicht so arg war, wie wenn er ein Engländer gewesen wäre, zumal er vollkommen fertig spanisch sprach. Der bescheidene junge Mann, den ich oben erwähnte, nahm an unsern Mahlzeiten keinen Antheil, sondern aß mit den Matrosen, unter welchen er Bekannte hatte. Der vierte Reisende, ein junger Mensch mit einer Kinderstimme, blieb fast immer im Bette liegen, weil er krank sei, und ließ sich auch sein Essen in's Bett tragen; was er für eine Krankheit ausstand, habe ich nicht erfahren, jedenfalls hatte sie nicht die Merkmale der Seekrankheit, und störte auch nicht seinen Appetit. Als ihm beim Mittagessen der Kellner einen riesigen Teller Stockfische aufthürmte, welches Gericht in ganz Spanien höchst beliebt ist, erlaubte ich mir aus Menschenfreundlichkeit und Diätetik eine schüchterne Gegenvorstellung; aber der Kranke schrie aus seinem Bette mit aller Anstrengung seiner Säuglingsstimme hervor: mucho, mucho, mucho! (viel, viel!) Aus der Frauencajüte sah man eine einzige Bewohnerin von Zeit zu Zeit auftauchen; sie mag nicht üble Langeweile gehabt haben. Auf dem Verdecke der ersten Klasse sah es während meiner ganzen Reise höchst einsam und trostlos aus; es waren zwar Herren und Damen da, allein ich weiß nicht, wurden sie seekrank oder spielten sie Clavier; kurz, man sah sie den ganzen Tag fast

nie. Ein paar Sitzbänke auf dem Verdecke der zweiten Klasse hätten auch Nichts geschadet; diese vermochte ich aber nicht zu entdecken.

Und jetzt noch einen Blick nach Alicante, ehe wir scheiden! Es ist längst kühl und völlig Nacht geworden; die freundliche, heiße Stadt hat sich in einen Strahlenkranz von Lichtern verwandelt; oben auf der Festung glänzt es gleichfalls, und noch weiter oben am Himmel funkeln Millionen Welten zu unsern schwachen irdischen Glanzversuchen herunter. Man verweist mich von der Matrosenbakk beim Bugspriet hinunter auf mein Verdeck, weil das Heben des Ankers unter fröhlichem Singen und Jauchzen der Matrosen beginnt; mit dem Schlage zehn Uhr verlassen wir den Hafen. Jetzt war freilich das Studium von Land und Leuten eine Weile unterbrochen, allein der beglückende Anblick des gestirnten Himmels und der Genuß der kühlen Seeluft hielten mich gleichwohl bis lange nach Mitternacht auf dem Verdecke. Ich hatte den Platz am Bugspriet wieder errungen, und aus meiner Reisetasche ein treffliches Kopfkissen bereitet; ich streckte mich behaglich hin, und staunte in den offenen Himmel hinein. Endlich entschloß ich mich aus Gründen der Vernunft, mich angekleidet auf ein paar Stunden in mein Schiffbettchen zu schieben, war aber bei Tagesanbruch schon wieder oben. Golden und rosig ging die Sonne über dem Meere auf; das Vorgebirg Palos und Cartagena lagen schon hinter uns. Da nun für heute nichts Anderes zu thun war, als den gegebenen Zustand zu genießen, so machte ich mich an dieses Geschäft mit der erforderlichen Entschlossenheit. Glücklicher Weise habe ich keinerlei Befähigung, seekrank zu werden, und konnte daher ungestört meiner Obliegenheit nachkommen. Von sechs Uhr an waren wir dem Lande auf ein paar Stunden nahe gekommen; schöne, malerische Gebirgszüge eilten an uns vor-

über; das Land hatte, vom Meere aus betrachtet, eine eigentliche Gluthfarbe, und auch zur See war es heiß genug. Weder das erste, noch das zweite Verdeck hatten ein Zeltdach. Dieß trieb mich aber nicht hinunter, denn in der Cajüte war es dumpf, und hier oben doch frei; zudem erhob sich ein ziemlicher Wind, welcher den majestätischen Bau unsers Dampfers in prächtigen Linien schaukelte, ohne unangenehm zu werden. Ich füllte also nach dem Frühstücke mein Reisefläschchen mit einem guten weißen Malaga — der rothe wird weit minder geschätzt, und gilt eigentlich gar nicht als Malaga, und nahm meinen Platz auf der Matrosenbakk von Neuem ein. Die Matrosen, unter welchen ich mich während dieses ganzen Tages bewegt habe, waren gar keine üblen Leute. Ihre gegenseitigen Scherze und Späſſe waren unschuldiger und harmloser Art; mehrere unter ihnen konnten lesen, und lasen auch wirklich einzelnen Kameraden aus religiösen Büchlein und weltlichen Erzählungen vor. Rohheit oder Unsitte habe ich an Keinem bemerkt. Ihre Mahlzeiten verzehrten sie, türkisch am Boden sitzend auf einem großen Tuch, welches gleichzeitig als Tischtuch diente. Ihre liebste Unterhaltung war, abgesehen vom Rauchen, die Guitarre, zu deren kunstlosem Spiel sie ächte Volkslieder sangen; und hier allein habe ich eigentlich das spanische Volk singen hören. Bei diesen Liedern, welche von Gefahr zur See, von Liebe am Lande, von Cartagena, Almeria, Malaga, Cadiz handeln, ist ganz besonders eigenthümlich der sonderbare Fall der Stimme am Ende jeder Zeile, wobei der Schlußvocal in drei immer tiefere Töne aufgelöst wird. Die Melodieen sind höchst einfach, beinahe Improvisationen ähnlich. Gegen Mittag zeigten sich häufigere Schiffe, jedoch meist in ziemlicher Ferne gegen Afrika zu. Eine angenehme und freundliche Begleitung hatten wir an zahlreichen Delphinen, welche das Schiff umkreisten

und oft nicht nur mit den gewölbten Rücken, sondern mit dem ganzen Körper schuhhoch aus dem Wasser in die Luft hüpften. „Arion war der Töne Meister,“ klang es in meiner Seele. Unter solchen Umgebungen und Stimmungen, bei frischem Winde und fortwährend herrlichem Wetter kamen wir, aber in ziemlicher Ferne, an dem prachtvoll am Fuße des Gebirges liegenden Almeria vorüber, und fortwährend hatten die Gesänge der Matrosen mit Almeria—a—a zu thun. Da ward mir, während wir immer weiter vom Lande uns entfernten, ein Anblick von unbeschreiblicher Schönheit zu Theil. Während der heiße Dunst der Mittagshitze und die zunehmende Entfernung zwischen Schiff und Land mir die untern Partieen des letzteren mehr und mehr verhüllte, erschien hoch oben am Himmel ein riesiges Gebirge, mit glänzendem Schnee in das glänzende Blau hineinragend. Wir hatten die Sierra Nevada mit ihren über eilf tausend Fuß hohen Gipfeln vor uns. Vergebens würde auch eine gewandtere Feder, als die meinige, den Eindruck wiederzugeben suchen, mit welchem man hier, einige Stunden von der Küste Afrikas, die auch in zarten, fernen Umrissen herüberdämmerte, auf diesem sonnefunkelnden Meere, unter diesem glänzenden Himmel und unter dieser heißen Sonne, solch gewaltige Schneemassen in den Aether starren sieht. Und zu diesem Götteranblicke habe ich glückseliger Mensch ächten weißen Malaga getrunken, habe mich von erfrischendem Ostwinde fächeln und vom Dampfer „Madrid“ schaukeln lassen, habe den Liedern des spanischen Volkes gelauscht, und Regiecigarren dazu geraucht, Alles in Einem Augenblicke. Und damit auch die Thräne der Wehmuth in dem Becher der Freude nicht fehle, fiel mir in diesem Augenblicke die Heimath recht lebendig ein mit Allem, was sie Liebes und Böses, Trautes und Schmerzliches für mich hat. Dieser zu weit getriebene Luxus der Empfindungen

nöthigte mich endlich, Vernunft anzunehmen, aufzustehen, auf dem Schiffe herumzugehen, und mich selbst aus der Poesie in die Prosa zurückzuübersetzen, was auch nach einigen Bemühungen gelang. Als es gelungen war, hatten wir uns dem Gebirge Etwas genähert; mit der allmäligen Abnahme der Hitze verschwand auch nach und nach der weißglühende Dunst; die untern Theile der Küste wurden wieder sichtbar, und die Sierra hob sich immer klarer und bestimmter vom Himmel ab. Ihre Formen schienen mir eher mild, als wild; es ist nicht die zackige Zerrissenheit der Schweizer- und Tiroler-Alpen, sondern mehr das Vorherrschen breiter, gewaltiger, himmelanstrebender Rücken in allmälig aufsteigenden, sanften und graziösen Bogen; so edel als großartig, so schön als erhaben! Dabei sieht in dieser Entfernung die ganze Gebirgskette fast wie zu Einem Berge zusammengeschmolzen aus, so daß man im Genuße des Augenblickes wirklich und ehrlich glaubt, man habe das Großartigste der ganzen Erde vor sich.

Unten an den Schneegebirgen senken sich deren Vorberge, immer noch stattliche Häupter, dem Meere zu; nur ein schmaler Streifen ebenen Landes trennt Gebirg und Meer. Auf diesem Streifen erschien uns z. B. gegen Abend, als wir schon den größten Theil der Sierra hinter uns hatten, die freundliche und bedeutende Stadt Motril, bei welcher ich mir lebendig vorstellte, wie nunmehr Granada, nur durch die Berge von mir geschieden, in gerader Linie uns schon so nahe liege. Immer mehr näherten wir uns dem Lande; der ebene Streifen desselben verschwand, von der africanischen Küste war längst Nichts mehr zu sehen; nur noch wunderschön beleuchtete Felsgebirge, gleichsam das Fußgestell der auf ihnen thronenden Sierra, lagen in der Abenddämmerung ruhig und großartig da. Der Schnee der Sierra aber ward nicht von der Sonne beleuchtet, sondern erschien weiß, bis er in Nacht

verschwand. Wir befanden uns nun in der Gegend von Velez Malaga, und welcher Kenner des Don Quijote konnte hier vorüber fahren, ohne jener wundervollen Stelle zu gedenken, wo der glücklich entflohene Gefangene der Ungläubigen mit der geliebten Zoraida an dieser Stelle landet, und „unter Thränen der seligsten Freude den Boden der heimathlichen Erde küßt" (Erster Theil, Kap. 41.). Ich wenigstens habe nur meine Schuldigkeit gethan, indem ich recht innig und lebhaft mir jene Zeiten und jene Menschen, den ganzen großen Kampf zwischen dem Kreuze und dem Halbmonde, und den persönlichen Antheil des Heldendichters Cervantes an diesem Kampfe vergegenwärtigte. Da nunmehr von den Einzelnheiten der Außenwelt Nichts mehr zu sehen war, so konnte ich noch einige Zeit lang ungestört diesen Gedanken nachhängen, um dann, einen der schönsten und zugleich ruhigsten Tage dieser Reise mit hoher Zufriedenheit beschließend, meine Lagerstätte aufzusuchen.

Kurz nach Mitternacht erwachte ich mit dem Gefühle, daß sich in meinem Zustande Etwas verändert haben müsse. Die Bewegung des Schiffes hatte aufgehört; wir waren in Malaga. Wir durften übrigens erst am Morgen um sechs Uhr an's Land, und die Zwischenzeit verwendete ich theils, um das in herrlichem Bogen glänzend beleuchtet vor uns liegende Malaga zu betrachten, theils, als der Lichtglanz allmälig erlosch, um mit mir zu Rathe zu gehen, was jetzt anzufangen sei. Ich fühlte nämlich zum Voraus, daß, wenn ich von Malaga nach Granada gehe, der Trieb, in Andalusien mich umzusehen, so mächtig sein werde, daß Nichts mich nochmals nach Malaga zurück und von da über Gibraltar nach Cadiz bringen würde. Cadiz zu sehen war ich fest entschlossen, aber Gibraltar verlor ich, wenn ich nicht jetzt weiter fuhr. Die Sehnsucht nach Andalusien, die Erwägung, daß

Gibraltar leider gar nichts Spanisches, sondern etwas rein und ausschließlich Englisches ist, die Scheu vor weiterem Seefahren, weil es mich bei allem Genuße doch um Land und Volk brachte, wirkten zusammen, um meinen Entschluß zu Stande zu bringen; ich stieg an's Land, um am Lande zu bleiben. Hier erlitt ich die erste und einzige etwas ernsthaft gemeinte Zollvisitation, zugleich aber auch die letzte, und gleich darauf nahm die Fonda de la Alameda mich in ihre kühlen Räume auf.

Malaga.

Hier muß ich mir nun erlauben, einige Sätze aus einem der neuesten Schriftsteller über Spanien abzuschreiben, weil ich dieselben bestreiten und widerlegen will.

Arthur Stahl nämlich in seinen, stolz genug „Spanien" überschriebenen Reiseblättern, sagt unter Anderm: „Malaga ist die schmutzigste, häßlichste, uninteressanteste Stadt, welche ich gesehen habe." Ferner: „Malaga hat nicht das geringste historische Monument, außer einigen sehr rohen maurischen Thürmen, es ist aber dennoch eine Ruine, bloß weil es schlecht gehalten ist. Eine verfallene Stadt kann sehr romantisch sein, Malaga aber macht einen verkommenen Eindruck, die Straßen sind so schlecht gepflastert und so schmutzig, daß man sich scheuen muß, selbst bei gutem Wetter zu gehen; die Häuser styllos und baufällig, die Läden von einer Unsauberkeit, welche nicht zu beschreiben ist. Das Volk, untermischt mit Seeleuten, Matrosen, Schmugglern und dem Bodensatze der verschiedensten Elemente, ist so roh, daß es für einen anständig gekleideten Menschen nicht ganz sicher ist, sich in die Nähe des Hafenplatzes zu wagen; keiner Dame würde ich es rathen." Und endlich: „Wie man Kranke hieher zur Genesung schicken kann,

ist mir nicht erfindlich. Denn trockene Luft, kahle Berge, brennende Sonne, Staub, Wind, wechseln hier. Dazu keinerlei geistige Bewegung, wenig landschaftliche Schönheit, ein Hafen ohne besonderes Interesse, eine Kathedrale von so schlechtem Style, daß sie zum Lachen reizt, und an deren Pfeilern angeschrieben steht, daß hier Männern und Frauen verboten sei, miteinander zu sprechen! das ist Malaga. Dazu kam, daß seine beste Fonda die schlechteste und unfreundlichste war, die wir bisher gefunden hatten, mit einem halb dunklen Speisesaale, dessen Tischgesellschaft aus Engländerinnen bestand, die nicht sprachen und wie in einer Kirche saßen, und dessen Dessert aus Apfelsinen von einer Säure, wie sie noch nie meine Zunge berührt hat."

Sehen wir zu, wie viel an diesem schonungslosen Urtheil Wahrheit ist! — Ich habe Malaga, wie ganz Spanien, ohne Buch und ohne Vorurtheil, nur mit Auge und Herz betrachtet; Stahls Buch habe ich erst nach meiner Rückkehr kennen gelernt; was ich hier erzähle, ist das Ergebniß meiner an Ort und Stelle in kurzen Zügen niedergeschriebenen Beobachtungen.

Malaga ist eine Seestadt mit mindestens 95,000 Einwohnern, also, abgesehen von Sevilla, die bedeutendste Stadt von ganz Andalusien. Sein Hafen, eigentlich mehr eine offene Rhede, breitet sich in großer, unbeschreiblich schöner Bogenlinie und höchst bedeutendem Umfange weithin aus. Die ganze Schönheit dieses Anblickes lernt man übrigens erst kennen, wenn man Malaga verläßt, um nach Granada zu fahren. Der Hafen ist geziert durch einen gewaltigen, weißen, weithin sichtbaren Leuchtthurm, und bei diesem, sowie am entgegengesetzten westlichen Endpunkte, steht je eine Hafenbatterie von, wenn ich recht gezählt habe, fünfzehn Kanonen und fünf Mörsern. Der Hafenplatz ist des lebendigsten und bedeutendsten

Verkehrs voll, und zwar in höherem Maaße, als irgend einer der mir bis jetzt bekannt gewordenen Häfen Spaniens. Die Sicherheit der Person und des Eigenthums ist, wie in ganz Spanien ohne irgend welche Ausnahme, im erwünschtesten Grade vorhanden. Auf der westlichen Seite des Hafens befinden sich große, gedeckte Waarenhallen, in welchen ich höchst bedeutende Vorräthe aufgestapelt sah. Nahe beim Hafen liegt natürlich eine große Anzahl von Schenken, Kosthäusern, Volkscafe's u. dgl. Ich habe eine ziemliche Anzahl derselben kennen gelernt, nirgends habe ich meinen Schuh oder meinen Rock beschmutzt, nirgends einen Ton oder Zug von Rohheit oder Unfläthigkeit gesehen. Daß es aber laut wird, wenn zwanzig bis dreißig dieser südlichsten Menschen Europa's, welche nur ein schmaler Meeresarm von vierzehn Stunden von Afrika trennt, mit einander von ihren Geschäften reden, das läßt sich nicht bestreiten.

Vom Hafen gelangt man, in die Stadt hineingehend, nach wenig Schritten zur Alameda, einer der angenehmsten, welche ich in Spanien gesehen habe. Obgleich in der Stadt, ist sie von ansehnlichster Breite, die Bäume werden sorgfältig bewässert und geben Schatten genug. Die Ruhebänke sind zahlreich und bequem; ich habe hier einige Stunden mit großer Behaglichkeit zugebracht. Nur Eines wird an dieser Alameda mit Recht gerügt. Sie ist nämlich mit einer doppelten Reihe von Marmorbüsten verziert, und unter diesen sind viele von roher Hand verstümmelt; der einen fehlt die Nase, der andern ein Stück Brust. Die Alameda ist von zwei Fahrstraßen begränzt, und die an diese letztere gränzenden Häuserreihen bestehen durchweg aus hohen, schönen, geschmackvollen Gebäuden; hier liegt unter Anderm meine Fonda. Dringt man weiter in die Stadt ein, welche sich nach hinten zu am Berge emporthürmt, so fällt außer ihrem wahrhaft bedeuten-

den, ja großartigen Menschen-, Geschäfts- und Handels-Leben, sofort ihr eigentlich afrikanischer Typus in's Auge; man hat es hier mehr mit einer orientalischen, als mit einer specifisch spanischen Stadt zu thun; sie ist in dieser Richtung ein Seiten- und Gegenstück zu Barcelona. Die Straßen sind eng und werden immer enger, je mehr man sich vom Meere entfernt; ein reicher und heiterer Menschenstrom wogt in ihnen auf und ab. Dabei will ich eine Sitte nicht unerwähnt lassen, welche ich nirgends, als in Malaga, angetroffen habe, und welche mir, obwohl es sich nur um eine Kleinigkeit handelt, sehr wohl gefallen hat. Beinahe alle Kinder nämlich, welche ich in Malaga gesehen habe, hatten als Spielzeug und Gesellschaft ein Lamm bei sich. Waren die kleinen Eigenthümer gerade nicht bei der Hand, so ruhten diese sanften, hübschen Thiere, an langen Stricken angebunden, im Schatten vor den Häusern; sonst tummelten sie sich mit einander vor der Stadt und am Hafen herum; alle Kinder behandelten ihre Lämmer gut, und alle Lämmer schienen ihre kleinen Herren zu lieben. Ich sehe gerne auf das Verhältniß des Menschen zu seinen Mitgeschöpfen, die für ihn leben, arbeiten und sterben; und ich weile gerne, wo dieses Verhältniß rein und schön ist.

Im nordöstlichen Stadttheile liegt Malaga's Dom. Schon vom Meere aus war er mir aufgefallen durch seine burgartige, in gewaltigen Formen sich emporthürmende Masse. Er ist ziemlich ungünstig gestellt und verbaut, so daß man einige Schwierigkeit hat, sein ganzes Aeußeres begreifen zu lernen: man muß sich nur diese Schwierigkeit nicht gleich gereuen lassen. Diese Kathedrale ist nämlich, in der That, schon von Außen betrachtet, eine der großartigsten, welche der Renaissancestyl geschaffen hat. Die Bemühung, den Dom recht hervorragend und in bedeutendem Sinne von der Handelsstadt und ihrem weltlichen Treiben abzuheben und zu unterscheiden, ist offenbar

der eigentliche Gedanke dieses Bauwerkes; dabei mag einige Uebertreibung mit unterlaufen sein, allein Tiefe des Sinnes und Großartigkeit der Ausführung läßt sich dem Ganzen in keiner Weise absprechen. Ganz besonders vortrefflich im Detail schien mir das westliche Portal zu sein.

Der Zufall wollte, daß ich durch die Sacristei in den Dom kam. Bei dieser Art, durch Vermittlung eines zimmerartigen Raumes, in eine Kathedrale zu gelangen, war ich doppelt überrascht und ergriffen von der Großartigkeit und Erhabenheit dieser Gewölbe, von der gediegenen Macht der Säulen und Pilaster, von der Pracht und Würde des Chors, der Größe und Vortrefflichkeit der beiden Orgeln, und von der hohen Schönheit des Kirchengesangs. Auch mehrere werthvolle Gemälde, namentlich eine in Wolken thronende heilige Jungfrau mit dem Kinde von Alonso Cano, zieren die Kirche und die Seitenkapellen. Richtig ist, daß ein Maueranschlag hier, wie in manchen spanischen Kirchen verbietet, die betenden Frauen anzureden. Ich kann nur die Buben bedauern, welche einen polizeilichen Schutz betender Frauen nöthig machten; ich vermuthe stark, daß es Fremde, nicht Spanier, waren. Der Spanier findet die Spanierin außer der Kirche.

Wie in einer so bedeutenden Seestadt ganz natürlich ist, befinden sich auch im Innern der Stadt zahlreiche Kosthäuser (casas de pupilos) und Wirthschaften (hosterias). Hier bekommt man wohlfeilen und vortrefflichen Wein, meist unter der Bezeichnung Val de peñas. Ob aller von Val de peñas ist, möchte ich sehr bezweifeln; daß er aber zum Preis von sechs bis acht Kreuzer per Schoppen, nach unserm Geld und Maaß berechnet, vorzüglich ist, kann ich behaupten. Eine Weinhandlung führte einen großen deutschen Schild: in ihr hat man mich nicht als Deutschen erkannt, was mir Spaß machte.

Steigt man weiter östlich empor in die höheren Stadttheile, so gelangt man an den steilen Hügel oder Berg, Gibralfaro genannt, welcher hier das enge Thal und die Stadt abschließt. Auf seiner Höhe liegt das alte maurische Castell mit seinen Zinnen und Thürmen. Unter kühlen bedeckten Gängen gelangt man bis etwa zur halben Höhe, wo die eigentliche Befestigung anfängt. Von hier aus genoß ich mit rechter Freude einen belohnenden Blick auf Stadt, Hafen und Meer. Die Befestigungen selbst zu besuchen, wird, wie in Barcelona und Alicante, nur mit besonderer Erlaubniß des Commandanten gestattet; solchen Erlaubnißscheinen nachzulaufen bei Dingen, die ich schließlich doch nicht verstehe, kann ich mich aber niemals entschließen. Ich fühlte gar kein Bedürfniß nach einem näheren Umgange mit den paar Kanonen, welche hier oben sein mögen.

In Bezug auf Malaga's Bevölkerung, habe ich Ein Unglück zu beklagen; während nämlich die hiesigen Damen ganz besonders durch ihre Schönheit berühmt sind, habe ich deren nur wenig schöne gesehen, und das reizendste Frauenbild, welches mir hier begegnete, war in der That eine Engländerin mit rothen Locken, in deren Gesellschaft ich zweimal frühstückte. Hier sind, beiläufig gesagt, die Orangen von ganz besonderer Güte, Größe und Schönheit, die Rosinen aromatisch und köstlich, wie sonst nirgends.

Malaga wird gewiß einer der heißesten Orte Spaniens sein. Seine Lage läßt es vermuthen, und mein Hirn hat es empfunden, trotz eines theilweise bedeckten, oder wenigstens dunstumhüllten Himmels. Als ich einmal zum Leuchtthurm hinausging, um von hier aus den Anblick der im engen Thale an steilen Felsen sich emporwindenden, für mich wahrhaft reizenden Stadt zu genießen, kam ein Augenblick, wo ich mich unter dem Eindrucke der gewaltigen Sonne, buchstäblich an

den Wänden des Thurmes gehalten habe. Wenn gleichwohl, früher mehr als jetzt, Malaga vielfach als Aufenthalt Kranker, namentlich Brustleidender, gepriesen und gebraucht wurde, so ist mir dieß sehr leicht „erfindlich.“ Der Kranke, welcher die Mittel zu einem solchen Aufenthalte besitzt, findet in Malaga natürlich auch mit größter Leichtigkeit und Bequemlichkeit die Mittel, um während der drückend heißen Stunden in einem kühlen Zimmer zu sein; denn in diesen heißen Gegenden wird die Herbeiführung und Erhaltung der Kühle in den Wohnräumen mit einer Meisterschaft betrieben, von welcher wir uns gar keinen Begriff machen können. Vor und nach derjenigen Zeit aber, welche ein Kranker unbedingt zu Hause und in Ruhe zubringen muß, etwa vor zehn Uhr Morgens und nach sechs Uhr Abends, ist Malaga's Luft wahrhaft köstlich; und selbst ich, der ich auch während der größten Hitze fast immer auf der Wanderschaft mich befand, war durch ein oder zwei Stunden Abendluft vollständig wieder hergestellt, und genoß namentlich in Malaga eines ganz vortrefflichen Schlafes. Ich habe keinen Ort in Spanien kennen gelernt, dessen klimatische Verhältnisse so sehr zur behaglichen Ruhe, zum seligen Lebensgenuß einladen und verführen möchten, als gerade dieses afrikanisch-europäische Malaga.

Die hervorragendsten weltlichen Gebäude Malaga's schienen mir das Zollhaus im östlichen, und die Bank von Malaga im westlichen Stadttheile zu sein; in der letztern hatte ich Geldgeschäfte zu besorgen, welche ich seiner Zeit im gehörigen Zusammenhange erzählen will. Hier erwähne ich nur mit schuldiger Anerkennung die freundliche, würdige, echt spanische Behandlung, welche, wie jedem Landesangehörigen, so auch dem der Landessprache nur theilweise mächtigen Fremden erwiesen wird. Nicht weit von der Bank schließt sich rechtwinklig an die schon beschriebene große Alameda, die Alameda de los Tristes an, ein stiller, schattiger

Spaziergang, dessen Namen ein Deutscher fast nicht besser übersetzen kann, als durch „Seufzerallee.“

In Malaga habe ich mehr Engländer bemerkt, als irgendwo in Spanien, ich spürte aber kein Wehen ihres Geistes, und befand mich also ungeachtet ihres Daseins und Hierseins wohl. Was Malaga's geistiges Leben betrifft, so habe ich natürlich den Bildungszustand der in seinen großen und kleinen Häusern eingeschlossenen Herren und Damen nicht untersuchen können. In der Oeffentlichkeit trieben die Menschen, wie in andern Hafenstädten, ihre Geschäfte emsig und unermüdlich; in den Pausen lasen sie ihre Zeitungen. Ich habe deren in Malaga drei kennen gelernt, das diario mercantil, den avisador malagueño, und den correo de la Andalusia; auch hier fehlte es natürlich nicht an Gegensätzen und Reibungen, namentlich zwischen dem zuerst und dem zuletzt genannten Blatte. W i e spanische Zeitungen einander bekämpfen, habe ich schon bei einer frühern Gelegenheit gesagt, und das dort Gesagte fand ich zu meiner Freude auch in Malaga bestätigt. Eine Beschränkung der Erörterungen aller möglichen Dinge in der Presse von Seiten der Regierungsgewalt konnte ich hier so wenig wahrnehmen, wie sonstwo in Spanien.

Was endlich die, von Italienern gehaltene, Fonda de la Alameda betrifft, so ist sie unläugbar sehr theuer; Zimmer, Frühstück und Mittagessen sind nicht unter fünf Gulden zu bekommen. Dagegen wußte ich an dem, was ich erhielt, gar Nichts auszusetzen; die Zimmer aber sind durch ihre hohen und kühlen Räume eine wahre Erquickung. Die Betten sind übrigens, gelegenheitlich bemerkt, in ganz Spanien unzulänglich, da es ü b e r a l l an einem Oberbett fehlt; tritt nun, so gegen drei Uhr Morgens, die überall und im Süden besonders fühlbare Abkühlung ein, so kann man sich mittelst des Bettes nicht schützen; ich wenigstens mußte mich, so lange ich

in Spanien schlief, in jeder Nacht gegen Morgen etwas wärmer kleiden, weil mir die Mittel fehlten, mich etwas wärmer zu decken; die plötzlich eintretende Kühle weckte mich ganz unfehlbar auf.

Mein im Wesentlichen günstiges Urtheil über Malaga wird, wie ich so eben sehe, in der Hauptsache, namentlich hinsichtlich der Kathedrale, getheilt und bestätigt von Körner, welcher mehrere Jahre Gesandter der vereinigten Staaten in Madrid war, und in seinem, erst dieses Jahr erschienenen Buche „Aus Spanien" die gediegenste Kenntniß von spanischem Land und Volk an den Tag gelegt hat.

Ich hatte, am Donnerstag den 25. April Morgens in Malaga angekommen, die Absicht und selbst den sehnlichen Wunsch, noch am nämlichen Tage nach Granada abzureisen. Allein dieß war nicht möglich. Es geht jeden Tag Eine Diligencia mit beschränkter Personenbeförderung dahin, und mehr nicht. Wiewohl nun meine erste Frage die nach einem Platze in dieser Diligencia war, so fanden sich doch schon alle Plätze längst besetzt, und ich mußte bis zum folgenden Tage Nachmittags fünf Uhr meine Weiterreise verschieben. Dieß hatte nicht nur die Folge, daß ich Malaga genau kennen lernte und nicht vergessen werde, sondern auch die weitere, daß ich mich am Donnerstage nach einer Abendunterhaltung umsah. Außer einem Stiergefechte auf nächsten Sonntag, fand ich nur eine Theatervorstellung auf den heutigen Abend angekündigt, abgesehen von Belustigungen in Cafe's u. dgl., die mich nicht anziehen konnten. Ich ging also zum ersten Mal in ein spanisches Theater. Um aber dem Leser deutlich zu machen, was ich dabei dachte und lernte, muß ich ihn bitten, mich auf einem kleinen Ausflug in die Geschichte des spanischen Theaters zu begleiten, welche, ohne einen wissenschaftlichen Werth ansprechen

zu wollen, für den Neuling oder Anfänger in der Kenntniß spanischen Wesens vielleicht doch nicht ganz ohne Nutzen sein dürfte.

Spanisches Theater. Theater in Malaga.

Die spanische Nation ist die einzige des modernen Europa, deren Theater, und zwar während einer Blüthezeit von zwei Jahrhunderten, zwei Eigenschaften besaß, ohne welche ein echtes modernes Nationaltheater sich überhaupt nicht denken läßt; dieses Theater war nämlich christlich und volksthümlich. Ich will mich keineswegs bei dieser Gelegenheit zum Ritter des Christenthums aufwerfen. So gut ich aber den innigen Zusammenhang des altgriechischen Theaters mit der hellenischen Volksreligion verstehen und anerkennen darf, ohne daß man den Verdacht hegen wird, daß ich zum Cultus des Jupiter, des Bacchus und der Venus zurückkehren wolle, eben so gut kann und muß ich darauf bestehen, daß das Theater eines christlichen Volkes von christlichem Geiste durchdrungen sein muß, wenn es seine Aufgabe an der Gesammtheit der Nation erfüllen soll. Daß ein Nationaltheater national sein muß, wird wohl weniger beanstandet werden; dieß liegt im Wort, und da heutzutage Jedermann Patriot ist, so wird mir hierin Niemand widersprechen. Unserm deutschen Theater fehlen beide Eigenschaften, weßhalb wir auch in der That kein deutsches Nationaltheater haben. Was Lessing, Göthe und Schiller geleistet haben, verehre und bewundere ich so tief, als irgend Jemand; allein das sind ausschließliche Kunsttheater, theilweise von höchstem Range, tiefstem Gedankenreichthum, und unerreichbarer Schönheit; aber sie sind nicht in's Verständniß des Volkes übergegangen, weil sie seinem religiösen und politischen Leben ferne und fremd gegenüberstehen, gerade so, wie die Dichter selbst, welchen wir diese Werke verdanken.

So kam es in Spanien nicht. Es entwickelte sich bei diesem Volke das Drama ununterbrochen und ungestört bis zur Erreichung seiner höchsten Blüthe.

Die ersten Anfänge des spanischen Theaters finden wir einerseits in den Wechselgesängen der christlichen Kirche, in den Antiphonen und Responsorien, in den Reden und symbolischen Handlungen, durch welche die Priester dem Volke den Inhalt der heiligen Geschichten anschaulich machten, andererseits aber in weltlichen Mummereien und mimischen Spielen. In ersterer Beziehung nahm die Kirche ihr ursprüngliches Verdammungsurtheil im Laufe der Zeit zurück. Sie billigte und pflegte sogar die dramatische Darstellung der Ereignisse, welche den wichtigsten kirchlichen Festen zu Grunde liegen, und zwar die Darstellung derselben in den Kirchen selbst. Ganz insbesondere knüpften sich dramatische Spiele an das seit 1264 angeordnete, in Spanien so ungemein hoch gehaltene Fronleichnamsfest. Diese geistlichen Schauspiele nannte das Mittelalter Mysterien, und neben ihnen, aber später hervortretend, finden wir die sogenannten Moralitäten, solche Stücke, in welchen weniger die heilige Geschichte, als das allegorisch-moralische Element die Hauptrolle spielt, wo z. B. die Wahrheit und die Gerechtigkeit Adam wegen des Sündenfalles vor Gott anklagen, das Mitleiden und der Friede ein Wort für ihn einlegen, und hierauf Gott Vater mit dem Sohne verabredet, durch die Menschwerdung den Streit zu schlichten. Rein weltliche Darstellungen, Possen, Fastnachtsspiele, kamen nebenher im ganzen Mittelalter nicht aus der Uebung. Diese, im Wesentlichen dem gesammten modernen Europa gemeinschaftlichen Theateranfänge fanden in Spanien durch die mimischen Tänze der Basken, welche auch den Westgothen nicht fremd blieben, eine besondere Anregung, deren Spuren noch lange nach der arabischen Invasion bei den

asturischen Bergvölkern fortdauern. König Alphons X. sah sich in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bereits veranlaßt, das Schauspielwesen im Wege der Gesetzgebung zu behandeln, Mißbräuche zu verbieten, edle und würdige Darstellungen der heiligen Geschichte aber im Allgemeinen, und namentlich den Geistlichen, zu erlauben. Aus dem vierzehnten Jahrhundert besitzen wir zum Beispiel noch einen Todtentanz in spanischer Sprache, mit durchweg dramatischer Einkleidung, und an den castilianischen und andern spanischen Königshöfen gehörten neben den Stiergefechten und Lanzenstechen mimische Spiele zur Ausstattung der Feste.

An die nach allen Richtungen hochbedeutende, Spanien schöpferisch umgestaltende Regierung Ferdinand's und Isabella's, der „katholischen Könige", knüpft sich auch ein entschiedener, und zwar der allerglücklichste Wendepunkt in der Geschichte des spanischen Drama's. Von diesem Zeitpunkte an wendeten sich nämlich gebildete Dichter mit eben so viel Liebe, als Verstand, den populären Elementen des Schauspiels zu, und schufen ein Drama, welches im Stande war, den feinen Kunstgeschmack eben so sehr zu befriedigen, als das nationale und religiöse Bedürfniß. Ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher Granada unterworfen, Amerika entdeckt, Neapel erobert, und — die Inquisition eingeführt ward, nämlich im Jahre 1492, wurden die ersten Comödien des Dichters Juan del Encina aufgeführt, welcher als der Erste das Volksmäßige durch poetische Cultur zu veredeln, und ein Theater zu begründen versuchte, welches mit Befriedigung höherer Kunstanforderungen die Forterhaltung des nationalchristlichen Wesens der Bühne zu vereinigen suchte. Hier, wo es sich nur darum handeln kann, durch Hervorhebung der wesentlichsten Gesichtspunkte Interesse für das spanische Theater zu erwecken, würde es offenbar zu Nichts führen, von den einzelnen dra-

matischen Schriftstellern, welche nunmehr in großer Anzahl auf einander folgten, zu reden. Dagegen muß, als eine Thatsache von entscheidender Bedeutung, hervorgehoben werden, daß eine Anzahl spanischer Gelehrten und Dichter den Versuch machte, durch Uebersetzung oder freie Nachbildung griechischer und römischer Stücke das spanische Theater nach antiken Mustern umzugestalten, und daß dieser Versuch an dem gesunden Sinne des spanischen Volkes gänzlich scheiterte. Dieses Volk ließ sich keinen Boileau gefallen. Nachdem Philipp II. im Jahre 1561 Madrid zur Residenzstadt erhoben hatte, erhielten — ganz der spanischen Denkweise entsprechend — wohlthätige Gesellschaften das Privilegium, den Schauspielertruppen, welche Madrid besuchen würden, Locale für ihre Vorstellungen zu liefern. So entstanden die ersten stehenden Theater der Residenz, del Principe und de la Cruz. Schon war der Geschmack an den dramatischen Vorstellungen so allgemein und lebhaft, daß nicht nur, wie früher, an Sonn- und Festtagen, sondern auch jeweils am Dienstag und Donnerstag, und in der Faschingzeit täglich gespielt wurde; nur von Aschermittwoch bis Ostern blieben die Bühnen geschlossen. Man gab die Vorstellungen ohne künstliche Beleuchtung, Nachmittags um zwei Uhr. Während aber bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts dem regen dramatischen Streben im Allgemeinen das rechte künstlerische Gelingen der einzelnen Productionen nicht zu Theil werden wollte, brach nunmehr, gerade während derjenigen Zeit, welche von den Historikern der Alltagsphrase als die Periode der tiefsten Erniedrigung, des elendesten Verfalls, des schwärzesten Obscurantismus geschildert zu werden pflegt, das eigentliche goldene Zeitalter der spanischen Literatur, insbesondere der dramatischen Kunst, mit vollem Glanze an.

Dem großen Cervantes war es zwar nicht gegeben, durch seine dramatischen Arbeiten, deren er eine ziemlich be-

deutende Anzahl geliefert hat, gleiches Verdienst und gleichen Ruhm zu erringen, wie auf dem Gebiete des Romans und der Novelle. Allein jetzt trat Lope de Vega (1562—1635) auf. Dieser einzige Mann lieferte allermindestens eintausend fünfhundert dramatische Stücke, nicht etwa prosaisches Gesudel, sondern Werke in den kunstvollsten, schwierigsten Versformen und Reimverschlingungen, zum großen Theil, so weit sie noch erhalten sind, voll des höchsten dichterischen Werthes. Nicht glatte Nachahmung der gemeinen Natur war es, was Lope in seinen Dramen zu geben suchte, sondern ein poetisches Bild des gesammten Menschenlebens, dargestellt in der concreten Form der spanischen Nationalität, eine dichterische Darstellung der Erscheinungen, Thaten und Begebenheiten, welche als die bedeutsamsten hervorragen aus der reichen Fülle der Geschichte. Daß bei dieser wahrhaft großartigen Auffassung des Drama keine Rede sein konnte von Einschnürung des Geistes in mißverstandene Regeln des Aristoteles, bedarf kaum der Erwähnung.

Statt jedoch bei Lope länger zu verweilen, kann ich hier nur mit kurzen Worten die verschiedenen Arten der dramatischen Productionen dieser Blüthezeit des spanischen Theaters characterisiren. Den wichtigsten Bestandtheil derselben bildet die Comedia. So nannte man seit Lope jedes Theaterstück, welches in drei Acte (jornadas, Tagereisen) eingetheilt und in Versen gedichtet war. Den Unterschied zwischen Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel, einen gemachten, nicht auf Natur, sondern auf Reflexion beruhenden Unterschied, kennt das spanische Nationaltheater nicht. Der Begriff der Comedia umfaßt nicht nur ohne Unterschied den Stoff aller drei bei uns getrennten Gattungen des Schauspiels, sondern, wie bei Shakespeare und im Leben selbst, so wohnt auch im spanischen Drama der Scherz neben dem Ernst im nämlichen Stücke ohne Beeinträchtigung der Kunstform oder der höheren poe-

tischen Einheit. Die sprachliche Darstellung ist durchweg auf's Sorgfältigste behandelt, und bewegt sich in den gewähltesten und kunstreichsten Formen. Besonders unterschied man die Mantel- und Degen-Stücke (comedias de capa y espada), Darstellungen von Privatgeschichten aus dem Leben der Gegenwart, in welchen die Hauptpersonen keinen höheren Rang als den von Caballeros hatten, daher auch keines andern Costüms bedurften, als des damals in Spanien üblichen (Mantel und Degen), von den comedias de ruido, de teatro, de cuerpo, zu deren Personal Fürsten oder Könige gehörten, und deren Darstellung einen größeren Aufwand von Costüm, Decoration und Maschinerie erforderte. Ferner unterschied man geistliche und weltliche Schauspiele (comedias divinas y humanas); denn die spanische Nationalbühne zog, wie schon hervorgehoben, das gesammte religiöse Leben in ihren Bereich; unter den ersteren finden wir namentlich hervorgehoben die comedias de Santos, dramatisirte Lebensbeschreibungen der Heiligen. Die comedias de Figuron endlich sind Carricaturstücke mit dem regelmäßigen Zwecke, irgend ein Laster oder eine lächerliche Gewohnheit zu geißeln.

Neben allen diesen comedias finden wir die autos (Acte), regelmäßig einactige geistliche Darstellungen zur Verherrlichung christlicher Feste, meistens von allegorischem Inhalt, namentlich autos sacramentales am Frohnleichnamsfeste, und autos al nacimiento an Weihnachten. Die Loas sind kleine Vorspiele oder Empfehlungsstücke, bald als Monologe, bald als eigene kleine Scenen oder Dramen behandelt, und endlich die entremeses kleine burleske Zwischenspiele, bei den Comödien zwischen den Acten, bei den Autos zwischen der Loa und dem Hauptstücke aufgeführt, bald in Prosa, bald in Versen geschrieben, und meistens dem Leben und Treiben der unteren Volksklassen entnommen. Die Autos wurden

nicht in den Schauspielhäusern, sondern im Freien auf bretternen Gerüsten aufgeführt.

Nachdem Philipps II. Regierung lange Zeit sich um das Schauspiel und die wachsende Leidenschaft für dasselbe nicht gekümmert hatte (wie denn auch trotz der freiesten Ausfälle auf Staat und Geistlichkeit in den spanischen Dramatikern die Inquisition niemals einen spanischen Dichter zur Rechenschaft gezogen oder verfolgt hat), erschien gegen Ende seiner Regierungszeit eine Verordnung, welche die Aufführung von Comödien unbedingt untersagte. Nach Philipps II. Tod wurde dieselbe im Jahre 1600 wieder aufgehoben und durch eine Verordnung ersetzt, welche unter strengerer Aufsicht und Abstellung einzelner Mißbräuche und Unsitten die Theater wieder öffnete. Die lebendige Neigung der Nation für das Schauspiel war also freigegeben, und um den großen Lope gruppirte sich eine bedeutende Anzahl verdienstvoller Comödiendichter. Daß bei diesem allgemeinen, stets gesteigerten Eifer für das Schauspiel auch viel Mittelmäßiges geschrieben wurde, versteht sich von selbst; aber die großen Eigenschaften der spanischen Bühne, die hochpoetische Darstellung des gesammten Geisteslebens der Nation, die herrliche Sprache, die kunstvolle Form, hoben doch fast alle Stücke dieser glänzenden Zeit über das Niveau des Alltäglichen weit empor, und keine Nachäfferei der Alten, keine kritische Schulmeisterei konnte das geistvolle Volk vom Wege des richtigen Geschmackes abbringen. Die höchste Stufe der Vollendung nach Form und Inhalt erreichte aber das spanische Theater durch und mit Calderon (1601—1681), welcher große Dichter, auf der von Lope und seinen Zeitgenossen geschaffenen Grundlage weiter bauend, und von König Philipps IV. Gunst getragen, der spanischen Literatur Werke geschenkt hat, deren Ruhm nicht vergehen wird. Wir finden vielleicht weiter unten Gelegenheit, über ihn ein besonderes Wort zu sagen.

Auch mit und nach ihm lebten noch manche mit Recht berühmte Schauspieldichter, unter welchen ich nur an Moreto erinnern will, den Dichter des herrlichen Lustspiels „el desden con el desden", welches in Deutschland unter dem Namen „Donna Diana" allgemein bekannt ist.

Nachdem die Spanier so während mehr als eines Jahrhunderts ein volksthümliches, das ganze religiöse, geistige und weltliche Leben der Nation umfassendes, die Glanzpunkte der vaterländischen Tradition und Geschichte lebendig darstellendes, zugleich den höchsten Ansprüchen eines feingebildeten Kunstgeschmackes entsprechendes Drama besessen hatten, ein Drama, welches, um die Worte eines spanischen Schriftstellers zu gebrauchen, für diese Nation war, was die Bibel für die Hebräer, was die Gesänge Homers für die Hellenen, so trat nunmehr rasch und unaufhaltsam die Periode des Verfalls und der Entartung ein. Das edle Haus Habsburg (la noble casa de Austria, sagen die Spanier jetzt noch gerne) trat vom Schauplatze der spanischen Geschichte ab; mit der bourbonischen Dynastie und dem französischen Einfluße kam ein klein wenig wasserdünner französischer Rationalismus über die Pyrenäen, und die Poesie floh gen Himmel. Das Volk wehrte sich zwar, so gut es konnte, gegen den französischen Geschmack und die entsprechenden dramatischen Formen; es suchte seine alten Lieblinge und ihre herrlichen Werke auf dem Theater zu erhalten, so lange als möglich; allein der bestimmende Einfluß der höhern und höchsten Regionen der Gesellschaft verfehlte nicht, sich geltend zu machen; gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab es keine spanische Nationalbühne mehr. Das Beste, Volksthümlichste und Naturwüchsigste, was diese Zeit noch aufgebracht hat, waren die Sainetes des Don Ramon de la Cruz, naturgetreue Schilderungen komischer Momente aus dem gewöhnlichen Leben, voll Witz

und Komik, aber ohne höhere Kunstform. Dagegen muß man solche Jämmerlichkeiten, wie sie z. B. Gaspar de Jovellanos, ein sonst sehr bedeutender Mann, unter dem Titel „der tugendhafte Verbrecher" in dramatische Form zusammengeleiert hat, selbst gelesen, und man muß sie mit Calderons Meisterwerken selbst verglichen haben, um ganz zu begreifen, von welcher Höhe zu welcher Tiefe Theater und Kunst gesunken war; es wird einem bei solcher Bemühung vollständig kotzebübisch zu Muthe. Es kam so weit, daß ein Deutscher, Böhl von Faber, den großen Calderon in spanischer Sprache gegen seine eigenen Landsleute vertheidigen mußte, und zwar in diesem Jahrhunderte (1818) und leider war es der französische Romanticismus, welcher den französischen Klassicismus auf Spaniens Bühne stürzte.

Der berühmte Staatsmann Martinez de la Rosa, namentlich aber der gefeierte Breton de los Herreros und Juan Eugenio Hartzenbusch, ein spanischer Sohn deutscher Eltern und jetzt Director der königlichen Bibliothek in Madrid, haben in neuester Zeit treffliche Dramen geliefert, und die Erkenntniß des hohen Werthes der Meisterstücke aus Lope's und Calderon's Zeit ist eine allgemeinere geworden. Allein die Hoffnung, welche A. F. v. Schack am Schluße seiner vorzüglichen „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" (Berlin, 1845. 1846. 3 Bde.) auf eine „Regeneration des glorreichen alten Theaters im Geiste und nach den Bedürfnissen der neuen Zeit" ausgesprochen hat, ist bis jetzt nicht verwirklicht, und der Zustand des spanischen Theaters ist, wenigstens was den Stoff der Darstellungen betrifft, im Allgemeinen so ziemlich, wie bei uns, also elend genug.

Der freundliche Leser darf mir auf's Wort glauben, daß es kein Spaß ist, auf ein paar Seiten über das spanische Theater und seine Geschichte Etwas zu sagen, das Hand und

Fuß hat; sofern dieser Leser also ein Sachverständiger ist, bitte ich nochmals um freundliche Nachsicht. Nachdem ich nun aber auf diese Weise dargelegt habe, von welchem ästhetischen und geschichtlichen Standpunkte aus dieses Theater nach meines Lehrmeisters Schack und meiner eigenen Meinung beurtheilt werden muß, wollen wir mit einander in das teatro principal — Hauptheater — von Malaga eintreten.

Das Gebäude liegt mitten in der Stadt, und ist ohne allen architectonischen Werth. Der Saal ist nicht groß; er mag etwa tausend bis eintausend zweihundert Zuschauer fassen, wenn Alles voll besetzt ist. Dagegen ist die Einrichtung bequem und nobel, die Sitze sind vortrefflich, die Preise nicht übermäßig; ich hatte z. B. einen sehr günstig gelegenen Sperrsitz für etwa einen Gulden zehn Kreuzer. Die Vorstellung war ziemlich schwach besucht; einige wahrhaft schöne Damen schmückten die Logen. In jedem Zwischenacte ging die gesammte männliche Zuschauerschaft, meine Wenigkeit ausgenommen, hinaus, um in der Geschwindigkeit eine Cigarette zu rauchen; eben so machten es die Orchestermitglieder, nur mit dem Unterschiede, daß sie hinausgingen, wenn der Zwischenact vorüber war, und am Schluße des Actes wieder hereinkamen, um während des Zwischenactes ihre musikalische Schuldigkeit für mich und die Damen zu thun. Dabei gingen sie ganz ungenirt durch das Parterre, nicht, wie bei uns, durch Seitenthürchen. Ihre Leistungen waren nur ordentlich, nicht vortrefflich; die Besetzung des Orchesters war ziemlich schwach, so etwa zwanzig Mann. Die Vorstellung begann um acht Uhr.

Das Hauptstück des Abends war ein bürgerliches Schauspiel in Prosa und vier Acten. Vier Acte machen mir schon an sich Herzweh; wie kann ein vernünftiger Mensch ein Stück in vier Acten schreiben! Es ist diese Comedia ein Werk des Don Luis Mariano de Larra, und führt den Titel: Biena-

venturados los que lloran, „glücklich die, welche weinen." Ein weinerlicher Gedanke! Ein von Arbeit erblindeter, tugendhafter und armer Maler, sein talentvoller und edler Adoptivsohn, eine reichbegabte Künstlernatur, ein herzloser und blasirter Marquis, welcher sich als der leibliche Vater des jungen Malers herausstellt, eine Nichte des Marquis, welche den jungen Künstler lieben möchte, aber nicht Hochherzigkeit und Liebe genug hat, für ihn zu leben und Opfer zu bringen, so lange sie nicht weiß, daß er im Grunde doch einem Marquis gehört, endlich ein Arzt, der im reichen und armen Hause verkehrt, und an Tugend, Menschenkenntniß und Freimüthigkeit das Unglaublichste leistet, dieß sind die Hauptträger des Stückes. Eine nähere Analyse desselben wird nicht nöthig sein. Man sieht, daß viel Moral und Tugend nebst etwas wenig Poesie hier zusammenwirken, um Etwas herauszubringen, was ungefähr auf der Höhe der besseren Stücke Ifflands stehen mag. Schlecht war übrigens das Stück keineswegs zu nennen, und namentlich bemerkte ich mit großer Freude die sorgfältige, von jeglicher Hudelei und Sudelei durchaus freie, manchmal meisterhafte Behandlung der Sprache. Den Darstellenden aber muß ich volles und unbedingtes Lob spenden. Schon der Umstand, daß ich Neuling und schlechter Anfänger im Spanischen im Stande war, alles Wesentliche des Stückes zu verstehen, beweist genugsam ihre vortreffliche Recitation; denn ich verstehe oft auf deutschen Theatern, bei der liederlichen Sprachweise, welche hier so häufig Mode ist, nicht viel über die Hälfte, obwohl ich nicht schwerhörig bin. Der unvergleichliche Wohllaut der spanischen Sprache wurde von Schauspielern und Schauspielerinnen mit sichtbarer Liebe und doch ohne alle Geziertheit zum Ausdrucke gebracht; es war Alles Musik, was sie sagten, und zwar bessere, als die im Orchester. Aber auch die höhere dramatische Auffassung und

geistige Durchdringung der verschiedenen Rollen ließ kaum Etwas zu wünschen übrig; namentlich der Arzt (der Director der Gesellschaft) und Fernando, der junge Maler, spielten mit ganz vollendeter Meisterschaft, Letzterer brachte sogar seine für einen Helden und Liebhaber wenig günstige Erscheinung vollkommen in Vergessenheit. Mein günstiges Urtheil über die Aufführung wurde von dem, fast durchweg aus gebildeten Leuten bestehenden Publikum in hohem Maaße getheilt; allgemeine Zufriedenheit malte sich auf den Gesichtern, und rauschender Beifall belohnte die Darstellenden. Ich habe in der That eine solche Einfachheit und Natürlichkeit bei so durchdachter Darstellung in Deutschland nur bei wenigen Schauspielern ersten Ranges gesehen.

Auf die nachher gespielte Posse in Einem Act: (juguete): las delicias de Gedeon, von Ramon Navarrete, verzichtete ich, weil ich befürchtete, mich in der großen Stadt mitten in der Nacht zu verirren, und aus der Fonda hinausgesperrt zu werden. Ein lächerlicher Grund! wird Mancher sagen. Wäre aber der Tadler von Morgens sechs bis Abends acht Uhr in Malaga auf den Beinen, und dann drei Stunden im Theater gewesen, so würde er sich höchst wahrscheinlich auch in's Bett gelegt haben, was ich, mit meinem ersten spanischen Theaterabende wohl zufrieden, gegen Mitternacht glücklich ausführte.

Von Malaga nach Granada.

Alles Mögliche glaubte ich gethan zu haben, um am Freitag den 26. April Abends fünf Uhr in einem Eckplatze der Berlina in der Diligencia nach Granada zu sitzen. Aber nein! ich hatte Nro. 3, und mußte nun, zu Vier in den engen Raum eingekeilt, unter ziemlich widerwärtigen Gesellschaftern in der Mitte sitzen. Einer davon war ein Schweizer, der sich

als Spanier ausgeben wollte, auch sehr gut spanisch sprach, sonst aber seiner Nation weder durch Herz noch Verstand würdig erschien. In Gottes Namen denn, arré! rief der Mayoral, und der Tanz nach Granada ging los. Ich bin herzlich froh, daß ich das unumgänglich Nöthige über die Diligenciafahrten schon gesagt habe, und also hier nur nachzutragen brauche, daß wohl nirgends in Spanien gewaltthätiger, schneller, rücksichtsloser und zugleich meisterhafter gefahren wird, als auf dieser Strecke.

Um von Malaga nach Granada zu gelangen, überschreitet man die Sierra Alhama, welche sich westlich an die Sierra Nevada anschließt, auf einer Paßhöhe von jedenfalls fünftausend Fuß. Denn die Stadt Loja, welche auf der andern Seite des Gebirges schon ziemlich tief unter der Paßhöhe liegt, hat gleichwohl noch eine Lage von viertausend vierhundert Fuß über dem Meeresspiegel. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß es von Malaga an ernstlich aufwärts ging; und zwar wurde dieß in der Art bewirkt, daß bei recht bedeutender Steigung in vollem Galopp gefahren wurde — wir hatten zwölf starke Maulthiere — worauf bei zwischen eintretenden Senkungen der Straße die Sache von selbst schnell vorwärts ging. In prachtvollen Bogen umzog die ganz vortreffliche Straße das steile Gebirge. Bis in die tiefe Nacht hinein erneuerte sich immer wieder der wahrhaft herrliche Anblick des zuerst in den Glutstrahlen der Sonne zitternden, dann vom Abendroth angelächelten, dann wie festlich von tausend Gasflammen beleuchteten Malaga. Seine stattliche Alameda, der schön gezogene Bogen seiner Rhede, sein gewaltiger Dom, sein altes maurisches Kastell waren bis zum Eintritte völliger Dunkelheit zu erkennen. Wie mit weichen Liebesarmen schien mich die lebensvolle, zu Genuß und Lebenslust, zu seligem Traume und süßem Nichtsthun ver-

lockende Stadt zu sich hinabzuziehen, und ich war einen Augenblick fast froh, ihr entkommen zu sein, und in den himmelanstrebenden Formen der Sierra wieder einen männlicheren Geist zu fühlen. Während uns aber die Pastora, Colegiada, Morena, Colonela, Generala, und wie die Maulthiere alle hießen, immer höher den Berg hinaufschleppten, die Felsen immer großartiger, die Schluchten und Abstürze neben der Straße immer tiefer und steiler wurden, stellte sich gegen Mitternacht bei mir ein Unbehagen ein, welches ich in dieser Weise noch nie in meinem Leben empfunden habe, und das ich, weil ich mir keiner andern Ursache bewußt war, nur dem plötzlichen Uebergange aus der weichen, milden Luft Malaga's in diese strenge und rauhe Gebirgsatmosphäre zuzuschreiben wußte. Brennender Durst, der sich zu heftigem Kopfschmerze steigerte, quälte mich in solchem Grade, daß ich, aller sonstigen Vorsicht bezüglich des Wassers vergessend, bei jedem Pferdewechsel an einer einsamen Venta mir ein möglichst riesiges Gefäß mit Wasser heraufreichen ließ, und mit vollen Zügen trank und trank, bis Nichts mehr zu trinken da war. Und ich hatte in diesem Falle Recht, der körperlichen Natur ihren Willen zu lassen; sie hatte offenbar Wasser nöthig, sonst Nichts, denn als wir mit Tagesgrauen in dem romantisch gelegenen Loja ankamen, welches ich noch einmal bei hellem Tage sehen sollte, bedurfte es nur noch einer Tasse Chocolade, die auch wirklich bereits meiner wartete, um wieder im allerbesten Wohlsein mich zu befinden.

Und von nun an war die Fahrt eine wirkliche Lust! Während des gepreßten Zustandes der Nacht hatte ich weder auf unser Fuhrwerk, noch auf die übrige Außenwelt große Aufmerksamkeit verwenden können; ich glaube, wir hätten umwerfen können, ohne daß ich Viel davon bemerkt hätte. Als wir aber nun, nach kurzem Aufenthalte in Loja, unsern Roll-

kasten wieder bestiegen, zogen sich zwei meiner lästigen Gesellschafter auf freigewordene Plätze im Innern des Wagens zurück, um den schönen Morgen zu verschlafen, nachdem sie den größten Theil der Nacht mit fadem Geschwätz getödtet hatten. Ich saß nun bequem, und der übriggebliebene Gesellschafter konnte mich mit seinem Geschwätz nicht behelligen, da ich nicht mit ihm redete; er fing daher auch zu schlafen an, und ich war „Herr der Situation." Rasch ging es nun abwärts, der köstlichen Vega von Granada entgegen. Der Tag war angebrochen, die Luft kühl und duftig, einen nahen Wechsel der Witterung verkündend. Unter herrlichen Alleen, auf einer vortrefflichen Straße, fährt man dem fernen Granada entgegen. Durch das fortwährende Abwärtsfahren erkannte ich noch besser, als den Abend zuvor beim Steigen, auf welch bedeutender Höhe wir gewesen waren; denn Granada selbst liegt noch zweitausendzweihundert Fuß über dem Meere. Von der Fruchtbarkeit und Lieblichkeit dieser Landschaft ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen, wenn man sie nicht gesehen hat; Alicante's Dürre und Malaga's Hitze sind hier weit hinter uns; der vom Gebirge herabwehende Lufthauch erquickt die Natur und den Menschen, und die ganze Seele athmet von Neuem auf mit der üppigen, saftgrünen, lebendigen Pflanzenwelt.

Endlich erreichten wir Santa Fé, bekanntlich die Stadt, welche im letzten Eroberungskriege gegen Granada nach dem Brande des christlichen Lagers auf Befehl der Heldenkönigin Isabella innerhalb weniger Tage gegründet wurde, um den Ungläubigen zu zeigen, wie wenig an ein Aufgeben des großen Unternehmens zu denken sei, durch dessen Vollendung die spanische Erde nach achthundertjährigem Kampfe von der falschen Cultur des Halbmondes befreit wurde. Santa Fé hat bis zur heutigen Stunde den Typus seiner geschichtlichen Entstehung

im vollsten Maaße beibehalten; geradlinig, rechtwinklig, kasernenmäßig, sieht es noch jetzt einem befestigten Lager fast mehr ähnlich, als einer spanischen Stadt. Nur die zahlreichen Balcone geben auch hier die beruhigende Gewißheit, daß man sich in einer Stätte des Friedens befindet, und daß manch niedlicher Fuß in mancher schönen Abendstunde hier oben verweilen mag.

Nach und nach wurde Granada sichtbar. Ich weiß nicht, haben einige Reisebeschreiber den Mund zu voll genommen, oder war ich ungeschickt, oder saß ich ungeschickt: kurz, ich habe auf dieser kurzen, etwa halbstündigen Fahrt von Santa Fé nach Granada weder einen großartigen, noch überhaupt irgend einen Eindruck von letzterem empfangen; eben so wenig wollte mir die Lage der Alhambra so außerordentlich vorkommen, wie ich mir dieselbe gedacht hatte. Vielleicht war ich auch, ohne es zu wissen, von der sechzehnstündigen Fahrt abgespannt; als ehrlicher und offenherziger Reisender muß ich es sagen, ich kam mit einem nicht ganz unbeträchtlichen Gefühle der Enttäuschung in Granada an. Entsetze dich nicht, freundlicher Leser! die Sache hat sich nachher ganz anders gemacht. Gleichwohl kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieses maßlose, pausbackige Preisen und Schmachten, wie es gerade in Bezug auf Granada Mode und guter Ton geworden ist, sicherlich schon manchen Reisenden, und zwar nicht den schlechtesten, Etwas an der Sache verdorben hat. Ich werde daher bei der schwierigen Aufgabe, nach so vielen, zum Theile höchst kenntnißreichen und sprachgewandten Vorgängern Etwas über Granada zu sagen, vor allen Dingen der Vernunft und Mäßigung zu huldigen ernstlich bemüht sein.

Nach langer Fahrt durch die große Stadt, welcher man wahrlich keine Spur von Verfall oder Gesunkenheit anmerkt, hielt die Diligencia endlich auf einer schönen, breiten Straße,

und wir wurden aus unseren Verschlägen entlassen. Eine große Anzahl von Wirthshausagenten umringte uns, und fiel uns an; ich sehnte mich, aus dem Staube und der Ermüdung der Reise herauszukommen, überließ mich mit einiger Nachlässigkeit dem ersten Besten, der mich haben wollte, und gerieth so, statt in die Fonda de la Victoria, an welche ich adressirt war, in ein derselben gerade gegenüberliegendes Wirthshaus geringeren Ranges, eine sogenannte Casa de Huespedes mit der stolzen Firma „la Iberia"! Sie müssen in der Iberia entweder großen Mangel an Gästen haben, oder ich muß ihnen sehr seltsam, oder sehr vornehm vorgekommen sein; denn sechs Personen, und ein Hund, begleiteten mich auf das mir angewiesene sehr mangelhafte Zimmer, und als ich, um im Hause Boden zu gewinnen, augenblicklich ein anderes verlangte, gesellte sich als siebente Person die Tochter des Hauses zu der Prozession, ein hübsches, leider durch Blatternarben entstelltes Mädchen. Sie bat mich unter rührenden Geberden um Verzeihung wegen der in dem ersten Zimmer durch ihre Schuld abgerissenen Klingel; dabei kreuzte sie, wie eine ächte Orientalin, die Hände über der Brust. Natürlich ließ ich meinen Zorn sehr leicht entwaffnen, da ich innerlich bereits sehr lachen mußte. Ich jagte den Hund und den männlichen Theil der Prozession fort, und in wenig Augenblicken war ich in einem, aus Schlaf- und Wohnzimmer bestehenden, kühlen und luftigen Gemach mit allen Bequemlichkeiten versehen, die Wäsche kundiger Hand übergeben, und ich hatte das Gefühl, am rechten Orte zu sein. Und so war es auch; ich kann diese Iberia jedem Reisenden, der ohne Damen nach Granada kommt und nicht zu große Ansprüche macht, ganz ehrlich empfehlen. Speisen und Getränke waren tadellos, die Bedienung aufmerksam, die Preise mäßig, während Granada im Allgemeinen sehr theuer ist, und das Bett wenigstens nicht schlechter, als anderswo.

Freilich, beim Abschied von Granada werde ich noch eine kleine Unannehmlichkeit von der Iberia zu erzählen haben. Nach einigem Schwanken entschloß ich mich, in Granada von allen meinen Reisegrundsätzen abzuweichen, und mich ausnahmsweise eines Führers zu bedienen. Dieß war aber auch das einzige Mal auf der ganzen Reise. Das, was ich von Granada gelesen hatte, war so viel und so groß, und der Eindruck, welchen die Größe der Stadt beim Durchfahren auf mich gemacht hatte, war ein so bedeutender gewesen, daß ich befürchtete, durch eigensinniges Selbstaufsuchen Alles dessen, was ich nothwendig sehen mußte, in Bezug auf Zeit und Geld ein schlechtes Geschäft zu machen. Ich war kaum mit diesem Gedanken beschäftigt, als der Gedachte sich schon von selbst vorstellte. Er wohnte im Hause, und war ein wesentlicher Bestandtheil der Iberia. Ein ächter Granadino, etwa 27 Jahre alt, klein, gewandt, durchtrieben, unkundig des Lesens und Schreibens, dabei aber in Beurtheilung aller möglichen Dinge und Verhältnisse geschickter und scharfsinniger, als bei uns Tausende, die jener beiden freien Künste mächtig sind. Außer dem Amte eines Agenten, um der Iberia Gäste anzutreiben, und dem eines Führers durch Granada, war er zugleich Stierkämpfer, was er mir mit großem Selbstbewußtsein erzählte, und zwar banderillero, was schon Etwas heißen will. Ich nannte ihn, zu seiner großen Freude, nur torero, und dieß ist der Grund, weßhalb ich seinen Namen nicht erfahren habe. In dem Nebengeschäfte eines kleinen Pandarus war er so tief verstrickt, daß ihm die Möglichkeit abhanden gekommen war, negative Antworten in dieser Richtung zu begreifen, und neben allen diesen Functionen verrichtete er, wenn ihn gerade keine derselben in Anspruch nahm, die Aemter sowohl eines Ausläufers, als eines Oberkellners in der Iberia, in welchem Hause übrigens, was nach dem Gesagten der Leser vielleicht zu bezweifeln

versucht sein möchte, ein durchaus und in jeder Hinsicht anständiger Ton herrschte. Für zwanzig Realen — ein paar Kreuzer mehr als fünf Francs — per Tag stand der torero zu meiner Verfügung; anders that er es nicht. Ich nahm ihn auf zwei Tage in meinen Dienst, indem ich ihn darauf vorbereitete, daß ich laufen könne, wie nicht jeder torero. Und so lasset uns denn mit dem leichtsinnigen Granadino die Wanderschaft durch seine schöne Vaterstadt antreten, und die Wahrheit sagen, wie wir sie finden.

Granada.

I. Allgemeines.

Die jetzige Provinz Granada mit der Hauptstadt gleichen Namens ist an Eigenthümlichkeit, Reichthum und Glanz der Naturschönheit wohl mit keiner andern Spaniens zu vergleichen, und wenige Länder dieser Erde werden ihr den Rang streitig machen können. Eine Ebene, so reich und fruchtbar, so südlich und mild, wie die Vega von Granada, nur durch wenige Thäler und Schluchten getrennt von den mit ewigem Schnee bedeckten und von ewigem Eise starrenden Hörnern und Gletschern der Sierra Nevada; Hügel, wie der des Alhambraschlosses, wo unter dem belebenden Einfluß der reichsten und kühlsten Wasserquellen eine Pflanzenwelt, namentlich ein Baumschlag von wunderwürdiger Kraft und Schönheit sich entfaltet, und beständige, erquickende Kühle unmittelbar neben dem blendenden Sonnenglanz des Südens wohnt; nahe und ferne Gebirgszüge, mit Thal, Hügel und Ebene zu einem Landschaftsbild von unbeschreiblichem Reize vereinigt; das sind in großen Zügen die Hauptmerkmale der ganzen Provinz, und, auf's Höchste gesteigert, ihrer Hauptstadt. Darum sagt auch mit verzeihlichem Stolze das spanische Sprichwort: Wer

Granada nicht sah, hat Nichts gesehen. Und dennoch fehlt diesem Paradiese Etwas, dessen Mangel bei mir wenigstens, mit welchem Grund, mag dahingestellt bleiben, das Gefühl und den Begriff einer vollendeten Naturschönheit nicht aufkommen läßt, nämlich ein bedeutender, schön eingerahmter Wasserspiegel. Die beiden Flüsse, Darro und Xenil, von welchen ersterer das ganze Thal Granada's durchbrauset, um sich beim Uebergang desselben in die Vega mit dem Xenil zu vereinigen, sind im Grund nur wilde Gebirgsbäche, höchst wohlthätig für das Land, namentlich der Darro, aus welchem der Fleiß und die Geschicklichkeit der Mauren die Bewässerung des Alhambrahügels abgeleitet hat, aber sie stellen Nichts vor. Und so ist es mir begegnet, daß ich, an einem wundervollen Morgen mit den glücklichsten Empfindungen auf der Alhambra stehend, von allen Reizen und Seligkeiten eines spanischen Frühlings umgeben, zu meinem eigenen Verdruß eine Stimme in mir hörte, welche ganz deutlich und vernehmlich sagte: „Schöner als am Bodensee ist es nirgends." Wer auf sich selbst Acht geben will, der hört gewiß manchmal im Leben Stimmen in sich, welche ihm Ermahnungen und Rathschläge geben, vor denen er entsetzt zurückweicht, erkennend: das bin ich nicht! Die Leute, welche solche, mit aller Macht der fremden Persönlichkeit auftretende Einflüsterungen den Teufel nennen, sind mir lieber als diejenigen, welche keinen Unterschied zwischen sich und jenen Stimmen kennen, und deßhalb außer von Gott auch noch vom Teufel Nichts wissen wollen. Ich für meinen Theil gehöre zu den Teufelgläubigen, und war deßhalb zuerst der Meinung, der Teufel wolle mir die Freude an Granada verderben, als er mich auf der Alhambra an Constanz mahnte; allein erstens ist es seine Sache nicht, die Menschen an die liebe Heimath zu erinnern, eher das Gegentheil; und zweitens — die Sache ist und bleibt wahr;

ein großer Strom, oder, was noch schöner wäre, ein Binnensee fehlt dem herrlichen Granada.

Zum Zauber der Natur kommt aber in Granada noch der mächtige Zauber geschichtlicher Erinnerungen voll Reiz und Poesie. Ich will hier nicht reden von der behaupteten Gründung Granadas durch die Phönizier, nicht von seinen Geschicken in der carthaginiensischen Zeit, nicht von seinen wechselnden Verhängnissen während der langen Dauer der römischen Weltherrschaft, als Granada das Iliberis der Römer war. Die geschichtliche Periode Granadas, welche den meisten Reiz auf die Phantasie auszuüben pflegt, beginnt erst lange nach der Eroberung Spaniens durch die Araber. Der Hauptsitz der arabischen Herrschaft zur Zeit ihrer höchsten Blüthe war nicht Granada, sondern Cordova. Erst in einer Zeit, als das christliche Element schon wieder mit Macht vorwärts drängte, und der schließliche Ausgang des großen Kampfes mit Gewißheit vorauszusehen war, also erst in der Zeit des Verfalls arabischer Größe und Cultur finden wir ein eigenes Reich Granada unter selbständigen Königen. Alhamar I., Gründer der Alhambra, von welchem sie auch wahrscheinlich ihren Namen trägt, ein Mann, gleich ausgezeichnet durch einsichtsvolle Liebe zu Künsten und Wissenschaften, wie durch kriegerische Thaten, starb 1273, also nur zwei Jahrhunderte vor dem Untergang seines Reiches. Und selbst diese zwei Jahrhunderte waren, trotz der mit Riesenschritten herannahenden, auch dem blödesten Auge erkennbaren Gefahr, größtentheils angefüllt durch die widrigsten, blutbefleckten inneren Parteiungen und Fehden, bis endlich Ferdinand und Isabella in Einem großen Kampfe Alles vereinigten, was das christliche Spanien an Begeisterung, Heldenmuth und Kriegstüchtigkeit in sich hatte, und vor diesem gewaltigen Anlaufe der Thron der Ungläubigen in den Staub sank.

Zweierlei Gründe und Elemente sind es, welche gleichwohl der maurischen Epoche Granadas ein so großes Interesse und einen so großen Reiz zu verleihen pflegen; eines dieser Elemente ist berechtigt, das andere nicht. Das erste beruht auf den ganz unläugbaren Vorzügen und großen Eigenschaften des arabischen Volkes. Diese wilden Schwärme fanatisirter Muhamedaner, welche 711 die Meerenge zwischen Afrika und Europa überschritten, haben in der That in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Bildung erreicht, welche Staunen erregt. Von der Art und Kunst, mit welcher sie die Erde zu behandeln, ihr Reichthum, Segen und Wonne abzugewinnen verstanden, legen die Huerta von Valencia und die Hügel von Granada heute noch lautes Zeugniß ab. Trotz einer Religion, welche in widerwärtigst pedantischer Weise die Entwickelung schöner Kunst von vorn herein unmöglich zu machen schien, indem sie die Nachbildung alles Lebendigen untersagte, schuf und entwickelte dieses Volk eine originelle, geistvolle, zu hohem Grade der Vollendung gediehene Baukunst, deren Werke Vielen bis auf den heutigen Tag nicht nur schön, sondern sogar im höchsten Grade schön erscheinen. Die Dichtkunst und die Pflege der Wissenschaften erfreuten sich lebendigen Aufschwunges, und die Nation war edel genug, um selbst von ihren Feinden das Ritterthum und die damit verbundene freiere und würdigere Stellung des Weibes anzunehmen. Die Erinnerungen und Reste einer solchen Nation, wie sie in der Stadt Granada bei jedem Schritte uns entgegentreten, sind fürwahr herzlicher Theilnahme und gedankenvoller Betrachtung im höchsten Grade werth.

Allein bei einer ziemlich großen Anzahl derer, welche über Granada öffentlich gesprochen haben, gesellt sich zu diesem wohlberechtigten Elemente der Liebe und Bewunderung noch ein anderes, widerwärtiges und verkehrtes.

Der Ton, in welchem die Schriftsteller einer gewissen Richtung Granada behandeln und besprechen, ist nämlich der Ton des theils schlecht, theils gar nicht verhüllten Hasses gegen Christenthum und christliche Bildung. Auch hier wieder verwahre ich mich gegen die Annahme, als ob ich mich zum Apologeten des Christenthums aufwerfen wollte; ich kann und muß dieses Amt andern Leuten überlassen. Ich bin ganz bei der Sache, beim Gegenstande meines Buches, bei Spanien, hier bei Granada.

Wer vermöchte in vollem Ernste zu wünschen, daß der große Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, welcher in Spanien bis an die Schwelle des sechzehnten Jahrhunderts reichte, mit der Unterwerfung der christlichen Bevölkerung unter die Muselmänner geendigt hätte? Wer vermag, wenn er auch nur den allgemeinsten und einfachsten Religionsunterricht genossen hat, und wenn er auch gar keinen Glauben an die positiven Dogmen des Christenthums hat, wer, sage ich, vermag zu läugnen, daß das Christenthum jedenfalls höher steht, als der Islam? Oder ist unter diesen Herren, welche mit süßlicher Coquetterie und läppischem Schmachten um Boabdil's und Fatime's Schatten herumwedeln, während sie die großartige Kaisergestalt Karl's V. begeifern, irgend Einer, der zum Islam übergehen will? irgend Einer, der sagen möchte: die Wahrheiten dieser Religion glaube ich, und die Lügen des Christenthums verwerfe ich? Oder handelt es sich vielleicht in Wahrheit darum, gar keine Religion haben zu wollen, weil man dem Ernsten und Ewigen überhaupt aus dem Wege geht, um nicht gemahnt zu werden an das Ende aller Dinge? Und haben wir es vielleicht insbesondere mit jener Geistesrichtung zu thun, welche namentlich das Haus Habsburg, den letzten Hort des Rechtes in Europa, durch die Jahrhunderte verfolgt, und sogar maurischen Speichel zu

lecken nicht verschmäht, wenn man wähnt, ihn in das Antlitz eines österreichischen Kaisers schleudern zu können?

Ja, meine Herren! so ist es. Die Lust, keine Religion zu haben, weil jede Religion Unterwerfung und Opfer verlangt, die Lust, über die höchsten Fragen des Menschenlebens mit Redensarten hinwegzugehen, weil man die geistige und sittliche Kraft nicht hat, sie zu lösen, die Lust, von maurischem Harem und maurischer Seligkeit zu träumen, weil man selbst mehr oder minder leichtfertig ist, und endlich die Lust, dasjenige Fürstenhaus und Staatsgebäude zu beschimpfen, welche auch heute noch nicht lassen wollen von den ewigen Grundpfeilern jedes menschenwürdigen Daseins, von Religion und Gerechtigkeit, — das sind die geheimen Triebfedern derjenigen Kiel- und Stahlfedern, welche bis nach Granada sich flüchten, um von da aus über Christenthum und Habsburg herzufallen. Es ist, mit Einem Worte, derjenige Geist, welcher von Seiten des Katholicismus, ob zutreffend, weiß ich nicht, unter dem Namen der Freimauerei bekämpft wird, derjenige Geist, welcher sich selbst den modernen und den Geist des Fortschritts nennt, es ist der Geist der Gottverlassenheit, der Unsittlichkeit, der Lüge, dem wir auch hier begegnen, und den man auch hier bekämpfen sollte mit dem gleichen Ernst und Eifer, wie überall. Und dieser Geist spukt nicht nur in den Büchern über Granada, sondern er tritt dem aufmerksamen Beobachter im heutigen Granada selbst lebendig entgegen. Wiewohl diese herrliche Stadt durch ihre natürliche Lage so ziemlich von der Welt abgeschieden, und bis jetzt noch von keiner Seite mit der Eisenbahn unmittelbar zu erreichen ist, so habe ich doch nirgends in Spanien so bedenkliche sittliche Erscheinungen wahrgenommen, als gerade hier. Die Verlogenheit und Verschmitztheit, die Liederlichkeit, welche, weit entfernt, ein verzeihlicher Ausbruch ungeschwächter

Naturkraft zu sein, als kalte, raffinirte, blasirte Genußsucht auftritt, die Heuchelei, welche z. B. im Gotteshause unter dem Hute verstohlen Cigarren raucht, während die andere Hand das Zeichen des Kreuzes macht, das sind Züge, welche ich nur in Granada fand. Sie rühren theils noch von dem maurischen Character her, denn seit 1492 sind noch nicht vier Jahrhunderte dahin, und seit der Vertreibung der Morisken aus Spanien noch nicht deren drei; zum größeren Theil aber sind sie eingeführt von den zahlreichen Fremden aus denjenigen westeuropäischen Ländern, welche bekanntlich an der Spitze der europäischen Civilisation marschiren.

Wenn ich einen reisenden Engländer sehe, so fallen mir immer Schiller's schöne Worte ein, welche ich dann mit einer kleinen Tonveränderung so ausspreche:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Leider kommt er überall hin!

Diese edlen Söhne Albion's erscheinen mit jedem neuen Jahre in großen Schaaren, um, wo möglich, auf der Alhambra ein paar Stücke Mosaik loszuschlagen und zu stehlen, außerdem aber in dieser göttlichen Natur, die wie ein großer Tempel des Ewigen dasteht, so ausschweifend und lüderlich zu leben, als es ihnen möglich und erreichbar ist. Und anderer Länder Söhne machen es nicht viel besser. Die Bewohner Granada's setzen diese Absicht bei dem Fremden voraus, und haben schon beinahe das Verständniß für das Gegentheil verloren. Ich bin gewiß jeder menschlichen Freude von Herzen hold, und unserer natürlichen Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit bin ich mir so gut bewußt, als Jemand; aber von Schmutz und Unflath wendet sich meine Seele mit Abscheu hinweg, und den bringen die Fremden des modernen Geistes überall hin, wo sie in Masse erscheinen.

Wende ich mich aber von der Naturschönheit und den geschichtlichen Erinnerungen zu dem dritten Punkte, welcher Granada's Werth und hohe Bedeutung vervollständigt, nämlich zu den noch vorhandenen Denkmalen der Vergangenheit, so weiß der einsichtsvolle Leser nach dem bisher Gesagten im Allgemeinen schon, was er von mir zu erwarten hat. Die arabischen Bauten sind von der unschätzbarsten Bedeutung für den, welcher Kunst und Kunstgeschichte versteht oder lernt, sie sind von höchstem Interesse auch für den, welcher nur mit gediegener allgemeiner Bildung sie betrachtet; sie sind zierlich, künstlich, in mancher Hinsicht wundervoll für jedes sinnige Auge. Aber schön in dem Sinne, in welchem man sie gewöhnlich preist, sind sie nicht. Eines der bedeutsamsten und wichtigsten Dinge an jedem Bauwerk und Baustyl ist selbstverständlich die Form des Thores, durch welches der Mensch den Bau betritt, die Form der Halle, welche ihn aufnehmen soll. Und da wird mir wohl Jeder, der sich nicht mit Gewalt selbst verblenden will, zugeben müssen, daß die griechisch-römische Tempelhalle, der byzantinische Rundbogen und der gothische Spitzbogen, gleichviel ob symbolisch, ästhetisch, oder wie immer betrachtet, unendlich höher stehen, als die arabische Hufeisenform. In der That, schon lange bevor ich in Granada war, mußte ich staunen über dieses ewige Gewinsel um die zierliche, gott- und wundervolle Hufeisenform! Ist es denn wirklich so etwas Schönes um ein Hufeisen und dessen architectonische Nachahmung? Hebt das Hufeisen die Seele zu Gott empor? Drückt das Hufeisen irgend einen bedeutsamen Gedanken aus? Oder hat das Hufeisen, ganz abgesehen von alledem, nur eine schöne Form? Ich wage es nicht, irgend eine dieser Fragen zu bejahen. Und wenn nun einzelne Reisende und Schriftsteller so weit gegangen sind, jedes germanische und christliche Denkmal in Granada über

den maurischen Resten gleichgiltig, widerwärtig oder verkehrt zu finden, so finde ich meinerseits dieses Verfahren eben so traurig, als lächerlich.

Eine herrliche, nur durch die Laster des modernen Menschen besudelte Natur, einen Ort gedankenvoller, wehmüthiger Erinnerung an eine glänzende und eigenthümliche, aber vor einem höhern Princip niedergesunkene Vergangenheit, und eine Fundgrube von Denkmalen maurischer Thätigkeit und Kunst, welche jedoch, im höchsten Sinne betrachtet, auf verkehrten Wegen wandelte und von den Werken der christlichen Sieger überragt und übertroffen ward, — in diesem Sinne mußte ich Granada betrachten. Dabei kam ich natürlich nicht in jenen Zustand der Ueberspannung, der Ueberschwenglichkeit und des maßlosen Entzückens, welchen Viele erreicht oder auch affectirt haben. Ich vermochte, ohne gegen die arabische Vergangenheit ungerecht oder gleichgiltig zu werden, den gewaltigen und gerechten Gang der Geschichte zu verstehen in Boabdil's und seines Reiches Untergang, und sogar in der späteren Vertreibung der Morisken, welche, wie schon der gewiß scharfsehende Cervantes erkannt hat, niemals Christen und niemals Spanier geworden, sondern ewig verschwörerische Muselmänner geblieben wären (s. Don Quijote, 2. Theil, Cap. 54).

Meine Freude an Granada wurde dadurch nicht geringer, daß ich nach Wahrheit strebte; und wenn sie geringer geworden wäre, in Gottes Namen! magis amica veritas. — Nun weiß ich wohl, daß ich mir werde gefallen lassen müssen, von Einigen für einen Obscuranten gehalten, von Andern aber beschuldigt zu werden, daß ich mit Gewalt etwas Besonderes und Originelles haben wolle. Gegen den Vorwurf des Obscurantismus will ich mich, im Besitze eines vortrefflichen Gewissens, gar nicht vertheidigen; was aber die Originalität betrifft, so

will ich nicht ermangeln, auf den trefflichen Lorinser aufmerksam zu machen, welcher im Wesentlichen den nämlichen Standpunkt einnimmt, wie ich. Nur ergibt sich bei ihm dieser Standpunkt aus seinen Eigenschaften als Katholik und Priester, während ich auf dem weiteren und mühevolleren Wege des Forschens, des Kämpfens und der allmäligen Ueberwindung verkehrter Standpunkte und falscher Gesichtspunkte zu meinen Anschauungen gelangen mußte, worin auch der Grund liegt, weßhalb ich sie so nachdrücklich hervorhebe. Die Ueberzeugung aber habe ich mit der vollsten Bestimmtheit, daß schon mancher unverdorbene, aber unselbständige Reisende im Allgemeinen das Nämliche, was ich, in Granada zu denken versucht war, und bloß deßhalb in den allgemeinen, süßlich verschwommenen, mark- und kraftlosen Ton einstimmte, weil es eben der allgemeine war. Man muß sich nur nicht geniren, überall in der Welt, sogar in Granada, seine eigenen Gedanken zu haben.

Bevor wir nach diesen einleitenden Bemerkungen die Wanderung in der Stadt selbst antreten, muß noch Einiges über dieselbe im Allgemeinen gesagt werden.

Granada ist seiner Ausdehnung nach eine der allergrößten Städte Spaniens, obwohl die Bevölkerung nur etwas über 80,000 Menschen betragen soll. In gewaltiger Masse füllt sie nicht nur das ganze Darrothal aus, sondern steigt auf drei Seiten an den Bergen und Hügeln empor, und wird sich im Laufe der Zeit ohne allen Zweifel weit in die Vega hinaus erstrecken. In der Blüthezeit der arabischen Herrschaft soll die Zahl der Bevölkerung 400,000, die Zahl der Häuser 70,000 (jetzt etwas über 10,000), die Zahl der streitbaren Männer allein 60,000 betragen haben. Ich bin nicht in der Lage, die Richtigkeit dieser Angaben zu prüfen oder zu bestreiten; entweder sind sie übertrieben, oder die Menschen müssen

furchtbar eng beisammen gelebt haben; denn in die Vega reichte die Stadt damals nicht, und Berg und Thal konnte kaum solche Mengen fassen. Der cerro de santa Elena, das Helenengebirge, einer der sanftesten und niedrigsten Ausläufer der Sierra Nevada, hat zu seiner Linken das Thal des Xenil, zur Rechten dasjenige des Darro. Auf seinem äußersten Vorsprung liegt die Alhambra, zur Rechten im Thal und an den Höhen empor Granada, östlich hinter ihm steigt die Sierra empor, und westlich vor ihm breitet die Vega sich unabsehbar aus. Diese Lage ist nicht geeignet, in Zeiten ununterbrochener Kriege eine außerordentlich große Stadt möglich zu machen, weil das Verlassen des engen Thals und die Ausbreitung in die offene Ebene ein Aufgeben der Sicherheit wäre.

Die climatischen Verhältnisse Granada's sind nicht durchaus günstig. Die große Nähe der gewaltigen Bergriesen bringt zwar manche Erfrischung, aber auch manche Erkältung; die Temperaturwechsel sind äußerst häufig und schroff; Brustkranke z. B. dürfen hier nicht wohnen. Für den gesunden Menschen dagegen ist diese Luft ein Hochgenuß. Vor der Hitze kann man sich leicht schützen, und wenn die schwülen Stunden vorüber sind, so weht hier ein Hauch, so voll Duft und Balsam, wie wohl nirgends in Spanien. Die zwei Umstände, welche, abgesehen von den Bergen, diesen Zauber hervorbringen, sind die außerordentlich zahlreichen Bäume, und die überall vorhandene Menge des frischesten und vortrefflichsten Wassers. Nichts ist hier kahl oder trocken, Alles grün, thauig, feucht, Alles fruchtbar und voll Leben.

Ich habe mich schon darüber ausgesprochen, welchen Einfluß auf Granada's Bewohner der rege Fremdenverkehr ausübt. Abgesehen hievon, gehören Granada's Männer und Frauen an sich zu den liebenswürdigsten Leuten Spaniens. Geistreich, phantasievoll und lebenslustig, tragen sie im Allge-

meinen das ganze wesentliche Gepräge des andalusischen Volks-characters an sich. Das Unterscheidende aber scheint mir an ihnen die jetzt noch unverkennbare Nachwirkung des arabischen Wesens zu sein. Orientalische Geberden, Gesichtszüge und Haare sieht man hier häufig, und auch die Sinnlichkeit, Grausamkeit und Falschheit des Mauren fehlt keineswegs. In der Kleidung fand ich wenig Auffallendes; bei den Männern ist sehr häufig der, auch im Sommer getragene, braune Tuchmantel mit kurzem Kragen, dessen Zipfel in eleganter Weise über die linke Schulter geschlagen wird. Die Tracht der Frauen hat nichts Bemerkenswerthes; besonderer Gegenstand meiner Freude war aber der Kopfschmuck der Mädchen aus den niedern Volksklassen. Dieser besteht aus dem Schönsten, was es geben kann, einer frischen, lebendigen Blume, meist Rose, Granatblüthe oder Nelke, im dunkelschwarzen Haar.

Die Thätigkeit des Lebens in Granada wird durch Fremdenverkehr, Landbau und Handwerk bestimmt; von Großindustrie und Handel ist nicht viel wahrzunehmen. Man konnte mir zum Beispiele keinen einzigen Bankier namhaft machen, und eine öffentliche Anstalt der Art, die Tesoreria genannt, wechselt nicht einmal französisches Geld ein, was sie noch dazu mit großem Gewinn thun könnte.

Auch in Granada habe ich politische Aufregung nicht wahrgenommen, aber mehr, als sonstwo, Aeußerungen der Unzufriedenheit mit der Staatsregierung und den bestehenden Verhältnissen gehört. Diese Aeußerungen schienen mir aber von höchst geringer Bedeutung; denn, auf ihre letzte Quelle zurückbegleitet, kamen sie immer daher, daß die Eisenbahn noch nicht fertig, oder daß Jenes oder Dieses für Granada noch nicht geschehen sei, was am Ende vom Lied Granada doch selbst wird für sich thun müssen. Ueberhaupt ist ein gewisser Zug der Indolenz, welcher der spanischen Nation so viel ge-

schadet hat, und den sie nach und nach glücklich zu überwinden beginnt, in Granada noch besonders erkennbar, und in dieser paradiesischen Natur auch leicht erklärlich. Denn erst außerhalb des Paradieses liegt die Arbeit im Schweiße des Angesichtes, und mit ihr die Stahlkraft des Mannes und das plus ultra des Geistes.

II. Alhambra.

Die Darrostraße, an deren linker Seite meine Iberia liegt, ist breit, stattlich, neu, mit Bäumen bepflanzt, und an sie schließt sich nach abwärts, dem Xenil und der Vega zu, unmittelbar die Alameda an, welche wir später besuchen wollen. Jetzt verlassen wir die Iberia in einer Absicht, welche fast einer Pflicht gleichkommt; der erste Gang sei der Alhambra gewidmet. — Wir betrachten im Vorübergehen die Audiencia, einen von Philipp II. in großartigem Styl und durch treffliche Künstler erbauten Justizpalast. Die Hauptfaçade ist eben so schön und ernst, als die Treppe prächtig und großartig. Der mit Säulen geschmückte Hof ist der angenehmste Aufenthalt, den ich noch in einem Gerichtshause gefunden habe. Philipp II. war, bei dieser Gelegenheit gesagt, nicht nur Erbauer von Justizpalästen, sondern er ehrte die Gerechtigkeit und die Rechtspflege auch practisch. In Granada erzählt man in dieser Richtung jetzt noch folgende Anecdote von ihm: Der Marquis del Salar, einer derjenigen Granden Spaniens, welche vor dem König mit bedecktem Haupte erscheinen dürfen, trat in dem Justizpalast, vor welchem wir stehen, bedeckten Hauptes vor dem versammelten Gerichtshofe auf. Der Vorsitzende verurtheilte ihn deßhalb zu einer Geldstrafe, und als der Marquis nicht nachgab, zu deren doppeltem und dreifachem Betrag. Aber der Hut des Marquis blieb, wo er war. Nun hob der Präsident die Sitzung auf, und wendete sich an

den König. Dieser gab dem Marquis folgenden Bescheid: Du bist ein Edelmann, der vor meiner königlichen Person bedeckten Hauptes erscheinen mag. Aber nimmer werde ich dulden, daß irgend Jemand bedeckten Hauptes erscheine vor der heiligen Gerechtigkeit, welche meine im Gerichtshof versammelten Räthe vertreten. Der Marquis mußte den Hut abziehen, die Strafe zahlen, und außerdem auf besondern Befehl des Königs noch einen ansehnlichen Beitrag zu den Kosten des Treppenbaues der Audiencia leisten.

Der Justizpalast steht an der nördlichen Seite der plaza nueva. Gerade gegenüber öffnet sich die Straße de los Gomeles, jetzt noch so genannt von einem arabischen Stamm, welcher sich im vierzehnten Jahrhundert in Granada niedergelassen, und, am Fuß des Alhambrahügels wohnend, die Leibwache der Könige von Granada gebildet haben soll. Wir durchschreiten die Straße in ihrer ganzen Länge, und erblicken an ihrem Ende das Thor der Granaten (puerta de las granadas).

Die Granate ist das Sinnbild und Wahrzeichen Granada's; die Stadt soll ihren Namen daher haben, weil sie, von oben betrachtet, wie sie zwischen den beiden gegenüberstehenden Hügeln liegt, einer halbgeöffneten Granate gleiche. Ich muß gestehen, daß ich die Vergleichung gar nicht übel gefunden habe. Karl V., welcher auf dem Alhambrahügel glückliche Tage der Jugend und Liebe mit seiner Gemahlin Isabella von Portugal gelebt hat, erbaute dieses Thor in seiner jetzigen Gestalt, und schmückte seine Front mit drei riesigen Granaten. Das Thor ist dreißig Fuß hoch und sechsunddreißig breit, die Mauern neun Fuß dick.

Schon in arabischer Zeit stand übrigens hier ein Thor, von welchem noch die Grundmauern des jetzigen Baues herrühren sollen; es hieß damals Bibel-Aujar. Nachdem wir

das Granatenthor durchschritten haben, befinden wir uns im Alhambrabezirke. Al hamrà heißt: das Rothe, oder der Rothe. Gleichwohl sind die Gelehrten gänzlich im Unreinen darüber, ob der Name Alhambra vom Namen des Gründers Alhamar, oder von der rothen Farbe der Mauern und Thürme, oder, was ganz besonders abenteuerlich klingt, „vom rothen Schein der Fackeln beim nächtlichen Bau des Schlosses" herrührt. Bei dieser Ungewißheit halte ich es für das Beste, den Namen Alhambra so zu schreiben, wie man es seit Jahrhunderten überall gethan hat, und in Spanien noch thut, und verzichte darauf, mich durch Rückkehr zur arabischen Schreibweise Alhamrà für gelehrter auszugeben, als ich bin.

Dieser Name Alhambra nun bezeichnet den ganzen Theil Granada's, welcher innerhalb des Granatenthors auf dem Sanct-Helenen-Hügel liegt, nämlich den Park, eine Anzahl von Häusern auf dem Berg, den Palast Karl's V., die Kirche der heiligen Maria zur Alhambra, und die Ueberreste des arabischen Königspalastes.

Aufrichtiger und ungetheilter Bewunderung voll, stand ich still, und schaute mich staunend um, als ich durch das Granatenthor in den Bezirk der Alhambra getreten war. Welch ein Jubelchor der Nachtigallen! Welches köstliche Rauschen und Plätschern der lieblichsten, kühlsten Wasserquellen! Und was für Bäume bilden diesen Park! Ulmen, Kastanien, Eichen, Platanen, in lauter hochstämmigen, reich belaubten Prachtexemplaren, rauschen mit ihren mächtigen Wipfeln über uns; breite, vortrefflich gehaltene Wege durchziehen langsam ansteigend den Hain; Cypressen, Lorbeeren, Orangen und Acazien schmücken einzelne Partieen, und liebliche Anlagen von Rosenhecken und Blumen der verschiedensten Art erfreuen das Auge. Kein sengender Sonnenstrahl dringt durch das dichte Laubdach ein; hier ist Alles Frische, Kühle, Wonne. Hier an einem

spanischen Frühlingsmorgen langsam hinaufzusteigen, ist eine Sache, die allein die ganze Reise bis Granada lohnt; aber zum ersten Mal auf meiner Reise fühlte ich auch schmerzlich die Einsamkeit, welche mich sonst stärkte und erfreute. Doch lassen wir meine Empfindungen bei Seite, und gehen weiter! Wir sehen in diesem Park drei Hauptwege vor uns; der linke führt am schnellsten und am steilsten zum Gipfel empor. Wir folgen ihm, und betrachten, ehe wir weiter gehen, den hier in der Nähe befindlichen, interessanten aber überladenen Brunnen Karl's V. Dieses complicirte Kunstwerk, unter Karl V. begonnen und ihm gewidmet, ward erst im Jahre 1624 vollendet. Das kaiserliche Wappen, wasserspeiende Delphine, die Widmungsinschrift: Imperatori Caesari Karolo V. Hispaniarum Regi, die Säulen des Hercules, die Weltkugel, der Reichsadler, des gewaltigen Kaisers Wahlspruch: Plus ultra, meisterhaft gearbeitete, mit Früchten beladene Granatenzweige — all dieß in vorzüglicher Arbeit aus dem harten Stein herausgebildet, aber in wirrem Durcheinander aufgehäuft, so steht der riesige Brunnen mit seiner vierzig Fuß langen Schale an die Bergwand angebaut. Ich vermochte ihm keinen Geschmack abzugewinnen, und wenn nach meinen Worten der Leser sich nur ein verworrenes Bild von der Sache machen kann, so ist meine Beschreibung gut gewesen, denn verworren kam mir der ganze Gegenstand selbst vor.

Wir verlassen ihn und kehren auf unsern Weg zurück. Nach wenigen Augenblicken erreichen wir das Thor der Gerechtigkeit (torre de la justicia, puerta judiciaria, oder puerta del tribunal genannt), welches den eigentlichen Haupteingang zur Alhambra im engern Sinn, mit Ausschluß des Parks, bildet. Es soll seinen Namen daher führen, weil unter diesem Thore die Rechtsprechung durch den Kadi, in manchen Fällen durch den König selbst, gehandhabt wurde. Die

Wölbung des Thores bildet einen Hufeisenbogen von vierunddreißig Fuß Höhe. Ueber demselben besagt eine Inschrift, daß das Thor im Jahre 647 der Hedschra erbaut worden. Ueber dem Thor und über der Inschrift steht eine kleine, aber schöne, in altdeutschem Geschmacke gearbeitete Statue der Mutter Gottes mit dem Jesuskind auf den Armen in einer Nische. Zierliche arabische Sculpturen und Inschriften bedecken die Wand des Thurmes über dem Bogen. Auf dem obersten Schlußstein des äußern Thorbogens aber zeigt sich die Figur einer Hand nebst Vorderarm, abwärts deutend, und auf einem zweiten, inneren, weit niedrigern Bogen die Figur eines Schlüssels mit einer Quaste. Die Erklärung dieser zwei Symbole hat den Gelehrten und Reisenden viel zu schaffen gemacht. Im Volk soll die Sage gehen, daß diese Figuren den Zauber enthalten, an welchen sich Erhaltung oder Untergang der Alhambra knüpfe; der Palast werde erst dann zu Grunde gehen, wenn die Hand des äußern Bogens den Schlüssel des innern ergreifen werde. Ich habe über diese Frage das Werk eines granadinischen Gelehrten, Dr. José Gimenez-Serrano, nachgelesen, und will mir erlauben, die paar Worte, welche er über den Gegenstand sagt, mitzutheilen:

„Die Hand bedeutet den Inbegriff des Gesetzes Mohameds, sie ist darum der beste Schutz gegen die Ungläubigen. Darum schlägt die ausgestreckte Hand die Feinde des Glaubens nieder, und vereitelt die Zauber der Hexen und Beschwörer. Deßhalb pflegten die Araber dieses Symbol an den äußern Thoren ihren Festen anzubringen. Der Schlüssel aber bedeutet die Kraft, die Pforten des Himmelreiches zu öffnen, welche Gott dem Propheten allein verliehen hat; er war das Sinnbild, welches die andalusischen Mauren auf ihren Fahnen zu tragen pflegten. Als der Kampf noch unentschieden um Granada wogte, pflegten die Mauren den Christen zuzu-

Schönheit dieser Natur, von der Größe der Stadt, von dem herrlichen Wasser und der erfrischenden Luft, ließ er sich in den Räumen des maurischen Königspalastes nieder, welche damals noch in weit größerem Umfange erhalten waren, als es jetzt der Fall ist. Aber diese in arabischem Styl der Enge, Zierlichkeit, und Kleinheit erbauten Gemächer waren zu eingeschränkt für den jugendlichen Kaiser, welcher Italien, und in ihm die Wunder römischer und griechischer Kunst gesehen hatte. Er beschloß, hier in dieser Herrlichkeit und neben den Trümmern der arabischen Größe sich einen Palast zu bauen, der seiner würdig wäre. Im Jahre 1527 begann der Bau. Pedro Machuca, ein Schüler Raphaels von Urbino, Maler, Bildhauer und Baumeister, entwarf den Plan; sein Sohn Ludwig leitete das Werk bis zu seinem Tode 1529. Ein Erdbeben soll Karl V. an der Vollendung des Baues verhindert haben; wer die Geschichte des ruhelosen Mannes kennt, der weiß, daß es keines Erdbebens bedurfte, um ihm ein Leben friedlichen Genusses in Granada unmöglich zu machen. Kurz, der Bau blieb liegen; Philipp II. nahm das Werk durch seinen Baumeister Herrera nochmals auf, aber nun trat des Monarchen Tod dazwischen. Spätere Bemühungen verschiedener Künstler, den Bau fortzusetzen und zu vollenden, hatten keinen bessern Erfolg. Der Palast blieb unvollendet, ohne Dach, eine Ruine, und so steht er noch heute.

Derjenigen Klasse von Schriftstellern über Granada, welche ich weiter oben gezeichnet habe, bietet dieser Palast eine unerschöpfliche Fundgrube von Schmähungen und Beschimpfungen gegen Karl V. dar. Sie werfen ihm namentlich dreierlei vor: 1) daß er einen großen Theil des arabischen Palastes zerstört habe, um den seinigen an dessen Stelle zu setzen; 2) daß er überhaupt einen Palast neben den arabischen bauen wollte,

und 3) daß er es in so schlechtem Geschmacke gethan habe, wie ihn die Ruinen seines Werkes zeigen.

Es ist recht wohl der Mühe werth, diese drei Punkte kurz zu prüfen.

Ob Karl V. einen, und welchen Theil der arabischen Alhambra zerstört hat, um seinem Werk Platz zu schaffen, und in welchem Zustande sich der von ihm etwa zerstörte Theil befand, weiß ich, ehrlich gestanden, nicht. Theilweise zerstört war die Alhambra seit der Belagerung und Eroberung durch Isabella und Ferdinand; es ist mir aber nicht möglich gewesen, im Verlaufe meiner Studien eine wohlbegründete Ueberzeugung darüber zu erlangen, wie weit diese Zerstörung ging, was ihr nachfolgte bis zu Karl's V. Auftreten in Spanien, und was er etwa hinzufügte. Wenn er solche Acte der Zerstörung vorgenommen hat, so habe ich daran Nichts zu vertheidigen und Nichts zu entschuldigen, sondern nur zu beklagen. Dem Kunstwerk gebührt immer und überall Pflege und Verehrung, nimmer und nirgends Zerstörung.

Ganz anders aber verhält es sich mit den zwei übrigen Punkten.

Der mächtigste, geistig bedeutendste Monarch des sechzehnten Jahrhunderts, der Oesterreich, Deutschland, Spanien und Amerika in seiner jugendlichen Hand vereinigte, durfte wahrlich am Ersten, wenn er einmal doch Platz dazu hatte, sein Haus aufschlagen neben der niedergesunkenen Wohnung der Maurenkönige. Und er dachte dabei sicherlich nicht allein an augenblicklichen Genuß; er glaubte an seine Zeit, an sein Princip, an seine weltgeschichtliche Aufgabe, als an Dinge, die größer seien als die Alhambra. Darum wollte er einen Palast in seinem Styl, neben den Resten des orientalischen. Daß er diese letztern nicht vertilgen wollte, zeigt uns ihr Dasein zur jetzigen Stunde; wer hätte ihn daran gehindert, wenn er gewollt hätte?

rufen: Wenn die Hand den Schlüssel erreicht, und das Thor Euch öffnet, werdet ihr einziehen in Granada."

Das Jahr 1492 hat gelehrt, wie nichtig diese Zauberkraft war und wie trügerisch ihre Symbole.

Der Weg führt uns nun eine längere Strecke durch einen schmalen Gang zwischen hohen Mauern. Rechts lassen wir einen zweiten Thurm, torre oder puerta del vino. Er ist ein ausgezeichneter Rest arabischer Baukunst, mit wohlerhaltenen Inschriften, kunstreichen Arabesken, und möglichst eleganten Hufeisenbögen. Der Name Weinthor oder Weinthurm soll daher rühren, daß die Weinfuhrleute, welche von andern Orten Spaniens Wein zum Gebrauche der königlichen Hofhaltung nach Granada führten, hier ihre Fuhren abladen mußten, weil der Verkauf an die übrigen Bewohner Granada's zu Gunsten der Weinbauern der Vega verboten war. Der Weinthurm war offenbar früher ein zweites Thor, durch welches der vom Thore der Gerechtigkeit her kommende Weg führte; jetzt zieht die Straße links daran vorüber. Wir haben nun die Höhe erreicht, und treten auf einen großen freien Platz, plaza de los algibes, oder „Hof der Cisternen" genannt. Seine Länge wird auf dreihundertvier, seine Breite auf zweihundertvierzig Fuß angegeben. Dieser Platz ruht über zwei Cisternen oder Wasserbehältern, in welche die Wasserableitung aus dem Darro sich ergießt, deren wohlthätige Wirkungen wir in der ganzen Pracht und Herrlichkeit des Parks bewundert haben. Das Innere der Cisternen kann nur im Monat Januar gesehen werden, zu welcher Zeit das Wasser abgelassen und die erforderliche Reinigung vorgenommen wird; ich konnte sie also nicht besuchen. Gesagt hat man mir, eine Treppe von sechzig Stufen führe hinab; die Cisternen selbst seien mächtige, solide Backsteingewölbe, jede von einhundertsiebenzehn Fuß Länge, vierundzwanzig Fuß Breite und sieben-

zehn einen halben Fuß Höhe, parallel neben einander herlaufend und durch vier Thore mit einander in Verbindung stehend.

Vom Wasser der Cisternen habe ich getrunken an einem auf dem Platze befindlichen Brunnen, wo dasselbe unmittelbar aus dem Gewölbe heraufgeholt wird. Sein Ruhm ist nicht zu groß; es war der köstlichste und kälteste Trunk Wasser, den ich je genossen habe; auf dem höchsten Gipfel meines heimathlichen Feldbergs ist es nicht frischer und besser. Dieser große Schloßhof ist vorn gegen die Stadt hin mit einer ziemlich niedern Brustwehr versehen. Ich will in diesem Augenblicke mich und den Leser nicht zerstreuen durch Betrachtung der Aussicht, welche man hier genießt; hievon später; jetzt bleibe alle Aufmerksamkeit auf die Trümmer der Alhambra gerichtet.

Mitten auf dem Cisternenhof stehend, das Auge auf die Brustwehr vorn gerichtet, befinden wir uns recht eigentlich im Centrum der Alhambra. Wir wenden uns links, und erblicken alte, dicke, finstere Mauern und Thürme von röthlicher Farbe, la torre quebrada und del homenaje. Diese umschließen einen zweiten Hofraum, nicht viel kleiner als der Cisternenhof, und hinter diesem, unmittelbar am Abhange über der Stadt gelegen, zeigt sich der Wartthurm, torre de la vela. Wir wenden den Blick rechts, und erblicken den Palast Karl's V. Aber die Wunderräume der Alhambra erblicken wir — nicht.

Vielleicht finden wir sie noch in der Folge, freundlicher Leser! für jetzt aber müssen wir uns einen Augenblick mit dem vor uns stehenden Palaste beschäftigen.

Karl V. war noch nicht der rastlos strebende, die höchsten Ziele der Menschheit mit Kopf und Herz, vielleicht irrig, aber ehrlich umfassende Mann, er war noch ein Jüngling voll Liebe zu Genuß und Lebenslust, als er im Jahre 1525 nach seiner Vermählung mit Isabella von Portugal, den Sonnenstrahlen Sevilla's entfliehend, nach Granada kam. Entzückt von der

je sieben Bogen, getragen von je acht schlanken Marmorsäulen, über welchen nicht Hufeisen — sondern reine Rund-Bogen von einer Säule zur andern sich wölben. Die Mosaik der Decken aus Cedernholz, die Stuccatur- und Marmorverzierungen der Rückwände sind vortrefflich erhalten, aber von der bunten Farbenpracht der azulejos — arabeskenartige Glasuren — habe ich Nichts gesehen; die Farben sind theils verschwunden, theils wenigstens von der Zeit gebleicht. Dagegen ist noch häufig die kurze arabische Inschrift sichtbar: „Gott allein ist Sieger.“ Ueber der schmalen Seite, welche uns beim Eintritt links liegt (der nördlichen), erhebt sich der Thurm des Comares, hoch die übrigen Gebäulichkeiten überragend; in ihm liegt der Gesandtensaal, auf welchen wir später zurückkommen. Ueber der schmalen Seite zu unserer Rechten dagegen steigt der Palast Karl's V. empor, jedoch beinahe ganz verdeckt durch ein über der Säulenhalle erbautes zweites Stockwerk von kleineren Säulen. Die Ausführung dieses Myrthenhofes im Großen und Ganzen, wie im Kleinen und Einzelnen, ist wunderlieblich; die geringsten Verzierungen sind von tadelloser Feinheit und Formvollendung; Gebüsch und Wasser zwischen diesen schlanken Säulenreihen macht einen höchst wohlthätigen Eindruck, und bereitet die Stimmung in freundlichster Weise auf das Kommende vor.

Dieses Kommende ist nun zunächst, wenn wir eine Thüre in der uns gegenüberliegenden — östlichen — Langwand des Myrthenhofes durchschreiten, der vielberühmte Löwenhof, patio de los leones. Seine Erbauung wird in das Jahr 1377, unter die Regierung Muhameds IV. verlegt; auch der Name des Baumeisters, Aben Cencind, ist für den Bewunderer aufbewahrt. Der Löwenhof ist hundertsechsundzwanzig Fuß lang, dreiundsiebenzig Fuß breit, seine Wände dreiundzwanzig Fuß hoch. Rings umher zieht ein Bogengang, wel-

chen hundertvierundzwanzig weiße Marmorsäulen von zehn Fuß Höhe und nicht ganz neun Zoll Durchmesser tragen. In der Mitte der beiden schmalen Seiten treten die Säulen in Form viereckiger Vorhallen oder kleiner Tempel weiter in den Hofraum hervor. Dabei ist zu bemerken, daß die schmalen Seiten diejenige, in deren Mitte wir aus dem Myrthenhofe eintreten, und die ihr gegenüberliegende sind, während die Langseiten des Löwenhofes so liegen, wie die Schmalseiten des Myrthenhofes, nördlich und südlich; eingetreten sind wir durch die Westseite. In der Mitte des Löwenhofes tragen zwölf Löwen von kläglicher Arbeit, an welchen geschrieben stehen sollte, was sie vorstellen, ein zwölfeckiges, zwei Fuß tiefes Marmorbecken, von zehn ein halb Fuß Durchmesser. Ueber dieser ruht eine zweite, kleinere Schale von achtzehn Zoll Tiefe und vier Fuß Durchmesser. Die Wasserstrahlen aus den Löwenrachen, sowie jene aus den Marmorschalen spielen jetzt nur noch am 2. Januar, dem Jahrestage der Eroberung von Granada, an welchem Tage allein die ganze Alhambra der gesammten einheimischen Bevölkerung geöffnet ist, während für die Fremden das ganze Jahr hindurch bestimmte Tage und Stunden des Eintritts festgesetzt sind. Wenden wir uns von dem Löwenbrunnen ab zu näherer Betrachtung der den Hof umlaufenden Säulenhallen, so bietet sich dem Blicke ein Schauspiel von eben so großer Mannigfaltigkeit als Schönheit. Abwechselnd paarweise und einzeln stehend, vereinigen sich in den Ecken des Hofes und der Tempelchen die Säulen zu Gruppen von dreien nach dem Hofe, von vieren nach der Rückwand zu. Die Capitäle sind von der größten Verschiedenheit; mit Erstaunen überzeugte ich mich, wie wenig diese Verschiedenheit dem einheitlichen Eindrucke schadet. Der Schmuck der inneren Wände dieser Säulenhallen ist beinahe gänzlich zerfallen und verschwunden. Dage-

Daß aber dieser Palast ein unwürdiges, geschmackloses Bauwerk, daß er, wie Arthur Stahl zu sagen beliebt, ein „Stierkämpferpalast“ sei, ist unwahr. Ich habe absichtlich erzählt, wer ihn entworfen und, so weit es überhaupt geschah, gebaut hat. Schon die Namen dieser Künstler machen es nicht sehr wahrscheinlich, daß hier etwas Gewöhnliches oder Schlechtes geschaffen ward. Die unbefangene Betrachtung aber lehrt das Gegentheil.

Es war dieser Palast das erste Gebäude in griechisch-römischem Style, welches in Spanien während christlicher Zeit errichtet ward. Ein regelmäßiges Viereck von zweihundertzwanzig Fuß auf jeder Seite, erhebt sich der Bau, aus gelben mächtigen Quadern aufgeführt, zu einer Höhe von fünfundachtzig Fuß in zwei Stockwerken. Die Ausschmückung der Fensterbogen und Pfeiler macht einen durchaus harmonischen Eindruck. Das Einzelne dieser theils architectonischen, theils plastischen Verzierungen konnte ich begreiflicher Weise mir nicht einprägen, und dasselbe aus andern Quellen abzuschreiben ist nicht meine Sache. Tritt man auf der Südseite in den innern Raum des Palastes, so steht man in einem kreisrunden Raum, einer Nachbildung des Pantheons in Rom, welches den Kaiser so mächtig ergriffen hatte, dessen Umfassungsmauer von zweiunddreißig, je achtzehn Fuß hohen dorischen Säulen getragen wird; die Hauptpfeiler vermitteln den Uebergang von dem äußerlichen Viereck zum innern Kreise, in den zwischen Viereck und Kreis übrig bleibenden Ecken sind die Treppen angebracht. Das Ganze läßt sich den Denkmalen classischer Zeit mit allem Fug zur Seite stellen, und wäre es nicht von Karl V. auf den Alhambrahügel, sondern von einem Nichthabsburger anderswohin gestellt worden, so würde Jedermann meiner Meinung sein, einer Meinung, welche zugleich auch diejenige aller gebildeten Spanier ist, die ich über den Gegen-

stand sprechen hörte, oder in deren Schriften ich Etwas darüber las.

An die nördliche Wand dieses Kaiserpalastes nun schmiegt sich eine bescheidene Mauer an, durch welche ein kleines Thor in ein höchst unscheinbares, mit Hohlziegeln gedecktes Haus führt. Dieses Haus, von keiner Seite einen irgend wie bedeutenden Anblick darbietend, ist, oder enthält Alles, was noch von dem maurischen Königspalaste steht; durch diese enge Pforte eingetreten, befinden wir uns in einem ganz modernen Gange der Wohnung des Schloßaufsehers, welche den Kaiserpalast und das Königsschloß mit einander verbindet, und durch einen gleichfalls modernen, aber nach maurischer Weise erbauten Thorbogen führt man uns mit Einem Schritte in die orientalische Herrlichkeit.

Vergessen wir nun auf eine Stunde den Palast Karl's V., Mittelalter und Neuzeit, römisches und germanisches Wesen, und geben uns mit gespannter Aufmerksamkeit der Betrachtung dieser, in der That höchst anziehenden Räume hin.

Der erste maurische Raum, welchen wir betreten, heißt patio de los arrayanes, der Hof der Myrthen, oder patio de la alberca, Hof des Teiches. Dieser Hof ist einhundertfünfzig Fuß lang, achtzig Fuß breit, der Fußboden von Marmor; die Mitte des Hofes nimmt ein hundertvierundzwanzig Fuß langes, siebenundzwanzig Fuß breites, und fünf Fuß tiefes, in den Fußboden eingelassenes, von Goldfischen bevölkertes Marmorbecken ein, an dessen Langseiten Myrtengebüsch und Rosenhecken stehen. Die Gelehrten sind nicht einig darüber, ob dieser Wasserbehälter den religiösen Waschungen der königlichen Familie, oder der Erhaltung der Frische und Kühle im Palast, oder, wie ich Ungelehrter beifügen möchte, vielleicht diesen beiden Zwecken zugleich gewidmet war. An den schmalen Seiten des Hofes verlaufen zwei offene Säulenhallen von

gen bietet das dem Innern des Hofes zugewendete Aeußere der Hallen und Tempelchen auch jetzt noch einen Anblick dar, der höchsten Preises werth ist. Die der Form nach scheinbare Schwere des Gewölbes verschwindet bei Betrachtung dieser Stukkarbeit, welche in den niedlichsten und zierlichsten, nicht ohne Grund mit Tropfsteingebilden verglichenen Formen emporsteigt. An einigen Stellen ist diese durchbrochene Arbeit vollkommen durchsichtig. Die Wölbungen über den Säulen sind Rundbogen mit Ausnahme der Vorhallen, wo an die Stelle der runden Form eine Art eckiger Spitzbogen tritt. Dieser Löwenhof soll nicht nur in den arabischen Zeiten, sondern noch bis 1844 einen reichen Garten voll Orangen, Rosen, Jasmin, Camelien, Myrthen und Cypressen gebildet haben. Um die bezeichnete Zeit wurde dieser Schmuck der Natur aus ihm entfernt, weil das zum Gedeihen der Pflanzen erforderliche Wasser die ohnedieß immer mehr wankenden Fundamente der Alhambra beschädigte. Aus der Mitte des Löwenhofes blickte man rechts in den Abencerragensaal, links in den Schwesternsaal, rückwärts in den Myrthenhof, aus dem wir kommen, vorwärts in den Saal der Gerechtigkeit, so daß also nicht ohne Grund der Löwenhof als der eigentliche Mittelpunkt des Ganzen betrachtet wird.

Wir wenden uns zuerst rechts, und betrachten den Saal der Abencerragen. Mit zwei Worten muß ich hier dem Leser, welcher in Spanien noch Neuling ist, die Geschichte oder Sage vorführen, welche in diesem Saal zu einer blutigen Katastrophe geführt haben soll. Ich habe schon erwähnt, daß Parteiungen und Fehden beständig das ohnedieß schwer bedrohte Reich von Granada zerrissen. Namentlich haßten sich die Geschlechter der Zegris und der Abencerragen. Vier Zegris zeigten einst dem Könige Boabdil an, sie hätten eine Liebeszusammenkunft der Sultanin mit dem Abencerragen Abin-Hamed belauscht.

Sie malten dem Könige die Sache schlimm genug aus, und er muß nicht viel Vertrauen in eigene Liebenswürdigkeit und fremde Treue gehabt haben; denn obgleich ein Gottesgericht, dem er seine Gemahlin unterwarf, ihre Ehre wieder herzustellen schien, ließ der König doch dreißig Abencerragen, worunter Abin-Hamed, in die Alhambra kommen, einzeln in den Saal treten, von welchem wir hier reden, und einen nach dem andern niederhauen. Zu beiden Seiten des Eingangsportals, welches aus dem Löwenhof in den Abencerragensaal führt, sehen wir noch die Nischen in den Wänden, wo die in die königlichen Gemächer eintretenden Personen ihre Pantoffeln abzulegen pflegten. Der Saal selbst, ohne weitern Ausgang als unsern Eingang, ist nicht größer, als ein mäßiges Zimmer; genaue Maßangaben über ihn konnte ich nicht auftreiben. Die Kuppel, welche ihn deckt, ist im Spitzbogenstyl erbaut. Wände und Decken mit Mosaik, Marmor, und Inschriften reich verziert; Säulenhallen zierlichster Art umlaufen auch dieses Gemach. In der Mitte des Bodens ist eine große marmorne zwölfeckige Wasserschale, und die großen röthlichen Flecken am Grunde dieses Bassins, welche ich allerdings nicht wegstreiten kann, da sie deutlich genug in's Auge fallen, sollen nach der Volkssage vom Blute der hier ermordeten Abencerragen herrühren. Neuere spanische Schriftsteller schreiben die Flecken prosaisch genug den Einflüssen von Luft und Wetter zu. Meine geheime Lust, eine Nacht allein in der Alhambra eingesperrt zu verleben, um mit den Geistern der ermordeten Ritter, welche hier um Mitternacht wandeln und seufzen sollen, ein Zwiegespräch zu halten, mußte ich mit allem Aufgebote von Vernunft und Zaghaftigkeit, das mir zu Gebote stand, bekämpfen, und es ist mir jetzt noch herzlich leid, daß es mir gelang.

In den Löwenhof zurückgekehrt, wenden wir uns der

dem Myrthenhof entgegengesetzten Seite desselben zu, und treten durch dieselbe in die Sala del tribunal, oder sala de justicia, den Saal des Gerichtes oder der Gerechtigkeit. Da die Rechtspflege, wie ich oben gelegenheitlich des Thores der Gerechtigkeit bemerkte, regelmäßig unter den Thorhallen geübt wurde, so war der Raum, von welchem hier die Rede ist, für ganz besondere und wichtige Fälle bestimmt, wenn überhaupt seine jetzige Bezeichnung mit seiner ursprünglichen Bestimmung etwas gemein hat. Nicht durch eine eigene Wand, sondern durch die offene Säulenhalle vom Löwenhofe getrennt, steht der neunzig Fuß lange, sechzehn Fuß breite Saal der Gerechtigkeit durch drei Bogen mit dem Löwenhofe in Verbindung. Gleich beim Eintritte bemerken wir an der hintern Wand ein gemaltes Kreuz zum Andenken daran, daß Ferdinand und Isabella unmittelbar nach der Eroberung diesen Raum als Kirche benützten, in welcher insbesondere das erste Hochamt gehalten ward.

Außer dieser geschichtlichen Erinnerung sind das Merkwürdigste dieses Saales die hier allein vorkommenden, auf Leder oder Felle gemalten Wandgemälde. Ob maurische Künstler oder christliche Maler bald nach der Eroberung diese Gemälde ausgeführt haben, wage ich natürlich nicht zu entscheiden, da selbst die Kenner hierüber im Streite sind. Die arabische Religion verbietet zwar, wie bemerkt, die Nachbildung alles Lebendigen; ob aber dieses Verbot nicht dann und wann übertreten ward, dieß ist eine Frage, welche schon beim Anblicke der unzweifelhaft maurischen Löwengruppen im Löwenhof ihre Antwort gefunden hat. Ein Springbrunnen mit einem wasserspeienden Löwen, eine Jagdscene, ein Schloß, aus welchem Damen Rittern entgegenkommen, eine Versammlung von zehn Mauren, in welchen Manche eine Rathsversammlung, Andere die Bilder der zehn Könige erkennen, welche an

der Alhambra gebaut haben; endlich eine Dame mit ihrer Begleiterin, welche dem Kampfe eines maurischen und christlichen Ritters zusieht, dieß sind die Hauptgegenstände der in drei Felder abgetheilten Gemälde. Sie haben von der Zeit schwer gelitten, und gehören, mögen sie nun maurischen oder christlichen Ursprunges sein, jedenfalls einer ganz niedrigen Stufe der Kunst an.

Dem Abencerragensaale gerade gegenüber liegt, wie schon angedeutet, die Sala de las dos hermanas, der Saal der zwei Schwestern. Zwei ganz gleiche, große und schöne Marmorplatten im Boden dieses zierlichen, wohl nicht dreißig Fuß im Geviert haltenden Raumes sollen den Grund seiner heutigen Benennung bilden; zwischen diesen beiden Platten befindet sich ein rundes Marmorbecken. Kunstvolle Arabesken wechseln an den Wänden mit arabischen Inschriften. Eine Vorhalle führt durch ein großes Portal zu dem Hauptraume des Saales, über welchem sich, von vierundzwanzig Säulen getragen, die kegelförmige Kuppel zuspitzt. Hier ist, wenn ich nicht irre, noch am Meisten bunte Farbe, Vergoldung und Versilberung erhalten. Doch muß man sich in dieser Beziehung in der Alhambra sehr hüten; denn fast in jedem Gemache kommen einzelne Strecken und Partieen vor, welche mit großem Geschick und genau nach den ursprünglichen Mustern restaurirt sind. Der hintere Theil des Schwesternsaales spitzt sich zu einem Erker zu, welcher von dem Namen einer seiner maurischen Besitzerinen jetzt noch mirador de Lindaraja genannt wird. Er ist viereckig, und empfängt das Licht von der Seite eines kleinen, zu seinen Füßen liegenden Gartens mittelst eines großen und zweier kleinerer Fensterbogen, welche von Marmorsäulen getragen sind. Die Verzierungen der Wände, Blätter, Blumen, Formen und Verschlingungen aller möglichen Art darstellend, sind gut erhalten.

Von diesem Erker aus führt man den Fremden über einen modernen Gang, der nichts Bemerkenswerthes bietet, durch eine Anzahl kleiner Gemächer, welche schon zu Karl's V. Zeit restaurirt wurden. Lorinser vermuthete, daß hier der Sitz des Harems war; die Gemächer haben aber so, wie sie jetzt aussehen, auch gar nichts Maurisches an sich, und ich bin wirklich zu gar keiner Meinung über ihre ursprüngliche Bestimmung gelangt. Diese Folge von Gemächern führt uns zum Tocador oder Mirador de la Reina (Putzgemach oder Erker der Königin), einem kleinen viereckigen Pavillon, auf jeder Seite mit drei Fensteröffnungen und einem außen umlaufenden, von schlanken Marmorsäulen getragenen Gang. Die Frescogemälde, welche diesen Pavillon zieren, sind aus Karl's V. Zeit und schienen mir nicht bedeutend; herrlich ist dagegen die Aussicht, welche zu schildern ich mir aber hier versage, um Wiederholungen zu vermeiden und bei der Alhambra zu bleiben. Eine hier in der Nähe befindliche, mit Eisenstäben vergitterte Galerie wird unrichtig als Aufenthaltsort der unglücklichen wahnsinnigen Johanna, der Mutter Karl's V. bezeichnet. Sie war während ihrer Krankheit, die fast ihr ganzes Leben ausfüllte, meines Wissens gar nie in Granada; das Gitter selbst wurde erst im Jahre 1639 angebracht; zu welchem Zwecke, konnte ich nicht erfahren.

Unter dieser Partie der Alhambra liegen die maurischen Bäder. Sie bilden einen kleinen Raum von siebenzehn Fuß Länge und zwölf Fuß Breite, mit Marmorboden, gedeckt mit schönen Backsteingewölben, durch welche mittelst sternförmiger Oeffnungen das Licht eindringt. Neben den Badcabineten liegt ein prächtiger, kühler Ruhesaal, mit reich geschmückten Wänden, in welchem Karl's V. plus ultra, und das maurische: Gott allein ist Sieger, neben einander prangen.

Durch den kleinen Saal der Nymphen, so genannt

von den marmornen Nymphengestalten, welche ihn schmücken, und ausgezeichnet durch ein Relief in Marmor über dem innern Thorbogen, welches Jupiter und Leda in feinster Arbeit darstellt, gelangen wir, nachdem wir eine Treppe emporgestiegen sind, zur königlichen Kapelle, welche einen eigenthümlichen Contrast arabischer Zierrathen und Inschriften mit christlichen Symbolen und Erinnerungen an die Zeit Karl's V. darbietet. Das Altarbild stellt die Anbetung der drei Könige vor.

Wir kehrten nunmehr nochmals zum tocador de la Reina zurück, besichtigten nochmals die drei den Löwenhof umgebenden Säle und den Löwenhof selbst, traten wieder in den Myrthenhof ein, und von diesem aus in den daran stossenden Salon de Comares oder de los Embajadores (Gesandtensaal); den ersteren Namen soll er führen von den Künstlern, die ihn erbaut.

Durch eine ungemein schöne, mit gut erhaltenen Tropfsteinverzierungen aus Stukk geschmückte Vorhalle (Sala de la barca genannt) tritt man, an zwei Nischen zum Ablegen der Pantoffeln vorüber, in den Saal selbst. Ob wirklich in diesem Saale die fremden Gesandten empfangen wurden, weiß ich nicht; jedenfalls ist er das Schönste der Alhambra, den Löwenhof keineswegs ausgenommen. Er bildet ein regelmäßiges, gleichseitiges Viereck von hundertsechzig Quadratfußen, von achtundsechzig Fuß Höhe. In der Rückwand und den zwei Seitenwänden befindet sich je ein Fenster, von zwölf Fuß hohen Hufeisenbogen umwölbt; die Wände selbst sind mit Arabesken und Inschriften reich geschmückt. Der Saal ist gut restaurirt. Ueber ihm wölbt sich eine herrliche Kuppel, bei deren Anfang in jeder der drei Wände, welche die großen Fenster haben, noch fünf kleinere Bogenfenster den Zutritt des Lichtes vermehren. Von der dem Eingange gegenüber-

liegenden Fensternische aus hat man eine Aussicht, wie vom Tocador de la Reina; aber das Auge wendet sich hier in der That mit dem größeren Genuße zu dem Gebild der Menschenhand. Es war dieß der einzige Raum der Alhambra, welcher mir den Eindruck eines vollendeten Kunstwerkes machte. Die schönen und reinen Verhältnisse der Eingangspforte, der großen und kleinen Fenster, die Wölbung über mir, die in unendlicher Mannigfaltigkeit und zierlichsten Formen sich verschlingenden Wand- und Deckenverzierungen, „Alles zusammen und Jedes für sich allein," wie Cervantes zu sagen pflegt, rissen mich zu vollster Bewunderung des Meisters hin, welcher in diesen düstern Thurm mit zehn Fuß dicken Mauern so viel Glanz, so viel Heiterkeit und schöne Form zu zaubern vermochte.

Und mit diesem schönsten und reichsten der noch erhaltenen maurischen Räume hatte ich, unter wahrlich angestrengtem Schauen und Denken den Rundgang durch das Innere des maurischen Königspalastes vollendet.

Ich wollte meinem Leser natürlich keine eingehende Beschreibung, sondern nur, wo möglich, eine Vorstellung von der Alhambra geben. Ich habe an mir selbst beobachtet, daß die ausführlichsten, am Meisten in's Einzelne gehenden Schilderungen mich eher verwirrten, als sie mir bestimmte Bilder gaben. Um diese letztere Wirkung zu erreichen, habe ich, wo es mir immer möglich war, zuverlässige Maßangaben aufzufinden, dieselben mitgetheilt, weil, um sich Räume vorzustellen, ein Begriff von ihrer Größe erstes Erforderniß ist.

Wir sind nun wieder auf den Cisternenplatz herausgetreten, und gehen nach einem Trunk kühlen Wassers zur Betrachtung der auf seiner entgegengesetzten Seite liegenden Thürme und Mauern über.

Was wir bisher gesehen, sind die Reste der Königswohn-

ung gewesen; was wir noch sehen werden, bildete die eigentliche Alhambra-Festung, alcazaba. Schon zu Römerzeiten soll übrigens hier ein Ort Namens Nativola gestanden haben, und unzweifelhaft römische Ueberreste sind auf dem Alhambrahügel gefunden worden. Die Trümmer der arabischen Festung bestehen aus drei, durch eine gewaltige Mauer verbundenen Thürmen. Die Mauern sind im sechzehnten Jahrhundert, welches man so gerne der rücksichtslosen Zerstörung alles Arabischen beschuldigt, sogar wiederhergestellt worden. Einer der Thürme, torre del homenaje genannt, diente bis in die neuesten Zeiten als Gefängniß; jetzt konnte ich bei wiederholtem Durchstreifen dieser Räume keinerlei Spuren einer derartigen Bestimmung mehr entdecken. Die zwei andern Thürme führen die Namen torre quebrada und de la armeria, und bieten nichts Besonderes dar. Am äußersten südwestlichen Vorsprunge des Berges, frei in die Luft hinausragend und wie ein stolzer Beherrscher von Stadt und Landschaft, erhebt sich der eigentliche Wartthurm, torre de la vela, zweiundachtzig Fuß hoch, sechsundfünfzig Fuß in's Geviert haltend. Mittelst einer bequemen Treppe ersteigt man den Thurm. Auf seiner nördlichen Seite ist ein zwölf Fuß hohes gemauertes Glockengerüst, in welchem die Glocke hängt, welche Vela genannt wird; es ist übrigens jetzt nicht mehr die alte, zur Zeit der „katholischen Könige“ hier aufgehängte, sondern eine erst im Jahre 1773 gegossene Glocke. Ihr Hauptzweck ist, durch ihren Schall den Bewohnern der Vega das Zeichen zum Oeffnen der Wässerungsschleusen zu geben; allein schon manchmal hat ihr gewaltiger Klang den Bewohnern Granada's selbst das Zeichen zu Aufstand und Blutvergießen in die Ohren gedonnert, so namentlich 1808 bei der Erhebung gegen Napoleon und 1842 beim Aufstande gegen Espartero.

Auf diesem Thurme erfüllt den Geist fast noch mehr,

als drüben in den Palastgemächern, der ganze hochpoetische Zauber großer geschichtlicher Erinnerung. Hier, wo noch jetzt die Flaggenstange sich erhebt, beobachteten die Mauren während der zehn verhängnißvollen Jahre 1482 bis 1492 das Lager und die stets näheren und drohenderen Bewegungen des Christenheeres. Und am gleichen Platze wurde am 2. Januar 1492 die Standarte des silbernen Kreuzes aufgepflanzt, und flatterten die spanischen Fahnen in die Luft hinaus, während die siegreichen Schaaren der katholischen Könige in die Stadt einzogen, und die frommen Herrscher auf ihren Knieen Den verehrten, welcher „allein Sieger ist." Am Jahrestage dieses großen Ereignisses wird die Vela Glocke, wie man mir sagte, vierundzwanzig Stunden lang ununterbrochen geläutet, und die Mädchen aus dem Volke reißen sich um diese Mühe, denn die, welche am stärksten läutet, findet im Laufe des beginnenden Jahres ihren Mann.

An diesem Tage mag die Alhambra einen fröhlichen Anblick bieten, wenn Tausende ihre Räume in heiterer Lebenslust durchschwärmen, und in allen Theilen der Ruine die reichen Wasserstrahlen emporspringen.

Außer allem Dem, was wir bisher betrachtet haben, erhebt sich endlich auf der Alhambrahöhe noch die Pfarrkirche zur heiligen Maria von Alhambra. Ich hatte eine besondere Sehnsucht, in diese Kirche zu kommen, und eigenthümlicher Weise wurde sie nicht gestillt; so oft ich kam, war die Kirche geschlossen. Ich kann deßhalb nur erzählen, daß sie in der Zeit von 1581 bis 1618 von den Baumeistern Alonso Hernandez und Juan de la Vega in Form eines lateinischen Kreuzes im Renaissancestyl erbaut ward, und daß ihre Mittelkuppel in schöner und gelungener Wölbung emporsteigt. Die Kirche liegt hinter dem Palaste Karl's V.

Schließlich finden sich in den Schluchten und auf den

Höhen des Berges noch da und dort maurische Thürme und Trümmer, welche mit röthlichem Ton durch die grüne Waldung hervorleuchten. Ich fand wahrlich keine Zeit, sie einzeln aufzusuchen und zu betrachten.

Wer aber die Wanderung durch die Alhambra vollendet hat, der erquickt sich nunmehr nach solcher Arbeit durch einen langen, seligen Blick von dieser Höhe hinab in dieses Land. Mag man den Thurm de la vela oder den tocador de la reina, oder die Brustwehr auf dem Cisternenplatze wählen, — überall ist es gleich reizend, gleich außerordentlich. In ernsten, gewaltigen Massen um uns her gelagert, sehen wir die maurischen Ruinen, die Marienkirche, den Kaiserpalast, gleichsam Verkörperungen der arabischen, christlichen und antiken Cultur. Rechts vom Alhambraberge, und durch eine tiefe Schlucht von ihm getrennt, steigt auf weit höherem Bergvorsprunge das Lustschloß el Generalife empor, das wir noch sehen werden; über ihm ragen die von dort an kahlen Felsen des Sanct-Helenen-Berges. An diesen schließen sich im Hintergrunde die Gebirge an, aus welchen der Darro hervorströmt, und zu unsern Füßen im Thale dieses Flußes liegt die köstliche Stadt. Nirgends habe ich mitten in einer großen Stadt so viel üppiges Grün gesehen, wie in Granada; nicht nur die zahlreichen Spaziergänge in der Stadt und unmittelbar vor ihr prangen mit den herrlichsten Bäumen; nein! zwischen den einzelnen Häusern, in den Höfen, in den Gärten und Gärtchen s:recken Tausende von Orangen, Myrthen, Lorbeeren, Cypressen ihre Liebesarme zu dem köstlichen, wolkenlosen Himmel empor. Uns gegenüber am jenseitigen Rande der Darroschlucht steigt der am Meisten arabische Theil Granada's, der Albaicin, am Berge hinauf; drüber liegt die Kirche zu San Miguel, in glänzendem Weiß zu uns herüberleuchtend. Nahe beim westlichen Ende der weitausgedehnten

Stadt fesseln die riesigen Wölbungen der Kathedrale den Blick, und weiterhin verliert er sich in der Vega.

Dort herüber glänzt Santa Fé, und in weitem Bogen umziehen die Gebirge die lachende Landschaft; die Sierra Elvira, Sierra Parapanda, und wie sie alle heißen, bilden einen Kreis bis zu den Höhen von Loja und von Alhama, wo das Panorama schließt. Der goldsandführende Darro strömt beim Beginne der Vega mit dem silbertragenden Xenil zusammen, und von hier an bloß den letztern Namen führend, windet sich nun der Fluß in schöner Wellenlinie durch das fruchtbare, reich mit Dörfern und Pflanzungen aller Art geschmückte Land. Allein zu all dieser Lieblichkeit gesellt sich das Großartige in überraschendstem Maßstab, wenn wir, rückwärts gewendet, die Sierra Nevada in ihrer ewigen Herrlichkeit auf uns niederblicken sehen. In der reinen spanischen Luft scheinen die fernsten Gegenstände nahe; so kommt es denn, daß man meint, diese gewaltigen Schneefelder mit Händen greifen zu können, daß man sich versucht fühlt, das glühende Gesicht an den kühlen Schnee zu schmiegen, der mit so blendendem Glanz das Auge erfüllt. Ach, wie ist doch die Sprache so arm! Als ich dieses Bild zum letzten Mal betrachtete, schloß ich lange die Augen, um es mir in die Seele zu prägen, und als ich sie wieder öffnete, und nochmals schaute und schaute, da fühlte ich klar: dieß werde ich nie vergessen! Und jetzt, da ich schreibe, steht jene ganze Herrlichkeit wirklich so klar, so im Einzelnen gegenwärtig und unmittelbar auf mich einwirkend vor meiner Seele, daß ich nur wieder die Augen zu schließen brauche, um ganz die gleiche Empfindung zu haben, wie damals, als ich sie auf der Alhambra schloß. Und dennoch — ich fühle es wohl — vermögen meine Worte Keinem ein Bild von der Sache zu geben, der sie nicht gesehen hat! Aber wer Granada sah, der möge sich freundlich

und glücklich seiner erinnern, und wer es noch nicht sah, und es sehen könnte, der beeile sich, daß er nicht ohne dieses Glück den Schauplatz des Erdenlebens verlassen muß!

Wir haben nun den Alhambraberg gesehen, und auf wie von ihm alles Wichtige und Wesentliche betrachtet, was er uns bieten kann. Bevor wir den Park hinab, und durch die kühle Waldschlucht auf der andern Seite zum Generalife emporsteigen, wollen wir noch Einiges mit einander denken.

Natur und Kunst haben ohne Zweifel in zärtlicher Liebe zusammengewirkt, um aus diesem Alhambrahügel einen der schönsten, für denkende und gebildete Menschen anziehendsten Plätze zu machen. Die glänzende Schilderung Washington Irwings, die geniale Feder Chateaubriand's haben das ihrige gethan, um den Ruhm und die Herrlichkeit dieses Ortes in weitesten Kreisen zu verbreiten. Tausende, die sonst Nichts von Spanien wissen, haben doch von der Alhambra gelesen oder gehört, und allgemein gilt sie als die wahre und eigentliche Perle Spaniens.

Ich denke, mein schwacher Versuch einer kurzen Schilderung dieses wundervollen Ortes hat mich sichergestellt vor dem Verdachte, als ob ich seine Schönheit nicht fühlte. Allein gegenüber der Maßlosigkeit mancher Schilderungen warne ich Den, der Granada noch nicht gesehen hat, vor solcher Uebertreibung, damit er nicht Enttäuschung statt Beglückung erfahre. Das Höchste auf der Alhambra ist und bleibt die Natur. So lange man in den Gemächern des Königsschlosses wandelt, mag der Blick sich nicht abwenden von dem herrlichen Bau und seinen zierlichen, schlanken Verhältnissen im Großen und Kleinen; wenn man aber Alles, Kunst und Natur gesehen hat, so drängt sich das tiefe Gefühl auf, daß das vor uns ausgebreitete Stück Schöpfung unmittelbarer und reiner den ewigen Gott darstellt, als Alles, was hier Menschen gedacht

und gewirkt haben. Ich habe Rom nicht gesehen, und kann deßhalb die häufige Vergleichung seiner Lage und Umgebung mit der von Granada nicht beurtheilen. Wenn aber doch verglichen sein soll, so könnte ich von Dem, was ich gesehen habe, am ersten noch das — einst deutsche — Salzburg an Granada's Seite stellen, wobei aber der spanischen Stadt unzweifelhaft und weitaus die Palme bleibt.

Den zweiten Rang unter den Reichthümern der Alhambra behauptete für mich der Palast Karl's V. In diesen Ruinen hat sich eine mächtige Persönlichkeit, ein bedeutender Mann, ein deutscher Kaiser mit voller Unmittelbarkeit ausgedrückt und ausgesprochen; wer ohne Haß und Vorurtheil — denn meine Liebe kann ich von Niemanden verlangen — in diesen großartigen Trümmern weilt, dem tritt der Geist jenes Jahrhunderts, der Geist des ruhelosen, unglücklichen Kaisers, die Geschichte jener Zeit, in welcher Deutschlands politisches Unglück entschieden ward, mit klaren, hellen Zügen entgegen. Und diese Betrachtung, diese Einwirkung des so bedeutenden und tiefsinnigen römisch-germanischen Kunstwerkes auf unser Inneres stand und steht bei mir höher, als alle Reize der arabischen Herrlichkeit.

Diese arabische Herrlichkeit, fast von allen Darstellern als das Höchste Granada's und ganz Spaniens gepriesen, nimmt also nach meiner Auffassung den letzten Rang ein unter den Kleinodien des Alhambrahügels. Wahrlich, diese Reste sind auch ein Kleinod, ein geschichtliches und ein künstlerisches. Allein das maurische Wesen und die maurische Kunst leidet an Gebrechen, welche man ehrlicher Weise nicht wohl läugnen kann. Das maurische Wesen ruht auf der Grundlage einer falschen, und, zum Theil wenigstens, von ihrem Stifter mit Bewußtsein und Berechnung gefälschten Religion. Man bedenke, was aus diesem einzigen, nicht wohl

zu bestreitenden Satze sich ergeben muß für den Character und die ganze Geschichte eines Volkes! Die maurische Geistesbildung leidet an einer gewissen Beschränktheit und Geziertheit, welche überall hervortritt, und jede ungehemmte Entfaltung der vollen, reichen Menschennatur unmöglich macht. Wer dieß bestreiten oder bezweifeln möchte, der lese mit uns einige der vielen Inschriften der Alhambra. Ich will nicht reden von dem bis in's Kindische ewig wiederholten „Gott allein ist Sieger", worin schließlich doch eine Coquetterie jenes Mannes liegt, der mit den angeführten Worten das Volk, welches ihn „Sieger" zu nennen „pflegte", in gekünstelter Bescheidenheit zurechtzuweisen „pflegte." Wahrlich, wo das Gefühl der Demuth Ernst ist, da kommt es nicht zu solchem „Pflegen."

Wenn es aber in einer andern Inschrift heißt: (der Saal der Gesandten spricht) „Wenn du meine Schönheit anschaust ohne Beziehung auf Gott, so muß ich dir sagen, daß es eine große Thorheit ist, deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der dir den Tod geben kann. Und wer diese kunstreiche Arbeit betrachtet, von ihrer Schönheit angezogen, der lege zu seinem Schutze und damit er gesund bleibe, die fünf Finger seiner Hand zusammen", so muß ich zweierlei gestehen: Einmal sinkt schon im ersten Satz der schön und erhaben beginnende Gedanke zu der Niedrigkeit und Feigheit herab, Gott aus keinem andern Grunde zu bewundern, als weil er den Tod geben kann. Dann aber enthält der zweite Satz einen so lächerlichen und blödsinnigen Aberglauben, daß ein halbwegs guter Geschmack ihn wenigstens nicht gerade hier und in diesem Zusammenhange angebracht hätte.. So beachte man ferner das seltsame Gemisch hoher Poesie und lächerlicher Selbstüberhebung, genialer Kraft und läppischer Kinderei in folgender Inschrift, welche den Löwenhof zum Gegenstand hat:

„Ein Garten bin ich der Wonne, zusammengesetzt aus

allen Schönheiten. Anmuth und Zierlichkeit sind in mir niedergelegt. Kein Werk (!) mag neben mir bestehen und der Blick sagt dir, wie vielfach meine Schönheiten sind; ein ruhiges Gemüth wird nirgends erquickendere Kühle finden, als bei mir. Ich enthalte ein kostbares Gemach, dessen Anfang und Ende sehr rein ist. Das Zeichen der Zwillinge allein deutet die schöne Verzweigung meiner Zierrathen, welche ihnen ein Scheindasein gibt, sehr ähnlich der Wirklichkeit. Auch der Mond am Himmel muß mir weichen, weßhalb schöne Frauen zu meinem Reiche gehören mögen. (!) Wenn die Sonne in ihrem Laufe ruhete, so wäre es nicht zu verwundern, denn sie hält sich auf, um meine Klarheit zu sehen, da ich, ein Gemach, den Himmel verdunkle, und alles Schöne von mir Dasein erlangen könnte. Und wer mich recht ansieht, der wird mich betrachten mit der Ruhe und Sorgfalt, die ich verdiene. Die Kreise des Himmels scheinen neben mir verdunkelt und mit Wolken bedeckt. Ich entfalte auch weiße Säulen von großem Werthe, ihre Gestalt ist schlank und frei, und der Schatten, den sie geben, ist gleich einem hellen Strahl (!), und an ihnen sind Perlen ohne Gleichen. Und wer sie errichtet hat, kann sich über Alle erheben. Unvergleichlich ist ihre Pracht und ihr Leben, und Niemand vermag ihren Preis zu nennen. Und wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen ausbreitet und dieses Gemach trifft, entsteht ein Glanz ohne Gleichen, dem du weder an Form, noch an Farbe Etwas vergleichen kannst. Was mir aber meinen größten Werth gibt, ist der Glaube, der in mir sich in seinem vollsten Glanze zeigt, und in ihm vereinigen sich alle meine Schönheiten." Wer dieß Alles zu bewundern vermag, dem gratulire ich zu seinem Geschmacke. Aehnlich verhält es sich mit folgender Inschrift im tocador de la reina: „Im Namen Gottes, welcher die Barmherzigkeit ist.

Gott sei mit unserm Herrn und Propheten Mohamed; ihm und den Seinigen und seinen Freunden sei Heil und Herrlichkeit viel tausendmal. Gott ist das Licht des Himmels und der Erde; er ist die Lampe der Lampen (!), ein leuchtendes Gestirn, welches brennt mit heiligem Oel, nicht von West noch von Ost, welches beleuchtet, ohne zu berühren, und ist Licht über Licht. Gott leuchtet mit seinem Lichte, wem er will. Er ist es, der den Menschen die „Sprichwörter gibt (!) Er ist weise in allen Dingen." Wahrlich, bei aller Hochachtung vor den Sprichwörtern, es ist baare Lächerlichkeit, wenn nichts Schlimmeres, an einem Ort, wie der tocador de la reina, Gott darum zu preisen, weil er den Menschen die Sprichwörter gegeben hat.

Und diese Mängel und Verkehrtheiten des arabischen Geisteslebens zeigen sich, man mag sagen, was man will, auch in ihrer Kunst. Manche haben in der arabischen Baukunst das Höchste gefunden, was diese Kunst überhaupt erreicht hat. Manche haben behauptet, die Araber hätten gerade deßhalb in der Baukunst so Großes zu Stande gebracht, weil sie durch religiöse Verbote von der Darstellung des Lebendigen, also von Plastik und Malerei, ausgeschlossen waren. Das sind schwere Irrthümer und Verkehrtheiten. Die Idee der Schönheit ist die gleiche für das ganze Gebiet der Kunst und für jede Form künstlerischer Darstellung; die Darstellung des Lebendigen aber ist das Höchste der Kunst, und wer hierin verkehrte Anschauungen hat, der kann auch nicht vollendet schön bauen. Und in der That, die maurische Architectur ist nichts weniger, als vollendet schön. Kein maurisches Bauwerk zeigt eine heitere, glänzende Außenseite; finstere Mauern mit schweren Zinnen und meist unbedeutenden Fenstern treten an die Stelle der Pracht und Herrlichkeit, mit welcher uns die antike, der himmelanstrebenden, gottverlangenden Kühnheit, mit welcher

uns die gothische Baukunst schon im Aeußern ihrer Werke entgegentritt. Der characteristische Hufeisenbogen ist weder schön, noch tiefsinnig; die herrlichsten Bogen und Kuppeln der Alhambra sind — gothisch. Die innern Räume selbst sind alle mehr oder minder eng und beschränkt; die Ornamentik endlich, auf der höchsten Stufe der Künstlichkeit, Zierlichkeit und Formvollendung angekommen, entbehrt der freien Natur und edlen Einfalt. So sehr Alles, was in dieser letztern Richtung die Alhambra in größter Mannigfaltigkeit leistet, Bewunderung verdient, so wird doch Niemand, der einmal das steinerne Laubwerk auf dem Kölner Dom durchwandelt hat, einen Augenblick zweifeln können, welcher von beiden Leistungen der Preis der Schönheit gebührt.

Und so muß denn das letzte, entscheidende und beherrschende Gefühl, mit welchem wir die Alhambra verlassen, dasjenige des Dankes und der Freude sein über den Untergang einer in wesentlichen Dingen falschen und verkehrten, wenn auch vielfach glänzenden und bestechenden, doch mit Recht vor dem Höheren und Besseren niedergesunkenen, von dem Freieren und Geistigeren besiegten Cultur. Hellas und Rom, das alte wie das neue, stehen wahrlich über Mecca und Medinah! —

III. El Generalise.

Nachdem ich noch am Tage meiner Ankunft die Nachmittagsstunden mit der Betrachtung der Alhambra zugebracht, und in den Abendstunden einen Spaziergang in den Ruinen und Anlagen gemacht hatte, schickte ich mich am Morgen des folgenden Tages an, das Generalife zu besichtigen. Dieses frühere Sommerlustschloß der maurischen Könige, erbaut von einem derselben Namens Omar, dem das Regieren minder lieb gewesen sein soll, als manche andere Dinge, wurde von Ferdinand und Isabella nach der Eroberung Granadas einem

zum Christenthume übergegangenen vornehmen Mauren geschenkt, welcher in der Taufe den Namen Don Pedro de Granada erhalten hatte und so der Gründer der spanischen Grandenfamilie dieses Namens ward. Die Angaben über den jetzigen Besitzer lauten verschieden; eine Dame aus der Familie de Granada hat sich mit einem Italiener aus der Familie Pallavicini vermählt, und mit ihr ging die Besitzung auf dieses Geschlecht über; in Granada sprach man mir aber außerdem von einem Besitzübergang durch Kauf, welcher in den letzten Jahren stattgefunden haben soll. Dieß mag sich nun verhalten, wie es will; das Generalife ist Privateigenthum, und man holt sich im Palaste des Marquis von Campotejar eine Erlaubnißkarte zur Besichtigung, welche übrigens jedem anständigen Fremden auf's Liebenswürdigste gegeben wird. In diesem Palaste zeigt man außer einem prächtigen Salon mit höchst verdienstvollen Gemälden, namentlich Porträts von geschichtlich bedeutenden Personen aus der Zeit der katholischen Herrscher, das von dem letzten Maurenkönig Boabdil seinen glücklichen Besiegern übergebene Schwert. Da die Aechtheit keinem Zweifel unterliegt, so ist es wohl der Mühe werth, Auge und Sinn einige Minuten auf dieser mit Gold und Edelsteinen reich verzierten, mit arabischen Inschriften bedeckten Waffe, auf dieser scharfen und geschmeidigen, jedoch von keinem Helden geführten, geraden Klinge ruhen zu lassen.

Erfüllt von den Erinnerungen und Betrachtungen, welche der Anblick dieses Schwertes in mir rege gemacht hatte, erstieg ich nun mit meinem Torero den Hügel des Generalife. Dieses Schlößchen, welches mit seiner blendend weißen Tünche weit in die Landschaft hinausragt, liegt ziemlich viel höher, als die Alhambra, weiter rückwärts im Darrothale, an einem steilen Abhang des Sanct-Helenen-Berges. Eine unbedeutende Thüre führt uns in eine offene Bogenhalle, welche rechts an

den Berg, links an eine ähnliche, neben dem Abgrunde her laufende Galerie sich anlehnt, und so mit dem ihr gegenüber-liegenden Palästchen selbst einen wundervollen Garten ein-schließt. Dieser Garten, zweihundertfünfundzwanzig Fuß lang und einundsechzig Fuß breit, durchrauscht und befruchtet von der mittelst künstlicher maurischer Leitungen hieher geführten „Lilienquelle“ ist ohne Frage ein Kleinod ersten Ranges. Neben Laubengängen von Orangen und Granaten, neben Blüthen und Blumen der mannigfaltigsten Art, reizenden Ruheplätzen und köstlichen Spaziergängen, erheben sich hier insbesondere einige Cypressen, wie ich solche vorher und nachher in gleicher Größe und Pracht nirgends in Spanien gesehen habe. Die größte und schönste derselben, ein Baum, der jedenfalls auf Jahrhunderte herabgeschaut hat, führt den Namen „die Cypresse der Sultanin.“ Unter diesem Baume sollte nach der Anklage der Zegri's die Liebeszusammenkunft der Sultanin — Manche nennen sie Zoraide, Manche Moraima, Manche anders — mit dem Abencerragen stattgefunden haben. Die Bemerkung mancher Reisenden, hier unter diesen köstlichen, üppigen Um-gebungen neige man sich gerne zu dem Glauben an die Schuld der Dame, kann ich weder billigen noch begreifen. Welch in-niger oder nothwendiger Zusammenhang zwischen hoher Natur-schönheit und Ehebruch besteht, das ist einem Menschen von meiner Verkehrtheit noch nicht „erfindlich.“ Der schöne, kraft-volle Baum hat eine Höhlung, welche britanischer Blödsinn künstlich erweitert hat, indem sich die hoffnungsvollen jungen Männer Stückchen Rinde loszureißen oder abzuschälen pflegen, wahrscheinlich für ihre künftigen Frauen zur sachdienlichen Vergeltung. Der Garten hielt mich mit seinen Reizen ziem-lich lange gefangen; es war eine köstliche Empfindung, im Schatten dieser Riesenbäume, zwischen diesen rauschenden und plätschernden Quellen, unter dieser reichen, südlichen Pflanzen-

fülle auf und ab zu wandeln. Doch endlich reißen wir uns los, und betreten das nur sechzig Fuß lange und achtzehn Fuß tiefe Schlößchen selbst. Es hat zwei Stockwerke, und in jedem je einen Salon an beiden Seiten, und ein Mittelzimmer, vor welchem eine Bogenhalle mit Marmorsäulen liegt. Die Wandverzierungen sind ganz im feinsten Geschmack der Alhambra ausgeführt, aber mit weißem Kalk dick überstrichen, was einen kläglichen Eindruck macht. In einem der Seitenzimmer zeigt man die Porträts sämmtlicher Stammhalter des Geschlechtes, welches von Don Pedro de Granada abstammte; unter ihnen hängt auch ein ächtes Porträt des schon oft erwähnten letzten Königs Boabdil. In überraschender Weise bestätigt dieses schöne Bild meine Auffassung jener Zeit und meine Ansicht von Boobdil selbst. Es ist schon eine mehr als halb christliche oder wenigstens europäische Physiognomie, ein Gesicht, aus welchem die ursprüngliche Kraft, das orientalische Lebensprincip gewichen ist, ein innerlich bereits besiegter, an seiner Sache verzweifelnder, darum kraftloser Mann; übrigens ein regelmäßiges, schönes Gesicht mit reichem Vollbart.

Im gegenüberliegenden Mittelzimmer erwartet uns eine andere kleine Gemäldesammlung von höchstem Interesse. Hier befinden sich nämlich die Porträts von Ferdinand und Isabella, von ihrer Tochter, der später wahnsinnigen Johanna, Mutter Karl's V., von dem Gemahl der letztern, Philipp dem Schönen von Oesterreich, von Karl's V. Gemahlin Isabella, von Philipp II. und seinen zwei Nachfolgern Philipp III. und IV. Das Bild des katholischen Ferdinand hat mir keinen bleibenden Eindruck hinterlassen, wohl aber das der eben so edlen als großen Isabella. Solche Seelengüte, solche gläubige Frömmigkeit, verbunden mit so klarem und scharfem Verstandesausdruck, habe ich noch selten auf einem Frauenantlitz wahrgenommen. Ihre Tochter Juana ist ein rührend blaßes, schmäch-

tiges, unschuldiges Mägdlein, und man möchte Thränen vergießen, wenn man an den endlosen Jammer denkt, den die Unglückliche, nur aus Liebe zu einem Unwürdigen wahnsinnig Gewordene bis zum höchsten Greisenalter tragen mußte. Warum sie diesen Unwürdigen, ihren Gemahl Philipp, so außerordentlich schön fand, begreift man bei Betrachtung seines Bildes eben so wenig, als warum ihm sogar die Weltgeschichte den Beinamen des Schönen gelassen hat; es ist wahrlich ein recht unbedeutendes, von keinerlei Geist durchdrungenes, nicht einmal mit regelmäßigen Zügen oder Formen ausgestattetes Gesicht, dessen Ausdruck dem Niedrigen und Gemeinen näher verwandt ist, als irgend etwas Anderem.

Philipp II. ist in jungen Jahren gemalt; sein Gesichtsausdruck stimmt überein mit dem, was ich von ihm denke; gutmüthig aber beschränkt, aus letzterem Grunde starr, seiner Aufgabe nicht gewachsen. Ueber die Porträts seiner zwei Nachfolger habe ich mir Nichts gemerkt.

Der zu oberst auf dem kleinen Palast sich erhebende, mit zierlichen Säulen umgebene Mirador ist die Krone des ganzen Generalife im äußerlichen wie im geistigen Sinne. Von diesem Punkte aus genießt man eine Aussicht, welche ganz ohne Frage der auf dem Alhambrahügel vorzuziehen ist. Die Sierra Nevada scheint uns hier noch weit näher gerückt zu sein; ihre Gletscher und Schneefelder flimmern mit Diamantenpracht in das geblendete Auge. Die Alhambra liegt weit unter uns; von überlegenem Standpunkte aus betrachten wir sie als einheitliches Ganzes; das Maurenschloß, der Kaiserpalast und die Marienkirche erscheinen hier nicht mehr als widerstreitende Elemente; aller Kampf ist in einer höhern Einheit aufgelöst. Am Fuß der Berge breitet sich das Darrothal nebst dem größten Theile Granada's aus; darüber hinaus die Vega mit Allem, was wir schon von Alhambra aus gesehen haben. Wie denn aber Alles auf Erden

seine Mängel hat, so beklagt man an diesem herrlichen Platze, daß der in's Thal hervortretende Alhambrahügel einen Theil der heitern, von grünen Streifen durchzogenen Stadt verdeckt.

Noch einen Blick in das Oratorium, welches an dem Platze der frühern Moschee errichtet ward, noch einen Gang durch die Rosenbüsche und Lorbeergänge des Gartens, noch einen Trunk aus der kühlen Lilienquelle, und auch dieses zauberische Bild ist niedergesunken, auch diese glückliche Stunde für immer dahin! Großartige geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich freilich an das Generalife nicht; seine Erbauung und Benützung erinnert vielmehr an die Zeiten gebrochener Helden- und Geisteskraft, an den Mißbrauch des Lebens und seiner Güter zu maßloser Genußsucht und zweckloser Schwelgerei. Allein die Natur entfaltet hier auf kleinem Raum ihre höchsten Reize in üppigster Fülle und Vollendung, und die großen Leistungen maurischer Geschicklichkeit und Beharrlichkeit in Benützung, Förderung und Unterstützung der Naturkräfte treten in dem Rahmen dieses kleinen, aber köstlichen Bildes dem Auge klarer und bestimmter entgegen, als irgendwo.

Oberhalb des Generalife befindet man sich schon nahe am Gipfel des Sanct-Helenen-Berges, aber die heute glühende Sonne prallt an dem kahlen Fels in einer Weise ab, die uns von jedem Versuche eines weitern Bergsteigens in schattenlosem Raume ernstlich abmahnt.

Mit eigentlicher Wehmuth riß ich mich von diesem herrlichen Aufenthalt los, und kehrte zur Stadt zurück.

IV. Die Kathedrale.

Die plaza nueva, der neue Platz, von welchem aus wir über die Strasse de los Gomeles zur Alhambra gestiegen sind, steht durch den Zacatin in Verbindung mit dem Platze Vivarrambla. Auf dem Wege zur Kathedrale wollen wir

diesen beiden Punkten eine kurze Betrachtung widmen, da sie mit zu den maurischen Alterthümern Granada's gezählt werden. Das arabische Wort Zacatin heißt „Haus der Handelsleute;“ der Zacatin in Granada ist eine äußerst unregelmäßige und enge Straße, welche in manchen ihrer Häuser noch sehr an die maurischen Zeiten mahnt. Die Pflastersteinchen sind zu Mosaik zusammengesetzt; der Zacatin ist Hauptsitz der Läden, welche sich aber nicht durch europäische Geräumigkeit und Pracht, sondern durch maurische Beschränktheit und Enge auszeichnen. Weil die Straße eng ist, bleibt sie schattig und kühl, und ihre Bewohner führen ganz das schon in Alicante geschilderte Leben auf der Straße.

Der Platz Vivarrambla spielt eine große Rolle in den Romanzen, Sagen und Geschichten aus der letzten spanischen Maurenzeit. Hier wurden Stiergefechte, Volksfeste und selbst Gottesurtheile vorgenommen. Hier soll zum Beispiel das Gottesgericht stattgefunden haben, welches über Schuld oder Treue der von den Zegris angeschuldigten Sultanin zu entscheiden bestimmt war. Im letzten Augenblick sollen plötzlich vier christliche Ritter in türkischer Tracht erschienen sein, und die vier Ankläger besiegt haben. Der Platz Vivarrambla muß im Laufe der Zeit große Wandlungen erfahren haben; denn jetzt sieht er, mit vernünftigem Auge und ohne maurische Phantasterei betrachtet, mit seinen zahlreichen grün bemalten Balconen ganz so aus, wie andere spanische Plätze, und hat sogar seinen alten arabischen Namen, welcher „Thor des Flußbettes“ bedeutete, mit dem höchst modernen und prosaischen „Constitutionsplatz“ vertauscht. Seinen höchsten Festschmuck legt der Platz jetzt am Frohnleichnamstage an, wo er, geziert mit Altären, Wasserkünsten, kleinen Gartenanlagen, Säulenhallen, Blumen und Teppichen, einen lieblichen Anblick darbieten soll.

Wir durchwandern nun den Hauptheil von Granada, d. h. diejenigen Regionen der Stadt, welche weder zum Alhambrabezirk, noch zum gegenüberliegenden Albaicin gehören, sondern das in der Mitte liegende Darrothal ausfüllen. Endlich halten wir still vor der Kathedrale. Wer, wie ich, die Dome von Sevilla, Toledo und Burgos erst nach denjenigen von Granada sieht, der darf, ohne sich einer Sünde gegen den guten Geschmack schuldig zu machen, beim Eintritte in die Kathedrale Granada's mit mir ausrufen: „Die schönste Spaniens.“ Dieses Bauwerk ist in der That so bedeutsam und großartig, daß ich mich bemüht habe, möglichst Viel über dasselbe zu lernen, und ich hoffe, meine Bemühung wird dem Leser nicht unangenehm sein.

Als Ferdinand und Isabella die Stadt eroberten, trafen sie in derselben keine ihrer würdige Kirche an. Die Mauren hatten zwar, duldsam, wie sie im Allgemeinen gegen christliche Religionsübung waren, die Fortdauer des katholischen Cultus in der, nach der Legende vom heiligen Cäcilius gegründeten Kirche Granada's gestattet; dieselbe scheint aber dürftig und verfallen gewesen zu sein. Es war daher eine der ersten Sorgen der „katholischen Herrscher,“ eine Kathedrale ersten Ranges in Granada zu gründen; und selbst im Tode in derselben zu ruhen, war ihr frommer, bis zum heutigen Tage erfüllter Wille. Wer erwägt, daß Granada's Einnahme einem achthundertjährigen Riesenkampf um Vaterland, Nationalität und Religion ein glorreiches Ende gab, der wird die Gedanken der katholischen Herrscher zu würdigen wissen. Die Kapelle, in welcher ihre irdischen Reste ruhen, bildet daher einen der ältesten, wohl den ältesten Theil der Kathedrale. Der Hauptbau wurde erst im Jahre 1523 begonnen; es leitete ihn während vierzig Jahren der damals berühmte Baumeister und Bildhauer Diego de Siloe. Ihm folgte 1563 Juan de Maeda,

welcher während eilf Jahren das Werk rasch förderte. Nun traten aber Störungen von mancherlei Art ein; bald wurde um die Person der Baumeister, bald um den Baustyl, bald um das nöthige, oft nicht vorhandene Geld gestritten; lange Unterbrechungen des Baues waren die Folge davon. Der berühmte granadinische Baumeister, Bildhauer und Maler Alonso Caro entwarf 1665 den Plan zur Hauptfaçade; er wurde zwar kurze Zeit nachher durch den Tod von der Leitung des Baues abgerufen, allein die Fortsetzung desselben erlitt nun keine Unterbrechung mehr, bis im Jahre 1689 D. Teodoro Ardemans mit Vollendung des Kreuzgewölbes im Chor den ganzen Bau, hundertsechsundsechzig Jahre nach dessen Beginn, zum Abschluß brachte. Der Plan des ursprünglichen Künstlers Siloe war im Großen und Ganzen nicht verlassen worden.

Die Hauptfaçade der Kirche, mit drei den drei Hauptschiffen entsprechenden Thoren, geht auf den Platz, welcher den Namen de Pasiegas führt. Die Façade erhebt sich bis zur Höhe von hundertneununddreißig Fuß; die drei Portale, wenigstens das mittlere, sind in etwas überladener Weise mit Reliefs und Statuen theils allegorischer Art, theils aus der heiligen Geschichte geschmückt; in letzterer Richtung bemerkte ich Statuen der vier Evangelisten, der Apostel Paulus und Petrus, der Erzengel Michael und Raphael; an die Allegorieen wage ich mich nicht. Die Länge der ganzen Kirche beträgt vierhundertdreiunddreißig, ihre Breite im Querschiff zweihundertneunundvierzig Fuß, wobei die Mauerdicke nicht eingerechnet ist. Die Kirche ist in fünf Schiffe abgetheilt; das Hauptschiff, das Querschiff, und das hinter dem Chor sind hundertvierundzwanzig, die zwei andern neunzig Fuß hoch. Die Anordnung und der Styl der Säulen und Pfeiler ist großartig und geschmackvoll, der Boden mit schwarzem und

weißem Marmor gepflastert. Die Kuppel des Chors erhebt sich bis zu einer Höhe von hundertachtundsechzig Fuß. Der Schlußbogen über dem Hauptaltare strebt in allmäliger Verjüngung seiner Verhältnisse empor, was für das Auge den eigenthümlichen Effect hervorbringt, daß man meint, das Ganze wolle einstürzen.

Eine genaue Durchforschung der, wenn ich mich recht erinnere, sechszehn einzelnen, die Kathedrale in reichem Kranz umgebenden Kapellen wäre eine Sache mehrerer Tage, aber für einen Künstler oder Kenner gewiß lohnend; mit Ausnahme der königlichen Kapelle konnte ich sie nicht genauer einzeln betrachten.

Der Thurm, neben der Hauptfaçade stehend und zweihundertzwei Fuß hoch, macht den Eindruck von etwas Unvollendetem; er trägt in seinen drei verschiedenen Abtheilungen höchst verschiedene Baustyle an sich.

Ganz besondere Achtung verdient die mit der Hauptkirche in unmittelbarer Verbindung stehende königliche Kapelle, capilla real, die Ruhestätte Ferdinand's und Isabella's, der wahnsinnigen Johanna und ihres vielgeliebten Philipp. So viel man weiß, wurde der Bau dieser in gothischem Styl gehaltenen Kapelle im Jahre 1502 begonnen. Ein äußerlicher Anblick derselben ist von keiner Seite zu gewinnen, da sie ganz mit der später hinzugebauten Kathedrale verwachsen und verwebt ist. Das Innere bildet die Form eines lateinischen Kreuzes; die Länge beträgt hundertneunundsiebenzig, die Breite achtundsiebenzig, die Höhe bis zum Schlußstein des Gewölbes fünfundsiebenzig Fuß; der Fußboden besteht aus blendend weißem Marmor. Säulen und Pfeiler, Fensterbogen und Decken sind in reinstem gothischen Geschmacke ausgeführt; besonders schön in dieser Richtung ist auch das aus der Hauptkirche in die Kapelle führende Portal. Eine spanische Inschrift

in vergoldeten gothischen Lettern auf blauem Grunde verkündet die Thaten der katholischen Könige, ihre Todestage — Isabella starb am 26. November 1504, Ferdinand am 23. Januar 1516 — und die Zeit der Vollendung der Kapelle im Jahre 1517. Ein prächtiges, reich geschmücktes Gitter umgibt die Marmorsarcophage, welche in zwei getrennte Denkmäler zerfallen; das eine stellt die Eltern, das andere die Kinder dar. Die liegenden Marmorstatuen der vier schon genannten königlichen Personen auf den Sarcophagen, mit Portraitähnlichkeit, sind bis in's Kleinste meisterhaft ausgearbeitet, und im Großen von überwältigender Wirkung; man könnte wähnen, jeden Augenblick wollten diese ruhenden Gestalten sich erheben, um nochmals einzugreifen in das Leben, welches sie einst so gewaltig beherrscht, und in dem sie theilweise so viel und schwer gelitten haben. Rührend ist die am Denkmale Isabella's und Ferdinand's von zwei Engeln getragene Inschrift, worin sich die mächtigen Herrscher nicht nur als Ueberwinder des Islam und Vertilger der Ketzerei, sondern auch als „vir et uxor unanimes," als Eheleute von Einem Herz und Einer Seele bezeichnen. Die Statue der Königin trägt das Scepter, die des Königs das Schwert; eine sinnvolle, für den Kenner ihrer Geschichte leicht verständliche Vertheilung von Seiten des geistreichen und geschickten Künstlers, dem man dieses Meisterwerk verdankt, ohne seinen Namen zu kennen. Zu den Füßen der beiden Herrscher ruhen zwei Löwen, wie wenn sie den ewigen Schlaf der Mächtigen zu bewachen hätten; tief bewegt wendet man sich von diesem Denkmal ab.

Am Denkmale Philipp's und Johanna's verkündet eine Inschrift in fast beleidigender Weise, nämlich mit den Worten: quid plura? als einzige That der frühgetrennten Gatten, daß sie der Welt Karl den Fünften geschenkt hätten, eine Geschmacklosigkeit, welche sich neben den meisterhaften Bildwerken um

so widerwärtiger ausnimmt. Diese königliche Kapelle bildet eine eigene Kirche für sich, und hat einundzwanzig eigene Kanoniker. In der Sacristei ist unter Andern ein Gemälde des berühmten Juan de Sevilla, darstellend, wie Ferdinand der Katholische den besiegten und unterworfenen Boabdil umarmt. Mit Recht tadelt man allgemein die weiße Tünche, mit welcher die capilla real angestrichen ist; sie paßt keineswegs zu gothischen Bauformen.

Endlich haben wir noch das Sagrario der Kathedrale zu betrachten, welches gleichfalls für sich allein eine eigene, geräumige und prachtvolle Kirche vorstellt. An ihrem jetzigen Platze befand sich in den Zeiten der arabischen Herrschaft eine Moschee, welche in ein christliches Heiligthum umgewandelt und im Laufe der Zeiten vielfach verändert ward. Erst später ließ man dieses alte und verfallene Bauwerk niederreißen, und an seiner Stelle das jetzige Heiligthum errichten. Ich ward zuerst in das Sagrario geführt, weil bei meinem ersten Besuche die Kathedrale selbst geschlossen war; man verzeihe meine Beschränktheit, aber ich glaubte wirklich in der Kathedrale selbst zu sein. Dieser herrliche, großartig gewölbte, reich geschmückte Raum von nicht weniger als dreizehntausendneunhundertvierundzwanzig Quadratfußen mag mein augenblickliches Versehen als entschuldbar erscheinen lassen. Vier gewaltige Bogen tragen die kühne Kuppeldecke, und auch diese Kirche in der Kirche ist von einer Anzahl kleinerer Kapellen umgeben. Die Verzierung des Hauptaltars ist äußerst überladen, und nur durch den außerordentlichen Aufwand des prachtvollsten Marmors merkwürdig.

Reich ist schließlich der Gemäldeschmuck der Kathedrale, und unter den hier befindlichen, zum Theil auch recht günstig aufgestellten Bildern findet sich viel Werthvolles von Alonso Cano, Ribera, Bocanegro, auch eine dem Murillo zugeschrie-

bene Himmelfahrt der Maria; ich beschränke mich darauf, Reisende, welche mehr Muße haben, als ich hatte, auf diese Gemälde aufmerksam zu machen. Sie wurden mir alle gezeigt, aber ich kann im Einzelnen Nichts darüber sagen.

Und nun stelle man sich das gewaltige Ganze dieses Gotteshauses vor, von welchem Kirchen, wie die capilla real und das Sagrario untergeordnete Theile bilden; man hat in der That eines der großartigsten Baudenkmale vor sich, welche die nachgothische Zeit in Spanien geschaffen hat. Der Eindruck auf Sinn und Gemüth ist ein mächtiger, unauslöschlicher, und man kehrt, so oft man nur kann, immer wieder in diese wahrhaft heiligen Hallen, in diese staunenswerthen Wölbungen, zu diesen riesigen und doch so edel schönen Säulenpfeilern zurück. Will man aber eine Totalansicht der Kathedrale gewinnen, so darf man, wie dieß bei fast allen spanischen Domen der Fall ist, nicht vor ihr stehen bleiben, da sie rings eng umbaut ist; man muß hinaufsteigen zum Alhambrahügel oder auf den Albaicin und von da herunter schauen, wie die Kathedrale die Stadt beherrscht, wie die Stadt liebend und bewundernd an ihrer Kirche emporzustaunen scheint; da erst begreift man ganz, was Ferdinand und Isabella mit Gründung dieses großartigen Tempels in Granada geschaffen haben.

Ich bitte Jeden, der diese Blätter liest und nachher Spanien sieht, in Granada über der Alhambra die Kathedrale nicht zu vernachlässigen; hier heißt es, wenn irgendwo: das Eine thun, das Andere nicht lassen.

V. Die Karthause.

Beim Austritt aus der Kathedrale schenken wir einen flüchtigen Blick dem Gemeindehause — casa de ayuntamiento — welches früher ein Hauptprachtstück arabischen Baustyls gewesen sein soll, aber seit seiner im Jahre 1729 im Geschmacke

jener Zeit erfolgten Restauration nicht mehr viel Sehenswerthes darbietet.

Ueber die plaza del triunfo, einen unregelmäßigen Platz von eintausendsechshundertzwanzig Fuß Länge und eintausendfünfunddreißig Fuß höchster Breite, setzten wir unsern Weg fort. Hier erhebt sich die Mariensäule, triunfo genannt, welche dem Platze seinen Namen gegeben hat, im Jahre 1634 aus Marmor von der Sierra Elvira errichtet, und nahe dabei das Denkmal der Spanierin Mariana Pineda, welche im Jahre 1840 hingerichtet wurde, man sagt, weil sie aufrührerischen Bürgern, vielleicht heißt dies Leuten, welche anderer Meinung waren, als die zufällig herrschende Partei, eine Fahne gestickt habe. Hier in der Nähe ist auch der Stierplatz Granada's, ein altes, graues Gebäude, unheimlich und abstossend, wie das, was drinnen vorgeht, und ganz gedeckt, was eine große Seltenheit ist; Karl III. hat Granada mit diesem Denkmal seiner aufgeklärten Zeit beglückt.

In der Nähe des Stierplatzes verlassen wir die Stadt, und setzen außerhalb derselben den Spaziergang noch eine Zeit lang fort, um zur Cartuja zu gelangen, dem früheren Karthäuserkloster, jetzt aufgehoben, wie bekanntlich alle spanischen Klöster. Es scheint mir selbst sehr lächerlich, diesen letzten Zwischensatz drucken zu lassen; allein es muß doch wohl geschehen, weil mehrere sonst nicht ganz unbedeutend unterrichtete Leute mich von meiner Reise nach Spanien damit abzubringen suchten, daß dieses Land fort und fort unter dem Geistesjoch seiner zahllosen Mönche schmachte. Diese also mögen von nun an wissen, daß es in Spanien seit 1837 gar keine Mannsklöster, Frauenklöster aber nur wenige, und diese nur zu Zwecken des Unterrichts und der Wohlthätigkeit gibt. In der Cartuja zu Granada lebt, so viel ich weiß, noch Einer von den alten Karthäusern, und in derjenigen bei Burgos

leben deren noch fünf; daß man diese sechs Leute als Karthäuser absterben läßt, möge die aufgeklärte Welt der spanischen Regierung nicht gar zu übel nehmen. Diesem Stande des Klosterwesens in Spanien habe namentlich ich den Umstand zu verdanken, daß ich nicht, wie eine von mir verehrte protestantische Dame befürchtete, als Kapuziner nach Deutschland zurückgekommen bin.

Doch kehren wir zurück zur Cartuja von Granada. Diesem, in vieler Beziehung werthvollen und interessanten Denkmal religiöser Verirrung pflegen die Leute von Granada durch Uebertreibung seines Werthes bei den Fremden zu schaden, indem man häufig die Aeußerung hören muß, die Karthause sei mehr werth, als die Alhambra. Diese Behauptung ist, von jedem denkbaren Standpunkte aus, unbegründet und unwahr; und wenn der Fremde, durch die vorausgegangene Lobpreisung gereizt, seine Erwartungen nicht befriedigt findet, so verfällt er, nach dem bekannten Gesetz des irdischen Lebens, gar leicht in die entgegengesetzte Ungerechtigkeit.

Versuchen wir, der Sache gerecht zu werden. Das Kloster ward ursprünglich gegründet an der Stelle, bis zu welcher sich beim Beginn des großen Kampfes um Granada Gonzalo Fernandez von Cordoba, ein Ritter vom Hofstaat der Königin, im Feuer der Kampflust vorwagte, um hier, von einem kleinen Hügel aus, als der Erste des christlichen Lagers, den ganzen gewaltigen Umfang der zu erobernden Königsstadt mit ihren tausend Kuppeln und Minarets zu erblicken. Von den feindlichen Schaaren umschwärmt, soll er sich an dieser Stelle auf seine Kniee niedergelassen haben, nicht, um Befreiung aus der ihn umringenden Gefahr zu erflehen, sondern, um Gott für diesen beglückenden Anblick zu danken und um die Errichtung eines Klosters auf dieser Stelle zu geloben. Die drei Mönche, welche sich zuerst 1513 nach Beginn des

Klosterbaues hier niederließen, sollen von den Morisken niedergemacht worden sein; 1516 wurde der Bau abermals begonnen, war aber erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in allen seinen Theilen vollendet.

In einfacher und edler Manier gehalten, und mit einer schönen Statue des Ordensgründers, des heiligen Bruno — beiläufig gesagt, eines Kölners, nicht Spaniers — geschmückt, erweckt das Portal der Kirche die beste Hoffnung, nur Geschmackvolles zu sehen. Die Thüre selbst, meisterhaft gearbeitet, besteht aus Weinrebenholz. Rechts schließt sich an das Kirchenportal der große Kreuzgang an. Er enthält in einer großen Anzahl von Bogen — sechsundsiebenzig — eine Menge von Gemälden, Fresken, welche ein Mönch dieses Klosters gemalt hat. Sie sind unzweifelhaft gut zu nennen, wenn auch von Meisterwerken im höhern Sinn des Wortes keine Rede sein kann. Sie stellen theils die Geschichte des heiligen Bruno selbst dar, theils Scenen aus der Leidensgeschichte derjenigen Karthäuser, welche unter der Regierung der jungfräulichen Elisabeth in England auf's Grausamste hingerichtet wurden. Mir ist Verfolgung um der Ueberzeugung willen ein Gräuel, gleichgiltig, wer den Gräuel begeht; ein spanischer auto de fé erweckt mir daher nicht mehr Abscheu, als die Metzeleien, welche auf Befehl einer angeblich für die Glaubensfreiheit streitenden Königin, unter namenlosen Qualen der unglücklichen Opfer, begangen wurden. Es ist nicht gerecht, das Eine ewig hervorzuheben und zu übertreiben, das Andere aber todtschweigen zu wollen.

Nach Betrachtung dieser Bilder besuchten wir das frühere Refectorium des Klosters. Oben an seiner vordern Hauptwand ist ein einfaches hölzernes Kreuz gemalt. Die Beleuchtung ist so günstig, und die Technik so meisterhaft, daß man nicht ein gemaltes, sondern ein an der Wand aufgehängtes hölzernes

Kreuz zu sehen glaubt; ich wenigstens war, wie Viele vor mir, beim ersten Anblick vollkommen getäuscht.

Die Kirche selbst, Ein Schiff bildend, ist in der That mehr durch die verschwenderische Aufhäufung kostbarer Werkstoffe, namentlich Marmor aus der Sierra Nevada, Perlmutter, edles Holz, Gold und Silber, als durch guten Geschmack in Anordnung und Ausführung hervorragend. So strotzen namentlich die Thüren des Chors von den kostbarsten Stoffen in künstlich verschlungener, aber wirklich überladener Arbeit. Die Kuppel der Kirche ist dagegen mit schönen Fresken geziert, welche von Antonio Palomino herrühren.

Die an die Kirche anstoßende Sakristei ist eine der reichsten und größten, welche ich je gesehen habe; weiß mit Gold, bietet sie wirklich einen prachtvollen Anblick dar. Die Thüren sind ähnlich denen im Chor; Boden, Lambris und Altar sind belegt und überhäuft mit den herrlichsten Marmorplatten. Rechts in der Sakristei hängt ein kleines wunderschönes Bild, angeblich von Murillo, eine Conception, jedenfalls mit überirdischem Ausdruck in Gestalt und Antlitz. Die Schränke zur Aufbewahrung der Paramente sind von einem Klosterbruder aus den kostbarsten Stoffen gearbeitet; Ebenholz, Perlmutter, Schildplatt wechseln in reicher Mannigfaltigkeit an den Verzierungen ab; die Schränke selbst sind von Cedernholz. Die Formen und Verschlingungen der Ornamentik sind übertrieben; wenn aber Hackländer sagt, sie sehen aus „wie aus einer Butterspritze (!?) gekommen", oder „wie das Werk eines wahnsinnig gewordenen Baumeisters", so ist das mindestens auch übertrieben. Diese Verzierungen sind das Erzeugniß einer reichbegabten, aber verirrten Künstlernatur, wie der Karthäuserorden das Ergebniß einer gewaltigen, tiefbegründeten, aber irre gewordenen Frömmigkeit war.

Noch erinnere ich mich, in der Sacristei einen Marmor

gesehen zu haben, dessen natürliche Zeichnung in täuschender Weise die Gestalt eines Christus im Garten Gethsemane darstellt, jedenfalls ein merkwürdiges Spiel der Natur; wer mehr daran finden will, dem sei es von mir aus unbenommen.

Wunderschön ist die Lage der Cartuja, ihre Umgebung voll der reichsten Pflanzenwelt, die Aussicht nach der Vega, und der innerhalb der Umfassungsmauer befindliche Garten. Namentlich dieser letztere ist ein Ort, wo man sich eben so schnell als vollständig von den etwas düster und trübe stimmenden Eindrücken der Cartuja erholt. Cypressen, Oliven, Lorbeern und Orangen, abwechselnd mit Rosenhecken und andern Blumen, umrauscht von sprudelnden Fontainen, getränkt von köstlichen Quellen, bilden einen Aufenthalt von solcher Lieblichkeit, daß ich mich versucht fühlte, den Garten der Cartuja ein ernstköstliches, christlichkatholisches Generalife zu nennen. Ich hielt mich so lange als möglich darin auf, erquickte mich an dem herrlichen Wasser, und hing den Gedanken nach, welche durch die Betrachtung der Cartuja in mir angeregt worden waren.

Die Cartuja wäre der sorgfältigsten Erhaltung in jeder Hinsicht werth; leider schien es mir aber, daß in dieser Beziehung bei Weitem nicht Alles geschieht, was geschehen sollte. Es wäre sicherlich verkehrt, in ihr ein Muster von gutem Geschmack finden zu wollen; allein, abgesehen von der ganz erstaunlichen Kostbarkeit der während fast zwei Jahrhunderten hier aufgehäuften Stoffe und Arbeiten, und abgesehen von der wirklichen Meisterschaft und Kunstvollendung manches Einzelnen, namentlich auch mancher Gemälde, ist die Kirche und der Kreuzgang eines der großartigsten Denkmäler jener Zeit, in welcher der Katholicismus, im Kampfe gegen das neben ihm aufgetauchte Princip der Reformation, seine gläubigen Anhänger zu Anstrengungen und Opfern der riesigsten Art

begeisterte. Von diesem Standpunkt aus muß man die Gemälde des Kreuzganges und die übertriebene Pracht der Kirche auffassen; und man mag im Uebrigen von dem ganzen geschichtlichen Verlaufe, der mir hier vor Augen schwebt, denken, wie man will, ein Denkmal dieses Geistes, welcher nahezu zwei Jahrhunderte in rastlosester Bemühung auf die Ausschmückung einer einzigen, verhältnißmäßig kleinen Kirche verwendete, in der unbedeutende Nebensachen ganze Menschenleben voll gläubiger Hingebung und Aufopferung in Anspruch nahmen, ein solches Denkmal ist der sorgfältigsten Pflege und Erhaltung, und namentlich auch einer parteilosen, ernsten und sinnigen Betrachtung auch jetzt noch, wo keine Karthäuser mehr es bewohnen, im höchsten Grade werth.

VI. Santo Domingo. Provinzial-Museum.

Granada ist in hohem Grade reich an christlichen Kirchen von großem Interesse und theilweise von eigenthümlichem Kunstwerth. Ich konnte mich natürlich nicht darauf einlassen, auch nur den größern Theil derselben zu durchforschen; sollte ich später einmal zu mehr Urlaub und Reisegeld kommen, als mir dieses Mal zu Gebote stand, so wüßte ich Vieles nachzuholen. Denn es kann Jemand ganz gut vier Wochen lang bei fortgesetzter und angestrengter Geistesarbeit in Granada verweilen, ohne daß ihm der Stoff ausgehen wird. Etwaige Reisenachfolger will ich hier nur mit einem Worte aufmerksam machen auf das Hospital und die Kirche von San Juan de Dios, auf das Kloster und die Kirche von San Geronimo, und auf die, oberhalb des Albaicin und höher als die Alhambra, der letzteren gegenüberliegende Kirche San Miguel, welch letztere, ganz abgesehen von künstlerischer und religiöser Betrachtung, schon allein wegen der prächtigen Aus-

sicht auf Stadt, Vega, und namentlich auf den Alhambrahügel, eines Besuches äußerst würdig ist.

Dagegen die Kirche zum heiligen Dominik und das mit ihr in Verbindung stehende Provinzialmuseum darf auch bei kürzestem Aufenthalt in Granada nicht übergangen werden.

Die Santo Domingo-Kirche verdankt ihre Entstehung dem Inquisitor Torquemada, welchem die „katholischen Könige“ behufs ihrer und des dazu gehörigen Klosters Erbauung einen ganzen arabischen Stadttheil, sowie die Gärten der Mutter des Königs Boabdil schenkten. Schon im Jahre 1492 begann der Bau, und ward in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vollendet. Die Kirche gehört entschieden zu den schönsten und geschmackvollsten Granada's; sie bildet ein lateinisches Kreuz mit halb kreisförmigem Ende oberhalb des Querschiffes. Der gothische Geschmack herrscht in ihr noch vor. Ganz besonders merkwürdig durch seinen erstaunlichen Reichthum an Marmor, Gold und Edelsteinen ist der Camarin, die Nische hinter dem Hauptaltar; seine Kosten werden auf über einmalhunderttausend Gulden angegeben. In unschöner Weise überladen ist dagegen das retablo des Hochaltars.

In den Räumlichkeiten des anstossenden Klostergebäudes ist das Museo provincial der Provinz Granada untergebracht. Die Regierung hat überall in den Provinz-Hauptstädten Spaniens solche Provincialmuseen errichten lassen. Ich habe auf meiner raschen Reise diejenigen von Granada, Sevilla und Toledo kennen gelernt, und gefunden, daß diese Anstalten — die von Sevilla ausgenommen — zwar sehr viel zu wünschen übrig lassen, daß sie aber auch sehr viel höchst Werthvolles, namentlich aus Kirchen, Klöstern und Kriegsdrangsalen Gerettetes enthalten, was der Beachtung und des Studiums der Kenner von Kunst und Kunstgeschichte höchst würdig ist. Mich hat das eherne Schicksal an einen Actentisch geworfen und

dort liegen gelassen; ich thue also, was ich kann, und mache glücklichere Sterbliche aufmerksam auf das, was sie sehen und arbeiten können.

Das Museum von Granada ist von einem spanischen Gelehrten mit dem fleischlosen Squelet eines Athleten verglichen worden. Und wahrlich, es sieht in vieler Hinsicht traurig genug aus! In drei Sälen hängen, ohne Rahmen, ohne Verstand und ohne gehöriges Licht aufgestellt, theilweise sogar zum Jammer des Betrachters verdorben und zerrissen, in ziemlich bedeutender Anzahl zum Theil höchst werthvolle Bilder. Wer zum Beispiel den Character und die Leistungen des Alonso Cano und seiner Schüler, der sogenannten granadinischen Schule, genau und gründlich studiren will, der wird seinen Zweck sicherlich hier am Besten erreichen. Von Alonso Cano, dem berühmtesten Künstler Granadas, der von 1601 bis 1667 lebte, habe ich einzelne wunderwürdige Leistungen in dieser Sammlung kennen gelernt, so namentlich die Porträts zweier Mönche, welche in ganz plastischer Weise, von der Rahmenlosigkeit in diesem Ausnahmsfall fast unterstützt, aus der Leinwand wie lebend hervortreten; dabei haben diese Bilder in der Ausführung des Einzelnen und Kleinen, so namentlich der Hände und einzelnen Fingerglieder, eine ganz erstaunliche Virtuosität. Bocanegra, Juan de Sevilla, Cotan sind mit einer bedeutenden Anzahl von Originalien vertreten. Ich will aber den Leser nicht langweilen und mich nicht lächerlich machen durch Herzählung spanischer Malernamen, sondern nur erwähnen, daß auch ein dem Murillo zugeschriebenes sehr köstliches Stück hier ist, ein kleines Bild, die heilige Familie darstellend, auf welchem das Gesicht der Mutter Gottes von einer ganz unbeschreiblichen, himmlischen Süssigkeit übergossen ist. Mit erstaunter Freude erkannte ich auch Albrecht Dürers Hand, jedoch nur in einer Copie; ebenso sind Raphael und

andere bedeutende Italiener durch mehrere Copien vertreten. Aus dem Gesagten läßt sich sicherlich so viel entnehmen, daß die Sammlung eine gehörige Aufstellung und Behandlung verdienen würde. Diese Empfindung war bei mir so stark, daß ich sie nicht für mich behalten konnte, sondern dem Aufseher in deutschem Spanisch aussprach. Er erwiderte achselzuckend: falta de fondos, Mangel an Fonds. Das war mir doch zu toll, und ich bat den Mann, den Herren, welche ihn angestellt hätten, auszurichten, daß man in Granada nur allein den Fremden so riesig viel Geld abnehme, daß es eine Schande sei, wenn eine solche Stadt die Mittel nicht aufbringe, um so kostbare Bilder vor dem Verderben zu schützen. Er meinte aber in unerschütterlicher Ruhe, das Museum und die Ausgaben der Fremden hingen nicht mit einander zusammen.

Außer den Gemälden habe ich in dem museo provincial auch noch das kolossale, sehr schön gearbeitete Modell einer Statue der schon weiter oben erwähnten Mariana Pineda gesehen. Der Künstler hieß D. Manuel Gonzalez; ob und warum sein wohlgelungenes Werk nicht zur schließlichen Ausführung und öffentlichen Aufstellung gelangt ist, vermochte ich nicht zu erfahren. Es ist eine herrliche, edle Frauengestalt, und das Gesicht, welches wohlgetroffenes Porträt sein soll, von echt spanischer, strenger und stolzer Schönheit.

Mit eigentlicher Betrübniß verließ ich diese werthvolle Sammlung, denn wie lange noch in Granada bei zunehmender Genußsucht und Eitelkeit falta de fondos für das Reich des Geistes herrschen wird, vermag ich nicht abzusehen.

VII. Albaicin. Alameda. Nachlese.

Nicht sowohl an bedeutsamen geschichtlichen Erinnerungen, als an kleinern Denkmalen maurischer Vergangenheit reich ist der schon wiederholt gelegenheitlich erwähnte Albaicin, der-

jenige Theil der Stadt Granada, welcher auf der rechten Seite des Darro unter San Miguel am Hügel emporsteigt. Der Alterthumsforscher würde hier reichste Ausbeute finden, und auch für den Reisenden mit allgemeineren Zwecken lohnt es sich wohl der Mühe, diese engen, gewundenen, steilen Gassen zu durchstreifen, in denen sogar mein Torero nach dem Weg fragen mußte. Nicht in Höhlen, wie Manche geträumt haben, wohl aber in kleinen Häuschen wohnten hier die Mauren von ihrer Unterwerfung bis zu ihrer gänzlichen Vertreibung und wohnen jetzt noch manche unzweideutige Nachkommen derselben; auch Zigeuner fehlen nicht, wiewohl ich von ihnen zufällig keinen einzigen Mann, sondern nur einige braune, hübsche Mädchen, und ein paar alte Weiber sah. Und wer könnte ein Zigeunermädchen in Spanien sehen, ohne an die wunderschöne Novelle des Cervantes zu denken, „la Gitanilla", welcher wir unsere immer noch schöne Preciosa verdanken?

Auch die Kirchen des Albaicin habe ich theilweise besucht; sie waren alle ursprünglich Moscheen, und sind nicht nur höchst einfach, sondern theilweise halb verfallen; auch fehlt der besondere Choreinbau der größeren Kirchen. An Bogen, Decken und Gewölben sind die maurischen Ueberreste reichlich vorhanden. In dieser Weise zeigt sich die Kirche de San Pablo, ferner die de San Bartolomé, bei welcher wir den alten baufälligen Thurm bestiegen, und von da aus das Menschengewimmel und die Häusermasse zu unsern Füßen, Alhambra und Generalife, die Sierra und die Vega vor unsern Blicken ausgebreitet sahen. Auch die Kirche de San Cecilio, die eigentliche ursprüngliche Pfarrkirche Granada's, gegründet von Cäcilius, dem Schüler des heiligen Jacobus, des Schutzpatrons Spaniens, wollte ich besuchen; allein sie war verschlossen und der Schlüssel nicht zu bekommen; ich mußte mich begnügen, vor dieser ältesten Kirche Granada's gestanden zu sein.

Im Albaicin ist der Straßenbettel, der in den neuern und elegantern Stadttheilen jetzt ziemlich beschränkt zu sein scheint, noch in höchster Blüthe; zu meiner großen Belustigung gingen die bettelnden Straßenjungen unter lautem Geschrei mit mir bis auf den Bartholomäusthurm. Die Kerls sahen übrigens sehr wohl und gutgenährt aus; man sah deutlich, daß sie nur aus Gewohnheit, keineswegs aus Elend betteln; da nun Gelegenheit genug auf der Welt und insbesondere in Spanien sich vorfindet, um wirklich Armen und Elenden ein Almosen zu geben, so ließ ich die schreienden Buben, nachdem sie mit mir die Aussicht genossen hatten, ruhig wieder mit mir hinuntersteigen, und drunten bekamen sie erst recht Nichts, was Einige derselben zu mehreren beträchtlichen Verbalinjurien fortriß.

Ein Frevel wäre es, da wir doch die Stadt durchwandern, Granada's schönsten öffentlichen Spaziergang unerwähnt zu lassen. Ohnehin sieht die Stadt, wie schon erwähnt, mit ihrem reichen Baumwuchs wie ein großer Lustgarten mit zahlreichen Gartenhäuschen aus. Noch in der Darrostraße beginnt die hübsche alte Alameda, und an sie schließt sich drunten beim Xenil diejenige Anlage, welche vorzugsweise el Salon genannt wird, und den Mittelpunkt für das öffentliche Auftreten der schönen, eleganten und vornehmen Gesellschaft Granada's bildet. Eine solche Bemerkung ist aber, wo von Spanien die Rede ist, niemals so zu verstehen, als ob irgend eine vornehme Ausschließlichkeit stattfände; der geringste Spanier ist seiner Natur nach vornehm, und Tausende, die nicht lesen und schreiben können, besitzen gleichwohl so hohe sittliche Bildung, daß ihr Benehmen ein wahrhaft adeliges in des Wortes bester Bedeutung ist. So habe ich den Salon von Granada an einem Sonntag-Abend gesehen, während bei der großen Fontäne am Ende der Anlagen eine Militärmusik spielte. Und

was für Musik war dieß! Keine wahnsinnige Zukunftsmusik, aber frisches, volles, kräftiges Leben, machtvoll in der Composition und feurig in der Execution, Musik, wie ich sie außer in Oesterreich nirgends gehört habe. Die spazierengehende und rauchende Gesellschaft aber, welche nach Tausenden gezählt werden konnte, hatte von oben bis unten ausnahmslos den besten Ton und die trefflichsten Manieren.

Besonders freute mich auch hier wie an andern Orten Spaniens das sichtbar herzliche und tadellose Verhältniß zwischen Civil und Militär. Daß in dieser massenhaften Zusammenkunft von Menschen aller Stände in Granada, dessen sittlichen Ton ich gewiß im Allgemeinen nicht zu günstig beurtheilt habe, auch keine Spur öffentlich auftretender Unsitte zu finden war, ist ein zweiter, nicht genug zu schätzender Zug. Wenn aber der treffliche Hackländer bei einer andern Gelegenheit, wo er Granada's Mädchen und Frauen in Menge auftreten sieht, versichert: „Und nicht nur war hie und da Eine wirklich schön, nein, Alle, Alle; ja, und unter vielleicht Tausenden, die vorbei kamen, befanden sich nicht ein halbes Dutzend, bei denen man nicht hätte ausrufen mögen: wie reizend! wie schön!", so muß ich als unerbittlicher und unbestechlicher Freund der Wahrheit dem Enthusiasmus meines galanten Vorgängers geradezu widersprechen. Tausende von Granadinas habe ich allerdings auch gesehen, in den Kirchen betend, auf dem Salon ruhend und wandelnd, in Cafe's sich erquickend, in eleganten Kutschen ausgestreckt, im Albaicin unter maurischer Pforte zusammengekauert, im glänzendsten Festtags- und Visiten-Putz und im Kattunröckchen, das in des Worts verwegenster Bedeutung den ganzen Anzug bildet, also in ziemlicher Mannigfaltigkeit. Allein sie sind keineswegs alle schön, sondern nur recht manche unter ihnen; viele aber sind recht gewöhnlich, und manche ganz häßlich. Ueberhaupt muß ich ganz

entschieden der Ansicht Körners beitreten, daß die Männer Spaniens im Allgemeinen schöner sind, häufiger schön sind, als die Frauen; dagegen das ist richtig; wenn eine Spanierin einmal anfängt, schön zu sein, so treibt sie es weit darin. Auf dem Salon habe ich Frauen und Jungfrauen gesehen, vor deren strahlenden Augen, üppigsten Locken, feinen, und doch kühnen Zügen, blendenden Zähnen und kleinsten Füßchen man sich in der That, wenn auch nur innerlich, in aller Demuth auf beide Kniee niederließ, und dem Herrn unserm Gott für Eva's Erschaffung nachträglich viel tausendmal dankte. Die Schönste Granada's aber, welche ich gesehen habe, war eine junge Zigeunerin, eine angehende Preciosa, die in einer Straße des Albaicin rasch, schüchtern und verschämt von einem Hause in ein anderes huschte; eine Glanzerscheinung, die sich nicht wieder vergißt, wenn auch nur einen Augenblick gesehen. — Aber kehren wir ruhig auf unsern Salon zurück, von welchem noch Einiges zu sagen ist. Dieser Spaziergang, ohne Zweifel der schönste in ganz Spanien, diejenigen der Residenz keineswegs ausgeschlossen, ist ziemlich neuen Ursprungs. Bis zum Jahre 1810 war der Platz, welchen jetzt die Anlagen einnehmen, Flußbett des Xenil, und nur ein schmaler Weg neben den äußersten Häusern der Stadt her war gangbar. Im genannten Jahre ließ General Sebastiani das Flußbett verengern und die ersten Anlagen errichten; in den Jahren der Restauration von 1814 bis 1820 wurden erst die jetzt, ich möchte sagen himmelhohen Ulmen gepflanzt, und in den folgenden Jahren die Ruhebänke angebracht und die den Salon in weitem Umfange umgebenden Gartenanlagen vollendet.

Vergeblich wäre es, die köstlichen Reize dieses Aufenthaltes zu schildern, welcher, wie so Vieles auf der Welt, in Einsamkeit am frühen Morgen auf's Beste genossen wird. Hier unter diesen riesigen Ulmen, deren dichtes Laubgewölbe kein

noch so sengender Strahl der Sonne zu durchdringen vermag, beim Jubelgesang der zahlreichen Nachtigallen, beim Rauschen des kühlen Wassers in den herrlichen Fontänen, mit dem Blick auf die gewaltigen Schneewände der Sierra Nevada, und gleichzeitig unter aller Pracht und Herrlichkeit einer südlichen Vegetation eine Stunde zu verträumen — wahrlich, wer dabei nicht im Augenblick gesund und heil würde von vergangenen und kommenden Reisestrapazen, der müßte viel schlimmer, als der deutsche Michel sein.

Abends werden diese Anlagen, wie auch jene im Alhambrapark, mit Gas beleuchtet; allein dann macht sich vor der Stadt, selbst an heißen Tagen, die Nähe des Schneegebirges und der von ihm zum Ufer des Xenil herabwehende scharfe Wind sehr empfindlich fühlbar; nach sieben Uhr pflegt sich, wenigstens noch im April und Mai, der Salon rasch zu leeren, und das eigentliche Straßenleben in der Stadt selbst beginnt. Wiewohl man nämlich von der Darrostraße aus die Sierra noch erblickt, so fühlt man sie doch in der Stadt, um ihrer trefflich geschützten Lage willen, weit weniger. Dieses Straßenleben nun ist von so lärmender Art, daß man schon recht müde sein muß, um bei Zeiten einzuschlafen. Hier, wie in andern großen Städten, herrscht eben auch die Unart, in die Nacht hinein zu wachen und den Morgen zu verschlafen. Ein großer Theil des Geschreies auf den Straßen ist übrigens höchst einfacher Natur, indem es aus den Rufen der Wasserträger besteht, welche mit Aufbietung orientalischer Beredsamkeit, aber in nicht sehr melodischen Tönen und im Allgemeinen mit wenig geschäftlichem Erfolg, ihren kühlen Trunk anpreisen. Die Sprache der niedern Volksklassen in Granada ist überhaupt weder schön, noch castilianisch; die Sprachfehler und Sonderbarkeiten sind zahllos, ohne daß jedoch der eigentlich andalusische Dialect herrschend wäre; ganz gewiß hängt auch dieser

Umstand mit dem maurischen Wesen zusammen. Die Unterhaltung mit dem Torero z. B. machte mir Anfangs ziemlich viel Mühe, allein am zweiten Tage ging die Sache trefflich von Statten. Einmal verstand ich ihn in einer ganz einfachen Frage durchaus nicht, weil er zum ersten Mal statt usted (Sie) das andalusische uté gegen mich anwendete, welches ich zwar theoretisch längst kannte, aber beim ersten ungewohnten Klang nirgends hinzubringen vermochte. Dieß war, ich erinnere mich genau daran, im café de la Alameda, wo man einem Fremden für eine Flasche Bier einen Gulden zwölf Kreuzer abnimmt, und wenn er behufs der Zahlung einen Napoleon wechseln läßt, ihm dreißig Kreuzer abzieht. Das nennen sie hier „disconto"! Das Bier ist zwar englisches, allein gleichwohl ist es viel zu theuer, und ich kann dieses Cafe keinem Nebenmenschen, der auf sein Geld zu sehen Ursache hat, mit gutem Gewissen empfehlen.

Im nämlichen Cafe, welches zur Fonda de la Alameda gehört, las ich zuerst die Nachricht von dem allgemeinen Gnadenact, welchen die Staatsregierung bezüglich der wegen Aufruhr, Insubordination u. s. w. bestraften Offiziere und Soldaten erlassen hatte. Man machte sich in Granada nicht viel aus der Sache; die bestimmte Erwartung der Thatsache hatte den Eindruck derselben schon „discontirt", und überhaupt schien man hier sehr geneigt, die Regierung eher mürrisch als günstig zu beurtheilen.

Einen deutlichen Begriff von Granada's Umfang bekam ich am letzten Nachmittag meines dortigen Aufenthaltes, als die Feuerwehr mit klingendem Spiel über die Darrostraße zog und ich auf Befragen erfuhr, daß sie so eben eine Feuersbrunst in einem andern Stadttheil gelöscht hatte, deren unvermeidlicher Lärm und Aufruhr gar nicht bis in unsere Gegend gedrungen war. Von den Darroschluchten hinter der Stadt,

in deren lieblicher Kühle einst der große Ximenez und sein fast nicht minder großer Zeitgenosse, der berühmte Feldherr Gonsalvo de Cordoba ihre Gesundheit wieder zu erlangen suchten, in deren erquickendem Schatten Chateaubriand seinen letzten Abencerragen schrieb und Washington Irwing seine Alhambra — bis hinab zu den Ufern des Xenil mag es wohl eine Strecke von guten zwei Stunden sein, und auf dieser ganzen Länge herrscht ewiges rauschendes und lärmendes Leben und Treiben.

Stille wird es dagegen, wenn man die Darroschlucht verläßt und vom rechten Ufer des Flußes hinaufsteigt zum Sacro Monte, welcher dem Generalife schräg gegenüber liegt. Den Sacro Monte will ich übrigens nur mit einem Worte erwähnen, da mir der Weg zu weit, und die Zeit zu kurz war, um ihn zu ersteigen. Hier befindet sich nämlich außer dem erzbischöflichen Seminar die cueva, eine catacombenartige Höhle, in welcher die Gebeine des heiligen Cäcilius und anderer Märtyrer ruhen sollen. Im Jahre 1600, als in Granada die Pest herrschte, gelobte die städtische Behörde, jährlich am Festtage des heiligen Cäcilius in Prozession zum Sacro Monte hinaufzusteigen, um die Reliquien der Heiligen zu verehren. Dieser Gebrauch besteht jetzt noch, und diese „Wallfahrt," nicht eine solche zu Ehren der heiligen Cäcilia, hat Hackländer mit angesehen. Es ist ein Freuden- und Dankfest für die Befreiung von der furchtbaren Seuche, und an keinem Tage des Jahres soll sich, wie man mir gesagt hat, das Volksleben Granada's so ungebunden, heiter und poetisch zeigen, als bei dieser Gelegenheit.

VIII. Der Sacristan vom Albaicin. Abschied.

Die Kirche des heiligen Christoph (San Cristobal) liegt an einem der höchsten Punkte des Albaicin; von ihrem Thurme

aus ist schon vielfach die Landschaft und die Stadt gezeichnet und gemalt worden. Es bietet diese Kirche, am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erbaut, also ohne maurische Reste, nichts Besonderes dar; dagegen knüpft sich an dieselbe eine noch jetzt im Munde des Volkes lebende Sage, deren Grundzüge mir der Tolero erzählte, welche ich aber sodann auch bei einem granadinischen Antiquar gedruckt aufgetrieben habe. Da meine Vorgänger im Bereisen und Beschreiben Granada's dem Publicum maurische Romanzen in genügender Anzahl aufgetischt haben, so will ich als Gegenstück diese kleine Geschichte, Treue mit Kürze möglichst verbindend, hier mittheilen.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts diente an dieser Kirche ein Pfarrer, welchem in seinen späteren Lebensjahren ein junger Sacristan von seltsamem Wesen beigesellt war. Die Soutane stand ihm so gut, als der Panzer; das Schwert wußte er so meisterlich zu schwingen, als den Weihwedel. Ob seine Sorgfalt für die Christophskirche, oder seine Liebe zu schönen Maurinnen größer war, vermochte Niemand zu sagen. Er war bei den Mauren eben so verhaßt, als bei den Maurinnen beliebt; voll Muth und Zärtlichkeit, voll Leichtsinn und Frömmigkeit.

Der Sacristan war der Sohn einer verstorbenen Dienerin des Pfarrers. Der Geistliche schien mit fast väterlicher Liebe an dem schönen und kühnen jungen Manne zu hängen, und suchte durch strenge Mahnungen wie durch zärtliche Bitten denselben von dem Weg des Verderbens, den er einzuschlagen begonnen hatte, abzubringen, aber umsonst.

Damals lebte in der Nähe der gleichen Kirche eine schöne junge Maurin, ein Mädchen von sechzehn Jahren, eine Waise, verlassen von der ganzen Welt, aber nicht von Gott. Der Erzbischof von Granada hatte sie dem besonderen Schutze des Pfarrers zu Sanct Christoph anvertraut, welcher sie im Auf-

trage seines Oberhirten in den Lehren des Christenthums unterrichtete. Die sichtbare Bemühung des Priesters, seinen reizenden Schützling vor etwaigen Nachstellungen seines Sacristans zu behüten, bewirkte, was sie verhindern sollte. Der Frevler bestach die Dienerin des Mädchens, fand Eingang in ihr Haus, gewann ihr junges, leichtbethörtes Herz. Aber er verlor dabei, was ihm von dem seinigen noch übrig war. Die Heiligkeit der ersten Jugendliebe, mit welcher die glühende Africanerin sich an den Geliebten schmiegte, ihre Verlassenheit und Einsamkeit auf der Welt, ihre unschuldige Schönheit rührten, erschütterten, bezauberten ihn. Er kämpfte, sie zu verlassen, so lang es nicht zu spät war; aber die Leidenschaft siegte und er beschloß, sie zu entführen und in irgend einem Winkel des Landes ganz der Geliebten zu gehören.

An einem stürmischen Oktoberabend trank er sich Muth zu seinem frevelhaften Vorsatz, drang in Kriegerkleidung, bis zu den Zähnen bewaffnet, in die Wohnung der Geliebten; nach wenig Augenblicken verließ er sie wieder, und in seinen Armen ruhte die Zitternde, Zagende, Liebende.

Es war tiefe Nacht, finstere, schaurige Gewitternacht geworden. In den engen Straßen, in dem Häuserlabyrinth des Albaicin verirrte sich der von Wein und Liebe halb Trunkene. Dichter Regen fiel auf das sündige Paar nieder, der Sturmwind tobte, Donnerschläge fielen, Blitze umleuchteten sie. Das Mädchen zitterte vor Angst; ihre Kniee bebten, ihr ganzer Körper wankte, sie wollte vergehen vor Angst und Gewissenspein. Vor einem gewaltigen Blitzstrahl fuhr der Räuber unwillkührlich an die Ecke einer Straße, als plötzlich die Mauer sich öffnete, und aus ihr ein dunkler Schatten auf ihn zutrat. Kalter Schweiß bethaute die Stirn des Entführers; seine Haupthaare sträubten sich empor. Die dunkle Gestalt ergriff ihn am Arm, und fragte nach dem Ziel sei-

ner Reise. Er wollte sich losreißen, da erkannte er — seinen Pfarrer. Voll Zorn und Wuth gebot er ihm zweimal, seinen Arm loszulassen; die dunkle Gestalt hielt fest und wich nicht, da zog der Sacristan seinen langen scharfen Dolch, und durchbohrte das Herz des treuen Hirten, der mit Einem, dem Mörder nicht verständlichen Worte, zum Tode getroffen, niedersank. Und nun, die ohnmächtige Entführte im kraftvollen Arm, floh er in rasendem Laufe der Darroschlucht zu, und erreichte bald den Strom, dessen Wogen durch den Regen der ganzen Nacht zu mächtiger Wildheit angeschwollen waren. Er suchte einen Steg von Baumstämmen, fand ihn nicht, sein Fuß gleitete aus, und mit seiner süßen Last stürzte er rettungslos in den Abgrund, in die brausenden Wogen hinab.

Heilige Jungfrau Maria! hörte er noch das Opfer seiner wilden Leidenschaft rufen; da theilten sich die finstern Wolken, und aus lichten Himmelshöhen erschien als Bote der Angerufenen ein strahlender Engel, der die geraubte Unschuldige in seinen Armen gen Himmel trug. Der hinabstürzende Frevler wollte sich am Saume des Gewandes des Himmelsboten halten, um seine Errettung zu erzwingen; allein eine furchtbare Teufelsgestalt, aus deren Augen Feuerflammen zischten, riß ihn an den Locken weg, und stürzte ihn in den ewigen Abgrund.

Mit dem Gefühle eines Dolchstichs im Herzen erwachte in diesem Augenblick der verliebte Sacristan. Er war entschlummert vor der Thüre der Geliebten; strahlend ging die Sonne über Granada auf, und zu seinen Füßen lagen zwei Nelken, das gewöhnliche Liebeszeichen, das er beim Vorübergehen zur Kirche jeden Morgen zu finden pflegte.

Er stand auf, ging zur Kirche. Der Pfarrer lebte und war gesund; der Sacristan besorgte seinen Dienst, hörte die Messe, beichtete, und der folgende Tag sah ihn als Karthäuser-

mönch. Der Geliebten hatte er seinen Traum erzählt, und ewigen Abschied von ihr genommen. Die Jungfrau ward Christin und Nonne im Kloster der heiligen Isabella. Beide Liebenden widmeten ihr Leben dem Dienste Gottes, und vergassen die Leidenschaften dieser Erde. Noch zur heutigen Stunde aber lebt im Munde des Volkes von Granada der Sacristan vom Albaicin.

Mein Torero stöhnte unter der Bürde meiner Unermüdlichkeit. Als ich ihn am zweiten Tage gegen Abend bezahlte und entließ, um die mir noch übrigen Stunden, nachdem ich über Granada Herr geworden war, allein zu genießen, gestand er mir, daß er nicht begreife, wie ich, Morgens vor ihm schon auf der Wanderung, Abends nach ihm noch munter und zu weiteren Wanderungen bereit sein könne. Ich erklärte ihm das aus meiner Eigenschaft als Aleman. Und in der That, freundlicher Leser! mußt du mir ein kleines Selbstlob hier zu Gute halten. Was ich von Granada erzählt habe, das ist mein in zweimal vierundzwanzig Stunden ohne Reisehandbuch selbst und allein erworbenes Eigenthum; nur die Sage vom Sacristan verdanke ich dem Volke und dem Torero, und die Maßangaben dem schon angeführten, nachträglich verglichenen Werke des José Gimenez-Serrano. In Wahrheit, ich hatte es selbst nicht für möglich gehalten, in so kurzer Zeit so viel zu sehen und zu lernen, und ich wundere mich jetzt noch darüber, daß ich bei dieser Anstrengung gut schlafen, heiter und frisch bleiben konnte. Ich hatte sogar nebenher Zeit gefunden, um auf dem Wege vom Generalife zur Stadt noch den Garten bei der Villa Calderon zu besuchen, welcher, Privateigenthum einer reichen Wittwe, jedem Fremden freundlichst geöffnet wird. Unterlasse Niemand diesen Besuch! Der Garten ist so schön, daß er sogar nach dem Generalife gefällt, und in

ihm sind mehrere Aussichtspunkte hergerichtet, von welchen man die Thäler des Darro und des Xeril, die Sierra, die Vega, die Stadt, die Alhambra, das Generalife, kurz Alles, die ganze, reiche Herrlichkeit so entzückend übersieht, als nur irgendwo.

Und jetzt hatte ich, nach dem Zeugniß Aller, die ich berieth, alles Wesentliche gesehen. Nur auf den Sacro Monte verzichtete ich ungern, aber ich mochte nicht einen ganzen Tag länger deßhalb verweilen, weniger, weil ich diesen Tag nicht hätte aufbringen können, als weil ich, ohne Zerstreuung durch theilweise Wiederholungen, so fort wollte, wie ich jetzt war, mit einem ungeschwächten Totaleindruck und mit einem vollen Herzen.

So machte ich mir denn am Montag den 29. April früh Morgens ein Fest nach meiner Art durch einen dritten, einsamen Besuch des Alhambraberges. Während es am Samstag, dem Tag meiner Ankunft, mehrmals geregnet hatte, war am Sonntag das Wetter schön geworden, und heute war es vollends herrlich. Nochmals, und — nicht zum letzten Mal in diesem Leben! tönte eine verwegen hoffende Stimme in meiner Seele — genoß ich mit vollen Zügen Alles, was von hier oben zu schauen ist. Nochmals durchstreifte ich die offenen Ruinen, betrat wieder Karl's V. Palast und bewunderte die herrlichen Colonaden seines großartigen Hofraums; nochmals trat ich in die stille Herrlichkeit des zufällig offenen Myrthenhofes. Da ward ich aber gestört. Ein Diener des Aufsehers erschien augenblicklich an meiner Seite. Meine Seele war in dieser Stunde ganz Gebet, und es kann in meinem Blicke nicht die Lust, Mosaik abzuschlagen, gewesen sein, als ich den Mann um wenige Augenblicke Einsamkeit freundlich bat. Er schlug sie nicht mit Worten ab, allein er blieb mit einem nach Realen und Pesetas hungernden Gesichte neben mir stehen.

Da ergrimmte ich und entfloh in die Natur hinaus, ohne vom Löwenhof Abschied zu nehmen; der Augenblick war zu gut, um an Trinkgelder zu denken, und ich verfluchte still und ernsthaft die Engländer, die es durch Azulejos-Diebstahl so weit gebracht haben. Bei dieser schließlichen Gelegenheit muß ich meinen Bemerkungen über die innern Räume der Alhambra den Nachtrag hinzufügen, daß nicht wahr ist, was ich einmal in Deutschland einen Baumeister behaupten hörte, daß nämlich die spanische Regierung die Alhambra vernachlässige. Es ist in Bezug auf Conservation und meisterhafte, wenn auch nur theilweise Restauration des noch Erhaltenen nach meinen Beobachtungen das Menschenmögliche geschehen.

Mein Rückweg zur Stadt nach Verlauf zweier seliger Morgenstunden auf dem Berge führte mich an dem verfallenen maurischen Thurm de los siete suelos vorüber; wer nicht gern in der Stadt, sondern nahe bei der Alhambra wohnt, dem ist ein Quartier in der hier gelegenen fonda de los siete suelos, die allgemein gelobt wird, sehr zu empfehlen.

Noch ein Versuch, in der Tesoreria französisches Geld in spanisches umzuwechseln, war ohne Erfolg: Die edle Humanität des Beamten, der mir einen abschläglichen Bescheid durch milde Freundlichkeit zu versüßen bemüht war, erinnerte mich mit Reue und Leid an die Art, wie in Deutschland so oft wir „Staatsknechte" das Volk behandeln, das uns besoldet und um dessen willen wir da sind, — eine Sünde, deren wir uns am Meisten in denjenigen Lebensjahren schuldig machen, in welchen wir am allerwenigsten Grund oder Recht haben, gegen Andere hart zu sein.

Das Frühstück und die Rechnung gingen glücklich vorüber. Eine kleine Sehnsucht nicht nach dem englischen Gibraltar, aber nach einem kleinen Stückchen Afrika war noch zu überwinden. Wer aber ein armer Teufel ist, und nebenbei noch

ein Staatsknecht, also gewissermassen ein armer Teufel im Quadrat oder im Cubus, um mich mathematisch auszudrücken, der hat sein Leben versichert zu Gunsten seiner Frau, und darf deßhalb nicht vor Europa hinaus, ohne Extraprämie zu zahlen. Diese hatte ich nicht bezahlt, und ich war nicht muthig genug, um mich so auf eigene Rechnung und Gefahr dem Ertrinken auszusetzen. Damit war Afrika besiegt, und ich schickte mich an, mit der Eisenbahn, welche täglich ein ganzes Mal, um zwölf Uhr Mittags, von Granada nach Loja fährt, abzureisen, in der Absicht, mich von Loja auf irgend eine Art nach Antequera durchzuschlagen, wo die Bahn von dort nach Bobadilla in diejenige von Malaga nach Cordoba überleitet. Der Torero hatte sich, um mir eine lästige Omnibusfahrt zu ersparen, angeboten, mich und mein Gepäck zu Fuß zum Bahnhof zu spediren; er sagte, er wolle nur noch das Vergnügen meiner Gesellschaft genießen, worauf ich ihm erklärte, daß ich für das Vergnügen der seinigen eine Peseta bezahlen werde. Als es nun zum Treffen kam, stellte er sich ein mit einem von ihm gemietheten Dritten, der als Gepäckträger dienen, und den ich nun auch bezahlen sollte. Der Torero erklärte, daß er, weil der edlen Kunst des Stierkampfs geweiht, niemals in seinem Leben eine Last auf seinen Rücken oder seine Schultern nehme. Dieses Niemals wiederholte er viermal mit südspanischer Heftigkeit. Nun sagte ich ihm, daß Er mit zum Bahnhof müsse, und zwar für eine Peseta; ob er dafür einen oder zwölf Lastträger anstellen wolle, sei seine Sache, ich hätte in meiner Heimath die Lehre von der Vertragserfüllung studirt und wolle sie hier practiciren. Und ich blieb unerbittlich bis an den Eisenbahnwagen. Unterwegs, als wir drei vor der Stadt auf einem einsamen Fußpfad gingen, erschien in vollem Galopp der Hausknecht der Iberia, in dessen Gegenwart ich der Wirthin das Trinkgeld für alle Dienstleute

denen ich Bemühungen verursachte, gegeben hatte, und behauptete, daß er noch nicht bezahlt sei. Jetzt wurde mir die Sache toll; ich zog meine Börse, zeigte sie dem Kleeblatt und sagte ihnen, hier sei dasjenige Geld, von welchem keiner von ihnen bei meinen Lebzeiten einen Heller bekommen werde. Dann schwang ich meinen geliebten Bleiknopf vor ihren Nasen, und kopfschüttelnd begleiteten mich alle drei Ehrenmänner bis zum Bahnhof. Daß sie außer der Einen, dem Torero versprochenen Peseta keinen Heller bekamen, brauche ich nicht zu versichern. Diese Art, das paradiesische Granada mit allen Erbärmlichkeiten moderner „Fremdenorte" zu besudeln, war meine, mich vor dem Schicksal des Polycrates bewahrende Strafe für die zu große Seligkeit der Morgenstunden dieses Tages.

Am Bahnhof zu Granada ist Alles noch in sehr ursprünglichen Zuständen. Man sieht recht wohl, daß die Bahn noch eine Sackbahn ist; der Dienst geht lahm, die baulichen Einrichtungen sind mangelhaft, der Schatten ist selten und die Hitze groß. Nachdem ich mein Gefolge endlich abgetrieben, beschäftigten mich bis zur Abfahrt des Zuges glückliche Rückblicke des Auges und Geistes auf Granada.

Daß mit meinen Ansichten über diese Stadt Körner in seinem schon wiederholt angeführten Buche in wesentlichen Dingen, namentlich hinsichtlich des Palastes Karl's V. übereinstimmt, habe ich erst längere Zeit nach meiner Rückkehr in die Heimath mit um so größerer Freude und Beruhigung erfahren, als dieser Mann vor dem Verdachte des Obscurantismus aus manchen Gründen sicherer sein dürfte, als ich Armer es bin.

Von Granada nach Cordova.

Reiterstück. Loja und Antequera.

Ich habe wenig zu erzählen über die kleine Reise von Granada nach Loja. Doch kann ich vor Allem die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, so weit ich in Spanien gekommen bin, nirgends die Reisegelegenheiten so mangelhafter und theilweise verkehrter Natur sind, als hier, wo es sich darum handelt, das schöne Granada zu erreichen oder zu verlassen. Der Leser nehme die Karte zur Hand, und erwäge: Während von Loja eine Bahn nach Granada geht, fahren fast alle Reisenden von Malaga über Loja bis Granada mit der Diligencia. Warum? Weil der einzige Bahnzug so eingerichtet war, daß man eben so schnell und billig, ohne seinen Platz zu verändern, mit der Diligencia an's Ziel gelangte, als wenn man zum Bahnhof in Loja geht, dort auf den Zug wartet, und in Granada wieder vom Bahnhof in die Stadt fahren muß.

Sodann: zwischen Loja und Antequera, auf einer Strecke von vielleicht zehn Stunden, ist die Bahn noch nicht vollendet. Dieß ist die einzige Lücke, welche Granada noch von der großen Weltbahn südlich nach Cadiz und Malaga, nördlich Madrid — Paris trennt; man sollte es für selbstverständlich halten, daß eine ganz regelmäßige Fahrgelegenheit die Reisenden rasch über diese Lücke hinausbringt und in Antequera auf den Bahnzug liefert. Nichts von alldem; wer in Loja ankommt, dem wird eröffnet, daß er nach Malaga fahren könne, aber nach Antequera höchstens je um den andern Tag. So Etwas ist sinnverwirrend und haarsträubend; mir kam vor, als ob granadinische Indolenz nothwendig dabei im Spiel sein müsse. So traf ich die Dinge Ende April. Nun muß ich aber gleich hinzufügen, daß ich wenige Tage später, als

ich den Fahrtenplan für den Monat Mai kennen lernte, mit Vergnügen schon einen großen Fortschritt bemerkte: es gingen nunmehr täglich je zwei Züge, und zu sehr vernünftig gewählten Stunden, von Granada nach Loja und umgekehrt; vielleicht war im Zusammenhang mit dieser Verbesserung auch für die Strecke Loja = Antequera in passender Weise gesorgt worden. Jedenfalls aber werden alle diese Mißstände in kurzer Zeit ein Ende nehmen. Sobald die Strecken Malaga-Loja und Loja-Antequera vollendet sein werden, steht Granada nach Süd, West und Nord mit Land und Meer in Dampfverbindung, und wer es dann mit leichter Mühe sehen will, der nimmt in Marseille einen Platz auf dem Dampfboot, betrachtet, während der Dampfer vor Anker liegt, flüchtig Barcelona, Valencia, Alicante, kommt nach Malaga, ohne eine unruhige Stunde gehabt zu haben, und steht nach einer kurzen Eisenbahnfahrt von etwa vier Stunden auf dem Alhambrahügel.

Die Bilder und Eindrücke Granada's wogten zu mächtig in meiner Seele auf und nieder, als daß ich dem Wege nach Loja große Aufmerksamkeit hätte schenken können; wir fuhren durch einen Theil der Vega, durch Santa Fé; nochmals gedachte ich lebendig der edlen Heldenkönigin, die hier mitten unter ihren Soldaten gelebt und gearbeitet, und deren Gegenwart allein jede Art von Unsitte und Rohheit aus dem Lager des Kreuzes fern gehalten hatte, und zwar vor beinahe vierhundert Jahren! Dann ging es, an der regenbringenden Sierra Parapanda vorüber, in großem Bogen den Bergen und dem in ihnen begrabenen Loja zu.

Jetzt sah ich Loja am hellen, heißen Tag, schwimmend und zitternd in einem Strahlenmeer, in einer Lichtfülle spanischer Sonne, im Schooß großartigster Berge gebettet, mit seinen weißglänzenden Häusern wie mit einem Diadem die Stirn eines himmelanstrebenden Gipfels umgürtend. General Nar-

vaez hatte wahrlich keinen üblen Geschmack, als er während seiner unfreiwilligen mehrjährigen Muße dieses Loja zu seinem Aufenthalt wählte. Man befindet sich hier etwa auf der Höhe des badischen Feldberges — viertausendvierhundert Fuß über dem Meere — in einer höchst romantischen, prachtvollen Gegend, welche dem Landschaftsmaler eine Fülle der reizendsten Motive bieten würde, unter einer gewaltigen Sonne, welche mit der kühlen Gebirgsluft fertig zu werden versteht, ohne daß die Hitze gar zu drückend wird, in einer gesunden, würzigen andalusischen Luft, kurz, es ist himmlisch in Loja.

Am Bahnhof empfing mich die Nachricht, daß heute nicht nach Antequera gefahren werden könne; entweder, hieß es, heute nach Malaga, oder heute in Loja geblieben und morgen nach Antequera. Das war nun keineswegs meinen Absichten gemäß; auf dem alten Weg nach Malaga zu fahren, fiel mir um so weniger ein, als ich dort drei Tage hätte auf die Ankunft des nächsten Dampfers nach Cadiz warten müssen. Drei Tage waren für mich ein Kapital von Zeit; während derselben konnte ich Cordova und Sevilla sehen. Aus gleichem Grunde wollte ich auch nicht bis zum andern Tag in Loja bleiben; so sehr mir die Lage des Städtchens gefiel, ich konnte nicht wohl vierundzwanzig Stunden lang diese Lage bewundern.

Ich setzte mich also mit dem Inhaber der Bahnhofrestauration in Loja in's Benehmen wegen einer Tartane oder sonstigem Fuhrwerk nach Antequera. Es hieß aber, der Weg sei weit, sei eigentlich gar kein Weg, kurz, Niemand wollte mich führen. Aber zu Pferd, hieß es nun, könne man wohl noch bis Einbruch der Nacht Antequera erreichen. Nun sei es dem freundlichen Leser unverholen, daß er in meiner Person einen höchst geringfügigen Reitersmann vor sich hat; in meiner frühen Jugend habe ich zwei oder drei höchst mißlungene Versuche in dieser edlen Kunst abgelegt, dabei große Angst

ausgestanden, und bin seither nie mehr auf Rosses Rücken gewesen. In diesem Augenblicke aber, als der Restaurateur von Loja das Wort Caballo aussprach, durchdrang mich der Gedanke, daß, wer von Constanz nach Loja gekommen, auch von Loja nach Antequera zu reiten im Stande sein müsse, und ich begehrte, das fragliche Roß zu schauen. Es erschien eine Schimmelstute von höchst mittelmäßigen Qualitäten, die ihren eventuellen Reiter bedauernd anzublicken schien; ob sich oder ihn bedauernd, bleibe dahingestellt. Ich fragte nach ihrem Namen; Orta hieß die Gute; ich handelte einige Zeit um den Preis, und schließlich mußte ich mir gefallen lassen, zwei ein halb Duros oder fünfzig Realen (sechsundsiebenzig sind zwanzig Francs) zu versprechen, wofür gegnerischer Seits die Verpflichtung übernommen ward, mich längstens bis zu dem am Abend des nämlichen Tages von Antequera nach Cordova gehenden Bahnzug an den Bahnhof des erstgenannten Ortes lebendig abzuliefern.

Der Führer der Orta hieß Antonio; mit ihm unterhandelte ich und schloß ich ab; der Restaurateur stand, anscheinend als Vermittler zu meinen Gunsten, daneben, unterstützte mich noch beim Herabhandeln um fünf oder zehn Realen, und bemerkte dann: Jetzt sei es etwas über zwei Uhr, und stärkste Mittagshitze; ich werde wohl thun, nicht vor vier Uhr auszureiten; in seiner Fonda in der Stadt finde ich bis dahin Schatten, und, wenn ich wünsche, eine Mahlzeit, was vielleicht vor dem langen Ritt nicht unpassend sein werde. Ich fragte meinen Antonio, ob ich auch von vier Uhr an noch zur richtigen Zeit nach Antequera komme; er bezweifelte es nicht. Der Wirth aber versicherte, Antonio kenne den nächsten Weg durch's Gebirg, und wenn ich mich im Reiten gut halte, werde ich um acht Uhr Abends an Ort und Stelle sein.

Also ward ein Mittagsmahl beschlossen; ich verzichtete

auf die Ehre, schon vom Bahnhofe bis zur Fonda zu reiten, und wir begaben uns, von der Orta gefolgt, zu Fuß in die Stadt, deren malerisch reizende Lage mir mit jedem Augenblick herrlicher erschien.

Ein gutes, aber theures Mittagessen mit köstlichen Orangen und starkem, feurigem Wein ward aufgetragen; rasch erschien die verhängnißvolle Stunde, und Orta ward, als vor dem Hause bereit stehend, angemeldet.

Der Restaurateur von Loja soll sehr froh sein, wenn ich ihn, der am Montag den 29. April 1867 die Fonda zur Eisenbahn in Loja inne hatte, nicht hier vor der ganzen Mit- und Nachwelt als einen Strolch und Gauner an den Pranger stelle. Nachdem er unter dem trügerischen Schein, als helfe er mir herabhandeln, mich zu einem immerhin noch sehr theuern Reitvertrag gebracht, dessen ungerechter Vortheil gewiß mehr in seine, als in Antonio's Tasche floß, und nachdem er mich ferner zur Annahme seiner sehr theuern Mahlzeit beschwatzt hatte, ließ er sich weder bei Tisch noch nachher auch nur einen Augenblick mehr sehen; spurlos war der edle Mann verschwunden, sobald sein Hühnchen gerupft war.

Orta war ohne Steigbügel und ohne Sattel; nur eine leichte Decke sollte mich von ihrem Rücken trennen. Mir ward seltsam zu Muth, als ich das so vorbereitete Reitthier mich mit seinen großen Augen abermals mitleidig anglotzen sah. Mit Hülfe eines Stuhls erklomm ich es. Wer Jean Paul's Flegeljahre gelesen hat, was bei jedem ordentlichen Menschen der Fall sein sollte, der denkt in dem Augenblick, wo er dieses liest, das Nämliche, was ich im Augenblick des erwähnten Erklimmens dachte; ich verglich meine Reitkunst mit jener Gottwalts, da er als geschworner Notar zur Stadt ritt.

Wir zogen aus. Antonio führte die Orta am Halfter-

strick bergan; mein kleines Gepäck hing rechts und links am Hals des Pferdes, und ich thronte nun in frischer Luft, vom feurigen Wein Loja's ein bischen ermuthigt, mit möglichster Kühnheit und Grazie die Künste des Reitens und Cigarrenrauchens verbindend. Loja's Damen gingen nach und nach zur Alameda; sie lächelten schalkhaft über den neumodischen Andalusier auf der Orta. Wir stiegen längere Zeit im Schritt bergan, und ich begriff nicht, wie wir zwei mit dem einzigen Pferd einigermassen rasch vom Platz kommen sollten. Nachdem wir aber eine Höhe von vielleicht achthundert Fuß über Loja erreicht hatten, ging die Straße eben und nachher senkte sie sich. Nun legte Antonio seine andalusische Jacke ab, und sowie ich ihn in Hemdärmeln sah, gab ich der Orta die Stiefel in Ermangelung der Sporen, und da das verständige Thier sowohl diese Sprache, als auch mein wiederholtes: anda, caballo! trefflich verstand, so erfuhr ich zu meiner eigenen Verwunderung, daß ich im Stande bin, ohne gehörigen Sattel und ohne Bügel einen ziemlich scharfen Trab zu reiten. Dieses Ergebniß freute mich ungemein; und ich wollte das Traben nicht mehr lassen; Antonio aber trabte nebenher, mit einer Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer, wie sie seit Homers schnellfüßigen Helden nicht mehr erhört worden ist.

Bald verließen wir die Straße, und eilten auf ziemlich schlechten Fußpfaden, manchmal auch ohne allen Weg, unserm Ziel entgegen. Von Zeit zu Zeit erschienen Anhöhen — cuestas — deren Ersteigung die Orta zum Schritt veranlaßte, und dem Antonio Springpausen gewährte. Ein paar Mal rutschte oder fiel mein Gepäck; auch solche Augenblicke wußte der Unermüdliche zum Verschnaufen zu benützen. Ich hatte in meinem Feldfläschchen noch eine ordentliche Portion Wein, und bot dem wackern Springer eine Herzstärkung; da die Umhängschnur ziemlich kurz war, so legte Antonio, rechts

neben mir zur Seite der Orta stehend, seinen Kopf mit unglaublicher Naivetät an meine Brust, wodurch es ihm möglich ward, der kleinen Flasche beizukommen. Längere Zeit schaute er mit leuchtenden andalusischen Augen in den blauen, glänzenden Himmel, und als er endlich zur Erde zurückkehrte, war die Flasche so leer, als jemals eine leer gewesen ist.

Köstlich, wahrhaft königlich schön war die Gegend, welche wir von fünf bis acht Uhr durchzogen. Ich verzichte darauf, sie im Einzelnen abzuschildern, weil mir die Erfolglosigkeit solcher Naturmalerei aus Erfahrung so gut, wie aus innern Gründen bekannt ist. Ich bitte den Leser nur, sich im Allgemeinen vorzustellen und nach seinem Geschmack, aber möglichst schön, auszumalen ungefähr Folgendes: Zu beiden Seiten des Weges, den wir in einem lieblich gewundenen Alpenthal verfolgen, erheben sich grüne, saftige Hügel mit Wiesen; von Zeit zu Zeit erscheint eine weidende Heerde von Ziegen oder Merinos-Schaafen, welche die seltenen Wanderer verdutzt anlugen. Kleine Seitenthäler sind mit prächtigen Wäldern ausgefüllt, lauter Laubholz, Ulmen, Eichen, Platanen. Hinter den Fluren, Wäldern, Weiden und Hügeln erheben sich steile, kahle Berge in kühnen und doch lieblichen Bildungen. Die allmälig niedersinkende Sonne umgibt das Gebirge mit einem Farbenton, zwischen blau, violett und rosigem Schimmer wechselnd, schöner, als was bei uns der schönste Wald zu bieten vermag. Von Zeit zu Zeit rauscht ein frischer, lebendiger Gebirgsbach von den Hügeln herunter und windet sich zu unsern Füßen hin; Orta schreitet hindurch, sichtlich erfreut vom kühlenden Naß, Antonio setzt mittelst einiger Steine und Sprünge trocknen Fußes über.

Hinter uns reitet auf einem lustigen Esel ein lustiger Mensch, welcher beständig andalusische Volkslieder singt; es ist ein Postbote, der die Landpost nach Archidona besorgt, und

dessen Grauer freudig wiehert, wenn hie und da aus der gebirgigen Einsamkeit einer seiner Brüder das lange Ohr ihm entgegenstreckt. Ueberhaupt ist der spanische Esel, wie man schon im Don Quijote sieht, nicht das langweilige, prosaische Thier, welches man sich bei uns unter diesem Namen vorstellt. Schon die zahllosen Maulthiere in Spanien berechtigen den dortigen Esel zu einem höhern Grad von Selbstbewußtsein, das er denn auch wirklich besitzt. Stolz trägt er seine stolze Spanierin, und schmunzelt dazu mit den Ohren. Nur die jugendlichen Esel Spaniens sah ich öfters ohne den Ausdruck von Selbstgefühl und Würde, mit schlaffen Ohren und blöder, bescheidener Demuth dastehen, was mich um so mehr wunderte, als ich aus meiner lieben Heimath gerade an die entgegengesetzte Erscheinung gewöhnt war.

Doch lassen wir die deutschen und spanischen Esel! Die Sonne Andalusiens geht endlich glühend nieder hinter den in lauterm Golde strahlenden Gebirgen, und nach einer Dämmerung von wenigen Minuten ist es sternhelle und doch stockfinstere Nacht. Der Mond steht zwischen letztem Viertel und Neumond, und entzieht uns folglich sein freundliches Licht. Der Postbote hat uns längst verlassen; in der Nähe erscheinen beleuchtete Wohnungen, und schon will ich mich voreilig der Ankunft in Antequera erfreuen, denn ich bin des Reitens nach und nach herzlich müde. Da halten wir an einem Brunnen, Orta erfrischt sich mit langen Zügen, und Antonio setzt sich vor mich auf Orta's Nacken, indem er mir sagt, dieß sei Archidona, und wir hätten nun schon Etwas mehr, als den halben Weg zurückgelegt. Acht Uhr war vorüber, wir sollten in Antequera sein, und jetzt stand die Sache so! Nun fiel mir erst nachträglich ein, daß Antonio, während ich ein wenig voraus trabte, mit dem Postboten einige Worte gewechselt hatte, welche mir beinahe vorgekommen waren, wie wenn er nach

dem Wege fragte. Ich fragte nun ihn ganz ernstlich, ob er den Weg kenne, namentlich bei Nacht; er versicherte es. Jetzt ging es also im ernsthaftesten Trab, zu zwei auf dem einen, starken, unermüdlichen Thier, das gar keiner Antreibung bedurfte, durch die stille, erhabene Nacht dahin. Wir hatten längst jeden Weg verlassen; Antonio ritt querfeldein, nach den Sternen sich richtend, über Hügel, durch Wiesen, durch Bäche, durch Flüsse, immer fort, immer fort. Wer reiten gelernt hat, wird besser, als wer es nicht gelernt hat, ahnen und verstehen, was mein unberittener Körper nach und nach zu fühlen begann; mir fiel der Philoctetes des Sophocles ein, und ich repetirte still vor mich hin die verschiedenen Schmerzenslaute, von welchen einst das öde Lemnos wiederhallte. Nur die unläugbare Poesie der ganzen Scene vermochte mich aufrecht zu erhalten. Waren doch diese öden Gebirge, welche wir jetzt durchzogen, wo stundenweit kein Mensch und keine Hütte sich zeigte, vor nicht gar so langer Zeit noch der Schauplatz der Thaten und Unthaten berühmter und berüchtigter Räuber, und mit welchem Gefühl der vollendetsten Sicherheit saß ich nun hinter meinem ehrlichen Andalusier! Wie köstlich war die Luft, wie prachtvoll der gestirnte Himmel, wie sprach der spanische Geist so klar und vernehmlich aus der ganzen, ernsten, erhabenen Natur zu seinem deutschen Verehrer! Bei dieser Gelegenheit muß ich doch an alle diejenigen Reisebeschreiber, welche einander die hochweise Redensart nachgeschrieben haben: „Es ist nicht räthlich, in Spanien mit vielem baarem Gelde zu reisen", die unschuldige Frage richten: warum ist es denn nicht räthlich, oder weniger räthlich, als anderswo? Mit sehr vielem baarem Geld bin ich allerdings in Spanien nicht gereist, aus dem eben so genügenden wie traurigen Grund, weil ich von diesem „gelben Koth" überhaupt äußerst wenig besitze. Aber was ich überhaupt hatte, trug ich baar

bei mir, und ich wollte, ich bekäme einmal so viel Geld, als man in Spanien sicher mit sich tragen kann.

Man wird wohl ohne Uebertreibung sagen können, daß in keinem Land Europa's so wenig gestohlen wird, als in Spanien; ich bin wahrlich mit den niedern und armen Volksklassen in umfassender und eingehender Weise in Berührung gekommen, aber ich habe keinen Augenblick gehabt, wo ich mich veranlaßt gesehen hätte, auf meiner Hut zu sein, und ich habe, All das Meinige bei mir tragend, mitten unter den gemeinsten Andalusiern so ruhig und sicher geschlafen, wie zu Haus in meinem Bette. So ist mir auch während dieses einsamen Rittes mit Antonio die Frage der Sicherheit von Person und Eigenthum gar nie eingefallen, sondern ich reflectire erst jetzt hintennach über die Sache, um von meinem geliebten Spanien eine ebenso unwürdige, als ungerechte Verdächtigung abzuwälzen. Selbst die Räuber früherer Tage waren Nichts weniger, als gewöhnliche Diebe; sie nahmen ihren Tribut von der ihnen feindlich gegenüberstehenden Gesellschaft, und im Uebrigen war man bei ihnen gut aufgehoben. Sie waren mehr oder minder Leute von der Art, wie sie schon Cervantes, der über Spanien nahezu Allwissende, in seinem großen Roque gezeichnet hat. (Don Quijote, 2. Theil, cap. 60.) Aber die Romantik jener Zeiten ist dahin; neben der Eisenbahn hört die Räuberpoesie mit Naturnothwendigkeit auf, und wer nicht Ursache zu Eifersucht gibt, der mag in Spanien seiner Haut und seines Geldes im vollsten Maaße sicher sein; freilich, wer einen Andalusier eifersüchtig macht, der mag, wie es einem entschlossenen Liebhaber zukommt, die Folgen seiner Handlungen tragen; sie können ernsthaft genug ausfallen.

Doch zurück zu unserer Tour! Der einsame Nachtritt dauert fort, und ich fühle mehr als ich sehe, daß Antonio

vorn an mir unruhiger wird. Wir reiten steile Anhöhen hinauf und hinab; Orta strauchelt wiederholt, Antonio sieht sich sonderbar um, er reitet nach einer einsamen Venta und klopft, sie ist unbewohnt; er gibt mir vor, er habe einen Trunk für sich gesucht, allein der Spanier ist zu nüchtern, um wegen eines Trunkes in so später Stunde den Weg zu verlassen. Ich erkenne immer deutlicher, trotz seines standhaften Läugnens, daß sich Antonio verirrt hat. Noch eine Stunde füge ich mich in schweigender Geduld; dann aber erkläre ich ihm, daß ich wissen wolle, wo ich sei, wenn er es selbst wisse, und im entgegengesetzten Falle wolle ich ein Geständniß, daß er die Richtung nach Antequera verloren habe. Da legte er denn endlich, beschämt und zögernd, sein Geständniß ab; er machte diesen Weg zum ersten Mal in seinem Leben auf Grund der Mittheilungen des Postboten, und wußte nicht mehr, wo in der Welt wir uns befanden.

Das war nun zwar keine große oder ernste Unannehmlichkeit, aber unangenehm genug war es immerhin. Wenn auch auf eine vorgerückte Nachtstunde immer ein Morgen folgt, wo man die Welt wieder sieht, so war doch so viel gewiß, daß ich heute nicht mehr auf den Bahnzug nach Cordova komme. Daß Antonio unredlich gehandelt hatte, indem er sich als zuverlässigen Kenner eines ihm gänzlich unbekannten Weges ausgab, war auch nicht zu läugnen, und endlich waren meine Reiterempfindungen nichts weniger als köstlicher Natur. So trabten wir denn, nach einigen vergeblichen Versuchen, uns zu orientiren, auf's Gerathewohl weiter, und kamen gegen eilf Uhr glücklich auf eine Landstraße, wo mein Führer erkannte, daß er jedenfalls ziemlich weit über Antequera hinausgekommen sei. Auf dieser Landstraße rückwärts reitend, kamen wir an eine beleuchtete Venta, wo uns der Trost ward, daß wir in derselben Richtung noch etwa eine halbe Legua (drei-

viertel Stunden) weiter ziehend, an den Bahnhof von Antequera gelangen würden. Die dreiviertel Stunden gingen vorüber, und es erschien eine neue Venta, in welcher uns der süßere Trost gespendet wurde, daß dieser Bahnhof von hier aus wirklich in dreiviertel Stunden zu erreichen sei. Jetzt war aber mit der natürlichen Möglichkeit weiteren Trabens gleichzeitig meine Geduld zu Ende gegangen. Ich erklärte meinem Andalusier, daß ich erforderlichen Falls die ganze Nacht zu marschiren im Stande sei, nicht aber, einen Schritt weiter zu reiten. Mühselig und stöhnend ließ ich mich von der Orta herunterfallen, und Antonio stieg gleichfalls ab, zwei Handlungen, worüber Niemand erfreuter war, als die gute Orta. Wie war ich so froh, wieder zu gehen! Meine ausgerenkten Glieder erholten sich dabei nach und nach so sehr, daß ich die nöthige Kraft zum Zorn bekam. Noch jetzt schäme ich mich über mein damaliges Benehmen.

Mit Spott, Hohn und Trotz über seine Führerschaft, über seine Wahrheitslosigkeit und über den heimtückischen andalusischen Nationalcharacter fiel ich den armen Antonio auf's Unbarmherzigste an; die Sache war ihm nicht gleichgiltig, aber der Spanier, welcher weder den Epictet noch Cicero's tusculanische Abhandlungen gelesen, auch gewiß Nichts vom Stoicismus gehört hatte, war ein Mensch von mehr Ruhe und Festigkeit, als der Deutsche. Er versicherte mich, daß dieses, wie Alles, ein Ende nehme, und daß die Andalusier nicht schlimmer seien, als andere Menschen, daß dagegen Zorn und Unmuth alles Schlimme noch schlimmer mache! Goldene Worte der Weisheit! Freilich thaten dem geübten Reiter seine Muskeln nicht weh, wie mir die meinigen. —

Jetzt kamen wir, nicht etwa zum Bahnhof, aber zu einem neuen Wirthhaus ländlichster Art, in welchem ich, nach und nach tief erschöpft, einen Versuch des Uebernachtens wagen

wollte. Wir klopften auch einen Menschen heraus, der nach einigem Zögern und Besinnen erklärte, daß nicht Platz für einen Kopf im Hause sei. Auf meine dringenden Vorstellungen öffnete er eine Thür und leuchtete in ein Zimmer, wo einige weibliche Köpfe erstaunt aus den dazu gehörigen Betten hervortauchten, und sagte mir, ich werde doch selbst einsehen, daß ich da nicht übernachten könne, und das einzige weitere Zimmer sei das der Familie des Wirths. Ich war schon im Begriff, eine größere Sittsamkeit als die Don Quijotes zu betheuern, wenn ich nur einen Lehnstuhl und eine Decke im Frauengemach bekomme; da sah ich doch noch rechtzeitig das Unvernünftige und Weichliche meines Vorhabens ein, welches auch sicherlich keinen Erfolg gehabt hätte, und trat die Weiterreise an. Nach einer kleinen halben Stunde waren wir am Bahnhof in Antequera. Der Zug war natürlich längst abgegangen, die Restauration geschlossen. Ein am Bahnhof wachthabender Bediensteter, dem wir, nach der nächsten Herberge fragend, unser Mißgeschick erzählten, versicherte, der Weg sei so weit, daß wir uns nicht sehr bedeutend verirrt haben könnten, sonst würden wir um diese Zeit noch gar nicht hier sein können. Von dieser Bemerkung nahm Antonio sachdienlich Notiz, und wir wanderten nun langsam der Stadt Antequera selbst zu. Trotz allgemeinem Schlafe und ziemlicher Finsterniß gelang es uns, eine Fonda zu entdecken, und mittelst höllischen Lärmens die Bewohner aus der Ruhe aufzujagen.

Und nun schloß der lange Montag, den ich noch auf der Alhambra begonnen hatte, der übrigens bereits in den Dienstag übergegangen war, da wir etwa Ein Uhr hatten, auf die allerfreundlichste Weise. Als es drinnen im Hause lebhaft wurde, fragte man zuerst, wer da sei. Im Humor der Verzweiflung antwortete ich, voll von wehmüthigen Gedanken an den edlen Ritter aus der Mancha: he aqui un caballero molido y

quebrantado, que ha perdido el camino, y va por esos andurriales como los andantes caballeros, pero no buscando aventuras, sino una cama (ein zerschlagener und zermalmter Mensch, der sich verirrt hat, und in der Einöde herumlauft wie ein irrender Ritter, aber nicht Abentheuer sucht, sondern ein Bett). Ob man im Hause des Cervantes kundig war oder nicht, will ich nicht entscheiden; sicher ist, daß mein rittermäßiges Spanisch von fröhlichem Gelächter beantwortet wurde, und zwar, was mich sehr erquickte, von einer weiblichen Stimme; denn jetzt fürchtete ich kein unbarmherziges Hinaussperren mehr. Ich hatte mich nicht getäuscht. Eine schöne, stolze, aber huldvolle Spanierin, eine Verwandte der Wirthin, erschien in elegantem schwarzem Kleide über schneeweißer Nachtkleidung, immer noch ein Bischen an sich zurechtmachend, und schlug mir mit Hilfe einer Dienerin in einer Art von großem Vorsaal eine Bettstelle auf; ihr Benehmen war die unbefangenste Liebenswürdigkeit selber, und die Art, mit welcher sie mir das Glas Wasser kredenzte, welches allein noch als Erfrischung zu haben war, würzte mir den kühlen Trank auf's Beste. Sie vermuthete, ich sei un poco cansadito, ein klein Bischen müde; ich hätte schreien mögen, als ich mich in den Lehnstuhl niederließ, den sie meinem zerquetschten Körper zurollte. Als nun Antonio, der mit herauf gekommen, mich sitzen und lebendigen Leibes Wasser trinken sah, meinte er, wenn ich ihn jetzt bezahle, würden wir uns sofort verabschieden können. Ich hatte aber beschlossen, ihn jedenfalls ein wenig mit Angst zu strafen. Ich erklärte ihm also, er habe nicht einen Heller anzusprechen, weil er mich nicht, wie zugesagt, zum letzten Bahnzug nach Cordova gebracht. Uebrigens fühle ich mich so angegriffen, daß ich befürchte, am kommenden Morgen ernstlich krank zu sein; in diesem Fall werden er und der Restaurateur zu Loja die

Kosten meiner Krankheit zu tragen haben. Sollte ich den Morgen gesund erleben, so werde ich mich darüber entschließen, wie viel ich ihm an dem versprochenen Betrag abziehen wolle; für jetzt aber sei ich gesonnen, meine Börse unter mein Kopfkissen zu legen — ich that es — von wo sie vor dem Morgen weder ich, noch sonst Jemand entfernen werde.

Antonio zog schweigend ab, und die Schöne wünschte mir gute Erholung.

Als Zimmerbeleuchtung hatte ich ein Trinkglas erhalten, in welchem auf Wasser und Oel ein kleines Nachtlichtchen schwamm. Ich kroch zu Bett, nachdem ich dieses Licht auf eine riesige tischartige Commode hart neben dem Kopfende meines Bettes gestellt hatte, nahm noch einen Schluck von dem köstlichen Bergwasser, löschte das Licht und schlief ein. Wahrlich, dieser Schlaf mußte gewaltig gewesen sein, denn er that Wunder in kurzer Zeit! Gegen Tagesanbruch wachte ich halb auf, ohne zum Bewußtsein des Ortes zu kommen, wo ich war. Ich griff instinktmäßig nach dem Wasserglas, und nahm einen gewaltigen Schluck Lampenöl in den Mund. Jetzt wurde es mir vollends närrisch zu Muthe, und ich meinte einen Augenblick, ich sei Don Quijote selbst (s. 1. Theil, 17. Kapitel), und in tragicomischer Verzweiflung schlief ich — das wirkliche Verschlucken des Oeles hatte ich noch glücklich genug verhütet — nochmals ein.

Als ich wieder aufwachte, war ich, abgesehen von einigen gleichgiltigen Muskelbeschwerden, so gesund und frisch, als ich nur wünschen konnte; es war gegen sechs Uhr, und die Sonne Andalusiens strahlte schon warm und voll in's Zimmer. Das Erste, was mir heute begegnete, waren zwei Proben spanischer Liebenswürdigkeit. Da ich im Vorsaale eines Schlafzimmers gebettet worden war, so mußte der Bewohner desselben, um sein Zimmer zu verlassen, durch das meinige gehen.

Während ich nun still, aber wach dalag, sah ich diesen Spanier, auf den Zehen auftretend, fest das Auge auf mich geheftet, ob er mich ja nicht wecke, leise, leise durch das Zimmer schleichen. Was sind doch das für Leute! Er hatte mich nie gesehen, ich hatte ihm Nichts gethan, als die Ruhe seiner Nacht gestört, und doch war der Gedanke, einen Müden im Schlaf zu stören, für ihn eine Nöthigung, jede mögliche Vorsicht anzuwenden, damit dieß nicht geschehe. Kaum aber hatte der liebenswürdige Mann mein Zimmer verlassen, dessen kleine Handlung mich so klar und tief in die ganze Noblesse des spanischen Wesens sehen ließ, so öffnete sich meine Thüre von Neuem, und es erschien die weibliche Liebenswürdigkeit. Die Schöne von gestern Abend oder heute früh, wenn man will, hatte gehört, was ich zu Antonio über meine vorhabende ernste Erkrankung gesagt hatte; sie hatte die Sache für bittern Ernst genommen, und erschien nun, frei von läppischer Prüderie, wie es die Spanierin überhaupt ist, an dem muthmaßlichen Kranken- und Schmerzenslager, um Trost und Hilfe, wo möglich, zu bringen. Gesund wie der Fisch im Wasser, und herzlich erfreut, das schöne stattliche Mädchen schon wieder zu sehen, streckte ich ihr unwillkührlich die Hand entgegen. Noch in ihrem Irrthum befangen, scheint sie diese Bewegung für ein Zeichen hilfesuchender Angst gehalten zu haben, denn sie griff rasch nach meiner Hand, und schaute mich mitleidig an. Da konnte ich nicht anders, voll Freude und Dankbarkeit küßte ich die kleine weiße Hand, die in der meinen ruhte, und jetzt erkannte die liebe Spanierin ihren Irrthum. Weder beleidigt, noch das Gegentheil, sondern mit ruhiger Würde und naivem Lächeln zog sie sich nun zurück, ihre Freude über mein gesundes Erwachen aussprechend.

Da ich mich mittelst dieser kleinen und unschuldigen Huldigung ein für allemal mit dem ganzen liebenswürdigen

Frauengeschlecht Spaniens abgefunden, seither auch die desfallsige Absolution meiner rechtmäßigen Ehefrau erhalten habe, so wird wohl auch die strengste Leserin mich hinfüro so lieb haben, wie bisher.

Jetzt aber auf! Als ich mich zu Bett gelegt hatte, war mein Gedanke gewesen, in Antequera jedenfalls einen Ruhetag zuzubringen, damit die beständige Aufeinanderfolge der Anstrengungen mich nicht schließlich doch überwältige; nun fühlte ich mich aber so gestärkt und heiter, daß an ein Hierbleiben gar nicht zu denken war. Trotz der Schönen? fragt vielleicht ein Boshafter. Wegen ihr um so weniger, antworte ich ihm. Der erste Zug nach Cordova ging Morgens um acht Uhr ab; eine treffliche Chocolade kam zu den übrigen Wohlthaten dieses Hauses, eine sehr billige Rechnung setzte seinen Vorzügen die Krone auf, und ich war zur Weiterreise bereit. Ungeschickter Weise habe ich nicht nach dem Namen der Fonda gefragt; sie liegt aber in der Hauptstraße Antequeras, ziemlich weit oben, und zwar, wenn man vom Bahnhof hinaufsteigt, auf der linken Seite. Da in der nur mäßig großen Stadt nach spanischer Sitte gewiß nicht viele Gasthäuser sind, so wird jeder etwaige Reisenachfolger, der in Antequera zu übernachten veranlaßt ist, nach obiger Andeutung das Haus leicht finden. In diesem bescheidenen Gasthause einer bescheidenen Landstadt war Alles, was ich gesehen und genossen, liebenswürdig und trefflich. Die Wirthin, eine zarte, schmächtige, sehr blaße junge Frau, sah ihrer nahen Niederkunft entgegen, welcher Umstand wahrscheinlich meine Huldin in's Haus geführt hatte; ihre Unterhaltung war sanft, fast demüthig, und dabei sehr verständig. Die Magd war mit ihrem Trinkgeld mehr als zufrieden, das so rasch zubereitete Bett war vielleicht das beste gewesen, das ich in Spanien bekommen habe, Wasser, Chocolade und Biscuit waren tadellos — wo in der

Welt findet man es besser? Als ich gleich nach dem Aufstehen in dem inneren Hofe des Hauses frische Luft zu mir nahm, sah ich unter der Hausthüre meinen Antonio stehen, der sich der Gesundheit seines Aleman sehr zu freuen schien. Er war anständig und bescheiden, trug mir in der Folge mein Gepäck zum Bahnhof, und ich brauche nicht zu sagen, daß ich ihm keinen Kreuzer abgezogen habe; war ich ihm doch für das „Nachtlager in Antequera" eigentlich noch Dank schuldig. Dagegen sagte ich ihm, ich werde das Benehmen des Restaurateurs von Loja veröffentlichen; (ich habe es ja so eben gethan) er zeigte hierüber große Freude, sagte wiederholt: muy bien! (sehr gut!) und erklärte, der Restaurateur verdiene so Etwas schon lange her. Ich bin aber jetzt nicht im Stande, dem Restaurateur von Loja zu zürnen; denn die kleine Reise von dort nach Antequera gehört trotz der damit verbundenen Mühseligkeiten zu den köstlichsten Erinnerungen meiner spanischen Wallfahrt.

Antequera selbst zeigte sich mir am schönen, sonnigen Frühlingsmorgen im vortheilhaftesten Lichte. Es macht zwar, wie schon gesagt, im Allgemeinen nur den Eindruck einer Landstadt, ist aber von bedeutendem Umfang, und soll über fünfundzwanzigtausend Einwohner zählen. Ueberhaupt möchte ich diejenigen Leute, welche so gern von Spaniens Verödung und Entvölkerung reden, gebeten haben, außer gegenwärtigen Blättern irgend eine neue Geographie von Spanien in die Hand zu nehmen, und sich daraus zu überzeugen, wie außerordentlich viele bevölkerte und bedeutende Provinzialstädte in allen Theilen Spaniens sich befinden, Städte von ganz anderm Gesicht, als oft diejenigen mitteleuropäischen Nester, in welchen mancher oft so servile Fortschrittsmann hinter dem Biertisch sitzt, und während er sich einen Wanst antrinkt, über das „sonderbare" Pfaffenland Hispania kannegießert. — Solch'

eine freundliche, heitere, gesund und prachtvoll gelegene Landstadt habe ich in diesem Antequera gefunden, daß sogar die Erinnerung an das reizende Loja einigermassen in den Hintergrund trat.

Es war nun Zeit zum Aufbruch geworden. Meine reizende Gönnerin war verschwunden, aber ich suchte sie in allen Räumen des ziemlich großen Hauses, bis ich sie fand und mit einem stummen Händedruck von der liebenswürdigen Spanierin Abschied nahm. Bei Antonio erkundigte ich mich nach dem Befinden der Orta, was ihn sehr freute; auch Orta hatte gut geschlafen, und befand sich wohl.

Endlich ging der Zug ab; auf der Station Bobadilla erwarteten wir den von Malaga heranbrausenden Zug, und nun ging es mit ihm dem vom Zauber arabischer Herrlichkeit umhüllten Cordova zu. In fünf bis sechs Stunden war dieser Weg zurückgelegt. Auch auf dieser Strecke folgen sich zum Beispiel die drei nicht unbedeutenden Städte Puente Xenil, wo die Bahn den hier sehr bedeutenden, uns noch von Granada lieben Xenil überschreitet, Aquilar und Montilla, jede mit zwölf- bis fünfzehntausend Einwohnern, unmittelbar auf einander. Der ganze Weg von Antequera bis Bobadilla und von da bis Cordova bietet ein üppiges, glänzendes Bild andalusischer Herrlichkeit. Je mehr ich in Andalusien herumkam und Land und Leute kennen lernte, desto mehr überzeugte ich mich, daß in der That diese Länder den reichsten Edelstein im spanischen Königsdiademe bilden. Die Landschaften sind nicht so auffallend orientalisch, wie dieß bei Elche der Fall ist, aber mild, köstlich, genußvoll, fruchtbar. Schöne, große Berge, welche gleichwohl niemals das Weiche und Schwellende ihrer graziösen Formen verlieren, erheben sich neben und über weiten, lachenden Fluren. Neben allen bekannten Pflanzen, Bäumen und Früchten des europäischen Südens erhebt, so

wie man die Berge mehr verläßt und sich der Ebene von Cordova, dem Thale des Guadalquivir nähert, die herrliche Dattelpalme ihr stolzes, schönes Haupt, nicht in Hainen und Wäldern, wie bei Elche, sondern einzeln oder höchstens in kleinen Gruppen, aber immer mit der unsagbaren Zierlichkeit, Eleganz und Hoheit, welche diesem köstlichen Baume verliehen ist.

Und wie liebenswürdig war die Bevölkerung der Waggons! Diese Andalusier sind ein Volk, in dessen Adern fast so viel Quecksilber als Blut zu fließen scheint. Ewige Bewegung, rastloses Leben! Lachen, Streiten, Essen, Rauchen, Trinken, Aussteigen, Einsteigen ohne alle Veranlassung, kurz, was ein Mensch nur denkbarer Weise auf einer Eisenbahnfahrt treiben kann, füllt in ununterbrochenem Wechsel die Stunden aus. All die liebenswürdigen geselligen Eigenschaften, welche dem Spanier überhaupt und im Allgemeinen gegeben sind, besitzt der Andalusier im höchsten Grade. Dabei ist er allerdings sinnlich, zur Genußsucht geneigt, aber gleichwohl theilt er die Tugend der Nüchternheit mit seinen übrigen Landsleuten. Zum politischen Verschwörer eignet er sich von allen Spaniern am allerwenigsten. Das, was ich granadinische Indolenz zu nennen mir erlaubte, habe ich im übrigen Andalusien nirgends mehr wahrgenommen.

Durch diese Gegend, mit diesen Menschen, an einem Tage, der bei uns in Süddeutschland als einer der heißesten des Juli sich große Ehre erworben haben würde, fuhr ich am letzten Tage des April im blendendsten Sonnenweiß, (denn hier gibt es wenigstens unter Tag kein Sonnengold), unter einem hellglühenden, nichts weniger als tiefblauen Himmel gen Cordova. Weit in der Ferne zu unserer Rechten steigen die dunkelblauen Gipfel der Sierra Morena empor, zu unserer Linken öffnet sich immer mehr die weite Ebene, das ausgedehnte fruchtbare Thal, in welchem Cordova liegt. Als wir

ankamen, brannte die Sonne wirklich mit Macht auf uns nieder, und ich war froh, als mich ein luftiger Omnibus durch die schönen, geräumigen und schattigen Anlagen zwischen dem Bahnhof und der Stadt in die engen Straßen der letztern, und endlich in die Fonda suiza (Schweizerhof) führte.

Cordova.

Ich will meine Mittheilungen und Betrachtungen über Cordova mit etwas Prosaischem und dennoch, wie das oft so ist, höchst Wichtigem anheben, nämlich mit dem schon genannten Gasthof und dessen unbedingtem Lob.

Auf meiner Rechnung steht: „Fallola Frères. Madrid. Grand Hotel de Paris. même maison Sevilla, Cadiz, Cordoba, Hotel Rizzi, suisse.“ Es ist also eine Zweiganstalt eines in Madrid residirenden, durch die Hauptstädte Andalusiens sich erstreckenden Unternehmens. Daß in allen diesen Gasthöfen französisch gesprochen wird, sieht der Leser schon aus dieser Ueberschrift der Rechnung. Ich für meinen Theil machte von der Vergünstigung, die Nasalsprache der großen Nation ohne Dichter und Philosophen reden zu dürfen, nicht bloß wegen meiner mangelhaften Sprechübung, sondern vor Allem aus Liebe zur spanischen Sprache niemals Gebrauch; sie nahmen auch überall mit meinem Spanisch vorlieb. Der Gasthof in Cordova war mehr, als irgend einer der bisher gesehenen, ächt andalusisch eingerichtet. Ein viereckiger Hof, mit Orangen und andern südlichen Gewächsen bepflanzt und in der Mitte mit der nie fehlenden Marmorfontaine versehen, kühl, schattig und lieblich, bildet den Mittelpunkt des Hauses: Um diesen Hof herum liegen im Vierecke die Zimmer, auf diese Weise alle theilnehmend an der köstlichen Luft und an allen Vorzügen des Hofraums, während von der Sonnengluth, die

draußen auf der Straße herrscht, im ganzen Hause nicht eine Ahnung zu empfinden ist. Besonders schön, kühl und lieblich ist in der Fonda zu Cordova namentlich auch der Comedor oder Speisesaal, und was man in demselben aufgetischt bekam, war von Anfang bis zu Ende rein vortrefflich. Dabei war die Rechnung eine der billigsten, die ich in größern Städten zu zahlen hatte; es war Alles recht bezahlt, aber keinerlei Plünderungsgier vorhanden, und für entschieden gute Leistungen zahlt ja jeder Reisende von Herzen gern, was sie werth sind. Das ist auch so einer der in Deutschland unter sonst gebildeten Leuten so häufig vorkommenden Irrthümer über Spanien, daß sie meinen, in diesem Lande fehle es an Comfort, an Reinlichkeit, an guter Nahrung. Ich habe in meinem Leben nicht besser gegessen und getrunken, als in den spanischen Gasthöfen, und bezüglich des Trinkens muß ich ihnen die Volkskneipen geradezu als ebenbürtig an die Seite stellen. Bezüglich des Comforts hätte ich nur hie und da eine etwas verdoppelte Bettdecke gewünscht, was ich auch sicherlich nur hätte verlangen müssen, um es sogleich zu erhalten; bezüglich der Reinlichkeit waren die Stiche in Alicante die einzige schmerzliche Erfahrung, und diese können am Ende auch von einer Art Mosquitos hergerührt haben. Doch verlassen wir endlich das Wirthshaus, und gehen nach Cordova selbst.

Zu den glücklichsten und glänzendsten Epochen der Geschichte Spaniens ist ohne Zweifel jene Zeit zu rechnen, da, von der Regierung des Augustus an, die Nation auf den jahrhundertelangen, heldenmüthigen, aber hoffnungslosen Kampf gegen Rom verzichtete. Im Laufe der nun folgenden Jahrhunderte, bis an die Schwelle der Völkerwanderung, durchdrang römische Bildung rasch und mächtig das schöne Land. Während Rom und Italien oft unter den Ruthen und Scor-

pionen wahnsinniger Cäsarn stöhnten, ließ sich in dem entfernten Hispanien das Elend des Militärdespotismus weniger empfinden, indeß die Segnungen der Cultur und des Wohlstandes desto reicher und üppiger sich entfalteten. Zu einer Zeit, wo das damalige Centraleuropa schon sichtbar seinem Verfalle entgegen ging, befand sich Spanien auf dem Höhepunkt seiner Blüthe. In der Weltgeschichte kehren manche Erscheinungen wenigstens in ähnlicher Weise wieder, und wenn der Geist der Lüge, der sklavischen nichtsnutzigen Gesinnung, der verkommenen Genußsucht in Mitteleuropa noch einige Zeit entsprechende Fortschritte macht, so werden mancherlei Fragen sich aufwerfen. —

Die Periode, von welcher ich oben sprach, war für Spanien so glänzend und bedeutend, daß manche Geschichtschreiber behaupten, ächt römisches Wesen, lateinische Sprache und Sitte seien damals in Spanien viel mehr zu Hause gewesen, als in Italien selbst, wo griechischer Geist oder ein solcher, der sich für griechisch ausgab, das altnationale Wesen gänzlich aus den Fundamenten gehoben hatte. Damals gab Spanien dem Weltreich mehrere seiner größten Kaiser, so den Trajan und Hadrian, so Theodosius den Großen.

Und einer der bedeutendsten Mittelpunkte dieser glänzenden römischen Zeit, die eigentliche Hauptstadt des römischen Spaniens, war die Stadt, mit welcher wir uns jetzt ein wenig beschäftigen wollen, damals Corduba genannt. Am rechten Ufer des die Stadt im leichten Halbkreis umströmenden Bätis (Guadalquivir) gelegen, welcher von hier bis zum Meere schiffbar ist, mitten im Land und doch nicht zu weit vom Meer, eignete sich Corduba vortrefflich zu einem wichtigen Centralpunkt des Binnenlandes. Bedeutende Männer gingen aus dieser Stadt hervor, so die beiden Seneca, der Dichter Lucanus, der Geschichtschreiber Florus.

Aber die Völkerwanderung hat, mit Ausnahme einer einzigen Brücke über den Strom, an welcher wenigstens die Grundmauern der Pfeiler noch römisch sind, in Cordova die ganze Herrlichkeit der antiken Cultur bis auf die letzten Spuren vertilgt, und als in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts die maurische Fremdherrschaft über Spanien begründet ward, entstand ein neues, durchaus maurisches Cordova. Dieses steht jetzt noch. Unter allen Städten Spaniens ist keine — weder Granada, noch Toledo — deren äußere Gestalt so durchweg und ausschließlich vom maurischen Wesen bestimmt wäre, als eben Cordova. Hier verzeiht oder entschuldigt man auch am leichtesten die Verkehrtheit der vielen, an der äußerlichen Oberfläche haftenden Reisenden, welche in Spanien den Blick immer rückwärts, auf maurisches oder gothisches Wesen heften, und darüber gar nicht merken, daß neben den Resten der Vergangenheit ein neues Volk auferstanden ist, so modern als irgend eines in Europa, und in vieler Hinsicht besser als die meisten.

Draußen am Bahnhof vor der Stadt und in den nahen Alleen sieht bei Cordova Alles im höchsten Grad modern, geräumig, breit und heiter aus. Wir betreten die Stadt, und sind in einer andern Welt. Unser Wagen stößt auf beiden Seiten beinahe an die Häuser an, so schmal sind die Straßen. Die Wohnungen der Menschen zeigen nach außen Nichts, als Wände, möglichst wenig Fenster; in den Straßen fluthet ein blendendes Lichtmeer, wie wenn die Sonne ergrimmt wäre über den kunstreichen Ausschluß ihrer Strahlen von den Häusern. Klein, niedrig, beschränkt stellen die meisten Häuser sich dar, kurz, Cordova ist seiner Aeußerlichkeit nach auch jetzt noch eine ganz maurische Stadt.

Daß aber hier mehr, als irgendwo sonst in Spanien, die arabische Außenseite sich trotz der innerlichen Umwälzung

mit so großer Kraft und Zähigkeit erhalten hat, das hat seinen guten Grund, nicht etwa bloß in climatischen Verhältnissen, zu welchen die arabischen Baueinrichtungen besonders passen, sondern im großen Verlauf der Geschichte.

Als Abderrahman das Maurenreich in Spanien von dem Chalifat in Damascus losriß, erhob er Cordova zur Hauptstadt seines neuen Reiches, und Cordova blieb, so lange das arabische Wesen sich auf der Höhe seines Glanzes erhielt, in politischer, religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht der Glanzpunkt und das Centrum des neuen Chalifats, der Sitz des Hofes, der Moschee, der Universität. Hier ist weder der Ort, von dem arabischen Hof, noch von der hochberühmten maurischen Universität, wo Aristoteles mißverstanden wurde, näher zu reden.

Aber die Moschee muß den Reisenden und seine Leser beschäftigen, denn die haben wir noch. Was in Granada von maurischen Resten sich uns bietet, das ist vielfach schöner und reizender, aber an Bedeutsamkeit, an Großartigkeit der geschichtlichen Erinnerungen steht die Mezquita von Cordova einzig da.

Im Jahre 786 begann auf Abderrahman's Befehl der Bau der von ihm gedachten Moschee auf dem Platz, wo der römische Janustempel gestanden war; er selbst soll täglich eine Stunde daran gearbeitet haben. Sie war ihm das religiöse Symbol seines Reiches, sie sollte für die Gläubigen des Westens die geheimnißvollen Herrlichkeiten der Moscheen von Bagdad, Damascus und Jerusalem vereinigen.

Abderrahman's Sohn, Hikem oder Hirem, setzte das Werk seines Vaters mit gleichem Eifer fort. Aus der ganzen Welt wurden die Säulen herbeigeschafft, welche jetzt noch den Wunderbau tragen, so von Carthago's Ruinen, von Constantinopel, aus Italien, von Sevilla, sogar aus dem südlichen Frankreich,

namentlich aus Narbonne, bis wohin die siegreiche Hand der arabischen Generale damals gedrungen war.

Um diese Moschee herum lagerte sich nun die Residenz der Chalifen in rasch zunehmender Größe und Herrlichkeit. Es ist bekannt, daß man von einer Million Einwohnern, von dreihundert Moscheen, sechshundert Gasthäusern, neunhundert öffentlichen Bädern erzählt, welche Cordova im Zeitpunkt seiner größten Blüthe gehabt haben soll. Die Quelle dieser Angaben, welche seit Jahrzehnten Einer dem Andern nachschreibt, ist eine arabische Chronik; ich bin nicht in der Lage, ihre Glaubwürdigkeit kritisch prüfen zu können, aber ich hege ein im Allgemeinen wohl nicht ganz grundloses Mißtrauen gegen orientalische Zahlenangaben. Es kommt übrigens auch gar nicht auf ein paar tausend Seelen an; die Residenz dieses mächtigen, blühenden Reiches war ganz sicherlich eine volkreiche, hochbedeutende, gewaltige Stadt. Die große Anzahl von Gasthäusern und öffentlichen Bädern, welche behauptet wird, erklärt sich aus den zahlreichen Pilgercaravanen, welche von allen Seiten des mohamedanischen Theils der Erde nach Cordova und zu seiner Moschee wallfahrteten. Denn hier lag nach maurischer Tradition die Ferse (Zancarron) des Propheten begraben, und ein kostbares Exemplar des Koran, eigenhändig von Otman geschrieben, ruhte in diesem Heiligthum.

Aber die Fahne des Kreuzes kam näher und näher. Nachdem eine gewisse Geschicklichkeit, Zierlichkeit und Feinheit in Wissenschaften, Künsten und Lebensformen erreicht war, vermochte der Islam seinen Bekennern keine nachhaltige Kraft der Ideen mehr zu verleihen; es fehlte an positivem Gehalt des Lebens und der Religion; das Christenthum war, dem Islam gegenüber, die Sache des Geistes und der Freiheit, und vor den immer mächtiger anschwellenden Heerschaaren Castiliens sank der Thron der Ommajaden in den Staub.

Das Jahr 1236 sah, 250 Jahre vor der Eroberung Granada's, Ferdinand den Heiligen, König von Castilien, in Cordova siegreich einziehen. Von diesem Augenblicke an hätten die Mauren den hoffnungslos gewordenen Kampf aufgeben dürfen; wo Cordova gefallen war, da konnte Granada's, schon im Verfall gegründete Herrschaft sich nimmermehr auf die Dauer halten, und ohne den vielfachen Zwiespalt und Bürgerkrieg zwischen den spanischen Christen und ihren Herrscherhäusern würde sich das Königreich Granada aus eigner Kraft nicht fünfzig Jahre erhalten haben.

Wenn jetzt, im Affect und Taumel des Sieges, in der entflammten Leidenschaft des immer noch fortdauernden Kampfes, die große Moschee dem fanatisirten Glaubenseifer der Sieger wäre geopfert worden, so müßte ich dieß zwar sehr beklagen, aber ich würde es begreifen, ohne es zu vertheidigen.

Allein man ließ die Moschee Jahrhunderte lang im Wesentlichen, wie sie war. Erst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gerieth der damalige Erzbischof Alonzo Manrique von Cordova auf die Idee, in die Mitte der Moschee hinein eine christliche Kirche bauen zu lassen.

Es ist nun offenbar etwas ganz Anderes, zwei ungleichartige Dinge neben einander zu stellen, oder aber, eines davon in das andere hineinzustellen; das erstere Experiment, mit Geist und Geschmack behandelt, kann zu den glücklichsten Contrasten und dadurch zu den vortrefflichsten Eindrücken führen, das letztere aber wird, abgesehen von höheren ästhetischen Gründen, schon an dem physikalischen Gesetz der Undurchdringlichkeit der Körper scheitern. Das Erstere that Karl V. auf der Alhambra, das Letztere der Erzbischof von Cordova.

Sein Unternehmen soll übrigens in Cordova selbst auf lebhaften Widerstand gestoßen sein, und nur mit Mühe gelang es der Geistlichkeit, bei dem vielbeschäftigten und darum im

Einzelnen nicht immer gut unterrichteten Kaiser die Erlaubniß zur Durchführung ihres Werkes zu erlangen.

Jetzt hörte natürlich jeder Widerspruch auf. Fernando Ruiz, der nämliche Baumeister, welcher auf den Giralda=Thurm in Sevilla einen griechisch=römischen Aufsatz baute, erhöhte das niedrige Dach der Moschee, und baute mitten in sie hinein einen Hochaltar und Chor. Diese, im Renaissancestyl gehaltene Kirche wurde übrigens nicht durch besondere Mauern von den übrigen Räumen der Moschee getrennt. Als einige Jahre später Karl zum ersten Mal nach Cordova kam, ließ er die Geistlichkeit ob des Geschehenen hart an. Er erklärte ihren Häuptern, daß er die Sache niemals würde zugegeben haben, wenn er richtig und vollständig unterrichtet gewesen wäre, und fügte begründend bei: „Was ihr hier gemacht habt, war überall zu machen, aber was früher da war, hatte nicht Seines Gleichen auf der Welt." — Gleichwohl muß man noch im Jahr 1867 lesen, daß es der christliche Barbarismus des Habsburgers gewesen sei, der die Moschee verdorben habe.

Die Moschee blieb bis zum heutigen Tag, wie sie damals, im Jahr 1523, hergerichtet worden war. Aber Cordova sank immer mehr; der alte Geist, der seine Größe begründet hatte, war gewichen, und der Geist der neuen Zeit war noch nicht eingezogen. Jetzt aber ist Cordova eine Hauptstation einer Weltbahn geworden, sein Wohlstand und seine Einwohnerzahl heben sich schon wieder rasch; es ist jetzt eine Stadt von sicherlich 50,000 Einwohnern, und in wenigen Jahrzehnten wird es gewaltige Fortschritte gemacht haben. Für diese Stadt, wie für ganz Spanien, sind die Zeiten der Lethargie und Indolenz vorüber, und der Morgen eines frischen, lebendigen Aufschwungs ist angebrochen.

Betrachten wir nun, nach diesem kurzen geschichtlichen Rückblick, die Moschee in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Von der Straße aus treten wir durch eine Thür in einer einfachen Umfassungsmauer zunächst in den geräumigen Orangenhof (patio de las naranjas). Säulenhallen laufen an seinen innern Wänden hin; er ist mit in der That großen und prächtigen Orangen bepflanzt, und in der Mitte steht eine Marmorfontäne nebst mehreren Brunnen. Dieser Hof ist weit größer, aber nicht so schön und lieblich, wie der Gartenhof neben der Kathedrale von Barcelona, welchen ich an seinem Ort beschrieben habe. Die Vegetation in dem Hof zu Cordova ist zu einförmig, zu dünn gepflanzt, der Schatten nicht dicht genug, deßhalb die Hitze zu groß, und endlich fehlt dem Hofe, wenigstens so, wie ich denselben gesehen habe, auch jeder leise Hauch von Heiligkeit und Gottesnähe. Um die Fontäne herum lungerten eine Anzahl Mannspersonen, von welchen ein Theil lediglich dem Müssiggang huldigte, ein anderer Theil aber auf Fremde wartete, um ihnen gegen Verabreichung von Peseten die Moschee zu zeigen. Einige von ihnen machten sich theils vor, theils in der Kirche vergeblich an mich; ein vernünftiger Mensch, der Etwas gelesen hat, kann diese Kathedrale außerordentlich gut allein betrachten, und diese Art von Gesellschaft ist mir ohnedieß gewaltig zuwider. Jetzt war ich zudem noch übersatt vom Torero zu Granada, und fest entschlossen, einsam zu bleiben. Sowie mich daher Einer ansprach, bat ich ihn freundlich, mich allein zu lassen; dieß nützte natürlich gar Nichts, aber jeden weitern Versuch der Zudringlichkeit beantwortete ich damit, daß ich mich auf eine der Ruhebänke in der Kathedrale niederließ, und schweigend in die Säulenreihen hineinschaute, bis der Mann Langeweile bekam und fortging. Für mich waren diese Ruhepausen erquickend genug, sogar nothwendig. Lächerlich und zugleich betrübend war es mir, daß sogar ein lateinischer Schüler, welcher mit seinem Cornelius Nepos unter dem Arm nach Hause ging und der

Sohn anständiger Eltern zu sein schien, die Gelegenheit benützen wollte, um Etwas an einem Fremden zu verdienen. Der kleine Strolch ging mit mir in die Kirche, wie wenn er darin beten wollte, und fing sogleich sein Amt als Cicerone an. Ich schloß ihm aber den Mund mit einem ernsten Verweis, und schickte ihn nach Hause. Nachdem ich aus dem Orangenhof in das Innere der Moschee getreten war und mich, wie eben erzählt, von aller Belästigung seitens meiner Nebenmenschen befreit hatte, gab ich mich mit voller Seele den mächtigen Eindrücken hin, welche dieses höchst eigenthümliche Bauwerk auf den Beschauer hervorbringt.

Meiner Gewohnheit getreu, will ich jede Erregtheit zu bekämpfen, jede Phrase zu vermeiden suchen, und so nüchtern und geometrisch als möglich erzählen, was ich sah.

Dieser christlich-mohamedanische Tempel, der von außen sich nur als eine kunstlose, gewaltige Steinmasse darstellt, zeigt sich im Innern als ein längliches Viereck, dessen Ost- und West-Seite länger sind, als die Nord- und Süd-Seite. Die Länge in der Richtung von Nord nach Süd, also die der östlichen und westlichen Wand, soll sechshundertzwanzig, diejenige in der Richtung von Ost nach West, also die der nördlichen und südlichen Wand, vierhundertvierzig Fuß betragen. In der Mitte dieses großen Raumes erhebt sich unter gewaltig erhöhter Bedachung Chor und Hochaltar der eingebauten christlichen Kirche; der ganze, weitaus größte, übrige Theil besteht aus einfachen Säulengängen. Die Säulen sind theils durch Hufeisenbogen, theils durch Rundbogen (schon hier byzantinische Anfänge) überwölbt und unter sich verbunden. In buchstäblich unübersehbaren Reihen erstrecken sich diese Bogengänge nach allen Richtungen, das Auge verwirrend, den Sinn betäubend. Die Zahl der Säulen wird von den Meisten auf achthundertvierundfünfzig, von Einzelnen auf über tausend

angegeben; ich fühlte keine Lust, sie abzuzählen. Gewiß ist, daß die Säulengänge fünfunddreißig Schiffe in der Richtung von Ost nach West, neunzehn solche in der Richtung von Nord nach Süd bilden. In diesem, von allen Beschreibern ohne Ausnahme und ganz bezeichnend „Säulenwald“ genannten Raume trat mir nun wieder, wie früher im Löwenhof als eine ganz bezeichnende Eigenthümlichkeit arabischer Baukunst der Umstand entgegen, daß der Baumeister die größte Verschiedenheit solcher Theile, deren Gleichartigkeit auf den ersten Blick absolut nothwendig scheint, nicht nur wagt, sondern mit Glück, ohne Schaden des Gesammteindrucks, durchführt. Eine Säulenhalle, in welcher jede Säule anders aussieht als jede andere, hätte ich, theoretisch darüber gefragt, für eine ästhetische Unmöglichkeit gehalten. Und doch ist sie hier zu schauen. Ich habe schon weiter oben erwähnt, daß diese Säulen aus den verschiedensten Theilen der Erde zusammengehäuft wurden; sie gehören daher nicht nur den verschiedenartigsten Baustylen an, sondern auch den verschiedensten Steinarten.

Neben allen möglichen Arten von Granit und Marmor sind auch Alabaster und Jaspis vertreten, so daß auch die größte Verschiedenheit der Farben sich von selbst angibt. Nicht nur die Form der Capitäle ist verschieden, sondern auch die Art der Bearbeitung des Säulenstamms, welcher bald glatt, bald canelirt, bald gewunden ist; auch die Dicke der Säulen ist eine ungleiche, so daß als einheitliches Merkmal aller wohl nur der Umstand bleibt, daß sie ohne Sockel gleich mit dem Schaft aus dem Boden aufsteigen, was für die gewiß beabsichtigte steinerne Nachahmung eines Waldes natürlich von großer Bedeutung ist. Wie nun im Wald die natürliche Verschiedenheit der einzelnen Bäume in den mannigfaltigsten Beziehungen das Auge und Schönheitsgefühl nicht nur nicht verletzt, sondern eben erquickt und erfreut, so habe ich auch in

dieser merkwürdigen Moschee durch die vielfachen Verschiedenheiten der Säulen nicht im Geringsten einen unangenehmen Eindruck empfunden, sondern die hohe Einheit des Ganzen überwand mit siegreicher Macht alle Ungleichartigkeit des Einzelnen, so daß der endliche Gesammteindruck ein durchaus harmonischer blieb. Ebenso fand ich an der Abwechslung der Hufeisen- und Rundbogen-Form in den Wölbungen über den Säulen Nichts auszusetzen. Sowie ich aber das Auge emporrichten wollte, trat mir wieder jene unselige, mich überall am maurischen Wesen beengende und quälende Beschränktheit entgegen, welche auch in der Alhambra nur mittelst gothischer Formen überwunden ist. Während ich mit ungestörter Freude bei jedem Schritt nach allen Seiten in neue Säulenstraßen geschaut hatte, so lange ich geradaus oder seitwärts blickte, glaubte ich den Kopf anzustoßen, als ich nach oben sah. Die, im Allgemeinen etwa einen Fuß dicken, in Zwischenräumen von ungefähr zehn Fuß gepflanzten Säulen sind nämlich, für meinen Geschmack wenigstens, entschieden zu nieder, nämlich nur fünfzehn Fuß hoch. So kommt es denn, daß der ganze, gewaltige Raum, abgesehen vom christlichen Heiligthum, Säulenwald, doppelte Bogenwölbung, Alles in Allem bis zur Decke, allerhöchstens vierzig Fuß hoch ist, und dieß ist gewiß bei der oben angeführten Länge und Breite ein weder den Gesetzen der Schönheit, noch den Bedürfnissen der Andacht und des Gottverlangens entsprechendes Verhältniß. Ebenso sind die Wölbungen selbst, reich an Zierlichkeit und Eleganz, arm an Kühnheit und Schwung. Es ist die Baukunst eines Volkes, dessen Staat nie aus dem Despotismus zur Freiheit sich emporzuheben vermocht hat.

Während rings an den Wänden der Kathedrale einzelne Kapellen und Altäre uns vor allen mohamedanischen Träumereien behüten, zeigt sich in der östlichen Umfassungsmauer,

zwischen dem christlichen Choreinbau hindurch als Endpunkt sichtbar, das arabische Heiligthum. Es ist dem Leser vielleicht schon bekannt, daß die Mauren, ehe sie Cordova verließen, dieses ihr Heiligthum vermauert hatten, und daß erst im Jahr 1815, rein zufällig, dasselbe in seiner alten Pracht wieder entdeckt wurde.

Dieß ist der Ort, wo Muhamed's Ferse begraben lag, wo Otman's Alkoran ruhte. Der Eingang ist von einem Gitter umschlossen, eine Marmorkuppel, von feinen und schlanken Säulen gestützt, bildet das Dach. Die Verzierung der Wände mit bemalten und vergoldeten Arabesken, die aus Goldbuchstaben zusammengesetzten heiligen Sprüche, der Glanz der Farben und die Eleganz der Formen, All dieß gibt von der maurischen Ornamentik einen bessern und genauern Begriff, als Alles, was die Alhambra bietet.

Allein — auch hier ist Alles eng, beschränkt, klein und gedrückt. Die weiße Marmorkuppel soll zwölf Fuß Durchmesser haben; ich bezweifle sehr, ob sie so viel hat, aber was ist das für ein Raum? Wie kann ich mir einen Raum, wo mich nach jeder Bewegung die Endlichkeit in Form von Steinwänden überwältigt, als einen würdigen Tempel unmittelbarer göttlicher Gegenwart denken? Nur ein in sklavischer Unterwerfung und fatalistischer Resignation am Boden liegendes Volk konnte alle Pracht und Zierlichkeit seiner höchsten Kunst auf so kleine und dürftige Räume wenden.

Auf dem marmornen Fußboden sollen nach der Bemerkung mancher Reisenden die Spuren der Füße jener mohamedanischen Pilger noch sichtbar sein, welche hier stehend um die in der Mitte begrabene Ferse ihres Propheten herumrutschten. Ich erinnerte mich, als ich die Kapelle betrachtete, dieses gelesen zu haben; ich habe zwar, vielleicht weil in der Dämmerung der Kirche mein Auge nicht scharf genug sehen

konnte, diese Spuren nicht bemerkt, aber ich will die Sache doch glauben, denn sie paßt vollkommen zu dem beengten und gedrückten Gefühl, mit welchem ich mich, bei aller schuldigen Bewunderung des Prächtigen und Kunstvollen, von dieser in aller Zierlichkeit pedantischen, und bei aller Kostbarkeit kleinlichen Herrlichkeit trennte.

Mit aufmerksamer Betrachtung durchwandelte ich nochmals den reichen Wald der Säulengänge nach allen Richtungen, um mir das Bild des Ganzen recht lebendig einzuprägen.

Dann betrachtete ich erst die in der Mitte liegende katholische Kirche. Ich habe es schon zugegeben und wiederhole es: sie gehört nicht hierher. Aber an sich betrachtet, ist sie unläugbar schön, und der Umstand, daß sie, bloß aus Chor und Hochaltar bestehend, nicht durch Mauern von dem arabischen Theile des Ganzen getrennt ist, gibt ihr noch eine besondere Poesie. Wenn eine herrliche Waldkapelle sammt dem sie umgebenden Hain plötzlich versteinert würde, so möchte ein solches Wunder am ersten noch eine Vergleichung mit dem gewaltigen Bauwerk in Cordova dulden. Im Einzelnen kann ich nur die edlen und kühnen Verhältnisse des Chors, die kunst- und prachtvolle Arbeit an den dunkeln Chorstühlen, die im Verhältniß zu den Säulenhallen schwindelnde Höhe des Gewölbes, die reiche und glänzende Vergoldung in dem christlichen Heiligthum hervorheben; ein beginnender Gottesdienst verhinderte mich, mir noch nähere Einzelnheiten zu merken.

In dieser Kathedrale sah ich, neben manchen andern verdienstvollen Gemälden, zum ersten Mal ein riesiges Bild des heiligen Christoph (San Christòbal), dieses christlichen Herkules, wie er das Jesuskind auf seiner Riesenschulter über einen Fluß trägt, und wie die ungeheuere physische Natur anfängt zusammenzubrechen unter der vernichtenden Bürde der göttlichen Gegenwart. Ich will die Gelegenheit nicht benü-

tzen, um über diese köstliche Allegorie mehr zu sagen; dem sinnigen Gemüthe genügen in solchen Dingen zwei Worte; ich für meinen Theil konnte das, in Andalusien überall wiederkehrende Bild nie ohne Rührung erblicken.

Die Kathedrale entbehrt eines hervorragenden, bedeutenden Thurmes, was sich aus ihrer wesentlichen Eigenschaft als Moschee leicht erklärt; als Bauwerk von Außen und im Ganzen betrachtet, macht sie nirgends einen schönen, nur von der Ferne durch ihre riesige Masse einen gewaltigen Eindruck. Den abgesondert stehenden, modernen Glockenthurm habe ich nicht bestiegen, und erwähne ihn daher auch nur aus einem andern Grunde. Nirgends in ganz Spanien habe ich nämlich so fast unaufhörlich, unermüdlich, wahnsinnig und verzweifelt Glockenläuten hören, als hier in Cordova.

Wenn Mephistopheles im 2. Theil des Faust sich dahin ausspricht:

„Das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Mischt sich in jegliches Begebniß,
Vom ersten Bad bis zum Begräbniß,
Als wären zwischen Bim und Baum,
Das Leben ein verscholl'ner Traum,"

so kann ich mich, wie in andern Dingen auch, der Ansicht des stets Verneinenden keineswegs anschließen, sondern ich trete mit ganzem Herzen zu Schiller's Glocke hinüber. Allein auf der andern Seite kann man sicherlich auch des Guten zu viel thun, und durch Uebertreibung einer an sich trefflichen Sache derselben schaden. Nun hängen in Spanien die Glocken meistens ganz frei in durchbrochenen, oft aus einer einzigen Wand bestehenden s. g. campaniles, Glockenthürmen, oft vielmehr Gerüsten, so daß sie beim Läuten vollständig um sich herum geschwungen werden, was an und für sich schon einen unschönen, fast widrigen Anblick gibt. Dieses gewaltsame, tolle

Umgehen mit dem Gottgeweihten läßt sich natürlich bei den Glocken von riesigem Umfange, wie sie auf einzelnen Kathedralen sich vorfinden, aus Gründen der menschlichen Schwäche nicht anwenden; allein wenn die sechszehn bis vierundzwanzig kleineren Glocken einer solchen Kathedrale in der beschriebenen Weise um sich herum gewirbelt werden, so gibt das schon einen ziemlich heillosen Lärm, und man ärgert sich, an die angeführten Worte des Mephistopheles denken zu müssen, wenn man auch nicht geneigt ist, ihm Recht zu geben. Wenn aber die einmal bestehende Landessitte so übertrieben wird, wie ich es am 30. April 1867 in Cordova vorfand, daß nämlich am ganzen Abend fast kein Augenblick ohne wahrhaft verzweifeltes Geläute vergeht, so wird der ordentlichste Mensch schließlich wild und toll. Einsichtige Kirchenfürsten sollten hier, vorsichtig und maßvoll, aber doch nach und nach, die Herbeiführung besserer Sitte und weiser Mäßigung anstreben. Ohne dieses tolle Läuten wäre ich auch in Cordova auf den Glockenthurm gestiegen, aber die Sache war mir zu arg; ich flüchtete nochmals in die kühlen Räume der Kathedrale.

Lange Zeit hielt ich mich im Ganzen in diesem so äußerst eigenthümlichen, in seiner Art durchaus einzigen Raume auf. Nicht nur körperliche Beruhigung, Kühlung und Stärkung, sondern auch Sammlung der Seele und Kräftigung des Gemüths, Erbauung in des Wortes bestem Sinne, nahm ich mit mir hinaus in den brennenden Tag, in das blendende Lichtmeer. Die Lichteffecte sind in Cordova nämlich um so greller, weil die blendend weißen Häuser bei der Enge der Straßen so außerordentlich nah auf einander stehen.

Indem ich die Moschee-Kathedrale verließ, war mein wesentlicher Gedanke der, daß dieses Bauwerk für Jeden, der das Wehen arabischen Geistes verspüren will, einen höheren Werth und eine ernstere Bedeutung haben muß, als die

Alhambra. Dagegen über die großen und unheilbaren Gebrechen maurischer Religion, Lebensansicht und Kunst konnte mich dieser Tempel eben so wenig hinausbringen, wie jenes Königsschloß; Dank Spanien, daß es die Mauren überwand, und Schande für das übrige Europa, daß es die so viel schlechteren Türken immer noch duldet! —

Die Moschee liegt nicht weit vom Strome Quadalquivir; bald hatte ich seine Ufer erreicht. In einem tiefliegenden Bett wälzte er, der altberühmte Bätis, eine ansehnliche, aber nicht sehr freundlich, vielmehr gelb aussehende Wassermasse dahin. Unter einem großen Thorbogen hindurch gelangte ich zur Brücke. In fünfzehn großen, gewaltigen Bogen wölbt sie sich über den Strom, gehört aber nach meiner Meinung nicht zu den schönen Brücken, und ich würde sie nicht für römisch gehalten haben, wenn ich auch nicht gewußt hätte, daß nur die Grundmauern noch von dem römischen Werke übrig sind, der ganze Ueberbau aber maurisch ist. Vom Gesichtspunkte der Festigkeit und Sicherheit aus betrachtet, dürfte die Brücke aber tadellos sein, und dies ist hier sehr wichtig, denn der Strom hat noch einen starken Fall und reißenden Lauf. Ich überschritt die Brücke ihrer ganzen Länge nach, und betrachtete mir von der andern Seite des Stromes das noch immer, wiewohl der Abend sich näherte, in lauter Licht und blendendem Glanz schwebende Cordova. Wüßte man nicht, daß die Stadt nicht größer gewesen, daß sie einst viel Corduanleder fabricirte und aufgehört hat, dieß zu thun, so würde es keinem Menschen einfallen, diese breite, stattliche, glänzende Häusermasse für eine heruntergekommene Stadt zu halten. Freilich ist keine Aussicht vorhanden, daß Cordova je wieder die Hauptstadt eines eigenen Reiches und das Ziel von Caravanen sein wird. Aber eine Stadt, die aus eigener Kraft und Thätigkeit sich zu Ansehen, Wohlstand und zahlreicher

Bevölkerung erhebt, das ist Cordova jetzt schon zum Theil, und wird es recht bald noch mehr werden. — Hier vom linken Ufer des Stromes aus erkannte ich auch, von der Kathedrale stromabwärts am rechten Ufer liegend, die graugelben Thürme und Mauern des Alcázar, des zuerst gothischen, nachher maurischen Königsschlosses. Ich will den Leser nicht ermüden mit eitlen Phantasieen über die Scenen des Hasses und der Liebe, der Mordlust und Genußsucht, welche in früheren Jahrhunderten in diesen jetzt verödeten Hallen und Räumen gespielt haben mögen. Sie sind vorbei, diese Zeiten! Der Alcazar liegt größtentheils in Ruinen, ein Theil desselben soll, wie man mir sagte, als Gefängniß dienen. Wer nicht um der Aussicht willen den Hügel ersteigen will, an welchem der Aclazar emporragt, der braucht dort nichts Besonderes zu suchen.

Nachdem ich das alte Gemäuer umwandelt, zog es mich wieder in das Innere der Stadt, um mich in ihr noch ein wenig absichtlich zu verirren, und ihre Bewohner noch ein wenig anzusehen, falls dieselben es erlaubten. Es ist wahr, Cordova gehört auch jetzt noch zu den verhältnißmässig stillen und todten Städten Spaniens. Was aber frühere Reisende von verfallenen und zerfallenden Häusern, von Todtenstille in ganzen Straßen und dergleichen gesagt haben, das ist, wenn es jemals richtig war, zum wenigsten jetzt nicht mehr genau. Auf langer Wanderung im Straßenknäuel dieser Stadt habe ich nicht eine einzige verwahrloste oder baufällige menschliche Wohnung wahrgenommen. Und was die sonstige Außenseite der Häuser betrifft, so muß man eben nie vergessen, wo man ist, und nicht verlangen, daß überall Alles so aussehen soll, wie daheim. Diese Häuser sind maurischen Ursprunges, sie wollen nicht nach Außen glänzen, die kahlen Mauern wollen nur die Sonne abhalten und nach innen den kühlen Raum

einschließen; selbst meine köstliche Fonda war von Außen ein bescheidenes Haus. So oft ich durch eine zufällig offene Thüre in das Innere eines Hauses trat oder blickte, sah ich nur freundliche, reinliche Räume, schöne, wenn auch kleine Höfe mit Orangenbäumen, Blumen und Springbrunnen, hübschen Stühlen und sonstigen Ruheplätzen. Außer dem Orangenhof ward ich auch nicht vom Bettel belästigt. Was die Thätigkeit der Bewohner Cordova's betrifft, so habe ich von Großindustrie oder Handel wenig gesehen, dagegen viel von regem Kleingewerbe, wobei namentlich fast in allen Werkstätten Arbeiterinnen, die andalusische Rose im schwarzen Haar, lustig plaudernd und doch fleißig handtierend, mir auffielen. Ueberhaupt will ich bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung machen, welche mir sehr wichtig scheint. Es läßt sich gar nicht läugnen, und die Spanier selbst haben es einsehen gelernt, daß der volkswirthschaftliche Zustand ihres Landes in vielen und wesentlichen Beziehungen großer Verbesserung eben so fähig als auch bedürftig ist. Wäre z. B. der Volkswohlstand durchgängig, was er sein könnte, so wäre es nicht möglich, daß fast alle Eisenbahngesellschaften sich im Zustande fortwährender finanzieller Bedrängniß befinden könnten. Aber — und dieß ist die Kehrseite: ist Spanien im Allgemeinen noch nicht so reich und wohlhabend, als es könnte, so hat es auch gar kein Proletariat. Nirgends in Spanien trifft man diese ausgehungerten, siechen, abgehärmten Gesichter, an denen beständig die Sorge um trockenes Brod nagt, nirgends diese verzweifelten „Arbeiterbataillone," wie Lassalle sie genannt hat, welche in den großen Städten Mitteleuropa's den Blick in die Zukunft so ernst und bedenklich machen. Viele, sehr viele Spanier müssen sich mit einem Minimum von Lebensgenuß begnügen, was sie auch bei ihrer durchgängigen Genügsamkeit, verbunden mit den Wohlthaten des südlichen Clima's, leicht

ertragen; aber so elend und unglücklich, wie Tausende, so viele Tausende in England, Frankreich, den Fabrikstädten des Nordens sind, ist in Spanien, ich möchte wohl sagen, Niemand. Ich überlasse es dem Leser, aus dieser Thatsache, welche mir Niemand mit Erfolg bestreiten wird, seine Folgerungen selbst zu ziehen. Cordova war gerade einer derjenigen Orte, wo mir die Richtigkeit der hier niedergelegten Wahrnehmungen ganz besonders auffiel. Ich sah wenig oder keinen Glanz des Reichthums, mehrere faul herumlungernde Bettler, zahlreiche Arbeiter und Arbeiterinnen in dürftiger Kleidung und gewiß recht beschränkten Verhältnissen, aber ich sah kein einziges Gesicht voll Harm und Sorge, und die Leute, welche mich anbettelten, trugen vielleicht fröhlicher schlagende Herzen in der Brust, als der Herr Angebettelte selber. Was ich sonst noch bei meiner Wanderung in Cordova's Straßen wahrgenommen und mit großer Befriedigung in mich aufgenommen habe, war vino de Valdepeñas. Diesen wahrscheinlich vortrefflichsten Landwein Spaniens fand ich in Cordova eben so gut, als billig, den Schoppen nach unserm Maß und Geld zu sechs bis höchstens acht Kreuzern, in den Schenken des Volkes. Solche Schenken muß sich aber der Leser nicht vorstellen nach Art der süddeutschen Bier- und Wirthshäuser, wo an vielen Tischen und auf vielen Stühlen oder Bänken viele Menschen oft stundenlang trinkend beisammensitzen. Diese Art der Erholung ist dem Spanier fremd. Die Schenke ist ein kleines, kühles Gemach, gegen die Straße zu mit einem dichten Vorhange versehen. Hinter dem Schenktisch stehen nebst den nöthigen Wassergefäßen einige Wein- und Branntweinfässer, auf ihm die Gläser, vor ihm ist ein kleiner Raum für vier bis sechs Personen mit zwei oder drei Stühlen. Wer Erfrischung bedarf, tritt ein, trinkt und geht nach wenig Minuten wieder. Anstalten, welche mehr Raum und

Bequemlichkeit haben, und mehr Geld verlangen, zählen sich schon zu den Cafés; ich habe mich in den despachos de vino viel aufgehalten, mit Männern und Frauen gesprochen, mit Kindern gespielt, und habe fast überall guten und billigen Wein getrunken.

Nachdem ich mir die ganze Eigenthümlichkeit der eng-verschlungenen alten Maurenstadt möglichst gut eingeprägt, und Leben und Treiben meiner lieben Cordovesen und Cordovesinnen, wie sie es gerade zum Besten gaben, mit angesehen hatte, trat ein kleiner Nachlaß der Natur ein. Ich erinnerte mich, oder vielmehr meine Glieder erinnerten mich an den Ritt, der noch in den heutigen Tag hineingereicht hatte, und da ich, statt in Antequera zu liegen, weit gereist war und eine ganze große Stadt durchwandert hatte, ganz abgesehen von Moschee und Brücke, so glaubte ich, mir eine kleine Ermüdung um so eher vergeben zu dürfen, als wirklich weitere Dinge von hervorragender Bedeutung zur Zeit in Cordova nicht vorhanden sind. Ich ging also zu Tisch und nachher in mein Zimmer, um zu ruhen, zu schreiben und mich zu sammeln. Abends gab in der Fonda ein gemietheter Clavierspieler und Sänger mit kraftvoller und metallreicher Tenorstimme ein kleines Concert, welches ich, meine müden Glieder im Bett ausstreckend, noch halb mit anhörte, bis ich darüber einschlief.

Nach Sevilla.

Der folgende Morgen, schön, sonnig, glänzend, wie in Andalusien fast immer, sah mich bei früher Stunde wieder durch die schöne Alamada am Bahnhof rollen, und wenige Minuten nach sechs Uhr setzte sich der Bahnzug nach Sevilla in Bewegung. Mit dem heutigen ersten Tage des Mai war

ein neuer Fahrplan in Kraft getreten, und das Mißgeschick hatte mich richtig in einen ächten und gerechten „gemischten“ Zug gebracht, welcher uns bis nach ein Uhr in der Welt herumschleppte, während wir mit einem gehörigen Postzug um eilf Uhr hätten an Ort und Stelle sein können. Dieß war übrigens nur deßhalb unangenehm, weil zwischen eilf und ein Uhr bei gewaltig zunehmender Hitze vollständige Windstille eintrat; denn Fahrt und Reisegesellschaft waren von der Art, daß man sich die Sache recht wohl einen halben Tag lang gefallen lassen konnte. Unter den Leuten, die diesen Vormittag mit mir reisten, steht namentlich noch eine junge Frau lebhaft vor meinen Augen, deren graziöse und doch ernste Schönheit auf ihren dreijährigen Knaben in erhöhtem Maße übergegangen war; dieser kleine Andalusier hätte den Pinsel eines Murillo verdient. Daß aber nicht alle, und bei Weitem nicht alle Andalusierinnen schön oder auch nur hübsch sind, habe ich schon in Granada gesagt, und ich fand diese Wahrheit hier und überall, ganz besonders aber in Sevilla, bestätigt. Ich hatte die Freude, der schönen Frau einige kleine Gefälligkeiten für ihren Sohn erweisen zu können, was Letzteren sehr für mich einzunehmen schien. Dabei machte ich die Bemerkung, daß, mit Kindern sprechen, eine der schwierigsten Aufgaben ist für Jemand, der eine Sprache erst lernt.

So viel von der Reisegesellschaft. Die äußere Welt, welche wir nicht sowohl durchbrausten, als langsam genug durchrollten, war Anfangs wundervoll. Zwölf Stationen liegen zwischen Cordova und Sevilla; Palma, wo der Xenil in den Quadalquivir strömt, Lora del Rio, wo die Bahn den Quadalquivir überschreitet, und Carmona sind die bedeutendsten. Carmona ist eine Stadt von über zwanzigtausend Einwohnern, auf hohem Felsen erbaut, mit stattlichen Ruinen eines wahrscheinlich maurischen Alcazar. Wer nach mir dieses

Weges reist, und Zeit dazu hat, den ermahne ich sehr, von einem Bahnzug zum andern sich in Carmona umzusehen. Von Cordova bis Carmona erquickten mich nicht nur der unausgesetzt prächtige Character der Landschaft, die stete Abwechslung von Berg und Flur, Thal und Höhe, der andalusische Glanz der Luft, die auch für ein schwaches Auge auffallende Klarheit und Bestimmtheit aller Umrisse, sondern namentlich auch der Reichthum und die Schönheit der uns umgebenden Pflanzenwelt. Während einzelne Palmen und kleine Palmengruppen die Krone der Vegetation bildeten, boten Aloestauden von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe, und Cactusbüsche mit Blättern von über einem Fuß im Durchmesser, einen stattlichen Anblick dar. Näher am Boden, auf den Triften und Wiesen, wo von Zeit zu Zeit weidende Heerden erschienen, erfreute ein reicher Flor blühender Winden in allen Farben das Auge. Das entzückendste Landschaftsbild auf der ganzen Tour war, nach meinem Geschmacke wenigstens, bei der Station Almodóvar, wo ein altes Maurenschloß kühn den Felsen krönt.

Von Carmona an verflacht sich aber, je mehr man sich dem großen Sevilla nähert, die Gegend immer mehr; man sieht sich in einer weiten, reizlosen Ebene, auf welche die Sonne glühend niederstrahlt, und es tauchen fluchende Gedanken gegen alle Güterzüge in der nach und nach von der Hitze beklommenen Brust auf. Doch es nimmt ja Alles ein Ende, hatte mein Antonio gesagt, und so kamen wir denn auch wohlbehalten nach Sevilla. Sonderbarer Weise hält die Fonda de Madrid, an welche ich mich hatte empfehlen lassen, am Bahnhof zu Sevilla keinen Wagen, so daß man sich diese, bei der Ankunft in einer fremden und großen Stadt auch von ascetischen Reisenden nicht wohl zu entbehrende Bequemlichkeit selbst suchen muß, wobei man denn natürlich in der Regel

betrogen wird. Denn so weit kann ich in Lob und Liebe für die Spanier nicht gehen, daß ich nicht zugeben müßte, es gebe auch dort unter den Omnibus- und Droschken-Kutschern Strolche und Spitzbuben.

Diese Fonda de Madrid liegt in der calle del Naranjo, Nr. 7, an der Ecke des Magdalenenplatzes, und ist, gleich dem Gasthof in Cordova, eine äußerst liebenswürdige Anstalt. Der patio — innere Hof — ist sehr geräumig, mit Marmorstatuen, Gartenanlagen, Fontänen reich geschmückt, Abends glänzend beleuchtet. Der Speisesaal zu ebener Erde ist zu jeder Stunde kühl, und birgt auch zu jeder Stunde Gutes in sich an Speise und Trank. Eine Treppe hoch, geht eine breite Galerie im Viereck um den Hof herum; wer zufällig unten nicht Platz findet, kann sich von hier oben, im Genuß der gleichen frischen und kühlen Luft, die vergnügten Leute unten betrachten. Von dieser Galerie aus gelangt man zu den rings herum liegenden Gängen und einzelnen Zimmern. Hinter jeder Zimmerthüre ist ein prächtiger Vorhang, mittelst dessen man in der Lage ist, den ganzen Tag, man mag sich im Zimmer aufhalten oder nicht, Thüren und Fenster offen stehen zu lassen, was eine köstliche Luft zum Schlafen gibt. Jedermann in der Fonda machte es so; denn an Stehlen denkt, wie gesagt, Niemand.

Die Gesellschaft im Hause war zahlreich und nur den höhern Ständen angehörig; hier waren Damen häufiger bei Tisch, als sonst irgendwo, unter Andern eine vornehme kohlschwarze Negerin, eine ganz herrliche Frauengestalt, welche sich mit großer Würde von Weißen bedienen und den Hof machen ließ. Nur die Bedienung ließ etwas zu wünschen übrig. Zwar fand man auch hier jene so über alle Maßen ekelhaften Kellner in Fräcken, Cravatten und Handschuhen nicht, die wir nebst so vielen andern Wohlthaten dem civilisatorischen Kaiser-

reich verdanken; in anständiger Hauskleidung versieht das Personal seinen Dienst, der offenbar nicht zur Galakleidung paßt. Allein die Herren Diener in der Fonda de Madrid zu Sevilla könnten erstens etwas aufmerksamer, und dann etwas weniger lärmend sein. Der Preis beträgt für den ganzen Tag, also Wohnung, Chocolade, Almuerzo und Comida, mit beliebigem Quantum weißen oder rothen Tischweins bei beiden Mahlzeiten, vierundvierzig Realen, oder nach süddeutschem Gelde etwa fünf Gulden dreißig Kreuzer. Der patio allein verdient, daß man in dem Hause wohnt. Zürne mir Niemand über diese Wirthshausnotizen; der andalusische Gasthof gehört auch zum Bild von Andalusien, und für etwaige Reisenachfolger, denen ich hier und da ein wenig nützlich werden möchte, ist die Sache weder ohne Interesse, noch ohne Bedeutung. Und nun zur Betrachtung von Sevilla! —

Sevilla.

I. Allgemeines.

Condidit Alcides, renovavit Julius urbem;
Restituit Christo Fernandus tertius heros.

Mit diesem Wort empfängt das Thor de la carne den in Sevilla eintretenden Fremdling. Ich will nicht untersuchen, ob wirklich Hercules die Stadt gegründet hat; daß sie aber eben so alt ist, als sie im Ganzen neu aussieht, läßt sich nicht bestreiten. Phönicier, Griechen und Karthaginienser haben geschichtlich nachweisbar hier Handel getrieben; Julius Cäsar liebte die Stadt, welche in den Römerzeiten Hispalis hieß, und es heißt in einer alten spanischen Romanze, daß er sie mit Mauern und hohen Thürmen umgeben habe. Im Jahre 413 brachte die Völkerwanderung Sevilla in die Hände der Vandalen, allein es widerstand besser, als die meisten Städte, den zerstörenden Einflüssen jener wilden Zeit. Schon die

Vandalen, und mehr noch die Gothen, erhoben Sevilla zur Hauptstadt ihrer neu gegründeten Reiche. Nach der Eroberung Spaniens durch die Mauren fiel auch Sevilla 713 in die Hände der Sieger. Zwar ist Cordova unstreitig der eigentliche Glanzpunkt der Mauren gewesen, allein auch Sevilla war unter ihnen eine hochbedeutende Stadt, und bei den vielen Fehden und Parteiungen, welche die Kraft der spanischen Mauren lähmten, längere Zeit der Sitz eines eigenen, selbstständigen Staatswesens. Im eilften und zwölften Jahrhunderte haben die Mauren den Giraldathurm und den Alcazar gebaut, jetzt noch zwei Edelsteine dieser schönen Stadt. König Ferdinand der Heilige eroberte sie im Jahre 1248, zwölf Jahre nach seinem Einzuge in Cordova; zwei Jahre später versammelte er die Cortes des Reiches um sich in der neugewonnenen andalusischen Residenz. In gleicher Weise finden wir die Könige Alphons den Weisen um 1262, und Sancho den Tapfern im Jahre 1284 in Sevilla thätig. Später erscheint ein in Andalusien in der Volkssage noch ganz besonders lebendig auftretender Held, Don Pedro der Grausame, oder der „Rechtspfleger" in Sevilla, jener König, welcher in Calderon's unerreichbarem Trauerspiel „der Arzt seiner Ehre" auftritt, und welchem der Dichter gleich in den ersten Worten des Stückes eine „fiera condicion," ein wildes Wesen zuschreibt. Im Jahre 1400 wurde die Thurmuhr in der Giralda aufgestellt, welche noch jetzt dort die Stunden zeigt. Im Jahre 1499 kamen die „katholischen Könige" von dem neu eroberten Granada herüber nach Sevilla. Die Kathedrale war damals schon ihrer Vollendung nahe. Um diese Zeit beginnt die eigentliche Glanzepoche in Sevilla's Geschichte. Amerika war entdeckt worden, und was in Spanien nach Abenteuern, Gold, Genuß und Ehre dürstete, das stürzte sich über Sevilla nach dem neuen Continent, von welchem aus

das Gold, das Spaniens Größe untergrub, über Sevilla nach der alten Heimath strömte. Außerordentlicher Reichthum häufte sich in der Stadt an durch den transatlantischen Handel und Verkehr, dessen Sitz sie während Jahrhunderten war. Im Jahre 1808 versammelte sich hier die revolutionäre Junta, aber zwei Jahre später mußte Sevilla den Marschall Soult mit seinen Colonnen in seine Mauern einrücken sehen. Im Jahre 1820 beschwor hier der unselige Ferdinand VII. die eben so unselige Verfassung vom Jahr 1812, und zur Zeit der französischen Occupation im Jahre 1823 versammelten sich hier abermals die Cortes, deren Geschick bald darauf in Cadiz zu Ende ging.

Der Leser sieht aus diesem kurzen Ueberblicke, daß Sevilla, wie das nicht anders zu vermuthen, mit der Geschichte Spaniens auf's Innigste verwachsen ist, und an den großen Momenten derselben seinen bedeutungsvollen Antheil genommen hat. An die Geschichte der Stadt knüpfen sich denn auch die verschiedenen ehrenvollen Bezeichnungen, welche sie im Laufe der Zeit getragen hat, und auf welche ihre Bewohner noch heute stolz sind. Der heilige Ferdinand nannte Sevilla das „sehr edle,“ Johann II., dem die Stadt in den Bürgerkriegen des fünfzehnten Jahrhunderts anhänglich und ergeben blieb, das „sehr getreue;“ Ferdinand VII. das „heldenmüthige“ und Isabella II. das „unbezwingliche“, wahrscheinlich, weil Espartero's Herrschaft sich im Jahr 1843 an Sevilla brach. Jetzt legt die Stadt sich alle vier stolzen Bezeichnungen gleichzeitig bei, und zwar in den offiziellen Documenten, nicht etwa bloß in romantischem Spaß. Das Wappen der Stadt zeigt den heiligen Ferdinand, auf seinem Throne sitzend, während auf beiden Seiten des letztern der heilige Isidor und Leander, zwei alte andalusische Bischöfe, stehen. Ein neueres Wappen, welches die Stadt dem König Alphons dem Weisen verdanken soll, zeichnet sich durch ein sinniges Wortspiel aus.

Es besteht nämlich aus den zwei Silben no — do, zwischen welchen sich eine Locke befindet. Dieß ist der älteste eigentliche Rebus, welchen ich kenne; denn Locke heißt spanisch madeja, und nomadejado, aufgelöst in no m' a dejado, heißt: „hat mich nicht verlassen", Sevilla nämlich.

Doch lassen wir nun die Geschichte vergangener Tage, und betrachten uns das Sevilla der Gegenwart. Ich kann dem Leser nicht einmal mit Bestimmtheit und Zuverlässigkeit versichern, wie viele Bewohner diese erste Hauptstadt Andalusiens zählt. Ein statistisches Büchlein aus dem Jahr 1864, welches ich in Spanien gesehen habe, gibt Sevilla's Einwohnerzahl auf 118,000 an; diese Zahl wird Jedem, der einmal das gegenwärtige Sevilla vom Giraldathurm herab zu seinen Füßen liegen sah, als zu klein erscheinen. Fernando Garrido in seinem, früher einmal besprochenen Buch über Spanien gibt 152,000 an; Arthur Stahl 162,000; woher Letzterer seine 10,000 mehr genommen hat, ist nicht ersichtlich. Mir scheint in diesem Fall die von Garrido aufgestellte Zahl die meiste innere und äußere Wahrscheinlichkeit zu haben.

Sevilla mag wohl unzweifelhaft die Zeiten seines größten Glanzes und Reichthums hinter sich haben; denn eine solch hervorragende Bedeutung, wie sie ihm beim Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch das Zusammentreffen ganz außerordentlicher weltgeschichtlicher Verhältnisse zu Theil geworden ist, kann sich nicht leicht wiederholen. Allein gleichwohl ist Sevilla, weit entfernt, jemals so tief gesunken zu sein, als das bei Cordova der Fall war, eine in hohem Grad reiche, große und glänzende Stadt. Sie wird vielleicht in den nächsten Jahrzehnten nicht gerade so rasch und weit vorwärts kommen, als Barcelona, Valencia und Madrid, aber sie ist so prächtig, daß auch eine kleine Indolenz ihr nicht so schnell schaden kann.

Sevilla führt, namentlich im Ausland, mit besonderer

Bevorzugung den Namen „die lustige Stadt." Zur Lustigkeit bin ich nun ungeschickter und unglücklicher Weise zwei Tage zu spät nach Sevilla gekommen; denn zwei Tage vor meiner Ankunft war die Feria, der große Jahrmarkt Andalusiens, zu Ende gegangen. Da man nicht überall zu gleicher Zeit zu sein vermag, so war hieran Nichts zu ändern. Einerseits bedauerte ich, das andalusische Volk nicht in Masse beisammen, genießend, lärmend, sich zerstreuend gesehen zu haben. Andererseits aber las ich Berichte über die Tage der Feria in verschiedenen Blättern, und da drängte sich mir die ganz bestimmte Vorstellung auf, daß ich nicht viel verloren habe. Denn es war von Trunkenheit und Unzucht so viel, und von andern Dingen so wenig die Rede, daß nur der Gedanke übrig blieb, in Sevilla sei sowohl das Leben und Treiben der gemeinen, als auch dasjenige der edlen Menschen im Allgemeinen so ziemlich das gleiche, wie an andern Orten.

Ob Sevilla von dem Lärm der jüngstvergangenen Tage, von der ausgestandenen Lustigkeit müde war, oder wo es sonst fehlte, ich weiß es nicht. Wenn aber meine Zufriedenheit mit dieser Stadt davon abhängig gewesen wäre, ob ich in ihr so viel Lärm, Lustigkeit, Zerstreuung und Genußleben gefunden hätte, als ihr gewöhnlich zugeschrieben oder angedichtet wird, so wäre ich sicherlich mit dem Gefühle großer Enttäuschung von dannen gezogen. Natürlich habe ich der Sache nachgefragt, und man wollte Nichts davon wissen, daß Sevilla müde sei; abgesehen davon, daß die vielen Fremden fort seien und der große Spectakel aufgehört habe, lebe Sevilla gerade so, wie sonst, versicherte man mir. Und dieß war ganz bestimmt die Wahrheit. Sevilla war so wenig müde, daß es schon in den wenigen Tagen meines Aufenthalts wieder das Bedürfniß eines großartigen Stiergefechtes hatte, wie wir sehen werden. Ich kam in Sevilla mit jeder Stunde mehr zu der Ueber-

zeugung, daß die Phraseologie deutscher und französischer Reisebeschreiber der Stadt und dem Land Dinge angedichtet hat, die gar nicht oder wenigstens nur in weit minderem Grade vorkommen. Einige derselben muß ich als nicht existirend ein klein wenig besprechen.

Ein andalusischer Majo, in seiner bunten, von Farbenglanz strahlenden, die schlanken Formen des schönen Jünglings hervorhebenden Tracht, auf einem andalusischen Rosse voll Kraft und Feuer, das zärtlich schmachtende Weib seines Herzens vor sich in seinen Armen — wer hat nicht dieses Bild gedruckt gelesen!

Ich deutscher Prosaiker aber habe in ganz Andalusien keinen Majo und keine Maja gesehen. Frauen und Mädchen tragen überhaupt auch hier, wie fast in ganz Spanien, keine Nationaltracht mehr. Die Crinoline statt der Basquinna, der lange Rock statt Mieder und Röckchen, das Tuch um den Kopf — in der That, diese Frauenspersonen sehen denen bei uns erschreckend ähnlich. Dreierlei ist beim weiblichen Geschlecht national geblieben: Die Mantilla, der Fächer, und, bei den Mädchen vom Volk, die es noch nicht zum Chignon gebracht haben, die Rose oder Nelke im Haar. Ueber ihre Schönheit habe ich mich schon ausgesprochen, und ich muß nur beifügen, daß in Sevilla im Allgemeinen die weibliche Schönheit seltener ist, als im ganzen übrigen Andalusien; das gerade Gegentheil ist in Cadiz der Fall.

Was den Majo betrifft, so kommt beim männlichen Geschlecht die nationale Kleidung allerdings noch häufiger vor, als bei den Frauen. Allgemein ist in den untern Klassen die Faja, die früher schon beschriebene rothe Binde um den Leib. Sonst aber sieht man die andalusischen Prachtcostüme aus Seide, Sammt und Atlas nur beim Stiergefecht; der gewöhnliche Mann in der kurzen Tuchjacke, der Weste darunter, den

meist langen Beinkleidern, oder auch den an der Wade offenen Ledergamaschen über Strümpfen, sieht im Allgemeinen recht nüchtern, verständig und prosaisch aus.

Wende mir Niemand ein, ich sei wahrscheinlich in Kirchen herumgelaufen, statt in Gesellschaft und zu fröhlichen, geputzten Menschen zu gehen. Wenn der stattliche Majo mit seiner holden Maja im Arm spazieren reitet, so muß man ihn gewiß sehen, denn der Mann muß zu diesem Zwecke an die Luft. Aber von den Tausenden geschickter Reiter, welche ich in und um Sevilla gesehen habe, hat nicht ein einziger ein Frauenzimmer bei sich auf dem Pferd gehabt; in Sommerröcken und Pariser Beinkleidern ritten sie Alle einher, und rauchten viele, viele Cigarren dazu. Die Damen aber gingen spazieren, wenn sie keine Kutschen hatten; in letzterm Fall saßen oder lagen sie in Kutschen, und ihre Cavaliere ritten neben ihnen her; sie ritten gut, schön, galant, Manche selbst etwas coquett; aber das gewöhnliche Bild von Majo und Maja war doch schlechterdings nicht zu finden.

Wenn ich zu Haus an Sevilla dachte, ehe ich Spanien sah, so wirbelte mir der Kopf von Fandango, Bolero und Castagnetten. Nun denn, das Entsetzliche sei gestanden! Ich habe in ganz Spanien nicht ein einziges Mal tanzen gesehen. Und ich bin dem Tanzen nichts weniger als abhold; die Sache kommt einfach daher, daß das Volk, im Ganzen und Allgemeinen genommen, — nicht tanzt. Es gibt ohne Zweifel in Spanien sehr viele Frauenzimmer, welche vortrefflich tanzen. Es gibt ohne Zweifel in Madrid „tanzende Kaffeehäuser", und auf den Provinzialtheatern gibt es Ballets, wie in der Residenz. Man kann es auch ohne Zweifel so machen, um tanzen zu sehen, wie der närrische Auffenberg es in Granada machte, um eine Romanze zu hören; er ging nämlich zu einer Dame von mehr als zweifelhaften Sitten. Aber du

lieber Gott! soll ich sehen oder gar schildern, wie eine solche Kaffeetänzerin in nicht decenter Kleidung ihre üppigen Sprünge macht? Ich würde es mir nicht nur zum ewigen Verbrechen anrechnen, wenn irgend Etwas dem Unreinen Verwandtes von mir auf's Papier käme, sondern ich hatte auch für mich selbst nicht die mindeste Lust, solcherlei Tanzvergnügungen anzusehen. Wenn das Volk aus freiem Antrieb, aus innerer Lust und Freude getanzt hätte, da hätte ich stundenlang zugesehen, und sie hätten es in allen Beziehungen ziemlich weit treiben dürfen; aber das Volk tanzte nicht, und den raffinirten Ausstellungen der in Bocksſprünge versetzten, um's Geld sich preisgebenden Menschengestalt mögen Andere nachgehen. Bei der Messe — feria — soll freilich viel öffentlich getanzt worden sein, aber was ich davon las, war nicht schön.

Mit Gesang und Musik war es nicht viel besser. Daß im feingebildeten Familienkreis Musik und Gesang mit Liebe gepflegt wird, versteht sich von selbst, und die reichbegabte spanische Natur sichert genugsam den glänzenden Erfolg dieser Bemühungen. Aber das ist doch nicht specifisch andalusisch, nicht einmal specifisch spanisch; die Frage kann nur die sein: was leistet die Masse des Volks? Und da muß ich eben wieder sagen: wenig genug, aber in Sevilla am wenigsten. Einige, ziemlich unbedeutende, Lieder zur Guitarre in abendlicher Stunde in einem kleinen Patio fast mehr gemurmelt als gesungen, waren Alles, was ich von freiwillig sich kundgebender Volksmusik in Sevilla gehört habe.

Wer sich also unter dem Leben in Sevilla ein ewig lachendes, tanzendes, singendes, liebendes, lustiges und göttliches Leben der Seligkeit und des Genusses vorstellt, der wird sich schwer enttäuscht finden. Sevilla gehört zum modernen Europa, wie ganz Spanien; die ordentlichen und vernünftigen Leute leben in Sevilla ungefähr eben so, wie dieß ihre Collegen in

ganz Spanien thun, und die Andern machen es auch Ihresgleichen nach.

Und weil ich nun doch einmal daran bin, unangenehme Wahrheiten zu sagen, so soll auch nicht verschwiegen sein, daß keine der mir bekannten größern Städte Spaniens in einer so durchaus unbedeutenden Gegend liegt, wie Sevilla. Ich war so glücklich, wohl in der reizendsten Zeit des Jahres, Anfangs Mai, in dieser Stadt zu sein, welche südlicher liegt, als Athen und Palermo; die Natur war in diesen Tagen, wo mich zudem das wundervollste Wetter begünstigte, gewiß in der reichsten Entfaltung aller ihrer Reize begriffen. Und dennoch muß ich sagen: eine grüne, ziemlich eintönige Ebene, und ein trüber, gelber Fluß, das ist die Umgegend von Sevilla.

Jetzt aber wird der freundliche Leser, der sich unterhalten möchte, der Sache satt und fragt, was denn an Sevilla Gutes übrig bleibe, wenn weder die Natur, noch das menschliche Leben Etwas tauge. Wenn der Leser meiner Schilderung glaubt, und später nach Sevilla kommt, so wird er mir dankbar sein, denn er findet die Sache vielleicht etwas besser und poetischer, als ich sie dargestellt habe; jedenfalls wird er mir eher dankbar sein, als Denjenigen, welche mit unerträglichem Phrasengeklingel über andalusisches Wesen den Unvorsichtigen täuschen und dem Vernünftigen Spaß und Freude verderben.

Die Frage aber, was denn an Sevilla Gutes übrig bleibe, will ich gerne beantworten, und es ist dieses Guten sehr viel, wenn es auch nicht gerade im Tanzen und Singen, oder in herrlichen Bergpartieen besteht. Welche unsagbaren Schätze Sevilla in seiner Kathedrale, seinem Alcazar, seinem Murillo besitzt, dieß will ich an seinem Ort im Einzelnen dem Leser darzulegen suchen; aber auch, was den allgemeinen Ton des Lebens und die Gestaltung der menschlichen Verhältnisse betrifft, hat Sevilla seine großen Vorzüge und wahrhaft glän-

zenden Eigenschaften, die mit allem bisher Gesagten vereinbar sind.

Vor Allem ist Sevilla schon rein äußerlich betrachtet, eine wahrhaft schöne Stadt. Oft mußte ich beim Durchstreifen ihrer Straßen an einen alten Kupferstich denken, der mir einmal in die Hände gekommen war, und auf welchem ein altergrauer, moderiger Thurm die Giralda, und einige verfallene Hütten den Kathedralplatz vorstellen, während mehrere zerlumpte Bettler vor der Kirche herumliegen. Ei, wie sah das so völlig anders aus! In gewaltigem Kreis um die herrliche, riesengroße und doch so heiter emporstrebende Kathedrale gelagert, zeigt die Stadt in allen ihren Theilen ein Musterbild von Reinlichkeit, Heiterkeit, Nettigkeit. Ihre Straßen sind meistens nicht breit, aber sie sind doch keineswegs so beengend eng, um mich recht kräftig auszudrücken, wie jene von Cordova. Die in Sevilla außerordentlich große Anzahl von öffentlichen Plätzen mit Bäumen, Alleen, Ruheplätzen erhöht natürlich diesen Eindruck von Geräumigkeit und Behaglichkeit, welchen schon die Straßen hervorbringen. Die Bauart der schräg, nicht eben gedeckten Häuser, wenigstens der älteren, hat im Aeußern und Innern jetzt noch sehr viel von der arabischen Zeit. Darum sind viele Häuser nach außen unansehnlich, mit wenigen und unbedeutenden Fenstern versehen. Dagegen sind sie durchschnittlich doch nicht so klein, wie viele, wenn nicht die meisten in Cordova, und nebenbei gibt es auch viele moderne Häuser und wahrhaft großartige Paläste. Von der innern Einrichtung eines größern sevillanischen Hauses habe ich schon gelegenheitlich meiner Fonda eine Vorstellung zu geben versucht; die Einrichtung eines kleinen Hauses ist ganz ähnlich. Ueberall findet sich der kleine, viereckige Hof, mit Statuen, Gemälden, Springbrunnen, Orangen, Blumen und Sitzplätzen, welcher in der guten Jahreszeit der, häufig nur

durch ein Gitter von der Straße abgeschlossene Aufenthalt der Bewohner während eines großen Theils des Tages ist. Kein Haus habe ich in Sevilla gesehen, welches in Bezug auf Sauberkeit und gute Erhaltung irgend Etwas zu wünschen übrig ließ; Alles glänzend weiß angestrichen, Alles neu, nett, niedlich.

Daß eine, im Großen und Kleinen so hübsche Stadt auch wohlhabend ist, braucht eigentlich kaum gesagt zu werden; denn von was wollte sie sonst hübsch sein? Ich habe schon erwähnt, daß Sevilla, obwohl nicht mehr im Besitz einer Art von Handelsmonopol nach Amerika, auch jetzt noch großen Reichthum in sich birgt. In der That versicherte man mir, daß es in Sevilla sehr viele sehr reiche Leute gebe, und zwar namentlich auch solche, die sich nicht mehr mit Vermehrung, sondern nur mit Erhaltung und menschenwürdigem Genuß ihres Besitzes abgeben. Doch dieß kann ich nur nachsprechen; in drei Tagen dringt ein Fremder in solche Verhältnisse nicht ein. Was er aber in drei Tagen recht wohl sehen kann, das ist der noch viel wichtigere allgemeine Wohlstand, der in Sevilla herrscht. Auch hier begegnete ich Aeußerungen des Mißvergnügens über die Zustände der Nation, namentlich über ihre wirthschaftliche Lage; allein diese Aeußerungen waren nicht, wie in Granada, mit Indolenz, sondern mit Strebsamkeit verknüpft; und eine solche Unzufriedenheit ist die erste Grundlage und Quelle des Fortschritts zum Guten. Und dieses vereinzelte, wohlthätige Mißvergnügen beeinträchtigte nicht den vorherrschenden Eindruck der Behaglichkeit und Opulenz. Das herrliche Klima trägt allerdings das Seinige zu solchen erfreulichen Zuständen bei; aber wenn man in einer so großen Stadt kein abgehärmtes, abgezehrtes Gesicht sieht, beinahe gar nicht angebettelt wird, sich inmitten von über hunderttausend satten, frohen, wenn gleich nicht tanzenden, und durch-

weg anständigen Menschen erblickt, so bleibt kein Zweifel möglich an einer soliden materiellen Grundlage dieses Lebens.

Sevilla ist ferner eine sehr gebildete Stadt. In keinem Provinzialmuseum Spaniens ist auch nur entfernt geleistet, was in den hiesigen; keine Stadt hat einen großen Bürger so geehrt, wie Sevilla seinen Murillo mit dessen prächtigem Denkmal. Und in keiner Stadt Spaniens hörte ich von so wenig Leuten, daß ihnen Lesen und Schreiben fremd geblieben sei, als hier. Die allgemeine, bis in die tiefsten Schichten des Volks reichende Gefälligkeit der Manieren kommt zwar theilweise von allgemein spanischer Liebenswürdigkeit, theilweise von der specifisch andalusischen Lebensgewandtheit her; allein sie ist doch in Sevilla mit einer Gewähltheit der Ausdrücke, einer Sicherheit des Auftretens verbunden, welche zeigt, daß die Leute im Allgemeinen Etwas gelernt haben und sich dessen bewußt sind.

Sevilla ist endlich eine Stadt von auch jetzt noch recht bedeutendem Handelsverkehr. Dieses Fach ist gewiß eine meiner schwächsten Seiten. Allein wenn Jemand über die große Quadalquivirbrücke geht, und dem Leben und Treiben auf den zahlreichen Schiffen im Strome zusieht, oder wenn er die großen, überfüllten Märkte Sevilla's besucht, so überzeugt er sich, wenn auch noch so sehr Laie, daß hier um Geld gehandelt und gearbeitet wird, und zwar mit Erfolg.

Jenseits der Quadalquivirbrücke, am rechten Ufer des Stroms, liegt die große Vorstadt Triana, für sich allein eine bedeutende Stadt von etwa 15,000 Einwohnern darstellend; wiederholt erinnerte mich die gegenseitige Lage von Stadt und Vorstadt an Regensburg und Stadtamhof. Von der dichten Bevölkerung, von dem regen Verkehrsleben Sevilla's bekommt man auf der beide Städte verbindenden Brücke einen eben so deutlichen, als vortheilhaften Begriff.

Sevilla ist, Alles zusammengefaßt, eine in so hohem Grad interessante, geistig anregende, schöne und heitere Stadt, daß man über den Vorzügen ihres innern Lebens sogar die unläugbaren Mängel ihrer äußern Umgebung gerne und leicht vergißt.

II. Die Kathedrale.

Ein der Baukunst Unkundiger soll über die Kathedrale von Sevilla reden! Freilich, wenn nur Diejenigen über sie reden dürften, welche Alles verstehen, was sie bietet, dann wären fast Alle zum Schweigen verurtheilt. Denn alle bildenden und zeichnenden Künste haben ihr Höchstes gethan zur liebenden Aussteuer dieses Werkes, welches für sich ganz allein das bekannte stolze Wort der Sevillaners rechtfertigt: Quien no ha visto a Sevilla, no ha visto maravilla. (Wer Sevilla nicht sah, sah ein Wunder nicht). Allein dem Leser, der aus diesen Blättern Etwas über Spanien lernen will, ist weder mit meiner Bewunderung, noch mit meiner Bescheidenheit gedient, und so muß ich denn auf dem dornenvollen Pfade des Beschreibens weiter straucheln.

Ich hatte nach meiner Ankunft in Sevilla mich kaum einigermassen in Ordnung gebracht und restaurirt, als ich mich aufmachte, um die Kathedrale zu suchen. Ueber den Constitutionsplatz mit dem stattlichen Gemeindehaus, und über die große, viereckige, mit unzähligen Orangenbäumen bepflanzte plaza de la Infanta Isabel führte mich der Weg ohne alle Erkundigung von selbst zu meinem Ziel. Sehr verschieden von den bei weitem meisten Kathedralen Spaniens liegt die hiesige in freier und würdiger Umgebung, das ganze colossale Bauwerk um mehrere Stufen über die Stadt erhöht, (woher der ganze Platz den Namen gradas führt), von niedrigen Säulen oder Pfeilern umgeben, die durch eiserne Ketten unter

sich verbunden sind. Eine schöne breite Straße mit zahlreichen Läden gegen Norden, und an den übrigen Seiten der erzbischöfliche Palast, der Alcazar und die Lonja bilden die stattliche und großartige Umgrenzung des Kathedralplatzes. Der erste Anblick dieses unermeßlichen Ganzen läßt keine Prüfung einzelner oder allgemeiner Schönheit aufkommen; die Größe ist es, welche vor Allem und überwältigend auf den Beschauer wirkt.

Meine zweite Empfindung war der Wunsch, vor Besichtigung des Innern den Thurm, die Giralda zu besteigen, welche an der Nordostseite der Kathedrale, fast isolirt neben ihr stehend und nur lose mit ihr verbunden, vor meinen Augen gen Himmel stieg. Ich that so, und will daher auch zuerst von der Giralda sprechen. Antoine de Latour in seinen „Etudes sur l'Espagne“ nennt die Giralda „eine maurische Gefangene, gewaltsam im Christenland zurückgehalten und dazu verurtheilt, den Gott ihrer neuen Herren zu preisen.“ Die Schilderung des Thurmes wird zeigen, wie hübsch und geistreich dieses Bild gewählt ist.

Der angebliche Erfinder der Buchstabenrechnung Al Geber, Gaver oder Guever, soll zuerst zwei ähnliche Thürme in Afrika erbaut, und sodann im Jahre 1196, zur Zeit, als die maurische Herrschaft in Spanien noch in hoher Blüthe stand, den Bau der Giralda begonnen haben. Der unverändert erhaltene maurische Theil des Thurmes ist zweihundertfünfzig Fuß hoch, und bildet ein regelmäßiges Viereck, dessen Seiten je fünfzig Fuß breit sind. Mit behauenen Quadern beginnend, geht der Thurm bald in einen einfachen Backsteinbau über, dessen Außenseiten mit höchst geschmackvollen, aus rohen Ziegeln hergestellten Verzierungen, ganz im Geiste arabischer Ornamentik, geschmückt sind. Die Mauern werden dicker, je höher man steigt, und sind in passenden Zwischenräumen

von engen Fenstern mit zierlichen Säulen und eleganten Hufeisenbogen durchbrochen. Im Innern des Thurmes führt nicht eine Treppe, sondern eine allmälig ansteigende, mit der zunehmenden Mauerdicke sich verengende Straße mit solcher Bequemlichkeit empor, daß ich nicht nur die oft behauptete und oft bestrittene Möglichkeit des Hinaufreitens an sich nicht im Mindesten bezweifle, sondern nach Dem, was zwischen Loja und Antequera geleistet worden, mich jeden Augenblick getrauen würde, in eigener Person hinaufzureiten. Auf der Höhe des arabischen Thurmes sollen zu jener Zeit vier weithin leuchtende Kugeln aus vergoldetem Kupfer gestanden haben, welche im Jahre 1395 ein Erdbeben herabstürzte.

Fernando Ruiz errichtete im Jahre 1568 — ich habe nicht erfahren können, ob dieses Jahr den Anfang oder die Vollendung seiner Arbeit bezeichnet — auf diesem arabischen Bauwerk einen modernen Aufsatz, welcher nicht nur, wie das Werk des nämlichen Baumeisters in der Moschee zu Cordova, an und für sich schön, sondern auch, was noch mehr heißt, mit den arabischen Bauformen eben so glücklich, als geschmackvoll verschmolzen und verwoben ist.

Dieser neuere Theil der Giralda ist im Ganzen noch weitere hundert Fuß hoch, und zerfällt wiederum in drei Abtheilungen. Die erste, mittelst regelmäßiger Arcaden durchbrochene Abtheilung bildet den eigentlichen Glockenthurm; die Größenverhältnisse dieses Theiles sind die nämlichen, wie beim arabischen Unterbau. Fünfundzwanzig Glocken hängen rings um den Thurm in den Arcaden, und ein wahrhaft cordovesisches, wahnsinndrohendes Donnergeläute empfing mich, als ich aus der Treppenstraße herauf an's blendende Tageslicht in den freien Raum hinter den Glocken trat.

An dieser Stelle aber wendet man sich unwillkührlich ab von allem und jedem architectonischen Schauen, und schaut

lieber über die Brüstung hinab, wo das große Sevilla zu unsern Füßen liegt. Sevilla aus der Vogelperspective! Niemals werde ich diesen Anblick vergessen. Die weite, grüne, einförmige, nur durch wenige Hügel und einzelne Palmen geschmückte Ebene, durch welche der Quadalquivir in Schlangenwindungen hinzieht, dient recht eigentlich nur, um die prächtige Stadt in ihr glänzendstes Licht zu stellen. Ja, wahrlich! in einem glänzenden, afrikanisch glänzenden Lichte lag sie da, mächtig angeglüht von der Sonne Andalusiens, denn es war erst Nachmittags vier Uhr, blendend weiß, vier Stunden im Umfang messend, beinahe kreisrund um die Kathedrale gelagert, und betend zu ihr hinauf. Mir war zu Muthe, als ob ich die ganze Stadt mit sammt Triana an mein heißes Herz drücken müßte, und dann fühlte ich jene zauberhafte Lust, mich hinunterzustürzen und der Stadt in die Arme zu sinken; es war ein berauschender, seliger Augenblick. Welch ein Glück es ist, Südspanien gerade in dieser Jahreszeit zu sehen, empfand ich hier oben mit Wonne; denn die jetzt so grüne und lachende Ebene mag im Spätsommer kahl und verbrannt genug aussehen, und die Hitze — heute hatten wir siebenundzwanzig Grad Reaumur im Schatten, was schon ein Wort ist — muß im Juli und August hier oben entsetzlich sein.

Nachdem ich den erhebenden Anblick von Sevilla und Triana recht innig in mich aufgenommen, mich auch an dem Herumwirbeln der Glocken um ihre eigene Achse halb belustigt und halb geärgert hatte, wendete ich mich der Betrachtung der noch höher emporsteigenden Theile des Thurmes zu. Die hier beginnende zweite Abtheilung des Neubaus ist noch viereckig, aber ihre Wände haben eine bei weitem geringere Breite. Den Gang des Glockenthurmes umschreitend, lesen wir an den vier Wänden des über unsern Häuptern emporsteigenden

Baues in riesengroßen Buchstaben die vier Worte: Turris Fortissima Nomen Domini. „Der festeste Thurm ist der Name des Herrn.“ Großartig und demüthig gedacht! Nur dem Namen des Herrn will die Giralda weichen. In dieser Thurmabtheilung befindet sich die oben schon erwähnte Uhr, zu welcher man auf einer engen und ziemlich dunkeln Treppe hinaufsteigt. Ein von unten heraufgerufener Führer ging mir mit schnellen Schritten, denen ich kaum zu folgen vermochte, bis zur Uhr voran; dabei rauchte er fortwährend die unvermeidliche Papiercigarre, und warf sich, in dem Uhrengemach ankommend, stöhnend und wie halbtodt auf eine dort stehende Ruhebank. Ich meinte, den thörichten Menschen wolle der Schlag treffen, und fragte besorgt nach seinem Befinden; da kehrte er mir ein verglastes, lebloses Auge zu, und sagte, er sei „nur blind.“ Der Mensch war mir förmlich unheimlich. Die Uhr selbst ist von einem spanischen Mönche, Fray José Cordero, gefertigt, und soll vorzüglich sein; besondere mathematische oder astronomische Kunststücke macht sie übrigens nicht. Weiter hinauf gelangt der Fremde nicht; der Weg durch den letzten Theil des Thurms wurde mir als lebensgefährlich bezeichnet, worauf ich an die Fortsetzung meiner spanischen und Lebensreise dachte und nicht auf der Sache bestand.

Vom Glockengang aus betrachtet, zeigt sich die letzte Abtheilung des Thurmes als in noch schmäleren, leichteren, und runden Formen emporsteigend. Auf einer von Säulen getragenen Kuppel steht schließlich die Statue des Glaubens, El Giraldillo genannt, weil sie, obwohl über zweitausend Pfund schwer, sich bei jedem Winde um sich selbst dreht. Sie ist fünfzehn Fuß hoch, trägt einen Palmzweig in der Rechten und in der Linken eine Blechstandarte, mittelst welcher die Windfahnenumdrehung erfolgt. Von ihr hat der ganze Thurm seinen Namen; denn girarse heißt: sich drehen.

Ich bezweifle sehr, daß die Giralda als bloß arabisches Bauwerk mit ihren goldenen Kugeln mehr vorgestellt hat, als jetzt; denn abgesehen von dem negativen Gewinn durch den Verlust der geschmacklosen maurischen Zierde, und von dem positiven Gewinn durch den bedeutenden Zuwachs an Höhe, sind die neueren Theile des Thurms so geschmackvoll und meisterhaft in Gedanke und Ausführung, daß sie sich dem ursprünglichen Bau auf's Würdigste anreihen, vor dem Meister, der sie schuf, die höchste Achtung erwecken, mit Einem Wort, Nichts zu wünschen übrig lassen. Das einzige Lächerliche und Schlechte auf der Giralda ist die bemitleidenswerthe Inschrift, welche verkündet, an welchem Tage welches Jahres Karl IV. (!) den berühmten Thurm durch Ersteigung desselben berühmter gemacht habe. Wahrlich, ein Monarch, der so Etwas dulden konnte, war eines Friedensfürsten und eines Napoleon werth.

Ich stieg herab und umwandelte nochmals den Riesenbau, der mir von oben allerdings als eine künstlerische Einheit erschienen war, aber als eine solche, welche nicht ein Mensch und nicht eine Mehrzahl von Menschen, sondern eine Abendgesellschaft von Jahrhunderten ausgedacht.

Und dennoch ist der Bau in verhältnißmäßig nicht zu langer Zeit ausgeführt worden. Der Beschluß, an die Stelle der bisher neben einer geringfügigen christlichen Kirche gestandenen arabischen Moschee eine Kathedrale zu bauen, welche ihres Gleichen auf Erden nicht haben soll, wurde von dem Sevillaner Kapitel im Jahr 1401 gefaßt; 1462 soll die Kirche schon die Hälfte ihrer Höhe erreicht gehabt haben; unbegreiflicher Weise hat man über den Verlauf des Baues so geringfügige Nachrichten, daß nicht einmal die Namen aller daran beschäftigten leitenden Meister bekannt sind. Im Jahr 1475, unter der Leistung eines Meister Simon, ward der

Chor vollendet; und obgleich 1511 das Dach sammt drei Bogen einstürzte, so konnte doch schon 1519 der erste Gottesdienst in der Kathedrale gehalten werden. Nur mehrere Seitenkapellen, sowie die Pfarrkirche Sagrario wurden später hinzugebaut.

Ueber die Größenverhältnisse dieser Kathedrale kann ich aus eigener Anschauung nur das Eine sagen, daß sie außerordentlich sind, und daß ich, der nicht in Rom war, etwas Aehnliches nirgends gesehen habe.

Im Interesse des Lesers wird mir Lorinser erlauben, aus seinem Buch die Vergleichung dieser Verhältnisse mit der Peterskirche in Rom, sowie mit der Paulskirche in London und der Kathedrale von Toledo abzuschreiben, da ich nirgends bestimmtere und genauere Angaben finden konnte. Es haben:

	St. Peter.	St. Paul.	Sevilla.	Toledo.
Länge:	673′	510′	443′	414′
Breite:	280′	120′	275′	204′
Flächeninhalt:	188,440□	61,200□	121,825□	84,456□.

Man sieht hieraus, daß die Kathedrale von Sevilla vermöge ihrer außerordentlichen Breite der größten Kirche der Welt verhältnißmäßig nahe kommt, und in der That streitet nur der Dom von Mailand mit ihr um den zweiten Platz.

Jeder Gedanke eines eigenen Abmessens oder Abschreitens verschwindet beim Anblick solcher Raumverhältnisse, und an arabische Säle und Moscheen mag man gar nicht mehr denken. Den comischsten Effect bringt aber ein großer Raum unstreitig auf ein französisches Gehirn hervor; denn ein französischer Reisebeschreiber hat berechnet, daß die Notredame-Kirche in Paris in der Kathedrale zu Sevilla „aufrechten Hauptes spazieren gehen“ könnte.

Wir betreten nun das Innere des Hauptbaues der Kathedrale, und zwar von der Westseite her. Fünf, und wenn

man die zwei Reihen der Seitenkapellen einrechnet, sieben Schiffe dehnen sich vor uns aus. Die Kirche ist nicht in Kreuzform gebaut, sondern im länglichen Viereck, einer Basilica ähnlich. Das Mittelschiff ist hundertfünfzig, die Kuppel über dem Hochaltar hundertsiebenzig Fuß hoch. Das vergoldete Holzschnitzwerk des Hochaltars stellt in vierundvierzig Feldern die ganze Lebensgeschichte Christi dar; als Krone des Ganzen, als höchstes Symbol des Evangeliums, thront zu oberst in schwindelnder Himmelnähe das Kreuz mit dem sterbenden Erlöser, neben welchem auf jeder Seite eine Frauengestalt knieet. Die Mutter des Erlösers kann wohl mit keiner derselben gemeint sein, weil stabat mater, wie Alban Stolz bei einer andern Gelegenheit bemerkt hat.

Jedermann fühlt, daß es sich nicht beschreiben läßt, was man beim plötzlichen Eintreten in ein solches Kunstwerk höchsten Ranges empfindet. Durch den, von mir schon wiederholt hervorgehobenen, und im sonnigen Sevilla ganz besonders wirksamen Gegensatz zwischen der blendenden Tageshelle draußen und der dunklen Dämmerung im Gotteshause gewinnt diese Empfindung noch an Stärke und Tiefe.

Vom rein gothischen Baustyl hat vielleicht das Innere keiner, erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erbauten Kirche noch so viel Ursprüngliches und Vollendetes gerettet, als dieser Hauptinnenbau des Sevillaner Doms mit seinen himmelhohen, unbegreiflich schön und kühn gewölbten Spitzbogen. Zu den Hauptvorzügen dieses Doms gehören die Glasmalereien, deren Farbenpracht das Auge entzückt, und deren Darstellung größtentheils meisterhaft ist; man zählt mehr als achtzig solcher gemalten Fenster.

Auf den Gemäldeschmuck der Kirche mich einzulassen, wage ich nicht. Um hierüber irgend etwas Eingehendes zu

Bevorzugung den Namen „die lustige Stadt." Zur Lustigkeit bin ich nun ungeschickter und unglücklicher Weise zwei Tage zu spät nach Sevilla gekommen; denn zwei Tage vor meiner Ankunft war die Feria, der große Jahrmarkt Andalusiens, zu Ende gegangen. Da man nicht überall zu gleicher Zeit zu sein vermag, so war hieran Nichts zu ändern. Einerseits bedauerte ich, das andalusische Volk nicht in Masse beisammen, genießend, lärmend, sich zerstreuend gesehen zu haben. Andererseits aber las ich Berichte über die Tage der Feria in verschiedenen Blättern, und da drängte sich mir die ganz bestimmte Vorstellung auf, daß ich nicht viel verloren habe. Denn es war von Trunkenheit und Unzucht so viel, und von andern Dingen so wenig die Rede, daß nur der Gedanke übrig blieb, in Sevilla sei sowohl das Leben und Treiben der gemeinen, als auch dasjenige der edlen Menschen im Allgemeinen so ziemlich das gleiche, wie an andern Orten.

Ob Sevilla von dem Lärm der jüngstvergangenen Tage, von der ausgestandenen Lustigkeit müde war, oder wo es sonst fehlte, ich weiß es nicht. Wenn aber meine Zufriedenheit mit dieser Stadt davon abhängig gewesen wäre, ob ich in ihr so viel Lärm, Lustigkeit, Zerstreuung und Genußleben gefunden hätte, als ihr gewöhnlich zugeschrieben oder angedichtet wird, so wäre ich sicherlich mit dem Gefühle großer Enttäuschung von dannen gezogen. Natürlich habe ich der Sache nachgefragt, und man wollte Nichts davon wissen, daß Sevilla müde sei; abgesehen davon, daß die vielen Fremden fort seien und der große Spectakel aufgehört habe, lebe Sevilla gerade so, wie sonst, versicherte man mir. Und dieß war ganz bestimmt die Wahrheit. Sevilla war so wenig müde, daß es schon in den wenigen Tagen meines Aufenthalts wieder das Bedürfniß eines großartigen Stiergefechtes hatte, wie wir sehen werden. Ich kam in Sevilla mit jeder Stunde mehr zu der Ueber-

zeugung, daß die Phraseologie deutscher und französischer Reisebeschreiber der Stadt und dem Land Dinge angedichtet hat, die gar nicht oder wenigstens nur in weit minderem Grade vorkommen. Einige derselben muß ich als nicht existirend ein klein wenig besprechen.

Ein andalusischer Majo, in seiner bunten, von Farbenglanz strahlenden, die schlanken Formen des schönen Jünglings hervorhebenden Tracht, auf einem andalusischen Rosse voll Kraft und Feuer, das zärtlich schmachtende Weib seines Herzens vor sich in seinen Armen — wer hat nicht dieses Bild gedruckt gelesen!

Ich deutscher Prosaiker aber habe in ganz Andalusien keinen Majo und keine Maja gesehen. Frauen und Mädchen tragen überhaupt auch hier, wie fast in ganz Spanien, keine Nationaltracht mehr. Die Crinoline statt der Basquinna, der lange Rock statt Mieder und Röckchen, das Tuch um den Kopf — in der That, diese Frauenspersonen sehen denen bei uns erschreckend ähnlich. Dreierlei ist beim weiblichen Geschlecht national geblieben: Die Mantilla, der Fächer, und, bei den Mädchen vom Volk, die es noch nicht zum Chignon gebracht haben, die Rose oder Nelke im Haar. Ueber ihre Schönheit habe ich mich schon ausgesprochen, und ich muß nur beifügen, daß in Sevilla im Allgemeinen die weibliche Schönheit seltener ist, als im ganzen übrigen Andalusien; das gerade Gegentheil ist in Cadiz der Fall.

Was den Majo betrifft, so kommt beim männlichen Geschlecht die nationale Kleidung allerdings noch häufiger vor, als bei den Frauen. Allgemein ist in den untern Klassen die Faja, die früher schon beschriebene rothe Binde um den Leib. Sonst aber sieht man die andalusischen Prachtcostüme aus Seide, Sammt und Atlas nur beim Stiergefecht; der gewöhnliche Mann in der kurzen Tuchjacke, der Weste darunter, den

meist langen Beinkleidern, oder auch den an der Wade offenen Ledergamaschen über Strümpfen, sieht im Allgemeinen recht nüchtern, verständig und prosaisch aus.

Wende mir Niemand ein, ich sei wahrscheinlich in Kirchen herumgelaufen, statt in Gesellschaft und zu fröhlichen, geputzten Menschen zu gehen. Wenn der stattliche Majo mit seiner holden Maja im Arm spazieren reitet, so muß man ihn gewiß sehen, denn der Mann muß zu diesem Zwecke an die Luft. Aber von den Tausenden geschickter Reiter, welche ich in und um Sevilla gesehen habe, hat nicht ein einziger ein Frauenzimmer bei sich auf dem Pferd gehabt; in Sommerröcken und Pariser Beinkleidern ritten sie Alle einher, und rauchten viele, viele Cigarren dazu. Die Damen aber gingen spazieren, wenn sie keine Kutschen hatten; in letzterm Fall saßen oder lagen sie in Kutschen, und ihre Cavaliere ritten neben ihnen her; sie ritten gut, schön, galant, Manche selbst etwas coquett; aber das gewöhnliche Bild von Majo und Maja war doch schlechterdings nicht zu finden.

Wenn ich zu Haus an Sevilla dachte, ehe ich Spanien sah, so wirbelte mir der Kopf von Fandango, Bolero und Castagnetten. Nun denn, das Entsetzliche sei gestanden! Ich habe in ganz Spanien nicht ein einziges Mal tanzen gesehen. Und ich bin dem Tanzen nichts weniger als abhold; die Sache kommt einfach daher, daß das Volk, im Ganzen und Allgemeinen genommen, — nicht tanzt. Es gibt ohne Zweifel in Spanien sehr viele Frauenzimmer, welche vortrefflich tanzen. Es gibt ohne Zweifel in Madrid „tanzende Kaffeehäuser", und auf den Provinzialtheatern gibt es Ballets, wie in der Residenz. Man kann es auch ohne Zweifel so machen, um tanzen zu sehen, wie der närrische Auffenberg es in Granada machte, um eine Romanze zu hören; er ging nämlich zu einer Dame von mehr als zweifelhaften Sitten. Aber du

lieber Gott! soll ich sehen oder gar schildern, wie eine solche Kaffeetänzerin in nicht decenter Kleidung ihre üppigen Sprünge macht? Ich würde es mir nicht nur zum ewigen Verbrechen anrechnen, wenn irgend Etwas dem Unreinen Verwandtes von mir auf's Papier käme, sondern ich hatte auch für mich selbst nicht die mindeste Lust, solcherlei Tanzvergnügungen anzusehen. Wenn das Volk aus freiem Antrieb, aus innerer Lust und Freude getanzt hätte, da hätte ich stundenlang zugesehen, und sie hätten es in allen Beziehungen ziemlich weit treiben dürfen; aber das Volk tanzte nicht, und den raffinirten Ausstellungen der in Bocksſprünge versetzten, um's Geld sich preisgebenden Menschengestalt mögen Andere nachgehen. Bei der Messe — feria — soll freilich viel öffentlich getanzt worden sein, aber was ich davon las, war nicht schön.

Mit Gesang und Musik war es nicht viel besser. Daß im feingebildeten Familienkreis Musik und Gesang mit Liebe gepflegt wird, versteht sich von selbst, und die reichbegabte spanische Natur sichert genugsam den glänzenden Erfolg dieser Bemühungen. Aber das ist doch nicht specifisch andalusisch, nicht einmal specifisch spanisch; die Frage kann nur die sein: was leistet die Masse des Volks? Und da muß ich eben wieder sagen: wenig genug, aber in Sevilla am wenigsten. Einige, ziemlich unbedeutende, Lieder zur Guitarre in abendlicher Stunde in einem kleinen Patio fast mehr gemurmelt als gesungen, waren Alles, was ich von freiwillig sich kundgebender Volksmusik in Sevilla gehört habe.

Wer sich also unter dem Leben in Sevilla ein ewig lachendes, tanzendes, singendes, liebendes, lustiges und göttliches Leben der Seligkeit und des Genusses vorstellt, der wird sich schwer enttäuscht finden. Sevilla gehört zum modernen Europa, wie ganz Spanien; die ordentlichen und vernünftigen Leute leben in Sevilla ungefähr eben so, wie dieß ihre Collegen in

ganz Spanien thun, und die Andern machen es auch Ihresgleichen nach.

Und weil ich nun doch einmal daran bin, unangenehme Wahrheiten zu sagen, so soll auch nicht verschwiegen sein, daß keine der mir bekannten größern Städte Spaniens in einer so durchaus unbedeutenden Gegend liegt, wie Sevilla. Ich war so glücklich, wohl in der reizendsten Zeit des Jahres, Anfangs Mai, in dieser Stadt zu sein, welche südlicher liegt, als Athen und Palermo; die Natur war in diesen Tagen, wo mich zudem das wundervollste Wetter begünstigte, gewiß in der reichsten Entfaltung aller ihrer Reize begriffen. Und dennoch muß ich sagen: eine grüne, ziemlich eintönige Ebene, und ein trüber, gelber Fluß, das ist die Umgegend von Sevilla.

Jetzt aber wird der freundliche Leser, der sich unterhalten möchte, der Sache satt und fragt, was denn an Sevilla Gutes übrig bleibe, wenn weder die Natur, noch das menschliche Leben Etwas tauge. Wenn der Leser meiner Schilderung glaubt, und später nach Sevilla kommt, so wird er mir dankbar sein, denn er findet die Sache vielleicht etwas besser und poetischer, als ich sie dargestellt habe; jedenfalls wird er mir eher dankbar sein, als Denjenigen, welche mit unerträglichem Phrasengeklingel über andalusisches Wesen den Unvorsichtigen täuschen und dem Vernünftigen Spaß und Freude verderben.

Die Frage aber, was denn an Sevilla Gutes übrig bleibe, will ich gerne beantworten, und es ist dieses Guten sehr viel, wenn es auch nicht gerade im Tanzen und Singen, oder in herrlichen Bergpartieen besteht. Welche unsagbaren Schätze Sevilla in seiner Kathedrale, seinem Alcazar, seinem Murillo besitzt, dieß will ich an seinem Ort im Einzelnen dem Leser darzulegen suchen; aber auch, was den allgemeinen Ton des Lebens und die Gestaltung der menschlichen Verhältnisse betrifft, hat Sevilla seine großen Vorzüge und wahrhaft glän-

zenden Eigenschaften, die mit allem bisher Gesagten vereinbar sind.

Vor Allem ist Sevilla schon rein äußerlich betrachtet, eine wahrhaft schöne Stadt. Oft mußte ich beim Durchstreifen ihrer Straßen an einen alten Kupferstich denken, der mir einmal in die Hände gekommen war, und auf welchem ein altergrauer, moderiger Thurm die Giralda, und einige verfallene Hütten den Kathedralplatz vorstellen, während mehrere zerlumpte Bettler vor der Kirche herumliegen. Ei, wie sah das so völlig anders aus! In gewaltigem Kreis um die herrliche, riesengroße und doch so heiter emporstrebende Kathedrale gelagert, zeigt die Stadt in allen ihren Theilen ein Musterbild von Reinlichkeit, Heiterkeit, Nettigkeit. Ihre Straßen sind meistens nicht breit, aber sie sind doch keineswegs so beengend eng, um mich recht kräftig auszudrücken, wie jene von Cordova. Die in Sevilla außerordentlich große Anzahl von öffentlichen Plätzen mit Bäumen, Alleen, Ruheplätzen erhöht natürlich diesen Eindruck von Geräumigkeit und Behaglichkeit, welchen schon die Straßen hervorbringen. Die Bauart der schräg, nicht eben gedeckten Häuser, wenigstens der älteren, hat im Aeußern und Innern jetzt noch sehr viel von der arabischen Zeit. Darum sind viele Häuser nach außen unansehnlich, mit wenigen und unbedeutenden Fenstern versehen. Dagegen sind sie durchschnittlich doch nicht so klein, wie viele, wenn nicht die meisten in Cordova, und nebenbei gibt es auch viele moderne Häuser und wahrhaft großartige Paläste. Von der innern Einrichtung eines größern sevillanischen Hauses habe ich schon gelegenheitlich meiner Fonda eine Vorstellung zu geben versucht; die Einrichtung eines kleinen Hauses ist ganz ähnlich. Ueberall findet sich der kleine, viereckige Hof, mit Statuen, Gemälden, Springbrunnen, Orangen, Blumen und Sitzplätzen, welcher in der guten Jahreszeit der, häufig nur

durch ein Gitter von der Straße abgeschlossene Aufenthalt der Bewohner während eines großen Theils des Tages ist. Kein Haus habe ich in Sevilla gesehen, welches in Bezug auf Sauberkeit und gute Erhaltung irgend Etwas zu wünschen übrig ließ; Alles glänzend weiß angestrichen, Alles neu, nett, niedlich.

Daß eine, im Großen und Kleinen so hübsche Stadt auch wohlhabend ist, braucht eigentlich kaum gesagt zu werden; denn von was wollte sie sonst hübsch sein? Ich habe schon erwähnt, daß Sevilla, obwohl nicht mehr im Besitz einer Art von Handelsmonopol nach Amerika, auch jetzt noch großen Reichthum in sich birgt. In der That versicherte man mir, daß es in Sevilla sehr viele sehr reiche Leute gebe, und zwar namentlich auch solche, die sich nicht mehr mit Vermehrung, sondern nur mit Erhaltung und menschenwürdigem Genuß ihres Besitzes abgeben. Doch dieß kann ich nur nachsprechen; in drei Tagen dringt ein Fremder in solche Verhältnisse nicht ein. Was er aber in drei Tagen recht wohl sehen kann, das ist der noch viel wichtigere allgemeine Wohlstand, der in Sevilla herrscht. Auch hier begegnete ich Aeußerungen des Mißvergnügens über die Zustände der Nation, namentlich über ihre wirthschaftliche Lage; allein diese Aeußerungen waren nicht, wie in Granada, mit Indolenz, sondern mit Strebsamkeit verknüpft; und eine solche Unzufriedenheit ist die erste Grundlage und Quelle des Fortschritts zum Guten. Und dieses vereinzelte, wohlthätige Mißvergnügen beeinträchtigte nicht den vorherrschenden Eindruck der Behaglichkeit und Opulenz. Das herrliche Klima trägt allerdings das Seinige zu solchen erfreulichen Zuständen bei; aber wenn man in einer so großen Stadt kein abgehärmtes, abgezehrtes Gesicht sieht, beinahe gar nicht angebettelt wird, sich inmitten von über hunderttausend satten, frohen, wenn gleich nicht tanzenden, und durch-

weg anständigen Menschen erblickt, so bleibt kein Zweifel möglich an einer soliden materiellen Grundlage dieses Lebens.

Sevilla ist ferner eine sehr gebildete Stadt. In keinem Provinzialmuseum Spaniens ist auch nur entfernt geleistet, was in den hiesigen; keine Stadt hat einen großen Bürger so geehrt, wie Sevilla seinen Murillo mit dessen prächtigem Denkmal. Und in keiner Stadt Spaniens hörte ich von so wenig Leuten, daß ihnen Lesen und Schreiben fremd geblieben sei, als hier. Die allgemeine, bis in die tiefsten Schichten des Volks reichende Gefälligkeit der Manieren kommt zwar theilweise von allgemein spanischer Liebenswürdigkeit, theilweise von der specifisch andalusischen Lebensgewandtheit her; allein sie ist doch in Sevilla mit einer Gewähltheit der Ausdrücke, einer Sicherheit des Auftretens verbunden, welche zeigt, daß die Leute im Allgemeinen Etwas gelernt haben und sich dessen bewußt sind.

Sevilla ist endlich eine Stadt von auch jetzt noch recht bedeutendem Handelsverkehr. Dieses Fach ist gewiß eine meiner schwächsten Seiten. Allein wenn Jemand über die große Quadalquivirbrücke geht, und dem Leben und Treiben auf den zahlreichen Schiffen im Strome zusieht, oder wenn er die großen, überfüllten Märkte Sevilla's besucht, so überzeugt er sich, wenn auch noch so sehr Laie, daß hier um Geld gehandelt und gearbeitet wird, und zwar mit Erfolg.

Jenseits der Quadalquivirbrücke, am rechten Ufer des Stroms, liegt die große Vorstadt Triana, für sich allein eine bedeutende Stadt von etwa 15,000 Einwohnern darstellend; wiederholt erinnerte mich die gegenseitige Lage von Stadt und Vorstadt an Regensburg und Stadtamhof. Von der dichten Bevölkerung, von dem regen Verkehrsleben Sevilla's bekommt man auf der beide Städte verbindenden Brücke einen eben so deutlichen, als vortheilhaften Begriff.

Sevilla ist, Alles zusammengefaßt, eine in so hohem Grad interessante, geistig anregende, schöne und heitere Stadt, daß man über den Vorzügen ihres innern Lebens sogar die unläugbaren Mängel ihrer äußern Umgebung gerne und leicht vergißt.

II. Die Kathedrale.

Ein der Baukunst Unkundiger soll über die Kathedrale von Sevilla reden! Freilich, wenn nur Diejenigen über sie reden dürften, welche Alles verstehen, was sie bietet, dann wären fast Alle zum Schweigen verurtheilt. Denn alle bildenden und zeichnenden Künste haben ihr Höchstes gethan zur liebenden Aussteuer dieses Werkes, welches für sich ganz allein das bekannte stolze Wort der Sevillaners rechtfertigt: Quien no ha visto a Sevilla, no ha visto maravilla. (Wer Sevilla nicht sah, sah ein Wunder nicht). Allein dem Leser, der aus diesen Blättern Etwas über Spanien lernen will, ist weder mit meiner Bewunderung, noch mit meiner Bescheidenheit gedient, und so muß ich denn auf dem dornenvollen Pfade des Beschreibens weiter straucheln.

Ich hatte nach meiner Ankunft in Sevilla mich kaum einigermassen in Ordnung gebracht und restaurirt, als ich mich aufmachte, um die Kathedrale zu suchen. Ueber den Constitutionsplatz mit dem stattlichen Gemeindehaus, und über die große, viereckige, mit unzähligen Orangenbäumen bepflanzte plaza de la Infanta Isabel führte mich der Weg ohne alle Erkundigung von selbst zu meinem Ziel. Sehr verschieden von den bei weitem meisten Kathedralen Spaniens liegt die hiesige in freier und würdiger Umgebung, das ganze colossale Bauwerk um mehrere Stufen über die Stadt erhöht, (woher der ganze Platz den Namen gradas führt), von niedrigen Säulen oder Pfeilern umgeben, die durch eiserne Ketten unter

sich verbunden sind. Eine schöne breite Straße mit zahlreichen Läden gegen Norden, und an den übrigen Seiten der erzbischöfliche Palast, der Alcazar und die Lonja bilden die stattliche und großartige Umgrenzung des Kathedralplatzes. Der erste Anblick dieses unermeßlichen Ganzen läßt keine Prüfung einzelner oder allgemeiner Schönheit aufkommen; die Größe ist es, welche vor Allem und überwältigend auf den Beschauer wirkt.

Meine zweite Empfindung war der Wunsch, vor Besichtigung des Innern den Thurm, die Giralda zu besteigen, welche an der Nordostseite der Kathedrale, fast isolirt neben ihr stehend und nur lose mit ihr verbunden, vor meinen Augen gen Himmel stieg. Ich that so, und will daher auch zuerst von der Giralda sprechen. Antoine de Latour in seinen „Etudes sur l'Espagne“ nennt die Giralda „eine maurische Gefangene, gewaltsam im Christenland zurückgehalten und dazu verurtheilt, den Gott ihrer neuen Herren zu preisen.“ Die Schilderung des Thurmes wird zeigen, wie hübsch und geistreich dieses Bild gewählt ist.

Der angebliche Erfinder der Buchstabenrechnung Al Geber, Gaver oder Guever, soll zuerst zwei ähnliche Thürme in Afrika erbaut, und sodann im Jahre 1196, zur Zeit, als die maurische Herrschaft in Spanien noch in hoher Blüthe stand, den Bau der Giralda begonnen haben. Der unverändert erhaltene maurische Theil des Thurmes ist zweihundertfünfzig Fuß hoch, und bildet ein regelmäßiges Viereck, dessen Seiten je fünfzig Fuß breit sind. Mit behauenen Quadern beginnend, geht der Thurm bald in einen einfachen Backsteinbau über, dessen Außenseiten mit höchst geschmackvollen, aus rohen Ziegeln hergestellten Verzierungen, ganz im Geiste arabischer Ornamentik, geschmückt sind. Die Mauern werden dicker, je höher man steigt, und sind in passenden Zwischenräumen

von engen Fenstern mit zierlichen Säulen und eleganten Hufeisenbogen durchbrochen. Im Innern des Thurmes führt nicht eine Treppe, sondern eine allmälig ansteigende, mit der zunehmenden Mauerdicke sich verengende Straße mit solcher Bequemlichkeit empor, daß ich nicht nur die oft behauptete und oft bestrittene Möglichkeit des Hinaufreitens an sich nicht im Mindesten bezweifle, sondern nach Dem, was zwischen Loja und Antequera geleistet worden, mich jeden Augenblick getrauen würde, in eigener Person hinaufzureiten. Auf der Höhe des arabischen Thurmes sollen zu jener Zeit vier weithin leuchtende Kugeln aus vergoldetem Kupfer gestanden haben, welche im Jahre 1395 ein Erdbeben herabstürzte.

Fernando Ruiz errichtete im Jahre 1568 — ich habe nicht erfahren können, ob dieses Jahr den Anfang oder die Vollendung seiner Arbeit bezeichnet — auf diesem arabischen Bauwerk einen modernen Aufsatz, welcher nicht nur, wie das Werk des nämlichen Baumeisters in der Moschee zu Cordova, an und für sich schön, sondern auch, was noch mehr heißt, mit den arabischen Bauformen eben so glücklich, als geschmackvoll verschmolzen und verwoben ist.

Dieser neuere Theil der Giralda ist im Ganzen noch weitere hundert Fuß hoch, und zerfällt wiederum in drei Abtheilungen. Die erste, mittelst regelmäßiger Arcaden durchbrochene Abtheilung bildet den eigentlichen Glockenthurm; die Größenverhältnisse dieses Theiles sind die nämlichen, wie beim arabischen Unterbau. Fünfundzwanzig Glocken hängen rings um den Thurm in den Arcaden, und ein wahrhaft cordovesisches, wahnsinndrohendes Donnergeläute empfing mich, als ich aus der Treppenstraße herauf an's blendende Tageslicht in den freien Raum hinter den Glocken trat.

An dieser Stelle aber wendet man sich unwillkührlich ab von allem und jedem architectonischen Schauen, und schaut

lieber über die Brüstung hinab, wo das große Sevilla zu unsern Füßen liegt. Sevilla aus der Vogelperspective! Niemals werde ich diesen Anblick vergessen. Die weite, grüne, einförmige, nur durch wenige Hügel und einzelne Palmen geschmückte Ebene, durch welche der Quadalquivir in Schlangenwindungen hinzieht, dient recht eigentlich nur, um die prächtige Stadt in ihr glänzendstes Licht zu stellen. Ja, wahrlich! in einem glänzenden, afrikanisch glänzenden Lichte lag sie da, mächtig angeglüht von der Sonne Andalusiens, denn es war erst Nachmittags vier Uhr, blendend weiß, vier Stunden im Umfang messend, beinahe kreisrund um die Kathedrale gelagert, und betend zu ihr hinauf. Mir war zu Muthe, als ob ich die ganze Stadt mit sammt Triana an mein heißes Herz drücken müßte, und dann fühlte ich jene zauberhafte Lust, mich hinunterzustürzen und der Stadt in die Arme zu sinken; es war ein berauschender, seliger Augenblick. Welch ein Glück es ist, Südspanien gerade in dieser Jahreszeit zu sehen, empfand ich hier oben mit Wonne; denn die jetzt so grüne und lachende Ebene mag im Spätsommer kahl und verbrannt genug aussehen, und die Hitze — heute hatten wir siebenundzwanzig Grad Reaumur im Schatten, was schon ein Wort ist — muß im Juli und August hier oben entsetzlich sein.

Nachdem ich den erhebenden Anblick von Sevilla und Triana recht innig in mich aufgenommen, mich auch an dem Herumwirbeln der Glocken um ihre eigene Achse halb belustigt und halb geärgert hatte, wendete ich mich der Betrachtung der noch höher emporsteigenden Theile des Thurmes zu. Die hier beginnende zweite Abtheilung des Neubaus ist noch viereckig, aber ihre Wände haben eine bei weitem geringere Breite. Den Gang des Glockenthurmes umschreitend, lesen wir an den vier Wänden des über unsern Häuptern emporsteigenden

Baues in riesengroßen Buchstaben die vier Worte: Turris Fortissima Nomen Domini. „Der festeste Thurm ist der Name des Herrn.“ Großartig und demüthig gedacht! Nur dem Namen des Herrn will die Giralda weichen. In dieser Thurmabtheilung befindet sich die oben schon erwähnte Uhr, zu welcher man auf einer engen und ziemlich dunkeln Treppe hinaufsteigt. Ein von unten heraufgerufener Führer ging mir mit schnellen Schritten, denen ich kaum zu folgen vermochte, bis zur Uhr voran; dabei rauchte er fortwährend die unvermeidliche Papiercigarre, und warf sich, in dem Uhrengemach ankommend, stöhnend und wie halbtodt auf eine dort stehende Ruhebank. Ich meinte, den thörichten Menschen wolle der Schlag treffen, und fragte besorgt nach seinem Befinden; da kehrte er mir ein verglastes, lebloses Auge zu, und sagte, er sei „nur blind.“ Der Mensch war mir förmlich unheimlich. Die Uhr selbst ist von einem spanischen Mönche, Fray José Cordero, gefertigt, und soll vorzüglich sein; besondere mathematische oder astronomische Kunststücke macht sie übrigens nicht. Weiter hinauf gelangt der Fremde nicht; der Weg durch den letzten Theil des Thurms wurde mir als lebensgefährlich bezeichnet, worauf ich an die Fortsetzung meiner spanischen und Lebensreise dachte und nicht auf der Sache bestand.

Vom Glockengang aus betrachtet, zeigt sich die letzte Abtheilung des Thurmes als in noch schmäleren, leichteren, und runden Formen emporsteigend. Auf einer von Säulen getragenen Kuppel steht schließlich die Statue des Glaubens, El Giraldillo genannt, weil sie, obwohl über zweitausend Pfund schwer, sich bei jedem Winde um sich selbst dreht. Sie ist fünfzehn Fuß hoch, trägt einen Palmzweig in der Rechten und in der Linken eine Blechstandarte, mittelst welcher die Windfahnenumdrehung erfolgt. Von ihr hat der ganze Thurm seinen Namen; denn girarse heißt: sich drehen.

Ich bezweifle sehr, daß die Giralda als bloß arabisches Bauwerk mit ihren goldenen Kugeln mehr vorgestellt hat, als jetzt; denn abgesehen von dem negativen Gewinn durch den Verlust der geschmacklosen maurischen Zierde, und von dem positiven Gewinn durch den bedeutenden Zuwachs an Höhe, sind die neueren Theile des Thurms so geschmackvoll und meisterhaft in Gedanke und Ausführung, daß sie sich dem ursprünglichen Bau auf's Würdigste anreihen, vor dem Meister, der sie schuf, die höchste Achtung erwecken, mit Einem Wort, Nichts zu wünschen übrig lassen. Das einzige Lächerliche und Schlechte auf der Giralda ist die bemitleidenswerthe Inschrift, welche verkündet, an welchem Tage welches Jahres Karl IV. (!) den berühmten Thurm durch Ersteigung desselben berühmter gemacht habe. Wahrlich, ein Monarch, der so Etwas dulden konnte, war eines Friedensfürsten und eines Napoleon werth.

Ich stieg herab und umwandelte nochmals den Riesenbau, der mir von oben allerdings als eine künstlerische Einheit erschienen war, aber als eine solche, welche nicht ein Mensch und nicht eine Mehrzahl von Menschen, sondern eine Abendgesellschaft von Jahrhunderten ausgedacht.

Und dennoch ist der Bau in verhältnißmäßig nicht zu langer Zeit ausgeführt worden. Der Beschluß, an die Stelle der bisher neben einer geringfügigen christlichen Kirche gestandenen arabischen Moschee eine Kathedrale zu bauen, welche ihres Gleichen auf Erden nicht haben soll, wurde von dem Sevillaner Kapitel im Jahr 1401 gefaßt; 1462 soll die Kirche schon die Hälfte ihrer Höhe erreicht gehabt haben; unbegreiflicher Weise hat man über den Verlauf des Baues so geringfügige Nachrichten, daß nicht einmal die Namen aller daran beschäftigten leitenden Meister bekannt sind. Im Jahr 1475, unter der Leistung eines Meister Simon, ward der

Chor vollendet; und obgleich 1511 das Dach sammt drei Bogen einstürzte, so konnte doch schon 1519 der erste Gottesdienst in der Kathedrale gehalten werden. Nur mehrere Seitenkapellen, sowie die Pfarrkirche Sagrario wurden später hinzugebaut.

Ueber die Größenverhältnisse dieser Kathedrale kann ich aus eigener Anschauung nur das Eine sagen, daß sie außerordentlich sind, und daß ich, der nicht in Rom war, etwas Aehnliches nirgends gesehen habe.

Im Interesse des Lesers wird mir Lorinser erlauben, aus seinem Buch die Vergleichung dieser Verhältnisse mit der Peterskirche in Rom, sowie mit der Paulskirche in London und der Kathedrale von Toledo abzuschreiben, da ich nirgends bestimmtere und genauere Angaben finden konnte. Es haben:

	St. Peter.	St. Paul.	Sevilla.	Toledo.
Länge:	673′	510′	443′	414′
Breite:	280′	120′	275′	204′
Flächeninhalt:	188,440□	61,200□	121,825□	84,456□.

Man sieht hieraus, daß die Kathedrale von Sevilla vermöge ihrer außerordentlichen Breite der größten Kirche der Welt verhältnißmäßig nahe kommt, und in der That streitet nur der Dom von Mailand mit ihr um den zweiten Platz.

Jeder Gedanke eines eigenen Abmessens oder Abschreitens verschwindet beim Anblick solcher Raumverhältnisse, und an arabische Säle und Moscheen mag man gar nicht mehr denken. Den comischsten Effect bringt aber ein großer Raum unstreitig auf ein französisches Gehirn hervor; denn ein französischer Reisebeschreiber hat berechnet, daß die Notredame-Kirche in Paris in der Kathedrale zu Sevilla „aufrechten Hauptes spazieren gehen“ könnte.

Wir betreten nun das Innere des Hauptbaues der Kathedrale, und zwar von der Westseite her. Fünf, und wenn

man die zwei Reihen der Seitenkapellen einrechnet, sieben Schiffe dehnen sich vor uns aus. Die Kirche ist nicht in Kreuzform gebaut, sondern im länglichen Viereck, einer Basilica ähnlich. Das Mittelschiff ist hundertfünfzig, die Kuppel über dem Hochaltar hundertsiebenzig Fuß hoch. Das vergoldete Holzschnitzwerk des Hochaltars stellt in vierundvierzig Feldern die ganze Lebensgeschichte Christi dar; als Krone des Ganzen, als höchstes Symbol des Evangeliums, thront zu oberst in schwindelnder Himmelnähe das Kreuz mit dem sterbenden Erlöser, neben welchem auf jeder Seite eine Frauengestalt knieet. Die Mutter des Erlösers kann wohl mit keiner derselben gemeint sein, weil stabat mater, wie Alban Stolz bei einer andern Gelegenheit bemerkt hat.

Jedermann fühlt, daß es sich nicht beschreiben läßt, was man beim plötzlichen Eintreten in ein solches Kunstwerk höchsten Ranges empfindet. Durch den, von mir schon wiederholt hervorgehobenen, und im sonnigen Sevilla ganz besonders wirksamen Gegensatz zwischen der blendenden Tageshelle draußen und der dunklen Dämmerung im Gotteshause gewinnt diese Empfindung noch an Stärke und Tiefe.

Vom rein gothischen Baustyl hat vielleicht das Innere keiner, erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erbauten Kirche noch so viel Ursprüngliches und Vollendetes gerettet, als dieser Hauptinnenbau des Sevillaner Doms mit seinen himmelhohen, unbegreiflich schön und kühn gewölbten Spitzbogen. Zu den Hauptvorzügen dieses Doms gehören die Glasmalereien, deren Farbenpracht das Auge entzückt, und deren Darstellung größtentheils meisterhaft ist; man zählt mehr als achtzig solcher gemalten Fenster.

Auf den Gemäldeschmuck der Kirche mich einzulassen, wage ich nicht. Um hierüber irgend etwas Eingehendes zu

sagen, muß man mehr Kenner sein, als ich es bin. Es genüge dem Leser, zu wissen, daß die Kathedrale und ihre Seitenkapellen reich sind an unschätzbaren Meisterwerken der berühmtesten spanischen Maler, namentlich des Murillo, Zurbaran und Alonso Cano; nebenbei fehlt auch der große Christoph nicht mit seiner Riesengestalt und seinem gutmüthigen dicken Kopf. Der Hauptgrund, weßhalb ein Laie mit dem Gemäldereichthum dieser Kathedrale unmöglich fertig wird, liegt, abgesehen von der großen Zahl der Bilder und der Kürze der Zeit, welche den meisten Reisenden gegönnt ist, in der häufig sehr ungünstigen Aufstellung der Gemälde in dem ohnedieß fast zu dunkeln Raum. Murillo's Schutzengel, der einen kleinen Knaben an der Hand führt, dem er den Himmel zeigt, des gleichen Künstlers Antonius von Padua, in der Taufkapelle an der Nordseite, den Heiligen im Zustand der Entzückung, von einer himmlischen Vision umgeben darstellend, die Bilder Zurbarans in der St. Peterskapelle, die Maurenschlacht von Clavigo, in welcher der heilige Jacob, Spaniens Schutzpatron, die christlichen Heere zum Siege führt, von Juan de Roëlas, gehören zu den Kunstschätzen des höchsten Werthes. Aber wie gesagt, ich bin nicht im Stande, den Leser in diesem überreichen und überdunklen Museum in würdiger Weise herumzuführen.

Dagegen soll nicht unerwähnt bleiben, daß in diesem Dome, und zwar im Mittelschiff, Christoph Columbus' Sohn Ferdinand, welcher in Sevilla am 12. Juli 1539 starb, begraben liegt. Er hat seine reiche Bibliothek, die sogenannte Colombina, der Kathedrale vermacht, welche sie noch besitzt.

Mit den einzelnen, äußerst zahlreichen Seitenkapellen kann und konnte ich mich eben so wenig eingehend beschäftigen, als mit den einzelnen Bildern, deren Aufbewahrungsorte ganz besonders diese Kapellen sind. Doch muß ich wenigstens er=

wähnen die Capilla real, welche erst 1541 erbaut oder vielmehr begonnen wurde; denn erst 1575 erfolgte die Vollendung derselben. Der Eingangsbogen ist nicht weniger als siebenundachtzig Fuß hoch; alle Dimensionen der Kapelle sind von der Größe einer eigenen, höchst respectabeln Kirche. Hier ruht Sevilla's Eroberer, Ferdinand der Heilige; ferner seine Gemahlin Donna Beatrix (eine Hohenstaufin) und sein Sohn Alphons der Weise.

El Sagrario, an der Nordseite der Kathedrale angebaut, ist die Pfarrkirche der Kathedrale; denn letztere ist Sevilla's Dom. Die Pfarrkirche rührt übrigens aus dem siebenzehnten Jahrhundert her, und trägt dessen Geschmack an sich; kunstreich und wahrlich die Arbeit eines Menschenlebens ist das Retablo seines Hochaltars.

Die Außenseiten der Kathedrale sind in verschiedenartigem Styl und Geschmack und mehr oder minder vollendeter Weise ausgeführt. Wenn ich nicht irre, ist die Westfaçade am reinsten gothisch und folglich am schönsten.

Um endlich von den Hauptbestandtheilen dieses großen kirchlichen Ganzen keinen zu übergehen, sei noch der patio de las naranjas erwähnt. Im Allgemeinen kennen wir diese Orangenhöfe aus Barcelona und Cordova; gebührt Ersterem der Preis der Lieblichkeit, so wird derjenige in Sevilla ohne Zweifel die Palme der Großartigkeit davontragen. Er liegt an der Nordseite der Kathedrale, und aus ihm führt eine Thüre unmittelbar in die Pfarrkirche Sagrario, welche nach der andern Seite hin in den Mittelbau der Kathedrale sich öffnet. An ihn schloß sich früher unmittelbar die arabische Moschee an. Der herrliche Raum, aus welchem man einen prachtvollen Anblick der links hervorragenden Giralda genießt, ist vierhundertfünfundfünfzig Fuß lang, dreihundertfünfzig Fuß breit, und mit prächtigen Orangenbäumen bepflanzt; in der

Mitte sprudelt eine Fontaine. Außer der ganz arabischen Eingangspforte, welche durch eine ebenfalls in maurischem Styl erhaltene zackige Umfassungsmauer von den gradas her in den patio führt, und außer der schon erwähnten Thür zum Sagrario, geht aus dem patio auch noch eine Pforte unmittelbar in den Hauptbau der Kathedrale. Die Thüre in der Umfassungsmauer heißt puerta del perdon, Thor der Vergebung. Ein Relief an ihrer Außenseite zeigt Christus, wie er die Kaufleute aus dem Tempel vertreibt. Es soll dieses eine Anspielung darauf sein, daß vor Erbauung der Lonja in diesem Hof die Kaufleute Sevilla's ihre Zusammenkünfte hielten. In einem Winkel links im Hof erhebt sich ein kleiner, der heiligen Jungfrau geweihter Altar. Der ganze Hof ist ein lieblicher, reizender Aufenthalt; nur — es ist eine jämmerliche Bemerkung — fand ich hier mehr Bettel, als sonstwo in Sevilla.

Giralda, siebenschiffiger Mittelbau, Sagrario und Orangenhof bilden zusammen das gewaltige Ganze, welches die Kathedrale von Sevilla heißt. Die Zeit, welche mir für die ganze Stadt gegeben war, reicht lange nicht hin zu einem eingehenden Studium der Kathedrale. Denn alle Künste und alle Style sind hier durch Meisterwerke im Großen und Kleinen vertreten. Dazu aber reicht schon ein wiederholter mehrstündiger Besuch der Kathedrale hin, um ein unauslöschliches Bild des Ganzen in Herz und Phantasie mitzunehmen, und wenn mich nicht Alles trügt, so werden meine schwachen Worte doch im Stande sein, auch dem aufmerksamen und geduldigen Leser ein allgemeines Bild, eine ungefähre Vorstellung von Größe und Reichthum des ganzen Kunstwerks zu geben.

Sevilla ist reich an weitern Pfarr- und andern Kirchen; ich war aber nach dieser Kathedrale an diesem Ort für nichts Geringeres im Fach der religiösen Baukunst mehr empfänglich

und ging nur immer wieder bei jeder Gelegenheit in die Kathedrale, oder setzte mich irgendwo der Giralda gegenüber. Und ich habe nicht vergeblich an ihr hinaufgeträumt; ich mag sie wiedersehen oder nicht, ihr Bild wird bei mir ausharren und frisch bleiben bis an's Ende.

III. Der Alcázar. Die Lonja. Der erzbischöfliche Palast. Der zweite Mai.

An den kleinen Platz zwischen Kathedrale, Lonja und Alcázar, die plaza del triunfo, knüpft sich, wie schon die Namen verkünden, das Größte und Schönste aus Sevilla's Geschichte und Gegenwart an. Wir haben allen Grund, noch längere Zeit bei demselben zu verweilen.

Der Alcázar von Sevilla, die Königsburg, liegt nicht, wie es sonst diese Herrschersitze lieben, auf einem Felsengipfel, sondern auf ziemlich ebenem Boden mit der Kathedrale. Er ist so alt, daß keine verbriefte Geschichte seine ersten Anfänge nachweist. Die Residenz römischer Prätoren soll an derselben Stelle gestanden sein. Der Maurenkönig Abdelasis stellte ihn wieder her; er und seine Nachfolger bewohnten ihn, so lange Sevilla Hauptstadt einer selbständigen maurischen Herrschaft war, nämlich vom Ende des zwölften Jahrhunderts bis zur Eroberung durch den heiligen Ferdinand. Don Pedro der Rechtspfleger bewohnte ihn im folgenden Jahrhundert, und ließ seine Vollendung durch maurische Baumeister leiten. Die spätern castilianischen Könige wohnten nur vorübergehend hier. In einem Saale dieses Schloßes endlich vermählte Karl V. sich mit seiner jugendlichen Gemahlin, Isabella von Portugal.

Der castilianische Löwe, mit der Umschrift ad utrumque, die Krone auf dem Haupte, das Kreuz mit zierlicher Ehrfurcht auf einer der Vorderpfoten haltend, zeigt uns den Eingang zu dem jetzt ziemlich modernisirten, aber mit den Resten seiner

Thürme und Mauerzinnen gleichwohl noch ehrwürdigen Alcázar an. Durch eine einfache Thüre gelangen wir in verschiedene innere Höfe von arabischer Structur, mit Bogengängen an den Seiten, mit Bäumen bepflanzt, voll erquickender Kühle. Plötzlich sehen wir uns vor der Haupteingangspforte des Palastes, welche unter Don Pedro errichtet, und vor wenig Jahren in prachtvollster Weise restaurirt worden ist. Eine Inschrift von 1857 zu Ehren Isabella's II. verkündet ihre Thätigkeit für diesen Palast. Diese Façade, die über dem Portal hinlaufende Galerie, die bunte Farbenpracht des Ganzen und die feine Schönheit der einzelnen Verzierungen stehen würdig neben dem Höchsten, was man von arabischem Wesen in Spanien noch sehen kann. Die innern Räume des Alcázar sind nun größtentheils Säle und Gemächer eines modernen Palastes geworden; nur der Gesandtensaal hat Pracht und Geschmack der Maurenzeit behalten.

Die Marmorbäder in den untern Räumen des Alcàzar sind diejenigen, welche Don Pedro für seine Geliebte Maria de Padilla erbauen ließ; in einem der innern Höfe wurde auf seinen Befehl sein Bruder Don Fadrique, Großmeister von Santiago, welcher arglos gekommen war, seinen Bruder und König zu besuchen, mit Keulen todtgeschlagen.

Vom Alcázar zum Kathedralplatze zurückkehrend, wenden wir uns nach links zu der auf demselben Platze liegenden Lonja. Dieses großartige Gebäude ist im Jahr 1598, also im Todesjahr Philipps II., durch seinen berühmten Baumeister Herrera in griechisch-römischem Styl vollendet worden. Die Kaufleute Sevilla's hatten bis in's sechzehnte Jahrhundert sich entweder in einem Hofe des Alcázar, oder in dem Orangenhof der Kathedrale versammelt. Dieß Letztere mißfiel natürlich der Geistlichkeit; es kamen Mißhelligkeiten vor, und Philipp II. trat als königlicher Vermittler auf. Eine Inschrift

an dem Gebäude verkündet, daß er diese Börse auf Kosten der Handelschaft Sevilla's erbauen ließ; er beschränkte sich also darauf, die Leute zur eigenen Besorgung ihrer eigenen Dinge anzuregen. Er war in dieser Kleinigkeit, wie in so Vielem, was er that, gut, verständig, freisinnig; nur das Eine Höchste, die Glaubenseinheit, durfte bei ihm nicht berührt werden, in allen übrigen Dingen war er weit davon entfernt, ein Tyrann zu sein. Die Handelschaft beschloß den Bau schon im Jahr 1573, aber erst nach mehrjährigen Verhandlungen war der vom Erbauer des Escurial, Juan de Herrera, entworfene Plan mit der königlichen Billigung versehen, und der Bauplatz, wo damals ein Spital des heiligen Juan de Dios stand, gewählt und bezahlt. Zwischen 1585 und 1598 erfolgte die Ausführung des Baues selbst, größtentheils unter der Leitung von Juan de Minjares, einem Schüler Herreras.

Das Gebäude ist umgeben von Säulen, welche durch Ketten verbunden sind, und steigt in wahrhaft großartigen Verhältnissen empor. Jede seiner Seiten ist achtzig Schritte oder zweihundert Fuß lang; hier gab ich mir die Mühe, selbst zu messen; die Höhe beträgt dreiundsechzig Fuß.

Während nun die ursprüngliche Bestimmung dieses Gebäudes, welches man auch El consulado nennt, diejenige einer Börse ist, beruht seine große Wichtigkeit auf einem ganz andern Umstand.

Während nämlich die nördliche Pforte des Gebäudes bestimmt ist, die Börsianer Sevilla's aufzunehmen, von welchen ich aber glücklicher Weise Nichts gesehen habe, gelangt man durch die westliche Thür in das indische Archiv, Archivo de las Indias, welches die größte Merkwürdigkeit des Gebäudes ist, und welches ich eben so wenig gesehen habe, als die Börsianer. Ich kam nämlich nur bis in den wunderschönen innern Hof. Jede seiner Seiten ist zweiundsiebenzig Fuß lang,

seine Höhe beträgt achtundfünfzig Fuß; eine Marmorfontäne steht in der Mitte, prachtvolle Arcaden umgeben den Hof.

Und warum kam ich nicht weiter? Der Fremde ist keineswegs ausgeschlossen von den innern Räumen des Gebäudes. Aber in diesen prachtvollen Sälen ruhen ja sämmtliche Documente, welche sich auf die Entdeckung und Geschichte America's beziehen, so weit die spanische Herrschaft mit letzterer zu thun hatte. Nun ist es für mich ein nahezu unerträgliches Gefühl, mich vor Schränken, in welchen eine Masse von Gelehrsamkeit, Wissenschaft, unermüdlicher menschlicher Arbeit und Thatkraft begraben liegt, als müssiger Gaffer herumführen zu lassen. Das Gefühl der eigenen Kleinheit und Bedeutungslosigkeit, die Erkenntniß der Flüchtigkeit unseres kleinen Lebens, der Nichtigkeit unseres kleinen Treibens übermannen mich nirgends so gewaltig, als vor solchen Schränken. Da ich nun keinerlei Hoffnung hegen konnte, durch einen Besuch im Innern des indischen Archivs irgend einen Beitrag zur bessern Erkenntniß der Wahrheit liefern zu können, so beschränkte ich mich auf sorgfältige Betrachtung der architectonischen Schönheiten der Lonja, und da ich Nichts beschreiben kann, was ich nicht sah, so muß auch mein Leser sich damit begnügen.

Einen ähnlichen Besuch machte ich dem auf der entgegengesetzten Seite der Grada's liegenden erbischöflichen Palaste. Von außen monumental und würdig genug sich darstellend, wird dieses im Innern weiß angestrichene Gebäude ganz ordinär, sowie man die innern Höfe betritt; selbst einige Fontänen boten mir gar Nichts von Bedeutung dar.

Der zweite Tag meines Aufenthalts in Sevilla war der zweite Mai, el dos de Mayo, ein politisches Nationalfest höchsten Rangs in Spanien. Am zweiten Mai 1808 hat die ewige Gerechtigkeit durch den Arm dieser heldenmüthigen Nation die Axt angelegt an den Giftbaum des ersten französischen

Cäsarismus. Am 2. Mai 1808 erhob sich das Volk in Madrid, als seines unwürdigen Königs letzter Sprößling, später der Schwiegervater der jetzigen Königin, Francisco, aus der Hauptstadt entführt werden sollte. Die Hauptleute Don Pedro de Velarde, und Don Luis Daoiz, von diesem Tag an mit aller Innigkeit und Religiosität verehrte Nationalhelden, starben im Kampfe gegen Murat's Soldaten den schönsten Tod. Mit eigentlichem Glanz und höchster Begeisterung wird natürlich dieses Fest in Madrid begangen, wo wir seiner Zeit das schöne Denkmal des 2. Mai sehen werden. Allein auch in den Provinzen findet diese Feier den lebendigsten Widerhall. Die Blätter aller Farben in ganz Spanien waren an diesem Tage einig, alle Sevillaner schienen einander lieb zu haben vor Freude, und der Fremde freute sich, ein Aleman zu sein, wiewohl natürlich auch keinem Franzosen Etwas zu Leide geschah.

Ich meinerseits feierte den 2. Mai bei der Kathedrale. Der Erzbischof von Sevilla nämlich, gefolgt von seinem Kapitel und von der gesammten Geistlichkeit, zog in feierlicher Prozession um und in die Kathedrale. Es war mir interessant genug, den Kirchenfürsten in der Nähe zu sehen; ich trat deßhalb in die vordersten Reihen der zahlreich versammelten Bevölkerung, und kniete mit der ganzen spanischen Nation, nicht vor ihrem Erzbischof, wie ich meinen protestantischen Lesern ausdrücklich bemerken will, sondern vor dem Gott, dem auch dieser Erzbischof dient, auf den Stufen der Kathedrale nieder. Und was ich hier betete, das war für dich, spanisches Volk! das du zuerst die verlogene Herrschaft jenes menschenverachtenden Egoisten, jenes lieblosen Drängers der Welt zu brechen begonnen hast. Möge Gott dich schützen und leiten in deiner kommenden Geschichte! —

Der Erzbischof von Sevilla selbst hat mir außerordentlich

gut gefallen. Ein feines, vergeistigtes, schönes Gesicht voll Kraft und Ruhe, eine etwas gebräunte, südspanische Gesichtsfarbe, ein aufrechter Gang voll Mark und wohl erhaltener Gesundheit zierten den Mann. Musik und Gesang bei der Prozession schienen mir nicht weit her zu sein, und die Gesichter der übrigen Geistlichen waren mir nach dem wirklich bedeutenden und geistvollen Antlitz ihres Oberhirten gleichgiltig.

Nachdem ich dieser Prozession des 2. Mai — ohne religiöse Form und Verherrlichung kann die spanische Nation auch ein politisches Fest nicht feiern — beigewohnt hatte, fühlte ich mich in ergreifender Weise, auf diesem verhältnißmäßig kleinen Raume, von neunzehn Jahrhunderten auf einmal umrauscht. Ein Blick auf den Alcázar vergegenwärtigt mir, von dem Tribunal des Prätors an, die Jahrhunderte römischer und arabischer Herrschaft, die Zeiten der Wiedereroberung durch die Christen, die Zeiten Don Pedros. Die Kathedrale steigt mit ihrem Wunderbau während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts langsam empor. Amerika wird entdeckt, der indische Handel beginnt; Sevilla's Größe erreicht ihren höchsten Glanz. Die Kaufmannschaft muß aus dem Orangenhofe weichen, die Lonja steigt empor, das sechzehnte Jahrhundert geht zu Grabe. Und nach einer langen Zeit der Verdüsterung, des Sinkens spanischer Größe, bricht der Morgen des 2. Mai 1808 an; der gefangene Löwe schüttelt und bricht seine Ketten, und wie der Löwe an der Pforte des Alcázar, so hat die spanische Nation bis zur heutigen Stunde jene beiden Dinge sich erhalten, die manchen andern Völkern abhanden gekommen sind, das Kreuz und die Krone. Die katholische Religion und die monarchische Staatsform sind sicherlich die zwei Grundlagen, auf welchen sich auch fernerhin die Geschichte Spaniens weiter entwickeln wird, und auf wel-

chen, so Gott will, dieses Volk rasch und freudig einen bedeutungsvollen und großartigen Aufschwung zu nehmen bestimmt ist.

IV. Rundgang. torre de oro. Alameda. Fabrica de Tabacos. Sitio de la Feria. Römische Wasserleitung. la Cruz del Campo.

Heiß ist es in Sevilla, mein freundlicher Leser! und den jetzt anhebenden Abschnitt in einem kühlen Zimmer gemüthlich lesen ist eine ganz andere Sache, als unter den Strahlen der andalusischen Sonne den vierstündigen Marsch ausführen, welcher jedenfalls zu machen ist, um zu sehen, was die Ueberschrift sagt.

Am linken Ufer des Quadalquivir, etwas abwärts von der Brücke zwischen Sevilla und Triana, steht die torre de oro. Ich gestehe, daß ich mich, als ich auf dem Plan von Sevilla in der Fonda einen als „goldener Thurm" bezeichneten Platz fand, im Augenblicke nicht erinnerte, Etwas über einen solchen Thurm jemals gelernt oder gelesen zu haben. Ich dachte mir also nur im Allgemeinen, ein goldener Thurm werde jedenfalls der Betrachtung und Besteigung werth sein, und verfügte mich daher zu ihm hinaus. Es zeigte sich ein weder goldener, noch vergoldeter, sondern massiv steinerner, dunkelgelb aussehender, vieleckiger, wenn ich recht gezählt habe, zwölfseitiger Thurm mit einer ehrwürdigen Mauerkrone, über welchem sich ein modernes Stockwerk von kleineren Dimensionen in zwei Abtheilungen erhebt. Den Thurm zu besteigen, was ich gethan habe, ist wohl der Mühe werth, selbst wenn man schon auf der Giralda war. Denn das Leben auf dem Strom und auf der Brücke, die Alameda und die Vorstadt Triana sieht man hier näher, besser und mehr im Einzelnen, als von der gewaltigen Höhe der Giralda herab. Die Sevillaner schreiben diesen Thurm ihrem verehrten Julius Cäsar

zu, welchen Ursprung ich übrigens sehr bezweifeln möchte. In demselben wurden zur Zeit, als Sevilla noch der Haupt- oder einzige Sitz der contratacion de las Indias, des Handels mit Amerika war, die Goldschätze der neuen Welt aufbewahrt; daher sein Name. Im gegenwärtigen Jahrhundert ist dieser Name sehr unpassend, denn der Thurm enthält Nichts mehr, als die Bureaux der Hafenbehörde — capitania del puerto — welche mir mit der nie und nirgends sich verläugnenden Freundlichkeit und Gefälligkeit der Spanier und ihrer Beamten insbesondere, den Thurm und dessen Räume schon in früher Tagesstunde öffnete.

Nachdem ich mich der Aussicht vom goldenen Thurm, namentlich auch des herrlichen Anblicks der Kathedrale und Giralda, sattsam erfreut, durchwandelte ich die Alameda de Christina. Dieser öffentliche Spaziergang ist zwar auch mit vielen schönen Bäumen bepflanzt, allein dieselben bilden bei weitem kein so prachtvolles Laubdach, wie die Ulmen in Granada. Was jedoch den Spaziergang von Sevilla auszeichnet, das ist seine Lage unmittelbar neben dem interessanten und belebten Quadalquivir, welcher, wenn auch bei weitem nicht so breit, wie z. B. der Rhein bei Mannheim oder Mainz, gleichwohl ein sehr stattlicher und angenehme Kühle verbreitender Strom ist. Am Abend des 2. Mai besuchte ich diese Anlagen wieder, und fand sie von einem höchst eleganten und lebendigen Corso bewegt. In langen Reihen fuhren die Kutschen in langsamem Schritt auf und ab, und die schöne Welt Sevilla's war in reichster Vertretung zu schauen. Glücklich pries ich diejenigen Mädchen, neben deren Equipagen ihre Cavaliere und Verehrer einherritten und die Ungeduld ihrer andalusischen Pferde mit graziöser Gewandtheit zum langsamen Corsoschritt nöthigten! Denn die Damen ohne solche Begleitung sahen meist gelangweilt, verdrießlich, und darum natürlich

minder schön aus. Man wußte wahrlich nicht, ob die geringere Schönheit Ursache oder Wirkung der Verlassenheit war. Mir kommt solches Corsofahren überall und zu jeder Zeit langweilig vor. Ich und mit mir die Masse der Bewohner Sevilla's, wir bewegten uns zu Fuß, unter den leise rauschenden Bäumen, am Gestade des in der Abendsonne glänzenden, nicht mehr gelben, sondern goldenen Stroms, schauten hinüber nach der ernsten Kathedrale, und rauchten natürlich die ewige Cigarre dazu. Letzteres thaten jedoch selbst die galanten Reiter neben den Wagen. Nach Einbruch der Dunkelheit kehrten die Wagen heim; wir Fußgänger blieben noch lange beisammen, waren vergnügt, und schöpften kühle Luft.

Bei Fortsetzung meines morgendlichen Entdeckungsmarsches — denn wir kehren jetzt von dem kleinen Abstecher, der uns in den Abend des 2. Mai hineingeführt hat, zum großen Morgenspaziergang zurück — begegnete mir eine große Anzahl Mädchen. Die wenigsten von ihnen sahen hübsch, viele von ihnen sahen nicht gerade tugendhaft aus; sehr viele hatten kleine, nicht üble Schnurrbärtchen, alle eine Blume im Haar. Ich dachte, mit denen will ich jetzt einmal gehen, und sehen, was sie vorhaben. So kamen wir denn mit einander in die, nicht sehr weit vom Fluß entfernte, Tabaksfabrik.

Es wird keinen meiner etwaigen Reisenachfolger ein Besuch dieser Anstalt gereuen.

Das unter König Ferdinand VI. im Jahre 1757 errichtete, in großartigem monumentalem Styl aufgeführte, an den Ecken seiner Mauern mit seltsamen Pyramiden gekrönte, viereckige Gebäude ist von ganz außerordentlicher Größe. Nicht weniger als achtundzwanzig innere Höfe schließt dasselbe ein, und wird wohl, außer dem Escorial, das größte Gebäude sein, welches ich in ganz Spanien gesehen habe. Nachdem ich meinen Reisestock der Schildwache am Eingang des ver-

gitterten Hofes zur Aufbewahrung hatte übergeben müssen, stand meinem weiteren Eindringen in die Mysterien des Tabakshauses kein Hinderniß mehr im Weg. Der betreffende Beamte, zu welchem ich durch ein gewaltiges Thor geführt wurde, gab mir einen Aufseher mit, und wir begannen unsere Wanderung. Im untern Stockwerk treiben arme Maulthiere die gewaltigen Maschinen, mittelst welchen der Schnupftabak gerieben wird; in diesem Stockwerk sind ferner die sämmtlichen Säle mit männlicher Arbeiterbevölkerung.

Das männliche Reisevolk interessirt sich aber weit mehr um den zweiten Stock, wo die weibliche Arbeiterbevölkerung haust. Vier Säle voll Arbeiterinnen durchwandelten wir langsam und deutlich; mehr als fünftausend Mädchen und Frauen trieben da ihr Wesen. Vor jedem Saal erbat sich mein Führer von einer würdevollen und fetten Dame die Erlaubniß, den Saal zu betreten. Diese gab uns dann eine ihrer begünstigten Arbeiterinnen mit, was offenbar den überflüssigen Zweck hatte, einen frevelhaften Verkehr zwischen uns und den jungen Andalusierinnen unmöglich zu machen.

Daß es in diesen Räumen in Bezug auf Kleidung und Sitte ein wenig ungenirt, weder pietistisch, kopfhängerisch, noch englisch steif zugeht, kann man sich schon vorstellen. Warm ist es, wiewohl die Arbeitssäle, an sich ungeheuer groß, auch entsprechend hoch sind; die armen Mädchen wollen ihre Kleidung schonen, und so behalten sie denn am Körper, was nöthig ist und hinreicht, ihn zu decken. Sie unterscheiden sich hiedurch von denjenigen Damen, welche an der Spitze der Civilisation marschiren, einen Theil ihres Leibes in eine Masse kostbarer Lumpen einwickeln, und denjenigen Theil, an welchem man sie besonders als Weiber erkennen kann, nackt den Blicken der Männer darstellen, damit letztere nicht in die Ge-

fahr kommen, des Geschlechtsunterschieds einen Augenblick uneingedenk zu sein.

Meine Andalusierinnen hatten größtentheils nur ein Hemd und einen Unterrock an, waren aber alle zugedeckt und angezogen, auch diejenigen, welche gerade ihre Kinder stillten.

Einer der schönsten Züge in der Behandlung dieser Arbeiterbevölkerung besteht nämlich nach meinem Gefühl darin, daß man ihnen nicht nur das Leben, sondern auch das Lieben leicht macht. Besorge Niemand, daß ich jetzt eine Lobpreisung des Concubinats anheben werde. Allein so, wie die Sachen auf der Welt stehen, finden sich nicht die erforderlichen Ehemänner für alle fünftausend cigarreras, und so wie des Menschen Natur ist, läßt es sich nicht vermeiden, daß viele dieser Mädchen Kinder haben. Und da ist es mir denn viel lieber und erfreulicher, wenn sie, statt durch Entlassung, Hunger und Elend zum Kindesmord getrieben zu werden, ihre kleinen Würmer mit in den Arbeitssaal bringen, ihnen hier die mütterliche Brust reichen, und neben dem Verdienen des täglichen Brodes des Weibes liebste Pflichten erfüllen. Die Kleinen schreien, aber das genirt keine Nachbarin; sie weiß wohl, daß sie auch einmal in der gleichen Lage sein könnte. Es wird weniger gearbeitet, aber daran liegt dem Arbeitgeber Nichts, denn er zahlt jede Arbeiterin nach der Stückzahl der gelieferten Cigarren, und überhaupt ist Spanien noch nicht in den Wahnsinn der volkswirthschaftlichen Parforcehetze eingetreten. Die Mädchen sehen zum Theil leichtsinnig, aber nicht verworfen, und fast ausnahmslos wohl genährt und vergnügt aus; hübsch sind manche, schön sehr wenige; so viele Arme verhältnißmäßig glücklich zu sehen, das war der wirkliche große Genuß, welchen mir die Anstalt bot.

Uebrigens sind die aus dieser Fabrik hervorgehenden Cigarren weitaus die besten cigarros peninsulares, welche

man in ganz Spanien bekommt. In den untern Schnupftabaksräumen hielt ich mich, abgesehen von dem gänzlichen Mangel an Frauenzimmern, auch deßhalb nicht lange auf, weil ich von dieser Luft in einen ärgerlichen Zustand beständigen Niesens versetzt wurde. Dagegen konnte ich mich von dem Leben und Treiben in den Räumen der cigarreras nur äußerst schwer und langsam trennen. Das köstliche Getümmel, die lebhaften Augen, die laute, allgemeine Unterhaltung, das Gesumse und Geschrei der Kinder, der durchgängige Ausdruck der Behaglichkeit und Lebenslust, die ernste Würde der Aufseherinnen, diese ganze köstliche Verbindung von Anstand und Ungebundenheit, Leichtfertigkeit und guter Sitte gaben ein Bild, wie ich ein ähnliches und in den nach meiner Meinung wichtigsten Beziehungen gleich erfreuliches noch in keiner Fabrik gesehen habe. Mein Vergnügen kostete mich mehrere sehr überflüssige Trinkgeld-Peseten an meine lustigen Begleiterinnen, welche an mir einen gewissen Spaß zu haben schienen, bloß um die rechte Gegenseitigkeit zwischen uns herzustellen.

Nachdem ich in dem schönen, mit Säulen und Fontainen verzierten innern Haupthofe der Tabaksfabrik noch einigemal herzhaft genieset hatte, betrachtete ich mir den ziemlich weit von der Stadt liegenden sitio de la feria, den ungeheuern, kahlen Platz, wo jüngst Sevilla's großer Jahrmarkt war abgehalten worden. Wenn ich sage, daß er aussieht, wie ein großer Exercierplatz, so wird für die Phantasie des deutschen Lesers genug gesagt sein. Von der Hitze auf diesem schattenlosen Platz, neben welchem aber schöne Alleen herziehen, ist es schon etwas schwieriger, sich eine gehörige Vorstellung zu machen.

Am Ende dieses Jahrmarktplatzes, vor der puerta de Carmona, beginnt die wohlerhaltene, jetzt noch im Gebrauch befindliche römische Wasserleitung. Ich folgte ihren weiten

Bogen mit großer Unermüdlichkeit bis zu einer kleinen Tempelhalle, in welcher ein steinernes Kreuz steht. Ein aus dem heiligen Lande glücklich zurückgekommener Ritter soll in Erfüllung eines Gelübdes Kreuz und Halle gestiftet haben; ich würde mich nicht wundern, wenn ein Gelehrter mir sagen und nachweisen wollte, daß das Tempelchen römischen Ursprungs sei. In dieser kleinen, schattigen Halle — la cruz del campo genannt — ruhte ich aus, erfrischte mich mit Val de peñas in einer nahe liegenden Schenke, und kehrte dann den mehr als eine halbe Stunde langen Weg zur Stadt zurück, auf meinem Rückweg in erfrischtem Zustand die Wasserleitung mit mehr Aufmerksamkeit betrachtend, als es mir auf dem Hinweg vor Hitze und Durst möglich gewesen war.

Die Wasserleitung soll in der Völkerwanderung theilweise zerstört, und nachher von den Mauren, welche sich auf die Behandlung des Wassers fast noch besser verstanden, als die Römer, wieder hergestellt worden sein; ihre Entstehung wird, von den Sevillanern wenigstens, auf Julius Cäsar zurückgeführt. Sie führt diesen Sevillanern das kühle Wasser von dem etwa zwei Stunden entfernten Alcalà de Guadayra zu, und ich brauche Niemandem auseinanderzusetzen, welche Wohlthat sie für diese heiße Stadt ohne eigene Quellen ist. Je nach der Höhe des Bodens, ruht die Leitung theils auf einfachen, theils auf doppelt über einander stehenden Bogenreihen; Alles ist fest, massiv, großartig, wie die Gründer waren, und wer in Spanien war, ohne Segovia und seinen Aquäduct zu sehen, der kann sich einigermaßen trösten, wenn er wenigstens denjenigen von Sevilla gesehen hat, dessen mächtige Pfeiler, schöne Bogen und bedeutende Ausdehnung wohl genügen, um auch von etwas noch Größerem in dieser Art eine bestimmte und lebhafte Vorstellung möglich zu machen.

Auf dem Weg zwischen der cruz del campo und der

puerta de Carmona, welchen ich solchergestalt zweimal im Schweiß meines Angesichtes zurückgelegt habe, war ein höchst lebendiges Volkstreiben. Auch diese Landstraße war, im geraden Gegensatz zu Allem dem, was ich bei Hackländer und sonst über den Zustand spanischer Straßen gelesen habe, trotz der Hitze und des von ihr hervorgebrachten Staubes eben so vortrefflich erhalten, als alle übrigen Straßen, die mir in Spanien bekannt geworden sind. Endlose Schaaren von Eseln und Maulthieren, welche die Producte der Ebene nach der großen Stadt gebracht hatten, trabten jetzt erleichtert nach dem Lande zurück. Männer und Frauen, Mädchen und Knaben liefen fröhlich nebenher, oder thronten noch fröhlicher auf den Rücken der Thiere; mehrere ermüdete Menschenkinder hatten sich unter die Bogen der Wasserleitung gelegt, und schliefen trotz des allgemeinen Lärmens, Trampelns und Arré-Rufens so fest und glücklich, wie im besten Bette. Andere kamen geschäftig von Alcalà her, zu Fuß, zu Roß, zu Esel, zu Wagen; Alles war heiter und vergnügt; Keiner schlug sein Thier, wie ich überhaupt, außerhalb des Stierkampfplatzes, niemals einen Spanier hart oder gar grausam gegen ein Thier gesehen habe. Unter diesen zwei an einander vorüberziehenden Menschenprocessionen wandelte auch ich, vom Val de peñas angenehm erregt und von der fröhlichen, sonnigen Umgebung heiter gestimmt, zur puerta de Carmona nach Sevilla hinein, um gleich in der Nähe des genannten Thores Etwas zu betrachten, was in so hohem Grade schön und interessant ist, daß ihm durchaus ein eigener Abschnitt gewidmet werden muß. —

V. Das Haus des Pilatus.

Dieser Name schließt, vom Standpunkt der Kunstgeschichte aus betrachtet, unzweifelhaft eine Mystification, oder mindestens

eine Täuschung, in sich; gleichwohl liegt ihm eine Geschichte voll rührender und ächt spanischer Frömmigkeit zu Grunde.

Don Fadrique Enriquez de Ribera, Marquis von Tarifa, unternahm im Jahr 1518 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Am 4. August 1519 betrat er die heilige Stadt. Nach zwei Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, die gläubige Seele erfüllt von den Eindrücken und Bildern der Stätten, wo sein Erlöser gewandelt hatte und auch für ihn gestorben war. Er baute nun seinen Familienpalast genau nach dem Muster dessen, was er in Jerusalem als das Haus des Pilatus kennen gelernt hatte, und dieser Palast, im Lauf der Zeit auf die Herzoge von Medina Celi übergegangen, ist es, der uns hier beschäftigt.

Hackländer, der in Jerusalem war, versichert, daß das Gebäude, welches dort das Haus des Pilatus vorstellt, weder dem äußern Anblick, noch der innern Eintheilung nach, die mindeste Aehnlichkeit mit dem Pilatushause in Sevilla habe. Diese Bemerkung ist ganz gewiß begründet, und zwar nicht nur in Beziehung auf das Gebäude, welches jetzt als Haus des Pilatus in Jerusalem gezeigt wird, sondern auch, wenn dieses etwa gleichfalls nicht das ächte sein sollte, in Bezug auf dieses verlorene ächte selbst. Denn zur Zeit Christi gab es weder in Palästina, noch sonstwo auf der Erde Bauten im verfallenden arabischen Geschmack, sondern Pilatus wohnte ganz gewiß in einem nach griechisch-römischem Styl erbauten und eingerichteten Palaste, wenn auch der Orient auf Baugeschmack und Beschaffenheit der Wohnräume seinen Einfluß gehabt haben mag.

Das Gebäude in Sevilla aber, von welchem wir sprechen, ist, wie gesagt, im sechzehnten Jahrhundert, von einem maurischen Baumeister im Geschmack jener arabischen Kunstperiode errichtet, in welcher die maurischen Gedanken und

Formen bereits von byzantinischen und gothischen Elementen durchdrungen waren, im Geschmack der Zeit nach der Alhambra.

Wie alles maurische Bauwerk, so stellt auch dieses Haus von Außen wenig vor. Ein steinerner Balcon läuft längs der Mauer hin, und eine einfache Thüre führt in einen unregelmäßigen Hof, aus welchem man durch eine von Marmorsäulen getragene Halle in den Mittelpunkt des Ganzen, den patio, inneren Hof, gelangt.

Meinem Geschmack entsprach dieser Hof im höchsten Grade, denn Schönheit und Größe reichen sich hier die schwesterlichen Hände.

Der patio bildet ein fast durchaus gleichseitiges Viereck von zweiundsechzig Fuß Länge und sechzig Fuß Breite. Es umläuft ihn eine Galerie von vierundzwanzig Bogen, auf herrlichen Marmorsäulen ruhend, über welchen sich eine zweite Halle, von gleichem Stoff und gleicher Structur, als zweites Stockwerk erhebt. In der Mitte des Hofes befindet sich eine Marmorfontäne, mit vier Delphinen und einer Büste des Janus geschmückt.

In der Rückwand der Galerie ebener Erde sind Nischen angebracht, in welchen eine Anzahl von Büsten römischer Kaiser und sonstiger Staatsmänner, z. B. auch Cicero's, stehen; alle, oder mindestens die meisten, sind antik. Mit ebenbürtiger Würde reiht sich ihnen der gedankenvolle Kopf Karl's V. an, der letzte Kopf, in welchem das heilige römische Reich deutscher Nation noch eine Wahrheit war.

Die Verzierung der Rückwände zwischen den Nischen besteht aus bunten Glasuren — azulejos — und aus, in den mannigfaltigsten Formen verschlungenen, Arabesken, wie wir diese Ornamentik aus Alhambra, Zancarron, Alcázar genugsam kennen, hier so schön und reich ausgeführt, wie nur irgendwo.

In der Mitte des Hofes, in entsprechender Entfernung von der Fontäne, stehen, den vier Ecken des Gebäudes entsprechend, vier colossale Statuen, eine kriegerische Pallas, sich auf den Schaft ihrer zerbrochenen Lanze stützend, eine Pallas des Friedens, und zwei andere Göttinnen, welche ich nicht verstand, ohne mich deßhalb unglücklich zu fühlen. Auch diese Statuen sollen antik sein; ich für meine Person würde sie nur für geist- und werthvolle Nachahmungen der Antike gehalten haben. Es ist übrigens sehr möglich, daß ich hierin Unrecht habe; denn der Erbauer des Hauses war im Laufe seines Lebens Gesandter zu Rom und Vicekönig in Neapel gewesen, und war daher recht wohl in der Lage, einen reichen Schatz von Antiken zu besitzen.

So viel vom Hof und den ihn umgebenden Bogengängen. Im Grunde dieser letztern nun liegen die Gemächer des Erdgeschoßes.

Wenden wir uns zu dem Raume, welcher nach dem Eintritt zu unserer Rechten liegt, so finden wir eine geräumige Halle, ein in gleicher Weise, wie die Galerien des Hofs, verziertes längliches Viereck darstellend. In dieser Halle sind einige farbige Fensterscheiben angebracht, und so sehr mir im Allgemeinen das Ueberhetzen von Natur und Kunst durch bengalisches Feuer und dergleichen zuwider ist, so muß ich doch bekennen, daß es ein lieblicher Anblick war, diesen meisterhaften, mit so wirklich schönen Kunstwerken gezierten Hof in den verschiedenartigsten glänzenden Beleuchtungen zu schauen.

In der dem Eingang gegenüber befindlichen Wand öffnet sich die Kapelle, in gothischem Bogen, aber mit maurischer Wandverzierung. Hier steht im Boden eine etwa drei Fuß hohe Säule, angeblich von Jaspis. An diese Säule soll Christus bei der Geißelung gebunden worden sein; eine minder vertrauensvolle Legende erklärt sie nur für eine ganz genaue

Nachbildung der ächten Säule. Die dritte Seite des Hofs, links vom Eingang, führt gleichfalls in eine, wenn ich nicht irre, nur mit Gittern verschlossene Halle, aus welcher man in den prächtigen zum Palast gehörigen Garten gelangt.

Eine wunderschöne Treppe führt aus dem Hof in das zweite Stockwerk des Gebäudes. Die dasselbe umlaufende Säulengalerie, welche auf der untern Halle des Hofes ruht, ist bereits erwähnt. Die Gemächer, welche sich an diese Galerie anschließen, werden jetzt von Beamten und Dienern des Hauses Medina Celi benützt.

Die Volkssage aber weiset noch jetzt jedem der Räume dieses Hauses seine ganz besondere und bestimmte Beziehung auf die Leidensgeschichte des Herrn an, und zwar nicht immer mit tadelloser Bibelfestigkeit. Eine Halle wird als der eigentliche Richtplatz, eine andere als das Audienzzimmer des Pilatus, eine dritte als der Raum bezeichnet, in welchem die Angeklagten während der Berathung des Urtheils sich aufzuhalten hatten; und hier steht ja sogar noch die steinerne Bank, auf welcher Petrus saß, als er seinen Herrn verläugnete. So sehr ich überzeugt war von der vollständigen Unrichtigkeit der Meinung, als ob dieß Haus mit dem des Römers voll Menschenfurcht Aehnlichkeit habe, so freute ich mich doch herzlich der liebenden und frommen Gesinnung, welche im Gebäude und seiner Deutung sich ausspricht, und um keinen Preis würde ich einem daran Glaubenden diesen Glauben zu nehmen suchen.

Wie ich denn hie und da ausnahmsweise auch Glück habe auf der Welt, so traf ich das Pilatushaus in allen seinen Räumen offen an; kein Fremder außer mir pilgerte darin umher, und von den Dienern im Haus streckte nur einmal Einer den Kopf auf einen Augenblick hervor, und verschwand dann für immer. Wie glücklich ist doch der Reisende, der

keinen Führer braucht! Wie habe ich hier mit vollen Zügen die Einsamkeit genossen, welche der Seele so wohl thut! Wie viel tiefer dringt der Einsame in Character und Geist eines Kunstwerks ein, wie reden mit ihm die Steine, wie leben ihm Bilder und Statuen! —

Körner in seinem schon wiederholt erwähnten Buche „aus Spanien" machte die Bemerkung, daß „in den Colonnaden des Pilatushauses in größter Unordnung Torso's, kolossale, noch ganze Statuen, Grabsteine und viele andere Reste römischer Alterthümer liegen", und daß er nicht begreifen könne, „warum der Herzog von Medina Celi diesen Palast theilweise wenigstens ganz vernachlässigt, und die schönen Monumente des klassischen Alterthums in wüster Unordnung herumliegen läßt.". Da ich in Körner's Buch noch keine leichtfertige oder Anderen nachgeschriebene Bemerkung gefunden habe, so bezweifle ich die Wahrheit seiner Behauptung nicht im Mindesten; allein er sah das Pilatushaus im Mai 1863. Am 2. Mai 1867, als ich es sah, war der gerügte Mißstand beseitigt; ich konnte keinerlei Unordnung oder Verfall, namentlich nicht ein einziges herumliegendes Denkmal des Alterthums wahrnehmen.

Und so schied ich denn von dem anziehenden Gebäude mit lauter Eindrücken der besten Art.

Und mit ihm schließe ich die Bauwerke Sevilla's ab, welche ich kennen gelernt habe. Wenn der Leser sie nochmals der Reihe nach überblickt, so wird er sie bedeutsam und großartig genug finden, um schon ihretwillen eine Reise nach Südspanien zu wünschen. In der That! welche reiche Fülle von Studien für den Kenner der Kunst, für den, welcher ihre Geschichte erst lernen will! Aus der vorchristlich römischen Zeit durch das ganze Mittelalter, das maurische wie das christliche, herabreichend, zeigen sie uns noch den Uebergang

in die neue Zeit, und diese selbst, in lauter bedeutenden und meisterhaften Leistungen, bis in das siebenzehnte Jahrhundert. Eine lebendige Geschichte der Baukunst, auf dem engen Raume Einer Stadt.

Den prächtigen Palast San Telmo in der Nähe des Quadalquivir nebst den zu demselben gehörigen Gärten und den in ihm aufbewahrten Kunstgegenständen habe ich nicht betrachten können; der Palast ist die Residenz des Herzogs von Montpensier, des Gemahls der Infantin Luise, Schwester der Königin. Die Herrschaften wohnten, zur Zeit meines Aufenthalts in Sevilla, gerade selbst in ihrem Haus, und so machte ich gar keinen Versuch, sie darin zu belästigen. Der Palast gibt schon von Außen und bei oberflächlicher Betrachtung ein würdiges und großartiges Bild, mit welchem ich mich denn gerne begnügte.

Ebenso habe ich Sevilla's Theater nicht kennen gelernt. Was ich anläßlich Malaga's über den gegenwärtigen Zustand des spanischen Theaters bemerkt habe, fand ich in Sevilla auf traurigste Art bestätigt. Um einer erhebenden theatralischen Leistung willen lasse ich mir vor dem Theater und in ihm selbst Strapazen gern gefallen. Dagegen um Musik von Donizetti zu hören, eine Posse spielen zu sehen, oder einige unzüchtige Pepita-Sprünge zu betrachten, thue ich keinen Schritt, am allerwenigsten dann, wenn das Theater erst um halb neun Uhr anfängt, um welche Zeit ich, mit der Betrachtung Sevilla's und seiner Kunstwerke vom frühen Morgen an beschäftigt, bereits den Schlaf des Gerechten in den Augen spürte. Da nun in der That das teatro principal Nichts, das teatro de San Fernando die Linda von Chamouni, und ein drittes Theater eine Posse mit Tanz gab, so machte ich jeweils einen Abendspaziergang, mit welchem ich den Tag beschloß.

VI. Toros de muerte.

„Dem Tod geweihte Stiere."

Ein Mensch, welcher das lesende Publikum mit der Schilderung seiner Reise in Spanien unterhält, befindet sich in einer sehr zweifelhaften Gemüthsverfassung, wenn er sich die Frage vorlegt, ob er über Stiergefechte Etwas sagen soll oder nicht. Dieser Gegenstand ist so bis zum Ekel besprochen und abgedroschen worden, daß man an und für sich um so lieber ganz davon schweigen möchte, als derselbe schon seiner Natur nach ekelhaft ist. Mir liegen aber einige ernste Worte in dieser Angelegenheit hinter dem Zaun der Zähne, und um dieser Worte los zu werden, muß ich zuvor die Sache selbst abschildern.

Auf Freitag den 3. Mai 1867, Nachmittags drei Viertel auf vier Uhr kündeten riesige Anschlagzettel ein Stiergefecht zu Sevilla an, welches eine Art „Frauenverein" wie man bei uns sagen würde, zum Besten der Armen gab, nachdem in der unmittelbar vorausgegangenen Meßwoche drei solche Schauspiele stattgefunden hatten. Den Vorsitz sollten die drei Söhne des Herzogs von Montpensier führen. Als Espadas waren zwei Meister der Kunst gedungen, deren Namen ich mit dem Programm selbst verloren habe; ich weiß nur, daß Einer von ihnen den Beinamen El Gordito, der Wohlbeleibte, führt. Sechs Stiere sollten bekämpft werden. Dieß nennt der Andalusier mit Ingrimm „estilo de Madrid"; denn das andalusische Blut verlangt das Blut von acht Stieren, und mehr aus Gründen der Sparsamkeit, als aus irgend welchen andern Gründen, hat der estilo de Madrid auch in Andalusien die Oberhand gewonnen.

Ich sorgte mir für einen Platz, und zwar, meiner Sitte gemäß, für einen Platz beim Volk, auf den nicht numerirten

Steinbänken, aber natürlich im Schatten. Er kostete neun Realen, gleich einem Gulden sechs Kreuzer. Die Leute, welche das ganze Vergnügen in der Sonne stehend erdulden, zahlen für diese Lust vier oder fünf Realen; die Preise der vornehmsten Logen betrugen, wenn ich mich recht erinnere, etwa zehn Gulden per Platz.

Oft hatte ich gelesen, daß in Spanien unmittelbar vor einem Stiergefecht an Nichts Anderes gedacht, von Nichts Anderm gesprochen werde. Ich fand das nicht. Ich habe in der Fonda, auf den Straßen, in den Schenken mit verschiedenen Andalusiern von dem bevorstehenden Stierkampf gesprochen; sie waren alle äußerst ruhig und kühl. Ich freute mich schon, in der verkehrten Meinung, die Lust an der Sache habe nachgelassen. Der Grund der Ruhe und der Grund des Fortbestehens der ganzen Sache ist der gleiche: es ist die Macht der Gewohnheit.

Da ich in meiner beständigen Verkehrtheit das Stiergefecht mehr der Menschen als der Stiere, und weniger der Stierkämpfer, als der andern Menschen wegen besuchte, auch das dringende Bedürfniß hatte, recht tief im Schatten zu sitzen, der noch achtundzwanzig Grad Réaumur warm war, so betrat ich die Arena kurz nach zwei Uhr.

Ich habe dem Leser in Valencia zu zeigen gesucht, wie ein Stierkampfplatz aussieht. Derjenige zu Sevilla ist älter und minder schön, als der valencianische, gehört aber zu den schönsten Spaniens, und ist so groß, als irgend einer; Manche behaupten, er fasse im Nothfall achtzehntausend Zuschauer. Die Einrichtung ist in allen wesentlichen Beziehungen ganz dieselbe, wie ich sie bei Valencia beschrieben habe.

Als ich eintrat, waren die Zuschauerräume noch größtentheils leer. Nur mir gegenüber in der glühenden Mittagssonne saßen und standen unter großen Regen-, hier Sonnen-

Schirmen, die armen Zuschauer, Leute von jedem Alter und Geschlecht. So saßen und standen sie in der Sonne, um sechs Stiere sterben zu sehen, von zwei bis sieben Uhr. Mit ernster Wehmuth ragten Kathedrale und Giralda mit ihren lichtbraunen Massen über den offenen Circus zu den thörichten Menschen herein. So oft ich im Lauf der Sache einer Herzstärkung bedurfte, schaute ich zu dem mir gerade gegenüberliegenden herrlichen Bau empor.

Meinen Platz wählte ich zu Füßen der Präsidial-Loge, etwas links von ihr, da gerade unter ihr das Musikcorps — Militärmusik — saß. Ich war so hoch, daß ich Alles übersehen, und doch so nahe beim Kampfplatz, daß ich jedes Einzelne genau sehen konnte. Ob die Herzoge von Montpensier wirklich in der Präsidial-Loge waren, kann ich nicht behaupten, weil ich in das Innere der mir zu nahe liegenden Loge nicht zu sehen vermochte. Der Umstand war mir auch nicht wichtig genug, um darnach zu fragen.

Ich hatte beim Anblick des Circus geglaubt, das Schauspiel werde schwach besucht sein; ich hatte mich geirrt. Der ganze ungeheure Ring füllte sich nach und nach, und wenn mir die Angabe, derselbe fasse achtzehntausend Personen, etwas hoch vorkommt, so glaube ich doch ohne alle Uebertreibung behaupten zu können, daß mindestens sechzehntausend Personen beisammen waren. So weit dieses Jünglinge und Männer waren, rauchten sie Cigarren; ich rauchte mit ihnen, „Alles nach Orts-Sitte und Gebrauch", von zwei bis sieben Uhr.

Es war ein ziemlicher Lärm. Zahllose Verkäufer von Erfrischungen aller Art, Haselnüssen, Orangen, Gefrornem, Wasser, Wein, Zuckerstangen, sowie von bemalten Papierfächern für anderthalb Kreuzer, priesen das Glück derjenigen Menschen, welche ihnen Etwas abkaufen würden, mit andalusischer Schnelligkeit und Gewandtheit. Die Damen vom Volke

plauderten und lachten, die in den Logen fächerten und schmachteten; beide Arten von Damenwelt waren in reicher Anzahl vertreten; die jüngsten Besucher des Stierkampfes waren drei Monate alt: „damit sie es bald lernen." Tadelloser Anstand herrschte überall.

Die Präsidirenden sind unter Beifall der Versammlung in ihre Loge getreten, ungesehen von mir. Die Musik gibt einen Tusch zum Besten; das Schauspiel beginnt unter lautloser Stille.

Aus einem Thore, rechts der Präsidialloge gegenüber, erschien nunmehr ein Reiter in schwarzem altspanischem Costume; ihn begleitete eine hanswurstartige Gestalt zu Fuß. Beide ritten vor die Präsidialloge und verbeugten sich; ein Schlüssel — der des Stierkäfigs — ward herabgeworfen und von dem Reiter geschickt im Hut aufgefangen, worauf Beide wieder abzogen, und unter klingendem Spiel der Musik die cuadrilla, die Gesammtheit der mit dem Stierkampf Beschäftigten, erschien.

An der Spitze die zwei Espadas, oder Matadores, wahrhaft schöne Männer in den besten Lebensjahren, in eng anliegender, von Seide, Sammt und Atlas strahlender Kleidung, rundgeschnittene Jacke, offene Weste, feines Hemd, Kniehosen, faja um den Leib, weiße Strümpfe. In ihrem Gefolge erscheinen die Chulos, die an Pracht der Kleidung den Espadas am Nächsten kommenden Banderilleros, und zu Pferd, in buntfarbigem dick wattirtem Anzug, die Füße von furchtbaren Ledergamaschen umwickelt, die Picadores, mit langen dicken Lanzen, an welchen ganz kurze Spitzen befindlich sind.

In feierlichem Umzug, mit einer Würde, wie sie ein Chor im griechischen Trauerspiel nicht besser zeigen konnte, erscheint diese Gesellschaft gleichfalls vor der Präsidialloge, macht ihre Honneurs, und verschwindet theilweise wieder. Auf

dem Platze bleiben nämlich etwa vier bis sechs Picadores und eine Anzahl Chulos, als diejenigen, welche den ersten Act des dreiactigen Schauspiels zu bestehen haben; Espadas und Banderilleros treten ab.

Trompetensignal; gerade gegenüber der Präsidialloge öffnet sich ein dunkler Verschlag, und der erste Stier springt heraus. Während er an dem Ring vorüber in die Arena stürzt, wird ihm eine lange bunte Wimpel — lächerlicher Weise monja (Nonne) genannt — mit einem kleinen Hacken in die Haut gestoßen. Verblüfft von dem plötzlichen, reichen und blendenden Schauspiel, steht das mächtige Thier plötzlich still; es weiß nicht, wohin sich wenden, und manche Stiere kehrten schon in diesem Augenblicke nach dem Stall zurück. Doch unser erster Toro that dieses nicht; nach kurzem Besinnen ersah er sich einen der Chulos, welcher, seinem Beruf gemäß, mit einem farbigen Tuch wedelnd dem Stier neckisch entgegenkam, als erstes Ziel, senkte die Hörner, wirbelte eine Staubwolke empor, und rannte auf den kecken Burschen los. In eiligster Flucht machte sich dieser davon, suchte durch eine der Lücken im Ring zu entkommen, verfehlte den rechten Platz, sprang in Todesangst über den Ring, und stürzte auf dessen andrer Seite in den Gang mitten unter die Zuschauer, während die Bretterwand unter den Hörnern des ergrimmten Thieres krachte. Von den Zuschauern mit „Muh" und ähnlichen menschenwürdigen Aeußerungen zurückgescheucht, von andern Chulos in gleicher Weise wie vom ersten gereizt und geneckt, wendet sich der Stier gegen diese, welche mit mehr Vorsicht als der erste, ihm entfliehen. Mit hochgetragenem Schweif durch die Arena rasend, wird er nun erst eines Picador ansichtig, der ihm mit vorgehaltener Lanze ruhig entgegenreitet. Die Pferde der Picadores sind eben so sehr „de muerte", als die Stiere. Es ist sehr unrichtig, wenn man

sagt, die Picadores suchten vorzugsweise die Lanze in den Körper des Stiers zu stoßen, und letztern von dem Pferd abzuhalten. Der Picador sucht vielmehr den ungleichen Kampf zwischen dem wüthenden Stier und dem alten, schwachen Pferd, dem die Augen verbunden sind, weil es sonst nimmermehr den Kampf aufnehmen würde, recht geflissentlich herbeizuführen und die dem Stier stets ungefährlichen Stiche mit der kurzen Lanzenspitze dienen nur, um den Stier zum Angriff gegen das Pferd zu reizen. Am armen Pferd soll der Stier seine Kraft bis zu einem gewissen Grad abnützen, damit ihn der Mensch leichter besiegen kann. Darum sucht der Picador immer die Flanke des Pferdes dem Stier entgegenzustellen; das stürzende Pferd deckt dann regelmäßig mit seinem Körper den Picador vor dem Angriff des Stiers, bis dieser, durch einen andern Picador oder Chulo abgelenkt, sich dem neuen Feinde zuwendet. Der Picador, welcher unserm ersten Stier als der erste unter Seinesgleichen entgegenritt, hieß Morales. Er war in der Folge der eigentliche Held des Tages, mehr noch als die Espadas; ein Kerl, der nach seinem ganzen Aussehen zu schließen, wenn mich nicht alle Physiognomik trügt, seinem Namen in keiner Beziehung Ehre machte, aber todverachtend, ruhig, kaltblütig, und blutgierig. Lauter Jubelruf und herabgeworfene Hüte belohnten jede seiner Heldenthaten.

Der Stier stutzte einen Augenblick vor Morales' Lanze, aber nur einen Augenblick. Er fühlte ihren Stich im Rücken, und im nächsten Moment waren die beiden Hörner des Stiers bis an die Stirn im Bauche des Pferdes; das Thier krümmte sich zappelnd am Boden, der Stier wüthete in seinen Eingeweiden, Morales lag ruhig da, mit einem Schenkel unter dem Pferd, während er das oben liegende rechte Bein langsam zu sich hinüber zog. Morales schien so behaglich zu

liegen, wie in seinem Bett. Dieser erste Kampf zwischen Pferd und Stier war ein ganz erträglicher und schöner im Vergleich mit Dem, was später kam; denn nach einigen Zuckungen verendete das von der vollen frischen Kraft seines erbitterten Feindes zerfleischte Thier; die übrigen Picadores und Chulos waren, schneller natürlich als ich und der Leser schreiben und lesen, ihrem bedrohten und doch so gelassenen Kameraden zu Hilfe geeilt, der Stier hatte den Kampf mit ihnen aufgenommen, Morales war aufgerichtet worden, und bestieg, vom Blute des ersten triefend, ein zweites Pferd.

Der College des Morales, welcher den zweiten Strauß zu Pferd mit dem ersten Stiere bestand, war minder glücklich, als jener. Der Stier ließ sich nicht die Breitseite des Pferdes bieten, sondern griff es mehr von Vorn an. Während der Stier sich bückte, machte das unglückliche Pferd, vom Picador gereizt, einen Sprung in die Höhe, seinen letzten Versuch, auf den Hinterfüßen emporzusteigen. Der Stier fuhr mit beiden Hörnern unter den Vorderfüßen des Pferdes in dessen Leib, und auf dem Stier zusammenstürzend umklammerte das Pferd mit beiden Füßen, wie mit Armen, mit gen Himmel gerichtetem Kopf, wie um Erbarmen flehend, die spitzen Hörner, welche in ihm wühlten. Lauter Jubel! Doch nicht genug. Der Picador war rechts hinüber in der Richtung nach dem Stier zu gefallen, und schien sich verstaucht zu haben; er war in größter Lebensgefahr, denn kein Pferd war zwischen ihm und dem Stier. Die ganze Masse der Chulos und Picadores setzte sich daher in Sprung und Galopp, um den Stier anderswohin zu bringen. Dieß gelang; der Picador ließ sich hinkend und ausgepfiffen abführen, und sein Pferd, nicht zum augenblicklichen Tod verwundet, ward während der ganzen Dauer des noch übrigen Kampfes mit dem ersten Stier in der Arena herumgeführt — über eine

Viertelstunde lang — während ihm die Eingeweide mehr als halbellenlang und mannsschenkeldick aus dem Leibe hingen, um dann erst von dem zweiten Stier seinen Todes- und Gnadenstoß zu empfangen. Während der ganzen Zeit saß der Reiter auf ihm, welcher den Abgeführten abgelöst hatte, und das Pferd schien mir mit Heldenmuth die sinkenden Kräfte zusammenzuraffen, um wenigstens ihn zu tragen, so lang als möglich. Hackländer sagt: „Im Süden Spaniens, in Sevilla, Granada, wird übrigens jedes schwerverwundete Pferd augenblicklich abgeführt, wogegen es in den Städten des Nordens meistens auf dem Platze verenden muß". Und Lorinser sagt: „Um übrigens jenen widerwärtigen Umstand des Heraushängens der Gedärme zu bemerken, muß man sehr scharf hinsehen, da der Circus bedeutend groß, und die Entfernung, aus der man die Scene schaut, eine ziemlich beträchtliche ist." Meine beiden geehrten Vorgänger sind hier sehr im Irrthum. Ich habe leider gar kein scharfes Auge, aber man müßte blind sein, um nicht zu sehen, was ich sah; und andrerseits wird kein verwundetes Pferd abgeführt, sondern es muß aufstehen und fortkämpfen, so lang es kann, und erst, wenn es sich entschlossen zum Tode niederlegt, wird ihm das Geschirr abgerissen; alle verenden in der Arena. Und diese Scenen kamen nicht nur bei unserm ersten Stier, sondern bei jedem vor. Nachdem nun der erste Stier noch einige resultatlose Angriffe gegen andere Picadores und Pferde gemacht, ertönte ein zweites Signal, und es erschienen die Banderilleros.

Zweiter Act. In jeder Hand einen etwa zwei Fuß langen, von Tüchern, Bändern und buntem Papier umflatterten Pfeil mit Widerhaken tragend, tritt der Banderillero dem Stier entgegen, um ihm diese Pfeile in den Nacken zu stoßen. Dabei unterstützen ihn die Chulos, indem sie den Stier um-

schwärmen, necken, ablenken, reizen, je nach dem Bedürfniß des Augenblicks. Nur mit Staunen kann man die Leichtfüßigkeit, Gewandtheit, Kaltblütigkeit, kurz, die ganze physische Virtuosität dieser Menschen betrachten. Zwei von ihnen setzten sich gleich beim ersten Stier auf Einen Stuhl mitten in der Arena, und erwarteten den in voller Wuth auf sie einspringenden Feind. Als er drei Schritte weg war, erhoben sie sich mit Phlegma, und standen beiderseits unmittelbar daneben, als er zwischen ihnen den Stuhl zusammenschlug. Ein anderer Stier aber blieb vor den Zweien, die ihn so erwarteten, entsetzt stehen, und kehrte dann um. Der Kampf mit der Banderilla war mir verhältnißmäßig das Erträglichste bei der Sache, weil dabei an menschlicher Kraft und Schönheit das Meiste geleistet wird, worüber man für Augenblicke das Andere vergißt. Er ist in der Regel nach etwa zehn Minuten beendigt. Dem ersten Stier wurden vier Banderilla's eingestossen. Der zweite nahm, als er von zweien gepeinigt war, die Sache ernstlich übel, und sprang in wüthendem Anlauf über die Bretterwand in den mit Zuschauern angefüllten Gang unter den Sitzplätzen. Allgemeines Gelächter! die Umstehenden zogen ihm die Pfeile aus, und bei der nächsten Oeffnung des Rings kam der Stier, wie dankbar für die empfangene Erleichterung, lammfromm wieder heraus. Doch kehren wir zu unserm ersten Kämpfer zurück. Es ist ihm gelungen, seiner vier Pfeile durch gewaltiges Schütteln seines Körpers, durch Wühlen und Wälzen am Boden wieder los zu werden. Das gewaltige Keuchen seiner Lenden, der blutüberströmte Nacken und Rücken, die abnehmende Kraft und Schnelligkeit seiner Stösse und Sprünge deuten an, daß die Quelle der Lebenskraft zu versiegen beginnt.

Jetzt eröffnet sich, nach abermaligem Trompetensignal, der Schlußact des elenden Schauspiels. Der Espada erscheint,

aber er bleibt nicht allein mit dem Stier in der Arena, sondern einige Chulos und Banderilleros bleiben in seiner Nähe, und wenden in bedenklichen Momenten die Gefahr von ihm ab. In der rechten Hand trägt der Espada sein drei Fuß langes gerades Schwert mit zollbreiter Klinge, in der linken ein rothes Tuch, welches er dem Stier entgegenhält, oft auch das Schwert für Augenblicke unter demselben verbirgt. Alle Stiere, auch die besten und gewaltigsten, schienen mir in dem Augenblick, wo der Espada langsam und ruhig auf sie zuschritt, Furcht und Entsetzen zu zeigen; Alle erkannten ihr sicheres Verderben, Keiner griff den Espada gleich im ersten Moment an. Nach einem Kampf von etwa fünf Minuten empfing der erste Stier den Degen in den Nacken; mit Einem Stoß brachte ihn der Espada bis zur Hälfte seiner Länge in den Körper des Thiers. Allein er hatte den richtigen Fleck nicht getroffen. Der Stier blieb wankend stehen, stöhnte, arbeitete das Schwert durch Keuchen und Aechzen, während er Ströme von Blut ausspie, schräg hinab bis zum Heft durch seinen großen gewaltigen Körper hindurch, und — stürzte nicht. Ein zweites Schwert mußte gebracht werden, und es war keine große Kunst mehr, durch eine zweite Wunde, deren Stelle mit ruhigem Bedacht gewählt werden konnte, den Leiden des Thieres ein Ende zu machen.

Hierauf ertönt Musik; ein Gespann von drei Maulthieren erscheint, schleppt in vollem Galopp die angehängten todten Körper des Stiers und der erlegten Pferde aus der Arena, und unverzüglich beginnt der Kampf mit dem zweiten Stier.

Und so fort bis zum letzten! bis die sinkende Sonne die Giralda vergoldet, stehen wir da; denn wie der Kampf lebhaft wird, steht Alles auf vor Erregung, und man setzt sich nicht wieder, bis die Maulthiere erscheinen.

So viel mußte ich sagen, um ein ungefähres Bild von der Sache zu geben. Der Leser hat aber nicht zu befürchten, daß ich ihn nun mit den mir leider noch sehr wohl erinnerlichen Einzelnheiten aller sechs Kämpfe quälen werde. Bald mehr, bald minder wilde Stiere, bald mehr, bald weniger Muth, Kraft, Geschicklichkeit der Menschen; stets gleiches Elend der Pferde, deren zwölf oder vierzehn umkamen; beim vierten Stier lagen fünf todte Pferde zugleich im Ring. Also Nichts weiter von den Einzelnheiten des Kampfes, sondern wir wollen, was ja der einzige Zweck der Schilderung sein konnte, über die geschilderte Sache nachdenken.

Unter den mir bekannten Schriftstellern haben vorzugsweise drei katholische Priester, der Spanier Balmes und die Deutschen Lorinser und Stolz, die Stiergefechte zwar nicht zu vertheidigen, aber möglichst mild und schonend zu beurtheilen gesucht. Die große Zuneigung der erwähnten Männer für das spanische Volk begreife und theile ich. Allein das Ergebniß ihrer Betrachtungen über den hier fraglichen Gegenstand bestreite ich. Mir kann das Hassenswerthe an Niemandem hassenswerther sein, als an dem, den ich liebe. Daß es sich aber hier um Hassenswerthes handelt, wer könnte es bezweifeln?

Ich kann von Niemand denjenigen Grad und diejenige Art von Mitgefühl mit meinen nicht menschlichen Nebengeschöpfen verlangen, welche mir eigen ist. Ich ziehe daher bei Beurtheilung der Sache alle diejenigen Empfindungen ab, welche mir durch den Anblick der mißhandelten und zerfleischten Thiere gegeben wurden. Weder sentimentales Mitgefühl, noch ästhetisches Grausen soll mein Urtheil bestimmen.

Aber zwei Betrachtungen rein menschlicher und sittlicher Art sind es, über welche hinauszukommen meiner Ueberzeugung nach unmöglich ist.

Die erste derselben hat es zu thun mit dem sittlichen Zustand der ganzen zahlreichen Menschenklasse, welche in den Stiergefechten Beruf und Nahrung findet.

Man muß der katholischen Kirche die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Stiergefecht nie gebilligt hat, daß vielmehr ihre einzige Art, sich dabei zu betheiligen, darin besteht, daß in einem abgesonderten Raume ein Priester bereit ist, bei vorkommenden Unglücksfällen sofort die Sterbsacramente zu ertheilen. Allein die Feinde des Katholicismus erheben gegen ihn einen schweren Vorwurf daraus, daß er bei seiner großen Macht über das spanische Volk diesen Unfug zu vertilgen nicht im Stande oder aber nicht ernstlich gewillt gewesen sei. Im Hinblick auf die viel größeren Unfugen, welche bei andern katholischen und nichtkatholischen Völkern trotz ihres Bekenntnisses vorkommen, gedenke ich keineswegs, mich dem erwähnten Vorwurfe anzuschließen. Wenn aber alle Priester, welche jemals mit sterbenden Stierkämpfern zu thun gehabt haben, um mich herum in einer Arena säßen, so würde ich sie fragen, ob sie nicht unter besagter Menschenklasse lauter sittlich verwahrloste Menschen, ich sage ohne Weiteres, den Abschaum der spanischen Nation, angetroffen haben? Und die ehrliche Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Ein Mensch, der gewerbsmäßig, grundlos und zwecklos, zum Vergnügen Andrer, Gesundheit und Leben täglich und stündlich in die Schanze schlägt, wird mit Naturnothwendigkeit gottlos im Lebensgenuß und lieblos gegen seine Mitmenschen; das ausschließliche Verkehren aller Gedanken und Kräfte mit dem Thier bestialisirt den Menschen, und das beständige Preisgeben seines Lebens um Geld corrumpirt ihn. Muth und Kraft, welche sicherlich in hohem Grad zum Stierkampf gehören, geben für diese sittlichen Uebel keinen Ersatz; denn Muth und Kraft haben nur Werth im Dienst des Geistes, und sind

beim Stierkampf außerdem gelähmt durch die niedrige Feigheit, mit welcher man das blinde, alte Pferd so lange vor den Riß stellt, bis der Feind sich daran die Hörner abgestossen hat. Auch ist der Stier in der Arena nicht so gefährlich, wie man glaubt. Er fürchtet den Menschen, und seine Angriffe haben meist nur die Vertheidigung zum Zweck. Er erschrickt vor dem blinkenden Schwert des Espada, und letzterer könnte meistens seinen Rückzug gleich am Anfang mit Sicherheit antreten; das keuchende, zitternde Thier würde ihn in seltenen Fällen verfolgen. Auch sage man nicht, ich hätte schlechte Stiere gesehen; von den sechs, die vor mir getödtet wurden, hatten vier das einstimmige Lob der Kenner für sich. Also Verthierung, durch den Gewinn an physischer Virtuosität nicht aufgewogen und nicht aufzuwiegen, ist das nothwendige sittliche Loos der Menschen, welche sich diesem schnöden Berufe widmen, und die Zahl dieser Menschen im großen Spanien ist groß.

Die zweite Betrachtung aber ist noch ernsterer und traurigerer, weil mehr allgemeiner Natur. Das Betrübendste an einem Stiergefecht finde ich weder in den Leiden und Qualen der geopferten Thiere, noch in der sittlichen Verkommenheit der Menschen, welche mit ihnen kämpfen, sondern darin, daß eine ganze Nation an Beidem Freude hat. Und der Einfluß, welchen dieses Anschauen von Mord- und Blut-Scenen auf den Menschen ausübt, ist schlimm genug. Mir selbst kam im Laufe des Nachmittags ein Augenblick vor, wo ich, auf mich achtend, jene schon einmal erwähnte fremde Stimme hörte, die mir den Wunsch zuflüsterte, statt eines Pferdes einen Chulo zerfleischt zu sehen. Und ich gehöre nicht zu den Grausamen. Es wird mir nicht einfallen, hier das abgedroschene Thema über den Zusammenhang zwischen Grausamkeit und Wollust nochmals zur Sprache zu bringen; ich gebe es einfach

jedem Denkenden zu erwägen, welchen sittlichen Einfluß auf eine Nation die Gewohnheit haben muß, an den Qualen der Mitgeschöpfe und an der Versunkenheit der Mitmenschen eine regelmäßige Freude zu empfinden. Ich möchte, um alles Gesagte ganz anschaulich zu machen, nur ein treffendes Bild entwerfen können von dem oben erwähnten Picador Morales. Ein solches Antlitz voll Verworfenheit und Verruchtheit, wie es dieser unstreitig höchst muth- und kraftvolle Kerl in die Welt hinausstreckte, ist mir noch nie vorgekommen; ich suchte in meiner Phantasie nach einem Bild dazu, und nur die Meuchelmörder im Macbeth fielen mir ein. Und Er war der Held des Tages, beklatscht und bewundert von den Damen Sevilla's, wie vom gemeinen Volk, er, triefend von Stierblut vom Kopf bis zur Ferse, lechzend nach mehr Blut, wie ein Bluthund, eine entwürdigte Menschengestalt, bei deren Anblick ich nur Eine Lust empfand, nämlich die vergebliche Sehnsucht, mich erbrechen zu können.

Wahrlich, es ist nichts Gutes an diesen Spielen! sie sind Nichts, als eine Entartung menschlichen Geschmacks und menschlicher Sitten, und diese Wahrheit laut, allgemein, unverblümt und unverbrämt zu sagen, ist der erste, nothwendige Schritt zu ihrer Abschaffung.

Aber woher kommt es, höre ich fragen, daß die spanische Nation, von deren sittlicher Bildung und Vorzügen man auf diesen Blättern sonst so Viel zu hören bekommt, gleichwohl an diesen Vergnügungen Freude findet? Ich will darauf antworten, was ich ehrlicher Weise kann.

„Ein Rest mittelalterlicher Rohheit!" sagte mir hierüber einmal Einer derjenigen, welche es lieben, aus der „Mittelalter" genannten spanischen Religiosität nicht die Vorzüge, sondern die Unvollkommenheiten des spanischen Volkes abzuleiten. Allein diese Bemerkung ist nicht nur oberflächlich,

sondern geradezu unwahr. Die Stiergefechte sind ein Rest römischer Sitte, ein Ueberbleibsel jener Zeit, in welcher, trotz hoher geistiger Bildung, das furchtbare: morituri Cäsarem salutant! Jahrhunderte lang möglich und wirklich war. Begünstigt durch zusammentreffende Umstände, zum Beispiel die südländische Heftigkeit des Temperaments, das beständige Blutvergießen in Jahrhunderte langen Kriegen, das Vorhandensein trefflicher Stiere in Menge, erhielt sich die Sache, und wurzelte sich ein mit der ganzen Macht der Gewohnheit. Dieß ist die einzig richtige Erklärung. Dazu kommt als untergeordnetes Element noch die außerordentliche Nervenstärke, welche dem spanischen Volke eigen ist, und sich beispielsweise auch in dem durchaus nachtheillosen, in riesigem Maßstab getriebenen Tabakgenuß, ohne gleichzeitigen Genuß kohlensaurer Getränke, kundgibt. Wer sich die Sache auf diese Weise nicht zu erklären vermag, dem weiß ich nicht zu helfen.

Wie aber könnte das unläugbare Uebel ausgerottet werden? Es versteht sich von selbst, daß bei Bekämpfung einer Volksleidenschaft Regierung und Polizei vor allen Dingen aus dem Spiele bleiben müssen. Solche Einmischung würde gerade die der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung haben. Moralische Uebel können nur von Innen heraus geheilt werden. Und dieses Uebel verdiente, angegriffen zu werden; denn im gegenwärtigen Augenblicke ist der Geschmack an der Sache eher im Steigen, als im Sinken begriffen. Während der Einen Woche, welche ich in Madrid zubrachte, fanden unter stets gleich gewaltigem Zudrang des Publikums fünf Stiergefechte statt. Aber mit welchen Mitteln läßt sich das Uebel bekämpfen?

In erster Reihe könnte und sollte hier erscheinen die Religion und ihr sichtbares Organ, die Kirche. Mit Maß

und Verstand zur Geltung gebracht, muß der Einfluß der Geistlichkeit auf die niedern Volksklassen und auf die Frauen nach und nach dazu beitragen, durch Erhöhung sittlicher Bildung und Verbreitung menschenwürdiger Gefühle diejenige Verwilderung zu beseitigen, welche nothwendig vorhanden sein muß, wenn nicht das Vergnügen an solchen Belustigungen aufhören soll.

Sodann zweitens. Unter der spanischen Nation sind natürlich sehr Viele jetzt schon so weit, daß sie die Stierkämpfe beklagen und verabscheuen. Diese sollen ihre Pflicht thun, nicht nur keines besuchen, sondern auch Andere davon abzuhalten streben. So habe ich gehört, daß die gegenwärtige Königin nie oder nur in ganz unausweichlichen Fällen, z. B. wenn ein fürstlicher Gast unhöflich genug ist, es zu wünschen, ein Stiergefecht besucht. Dieß ist sehr verdienstvoll von der königlichen Frau, wird aber aus allerlei Gründen nicht viel nützen, schon deßhalb nicht, weil es nur die Handlungsweise einer Frau ist. Sollte aber die spanische Nation einmal wieder so glücklich sein, einen König auf ihrem Throne zu sehen, welcher entschiedene, große Verdienste um Land und Volk, und somit Herz und Liebe des letztern für sich hätte, so würde ein gleiches Beispiel, von einem solchen Manne auf dem Throne gegeben, von gewaltiger Wirkung sein. Allein auch das Beispiel von vielen Tausenden geachteter und gebildeter Mitbürger wird dem Volk nicht gleichgiltig bleiben.

Drittens. Aus aufmerksamer Betrachtung der Geschichte der Stiergefechte leite ich noch eine andere Hoffnung ab, in welcher ich namentlich in Madrid bestärkt worden bin.

Zur Zeit der Maurenkriege war der Stierkampf ein ritterliches Vergnügen der Edelsten des Landes, sowohl bei Mauren als bei Christen, welchem sich dieselben hingaben, wenn sie gerade keine Gelegenheit hatten, ihre Feinde todtzu-

schlagen. So sind uns noch Schilderungen erhalten über großartige Stiergefechte, welche in Granada auf dem Platze Vivarrambla unter der Regierung von König Boabdil's Vater stattgefunden haben, und bei welchen maurische Ritter aus den edelsten Familien, den Zegris, den Abencerragen wetteifernd als Kämpfer auftraten. Auf der andern Seite haben castilianische Helden und Könige in großer Anzahl während Jahrhunderten den Stier zu Pferde bekämpft; selbst Karl V. hat es in seiner Jugend gethan.

Ein Versuch von Seiten der Staatsgewalt, der Sache entgegenzutreten, wurde nur von der stets guten und liebenswürdigen Isabella der Katholischen gemacht. Sie soll es aber nicht weiter gebracht haben, als daß die Hörner der Stiere mit Kugeln versehen sein mußten, um dem wüsten Zerfleischen Einhalt zu thun; mit ihrer Regierung hörte natürlich auch diese Beschränkung auf. Der erste bourbonische König, Philipp V., war den Stiergefechten höchst abgeneigt, und erst seit dieser Zeit — Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — hat sich das Gewerbe des Stierkampfes gebildet. Aus dieser geschichtlichen Entwicklung schon sieht man, daß bei aller Freude an der Sache doch im Großen und Ganzen der Respect vor derselben abgenommen hat, daß sie nicht mehr zu den für nobel und vornehm gehaltenen Dingen gehört. Nun hat man in neuester Zeit, namentlich in Madrid, den Versuch gemacht, sie dadurch wieder nobel und vornehm zu machen, daß sich Liebhaber, aficionados, junge Leute aus den bessern Ständen, öffentlich als Stierkämpfer produciren. Und dieser Versuch wird nach meiner Ueberzeugung gerade das Gegentheil bewirken. Die Sache kostet natürlich Geld und Zeit. Nun sind aber die Leute in Madrid unzweifelhaft in der Cultur so weit gekommen, daß die Väter wie in andern Ländern auch, den lebhaften Wunsch hegen, daß aus ihren Söhnen Etwas werde.

Keine Familie in Madrid wird sich freuen, wenn ihr Sohn, statt sich geistig auszubilden und für das Leben vorzubereiten, als Banderillero oder Espada sich auf den Stierplätzen herumtummelt, ganz abgesehen von der stets mit der Sache verbundenen Lebensgefahr. Mit Einem Wort: die ordentlichen Leute werden die Sache hassen, und man wird sie nach und nach den ausgemachten Lumpen und Tagdieben überlassen. Wenn es aber einmal so weit gekommen sein wird, dann hat die letzte Stunde der Tauro-Machia geschlagen.

Der Spanier ist im Allgemeinen Nichts weniger als grausam gegen das Thier, hierin ganz verschieden vom Italiener. Oft habe ich Zeichen freundlicher und herzlicher Fürsorge und Pflege für die Thiere, niemals — außer der Arena — Härte gegen dieselben wahrgenommen. Bei solcher natürlichen und sittlichen Grundanlage muß der Kampf gegen diesen schändlichen Unfug gelingen, wenn er von den rechten Leuten mit den rechten Mitteln aufgenommen wird.

Von der „portugiesischen Art“ des Stierkampfes, im Gegensatz der „toros de muerte“, welche darin bestehen soll, daß der Stier von Chulos und Banderilleros geneckt, gereizt, schließlich an den Hörnern gefangen und in seinen Stall zurückgeführt wird, habe ich während meines Aufenthalts in Spanien Nichts gehört oder gesehen. Diese Manier scheint mir nun auch gar Nichts nütze zu sein. Sie ist, wie wir Süddeutsche zu sagen pflegen, nicht gehauen und nicht gestochen, und führt durch allmälige Ueberreizung des Geschmacks und Entzündung der Mordlust nothwendig wieder zum blutigen Spiel zurück.

Doch genug. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Das letzte Pferd und der letzte Stier hatten ihr Herzblut vergossen, das Abendroth an der Giralda sah wie eine große Schamröthe Namens des spanischen Volkes aus, und in

schmerzlichster, tiefster Verstimmung verließ ich mit dem gesammten Volke den Circus. Wie nobel, ruhig, anständig, durchaus adelig war das Verhalten aller dieser Menschen in jeder Hinsicht, abgesehen vom Zwecke dieser Zusammenkunft! Kein Zank, kein Streit, kein Rausch, keine geringste Unart! Und dennoch diese Unflätherei Stunden lang mit Wonne betrachten!

Mich quälte dieses Räthsel der menschlichen Natur; es quälte mich die eigene unheimliche Aufregung, deren Wurzel und Wesen ich wohl verstand, es quälte mich das Bild der ganzen gottverlassenen Creatur, vom Menschen bis zum Stier, es gingen alle Plagen und Torturen an mir vorüber, welche der Mensch dem Menschen und dem Thiere anthut; der verhungernde Fabrikarbeiter, die wegen Mangel an baarer „Bildung" langsam gemordete Frau, das von der Stiefmutter mißhandelte Kind erschienen neben dem Gladiator und neben dem Pferd mit heraushängenden Därmen und neben dem blutbrechenden Stiere. In einer Art von Taumel eilte ich nach Hause, mich wahrhaft unglücklich fühlend, und gelobte mir, kein zweites Stiergefecht zu sehen, was ich auch gehalten habe.

Ein Abendspaziergang unter den Orangenbäumen der Plaza de la Infanta brachte mich wieder zu mir selbst und zu dem Bewußtsein, daß ich nicht in einem großen Schlachthause, sondern in der heitern, lustigen Hauptstadt des sonnigen, blühenden Andalusien sei.

VII. Das Provinzialmuseum. Das Hospital de la caridad. Murillo.

Ein hübscher Uebergang! muß ich mir selber sagen, indem ich obige Ueberschrift niederschreibe. Vom Stierkampf zu Murillo! — Aber ich will mit meinem Leser nicht so hart verfahren, wie ich es gegen mich selber war. Ich verließ Sevilla

am Morgen nach dem Stierkampf; mein Leser soll es mit Murillo verlassen.

„Preisend mit viel schönen Reden" sitzen wir Reisebeschreiber fast Alle über unsern Manuscripten, wenn wir zu Murillo kommen, und wenn es sich nur um das Loben und Bewundern handelte, so könnte ich nicht nur füglich schweigen, wo schon so viel gelobt und bewundert worden ist, sondern ich müßte aufrichtig meine Unfähigkeit bekennen, so gut und so gewandt zu loben, so glühend und enthusiastisch zu bewundern, als dieß Manche vor mir gethan haben.

Gänzlicher Laie in der Technik der Malerei, und ein schwacher Held in ihrer Geschichte, verstehe ich von dieser Kunst höchstens Etwas, wenn ich sie betrachten darf in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte des menschlichen Geistes, wie er sich in den verschiedenen Völkern und Zeitaltern offenbart. Nur von diesem Gesichtspunkt aus habe ich für und in Sevilla die mir überhaupt möglichen Studien über spanische Malerei gemacht, und da ich auf diesem Wege zu neuen und glänzenden Bekräftigungen meiner Grundanschauung über Spanien und sein Volk gelangte, so bin ich nicht an einer Abschweifung, sondern recht eigentlich beim Gegenstand und Zweck dieses Buches, wenn ich meinen Leser einlade, mir während kurzer Zeit auf dieses Gebiet zu folgen, wo der Ruhm der spanischen Nation so herrlich strahlt, wie auf irgend einem andern.

Der schon in den ersten westgothischen Zeiten hervortretende religiöse Enthusiasmus der Spanier, der so viele Jahrhunderte umfassende Kampf um den heimathlichen Boden gegen die Feinde des Kreuzes, der Einfluß des südlichen Clima's auf die Phantasie, und die aus allen diesen Umständen erwachsene begeisterte Hingebung der Nation an Kirche und Katholicismus haben auch auf dem Gebiet der Malerei ihre großen,

und hier mehr als sonstwo segensreichen Wirkungen geübt. Die Malerei kannte schon in ihren ersten Anfängen im zehnten Jahrhundert fast nur religiöse Gegenstände, und unter ihnen vorzugsweise den dem spanischen Glauben heiligsten, die Verehrung der Mutter des Erlösers. Diesem Cultus hatte das edle und ritterliche Volk sich mit reinster Leidenschaft hingegeben, und ihm verdanken wir mit das Herrlichste, was Spaniens größte Maler geleistet haben. Im Dienste christlich-religiöser und national-spanischer Begeisterung aufgewachsen, blieb die spanische Kunst bewahrt vor den Abwegen der Rubens'schen Fleischbeschauung und des modernen Materialismus, blieb während ihrer ganzen, glorreichen Geschichte auf der Höhe des Idealismus, und wußte sich gleichwohl mit maßvollem Tact auf der Bahn eines verständigen Realismus, nämlich der schönen Natur, zu erhalten.

Einen hervorragenden Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauungen bietet die Geschichte der Malerschule von Sevilla, der berühmtesten in der spanischen Kunstgeschichte, und auf deren Glanz- und Mittelpunkt Murillo diese Auseinandersetzung vorzugsweise gerichtet ist.

Juan Sanchez de Castro erscheint als der erste Gründer dieser Sevillanischen Schule, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Unter ihm und seinen unmittelbaren Nachfolgern war die Malerei noch zu einem großen Theil der Bemalung hölzerner und steinerner Statuen zugewendet, einem Kunstzweig, von welchem man, beiläufig gesagt, in den spanischen Kirchen noch jetzt die schönsten und geschmackvollsten Muster trifft, wie sie denn auch dem klassischen Alterthum nichts weniger als fremd war. Luis de Vargas (1502—1568), welcher die Frescen an der Giralda malte, von denen die Zeit wenig oder nichts übrig gelassen hat, war der erste Sevillaner Maler, der umfassende theoretische und practische

Kunststudien in Italien machte, und mit ihren Ergebnissen die heimische Kunst bereicherte, ohne an ihr zu verderben. Der Zusammenhang mit Italien ward überhaupt im sechzehnten Jahrhundert enger geknüpft durch Sevilla's großartige mercantile Stellung gegenüber von Amerika, welcher Umstand viele reiche und vornehme Familien von Genua und Florenz nach Sevilla zog.

Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als correcte Zeichnung, Verständniß der Anatomie, Adel und Großartigkeit der Gestalten und Gesichter bereits als traditionelle Vorzüge der sevillanischen Schule gelten, lebte Luis Fernandez, dessen bedeutendste Schüler der ältere Herrera und Pacheco waren, Letzterer in der Folge Schwiegervater des berühmten Velasquez. Ein minder bedeutender Schüler von Luis Fernandez war Juan del Castillo, welchem der Ruhm vorbehalten blieb, Murillo's Lehrer zu werden.

Um das Jahr 1612 mietheten Gaspar Estéban und seine Gemahlin Maria Perez auf dem Paulsplatz in Sevilla ein bescheidenes, einem Kloster gehöriges Häuschen. Sie bewohnten es von nun an, in beschränkten Verhältnissen lebend, während einer Reihe von Jahren, und hier ward ihnen in den letzten Tagen des Jahres 1617 ein Sohn geschenkt, welcher am Neujahrstag 1618 in der Taufe die Namen Bartolomé Estéban erhielt, und zwar in der Magdalenenkirche, welche damals stand, wo jetzt der Magdalenenplatz liegt, (zunächst meiner Fonda de Madrid). Woher dieser Sohn den Namen Murillo, oder ursprünglich Morillo erhielt, ist nicht mit Sicherheit aufgeklärt; wahrscheinlich ward er von einem Verwandten mütterlicher Seite auf ihn übertragen. Man erzählt, daß der Knabe schon in frühesten Jahren seinen Lebensberuf in unzweideutigster Weise kundgegeben, daß er die Schulbücher, die Wände, und was ihm unter die Hände

kam, mit den gezeichneten Geschöpfen seines Kunstsinns angefüllt und bevölkert habe; ob dieß Geschichte oder Sage ist, möge dahingestellt bleiben. Sicher ist nur so viel, daß wir den jungen Murillo schon sehr bald als einen Schüler des oben genannten Juan del Castillo in dessen Werkstätte antreffen. Was Murillo's Eltern in dieser für sein Leben entscheidenden Frage gethan, wie sie den Beruf ihres Sohnes aufgefaßt haben, wir wissen es nicht. Im Jahre 1628 waren seine beiden Eltern gestorben, sein Vormund, der Chirurg Juan Antonio Lagares, hatte die Obsorge für ihn übernommen.

Juan del Castillo verlegte im Jahre 1639 oder 1640 seinen Wohnsitz nach Cadiz, und ließ den zweiundzwanzig Jahre alten Murillo allein zurück. Einsam und arm, schloß sich der ebenso stolze als liebenswürdige Jüngling keiner der andern Malerschulen in Sevilla an, sondern er arbeitete für sich, um sein Brod, und zwar para la Feria, zu deutsch: für den Trödelmarkt. Jeden Donnerstag war in Sevilla ein solcher Markt, von welchem namentlich diejenigen ihren Bedarf bezogen, deren Geschäft es war, die überseeischen Besitzungen, das amerikanische Spanien, mit den begehrten Bildern zu versorgen. Zu diesem Zweck, für solche Abnehmer, unter solchen Verhältnissen arbeitete ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, und blieb dabei eine reine, fromme, keusche Künstlerseele, wo Hunderte zu bezahlten Sudlern geworden wären.

Er ging nicht unter, er sank auch nicht; aber der einsam Strebende wollte emporsteigen, und das konnte er bei der Arbeit für den Trödelmarkt nicht. Es wäre vergeblich, den Zustand eines großen Geistes schildern zu wollen, den solche Fesseln umschnüren; Murillo sah seine frühern Mitschüler einen nach dem andern in die Welt, in bessere Verhältnisse, in ferne Länder voll Kunstschätzen, oder wenigstens nach Ma-

drid ziehen, wo König Philipp IV. Malerei und Dichtkunst königlich ehrte und schützte; er blieb in Sevilla, er hatte kein Geld.

Zwei seiner Mitschüler waren Alonso Cano, später berühmt als Baumeister, Bildschnitzer, und als Gründer und Haupt der Malerschule von Granada, und Pedro de Moya. Canp erwarb seine höhere Ausbildung in Madrid, und hierin ahmte Murillo ihn in der Folge nach. Moya kam nach England, ward Van Dycks Schüler, und kehrte nach seines Meisters Tod nach Spanien zurück. Als er durch Sevilla kam, sah ihn sein früherer Genosse Murillo wieder. Er sah die enormen Fortschritte in der Technik und Anschauungsweise seines einstigen Genossen, und aus den Gesprächen mit ihm bildete sich bei Murillo der feste Entschluß, um jeden Preis — entweder nach Holland oder nach Italien zu gehen.

Die Vorsehung hatte es besser beschlossen: Murillo sollte ganz Spanier bleiben. Nachdem er durch einen riesigen Anlauf angestrengtester Arbeit in Heiligen, Blumenstücken, Landschaften sich die Mittel erworben, um wenigstens eine Strecke weit von Sevilla wegzukommen, verließ er die Heimath, und ging vorerst nach Madrid.

Velasquez, im Jahr 1599 geboren, reich und vornehm, ein Hofmann von Natur und in der Kunst, lebte seit 1622 in glänzenden Verhältnissen am Hof zu Madrid, ein Günstling des Günstlings Olivares, sowie der königlichen Familie. Er war geboren in Sevilla, und hatte in Sevilla gelernt. Der junge Murillo wagte es, zu seinem emporgekommenen Landsmann zu gehen, und dieser hatte bei Hof, ein seltener Fall, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck behalten. Selbst ein Talent höchsten Rangs, verstand er den Genius, den er in Murillo's Gestalt vor sich sah; als Sevillaner gewann er den Landsmann, als geistreicher Mann den ebenso bescheidenen,

wie verständigen und geschickten Jüngling lieb. Das Haus, der Schutz, sogar die Freundschaft des berühmten Velasquez fehlten dem armen Murillo nicht. Er fand Zutritt zu den im Escorial, im Buen Retiro, im Königspalast zu Madrid reich aufgehäuften Kunstschätzen, und der bescheidene, arbeitsame Künstler fertigte drei Jahre lang unermüdlich fast Nichts, als — Copieen, von Tizian, Vandyck, Ribera, Rubens, von Velasquez selbst. So studirte er Kunst und Kunstgeschichte, reifte innerlich heran, und erkannte im Lauf der Zeit, daß er weder in Holland, noch in Italien Etwas zu suchen habe.

Die Zeit des Copirens war zu Ende. Der Aufenthalt in der Residenz war nicht mehr länger nach Murillo's Geschmack, besonders nachdem er durch den plötzlichen Sturz des so lange allmächtigen Olivares einige der schwarzen Seiten des Hoflebens in der Nähe gesehen hatte. Er sehnte sich nach Unabhängigkeit und nach der Heimath. Die Anerbietungen seines Gönners Velasquez, ihm zur Reise nach Italien oder zur selbständigen Niederlassung in Madrid behilflich zu sein, lehnte Murillo dankend ab, und kehrte zu Anfang des Jahres 1645 nach Sevilla zurück.

Das „kleine Franciscanerkloster" in Sevilla hatte eben eine unbedeutende Summe Geldes zusammengebettelt, um eilf Gemälde zur Ausschmückung seines Innern zu bestellen. Kein Maler von Bedeutung wollte um das wenige Geld die Arbeit übernehmen; Murillo bewarb sich um dieselbe, und mit zögerndem Mißtrauen ward sie ihm übertragen. Seine Bilder wurden, zum Erstaunen der Bewundernden selbst, als Meisterwerke ersten Ranges anerkannt; sie sollen indeß die Spuren des Copirens noch darin gezeigt haben, daß man bald Ribera's, bald Vandyck's, bald Velasquez' Hand zu erkennen glaubte. Die meisten von ihnen sind mit dem Franciscaner-

kloster selbst zerstört worden; nur Weniges hat sich in die verschiedenen Gemäldegalerieen Europa's gerettet.

So groß war der Ruhm und die Bedeutung der von Murillo für die Franciscaner geschaffenen Bilder, daß von dieser einzigen Leistung an sein Vorrang und Uebergewicht vor allen damals lebenden Malern Spaniens entschieden und unbezweifelt war. Er aber, immer sich selbst gleich, strebte in stets unveränderter Bescheidenheit nach nichts Anderm, als nach stets höherer Kunstvollendung.

Um diese Zeit besserten sich auch seine äußern Verhältnisse. Seine Einnahmen stiegen, er verehelichte sich mit Donna Beatriz de Cabrera y Sotomayor, als er, im Jahr 1648, einunddreißig Jahre alt war. Seine Gattin hat ihm eine Tochter und zwei Söhne geschenkt; sie scheinen in glücklicher Ehe gelebt zu haben, denn man weiß von dieser Ehe Nichts.

Von dieser Zeit an folgen sich rasch die höchsten Meisterwerke, welche Murillo in so außerordentlicher Anzahl geschaffen hat, namentlich auch diejenigen Gemälde, welche jetzt noch die Kathedrale zieren, die heiligen Isidor und Leander, der Antonius von Padua, den Manche für seine erhabenste Leistung halten, weil nirgends das menschliche Gottverlangen und dessen Befriedigung durch die geoffenbarte Religion glühender, schöner und klarer im Gewande der Kunst ausgedrückt ist, als auf diesem Bilde. Ferner stammen aus dieser Zeit mehrere seiner Marienbilder, meistens die „Concepcion" darstellend, die heilige Jungfrau auf dem Halbmond stehend, von Engeln umschwebt, den Blick zum Himmel erhoben, so ferner die Mater dolorosa und der Evangelist Johannes im Sagrario der Kathedrale.

Auf solchem Höhepunkt der innern Reife und Vollendung, wie des äußern Ruhmes angelangt, wollte Murillo auch unmittelbar zum Nutzen Anderer thätig sein; er wollte einen

Mittelpunkt für aufstrebende Künstlertalente schaffen durch Begründung einer Maleracademie in Sevilla. Er fand zwar keine Unterstützung bei der Regierung, aber es gelang ihm, trotz der Eifersüchteleien zweier sevillanischer Zeit- und Kunstgenossen, des jüngern Herrera und des extremen Naturalisten Valdes Leal, auf dem Wege freier Vereinigung seinen Plan in's Leben zu rufen. In der Nacht zum 1. Januar 1669, als Murillo einundfünfzig Jahre alt war, hielt die Academie ihre erste Sitzung in der Lonja. Zwei Präsidenten sollten wöchentlich in der Leitung des Ganzen wechseln, die Beobachtung der Statuten überwachen, Zuwiderhandelnde strafen, zweifelhafte Fragen der Kunst entscheiden, Prüfungen abnehmen, und „academische Grade ertheilen." Zwei Consuln waren diesen Präsidenten als berathendes und überwachendes Element an die Seite gesetzt; Murillo und Herrera waren die ersten Präsidenten, Valdes Leal und ein gewisser Pedro Honorio die ersten Consuln. Künstlerische und sittliche Strenge war selbstverständlich ein Grundzug der ganzen Einrichtung; jeder Fluch, selbst jedes Gespräch, das nicht auf die Kunst sich bezog, war in den Räumen dieser Academie mit Strafe bedroht.

Allein schon im ersten Jahre legten Herrera und der stets neidische und zornige Valdes Leal im Grimm ihre academischen Aemter nieder; wie lange die Academie selbst bestanden hat, konnte ich nirgends mit Zuverläßigkeit ermitteln.

Ein merkwürdiges Verhältniß, und welches auch für die Kunst von Bedeutung werden sollte, war um diese Zeit Murillo's Freundschaft mit Miguel de Mannara Vicentello de Leca. Dieser sevillanische Don Juan in des Wortes schlimmster Bedeutung, ein Raufbold, Abentheurer, Lüstling und Verführer schlechtester Art, hatte sich, die Sage will, in Folge einer überirdischen Erscheinung, bekehrt, ganz den Werken christ-

licher Liebe und Wohlthätigkeit gewidmet, und — bezeichnend für unsers Malers Wesen — von diesem Augenblicke an Murillo's Freundschaft gesucht. Dieser Mannara nun stiftete im Jahr 1671 das Hospital de la caridad, und übertrug die Ausführung des Gemäldeschmucks der dazu gehörigen Kirche oder Kapelle den beiden Gegnern Valdes Leal und Murillo. Ersterer lieferte nebst zwei andern Gemälden, jenes berühmte, mittelst dessen er besser, als irgend ein Anderer es gekonnt hätte, den Naturalismus ohne Schonheitsideal selbst gerichtet hat, nämlich die Darstellung des geöffneten Sarges eines halbverwesten Bischofs. Murillo, Lob und Tadel fein verbindend, soll zu Valdes Leal bei diesem Bilde gesagt haben: „Gevatter, wenn man an diesem Bild vorüber geht, muß man die Nase zuhalten.“ Unser Künstler schenkte der Kirche die reichen Schätze, welche sie noch von ihm besitzt, Moses, wie er in der Wüste Wasser aus dem Felsen schlägt, die wunderbare Vermehrung von Brod und Fischen durch Christus, und San Juan de Dios mit einem Kranken auf dem Rücken.

Vielleicht erreichte aber Murillo die höchste Stufe seines Wesens erst mit den Gemälden, welche er in bedeutender Anzahl für das, jetzt gleichfalls zerstörte, Capuzinerkloster vor der puerta de Cordova schuf. Der Canonicus Manuel Lope Cepera hat bei Aufhebung der spanischen Klöster die meisten dieser Murillo's in das Provinzialmuseum gerettet, und dadurch erst den Grund gelegt zu dem Zustand und der Bedeutung, welche diese Sammlung jetzt besitzt. Wir werden wenigstens einige von ihnen betrachten.

Schon dem Greisenalter sich nähernd, erhielt der Unermüdliche von Karl II. einen Ruf nach Madrid, wo Velasquez aufgehört hatte, seinen Philipp IV. zu porträtiren. Selbstverständlich lehnte Murillo ab. Die Könige dieser Welt hatten keine Gunst zu vergeben für den Geist, dem die Pforten

des Paradieses schon hienieden offen standen. Dagegen begab sich Murillo im Jahr 1680 nach dem benachbarten Cadiz, wo er für das Kapuzinerkloster eine Vermählung der heiligen Katharina mit dem Jesuskind zu malen zugesagt hatte. Das Gemälde sollte von großem Umfang werden, und Murillo arbeitete daran einige Monate mit großer Vorliebe. Es war schon der Vollendung nahe, als eines Tages der bejahrte Meister über die Treppe des Gerüstes strauchelte, und einen schweren Fall von bedeutender Höhe herab erlitt. Er war schon vorher etwas leidend gewesen, und erholte sich nicht von dem Falle. Er kehrte nach Sevilla zurück; seine Lebensflamme loderte schwächer und schwächer, und am 3. April 1682 verschied er, vierundsechzig Jahre und einige Monate alt.

Während ich dieses schreibe, liegt der Urtext von Murillo's Testament vor mir, und ich widerstehe bloß mit eigentlicher Anstrengung dem Genuß, diesen letzten Willen hieher zu übersetzen, Wort für Wort! Welch kindlich gläubige, fromme Seele! welche Aengstlichkeit, die kleinsten Verpflichtungen dieses Lebens auch nach seinem Tode erfüllen zu lassen, welche Liebe zu seinen Kindern, deren Mutter ihrem Gatten im Tod vorangegangen war, und welche reine, ungeschminkte, aus tiefstem Herzen kommende Sprache! — Nach der Erbeinsetzung seiner beiden Söhne fährt aber die Urkunde folgendermaßen fort: „In der Stadt Sevilla, am 3. April 1682, Abends etwa um fünf Uhr, wurde ich gerufen, um den letzten Willen des Bartolomé Murillo, Malers und Einwohners dieser Stadt, zu errichten. Während ich mit Errichtung der Urkunde beschäftigt und in derselben bis zu obiger Erbeinsetzung gelangt war, und nachdem der Testirende eben auf meine Frage den Namen seines Sohnes Gaspar Estéban Murillo ausgesprochen hatte, überzeugte ich mich, daß er im Sterben war. Denn als ich ihn, der Ordnung gemäß, befragte, ob er etwa andere

Testamente errichtet habe, erhielt ich keine Antwort, und als ich nach ihm sah, hauchte er nach wenigen Athemzügen seinen Geist aus. Dessen zur Urkunde ꝛc. folgen die Unterschriften von Notar und Zeugen."

Mit dem Namen eines geliebten Sohnes auf den Lippen, klaglos und schmerzlos, ging er in die bessere Welt, die er auf Erden dargestellt, wie Keiner vor und Keiner nach ihm.

Die hohe Eigenthümlichkeit, die Verklärung der Naturwahrheit durch himmlische Geistigkeit, wie sie Murillo's Werke ausgezeichnet hatte, ward von keinem seiner Schüler und Nachfolger auch nur annähernd erreicht; wir halten uns deßhalb bei ihnen nicht auf. Nur einen seiner Schüler muß ich erwähnen, weil seine Geschichte einen Beitrag zur Characteristik des Meisters liefert. Es ist Sebastian Gomez, genannt „Murillo's Mulatte." Er war sein Sclave und Farbenreiber. Der arme Mensch war ein geborner Maler und erkühnte sich eines Tags, an einer heiligen Jungfrau, welche Murillo eben malte, einige Pinselstriche zu thun, während der Meister außer dem Hause war. Murillo's Auge sah bald, was geschehen war; ein ernstes Verhör erging über den Geängstigten, und als er endlich sein Geständniß ablegte, sagte Murillo: „Wie glücklich bin ich, Sebastian; ich glaubte nur Bilder zu schaffen, und schuf einen Maler." Er schenkte ihm die Freiheit, Gomez ward sein Schüler und einer der bedeutenderen Maler jener Zeit.

Ich habe schon gesagt, daß ich mir jede Fähigkeit, Technisches in der Malerei zu besprechen, selbst aberkenne. Murillo ist aber ein Künstler, welcher mehr als irgend ein Anderer auch von demjenigen Gesichtspunkte aus betrachtet werden kann, welcher allein meiner Erkenntniß zugänglich ist.

Ich vermag weder Gutes noch Neues zu sagen über die verschiedenen Stylperioden in Murillo's künstlerischer Ent-

wicklung, über Zeichnung, Colorit, Helldunkel, Schatten und Licht.

Was ich aber bei Betrachtung seiner zahlreichen Meisterwerke in Sevilla und Madrid gefühlt und erkannt habe, das ist im Wesentlichen Folgendes:

Murillo hat die spanische Malerei gerettet von der doppelten Gefahr, in die italienisch-heidnische Coquetterie mit der Sinnlichkeit, oder in die holländische Prosa und Plattheit zu verfallen. Er hat ihr das Bewußtsein zurückgegeben, daß sie einen eigenthümlichen Werth in der Kunstgeschichte nur behaupten könne durch Festhaltung der zwei Eigenschaften, welche auf allen Lebensgebieten, in denen Spanien groß war, seine Größe bestimmten; die Kunst mußte national bleiben und christlich. So ging Murillo, in Einer Unterlassungshandlung seine ganze kunstgeschichtliche Stellung bezeichnend, weder nach Rom, noch nach Flandern; er ging von Madrid nach Sevilla zurück, und fuhr fort, seine Heiligen und Madonnen zu malen. Er konnte auch andere Dinge malen; wer bloß in München war, kann ihn ja für einen Bettelbubenmaler halten; aber er malte Bettelbuben zu seiner Erholung, und das große Thema seines Lebens war: die Versöhnung der Welt mit Gott durch die geoffenbarte Religion, dargestellt in national-spanischen Gestalten. Denn alle seine Gestalten sind spanisch, seine Madonnen wie seine Heiligen, und wahrlich! sie sind darum nicht minder schön.

Jede hervorragende christliche Tugend, jedes tiefste Gefühl des gottsuchenden Herzens sieht sich in Murillo's Bildern wie in einem klaren Spiegel; Alonso Cano's Kunstvollendung, Zurbaran's Naturtreue, Ribera's strengrealistischer Styl, Velasquez Porträtmeisterschaft sind einzelne, hohe, zum Theil bewundernswerthe Vorzüge; aber hier haben wir einen Genius, von dessen einzelnen Eigenschaften und Leistungen zu reden

kaum möglich ist, weil man gerade beim herzlichsten und tiefsten Eingehen auf ihn, beim aufmerksamsten Betrachten seiner Werke, immer wieder von dem Ganzen ergriffen und überwältigt wird, welches eben darin besteht, daß wir hier alle eigenthümliche Vortrefflichkeit der spanischen Natur auf das Gebiet der Malerei angewendet, und in Einer durchaus nationalen Persönlichkeit verkörpert sehen.

Unser kurzer Blick auf Murillo's Leben wird angedeutet haben, in welchem Grad dieser edle Mann, als solcher betrachtet, seine weltgeschichtliche Bedeutung verdiente. Mit- und Nachwelt sind einstimmig gewesen im Lob dieser so bescheidenen und doch so gewaltigen Größe, und in unseren blasirten Zeiten thäte sicherlich mancher Kunstjünger das Allerbeste, wenn er nach Spanien ginge, um zu lernen, was Murillo so gut verstand — beten und arbeiten.

Murillo's Fleiß und Fruchtbarkeit waren außerordentlich. Der Spanier D. Francisco M. Tubino hat im Jahr 1864 in Sevilla ein Werk über Murillo, seine Zeit, sein Leben und seine Gemälde herausgegeben, welches jedenfalls das neueste von Bedeutung in der Murillo-Literatur, und neben den Werken des Agustin Cean Bermudez „Dicconario de artistas españoles“ und „carta sobre la pintura Sevillana“ wohl auch das beste ist. In diesem Buch versucht er unter Anderm, einen vollständigen Catalog der noch vorhandenen Werke Murillo's aufzustellen, dessen wesentliche Ergebnisse ich meinen Lesern mit kurzen Worten mittheilen will. Von Gemälden religiösen Inhalts existiren in Spanien von Murillo's Hand: im Museo Real zu Madrid dreiunddreißig, im Museo Nacional daselbst drei, in Privatbesitz zu Madrid sechs, in der Academia de San Fernando daselbst vier, in Valladolid eines, in Sevilla fünf im Hospital de la caridad, zweiundzwanzig im Museo Provincial, siebenzehn in der Kathedrale, über sechzig

in verschiedenen Kirchen und Privatsammlungen Sevilla's und fünf in Cadiz. England allein soll über hundert Murillo's besitzen, Frankreich über sechzig, meist von Soult gestohlene, Rußland dreizehn, Italien fünf, Holland vier, Wien vier, Dresden eines, München drei, Berlin eines. An Gemälden nicht religiösen Gegenstandes besitzen: Spanien fünf, England neunzehn, Frankreich zwei, München sechs, Rußland drei, Wien vier, Holland eines, Italien drei, Dresden eines, Schweden zwei; an Porträts Spanien sechs, England fünf, Frankreich vier, worunter zwei Selbstporträts und das von Mannara, endlich an Landschaften Spanien zwei, England, Rußland, Frankreich eines. Rechnet man hiezu das Viele, was im Lauf der Zeit verschleudert wurde und zu Grund ging, so staunt man vor der Arbeitslust wie vor der Arbeitskraft Murillo's in gleichem Maaße.

Seine Vaterstadt hat ihm, jedoch erst in dem gegenwärtigen Jahrzehnt, ein wohlgelungenes Denkmal errichtet.

Eine „sociedad de emulacion y fomento“ regte die Sache an — selbst der Name einer „gemeinnützigen Gesellschaft“ erhält von der spanischen Sprache einen poetischen Hauch! Die königliche Familie, die Familie Montpensier, die Residenz, das Land thaten ihre Pflicht. Die Statue sollte zuerst auf den schönen und großen Platz der Infanta Isabel errichtet werden; allein mit gutem Tact — meiner Meinung nach — stand man von diesem Orte ab, und Murillo's Standbild hat seinen Platz auf dem stilleren, kleineren, aber lieblichen, von Acacien beschatteten Museumsplatz, demjenigen Gebäude gegenüber gefunden, in welchem das Provincialmuseum und die Academie der schönen Künste ihren Sitz haben, in welchem Murillo's herrliche Bilder stehen. Am 9. Juli 1863 wurde der Grundstein gelegt, am 1. Januar 1864 — Murillo's Tauftag — fand die feierliche Enthüllung

Statt. Die Statue wurde von Don Sabino Medina modellirt, zu Paris in Bronce gegossen, das Piedestal nach den Entwürfen des Don Demetrio de los Rios ausgeführt. Mir hat dieses Standbild sehr wohl gefallen; die edle Haltung und der bezaubernde Gesichtsausdruck des großen Meisters, seine geschmackvolle und doch einfache Gewandung, die schlichte Symbolisirung durch Pinsel und Rolle machen den besten, gediegensten Eindruck. Der Anblick des trefflichen Kunstwerkes erinnerte mich lebhaft an Mozarts Denkmal in Salzburg.

In dem hübschen und geschmackvollen Gebäude, welches „Museo provincial, escuela y academia de bellas artes“ heißt, habe ich mich nicht bemüht, Alles zu sehen, was es enthält, sondern ich ging geradezu auf's Ziel los. Im obern Stockwerk befinden sich Zeichnungen von Schülern der Anstalt und Gemälde neuerer Meister. Es mag Manches Verdienstvolle darunter sein, allein nur ein einziges Bild vermochte mich auf einige Augenblicke zu fesseln, welches mir denn auch einen lebendigen Eindruck hinterlassen hat: Don Quijote, wie ihn nach dem Abenteuer mit den Yangueen die Wirthin und deren Tochter verbinden, während Maritorne leuchtet, und Sancho daneben steht. (1. Theil, 16. Kapitel). Das ganz neue Bild schien mir bei manchen Vorzügen doch weder den Wahnsinn, noch das edle Wesen des Helden vollkommen auszudrücken. Cervantes wäre eine unerschöpfliche Quelle reicher und schwieriger Motive für größere Kunstgenies, als unsere Zeit sie zu besitzen scheint. Nachdem ich diese Räume rasch durchwandelt, sah ich, daß das von mir Gesuchte zu ebener Erde zu finden sei. Hier, rechts vom Haupteingang, hängen in einer schönen, hohen und würdigen Halle neben einigen andern Gemälden Murillo's „Glorias“, wie man in Spanien seine Meisterwerke nennt, in einfacher Einrahmung und verständiger Beleuchtung.

Diese Halle ist ohne Zweifel ein wundervoller Raum im besten Sinn des Worts, und man hat eigentliche Mühe, sich davon zu trennen.

Man sieht hier vier Darstellungen der „Concepcion." Mit welcher Aehnlichkeit und Mannigfaltigkeit zugleich der Künstler diesen Gegenstand behandelt, welchen Ausdruck demuthvoller Ergebung, himmlischer Lust, göttlicher Freude und selbstvergessender Fürbitte diese verschiedenen Gestalten tragen, muß man sehen, kann man nicht beschreiben; eines dieser Bilder ist aus dem Franciscanerkloster, also aus Murillo's beginnender Glanzepoche gerettet. Hier ist ferner die „Jungfrau auf der Serviette", welche Murillo dem Laienbruder, der ihn während seiner Arbeit im Capuzinerkloster bediente, und Etwas von ihm zu besitzen sich sehnte, auf eine Serviette gemalt haben soll.

Prächtig sind zwei Bilder des heiligen Augustin; auf dem einen ist der Heilige schreibend, mit allen Zeichen innigster Versenkung in Geistesarbeit, dargestellt; auf dem andern, welches noch höher zu schätzen ist, reicht er dem auf dem Schooß seiner Mutter sitzenden Jesuskinde ein flammendes Herz dar.

Die heilige Rufa und die heilige Justina, Sevilla's Schutzpatroninnen, welche einst bei einem Erdbeben durch persönliches Eingreifen die Giralda vor dem Einsturz bewahrt haben sollen, erscheinen in lieblicher und stolzer Schönheit neben dem heiligen Thomas, wie er Almosen austheilt, einem Bild, welches über das Wesen christlicher Liebe mehr sagt, als tausend Theologen im Stande sind; ich war nicht im Stand, mich mit den trefflichen Bettlern abzugeben, weil der Heilige mit dem Ausdruck edelsten Mitleidens im gottbeseelten Antlitz allen Sinn in Anspruch nahm.

Von hinreißender Wirkung ist vor Allem das Bild des Franciscus von Assisi, wie er in heiliger Entzückung den ster-

benden Erlöser am Kreuze umarmt, dessen Arm, vom Kreuze leicht abgelöst, den Heiligen mild an sich heranzieht. Wahrlich der kühnsten Gedanken einer, und wie ausgeführt!

Höchst originell in Idee, und lieblich in Ausführung ist auch das Gemälde, in welchem ein heiliger Antonius (Manche sagen Franciscus) vor einem Betpult knieet, auf welchem ein großes Buch aufgeschlagen ist. Auf diesen sitzt ein wunderschönes Christuskind, welchem sich die Gestalt des Beters mit heiligster Liebe zuneigt.

Dieß sind im Allgemeinen die Bilder, von welchen mir die lebendigsten Eindrücke geblieben sind. Bei weitem die meisten derselben sind aus dem frühern Capuzinerkloster, unter Fährlichkeiten jeder Art, vor Franzosen und Bürgerkriegen, durch den Canonicus D. Manuel Lopez Cepero, ersten Präsidenten der Academie zu Sevilla, gerettet worden.

Auf langen Wegen und Umwegen gelangte ich aus diesem erhabenen Kunsttempel zum Hospital de la caridad, Mannara's Stiftung, in welcher sowohl Kranke, als alte und gebrechliche Leute von barmherzigen Schwestern gepflegt werden. Durch den wunderschönen, säulengeschmückten innern Hof, wo die armen preßhaften Leute in verhältnißmäßigem Glück je nach Bedürfniß sich sonnten oder im Schatten ruhten, gelangte ich zur schönen Kapelle, wo mir eine Schwester die Fenster öffnete und die Vorhänge von Murillo's Werken zog. Ich habe die Bilder von Valdes Leal, welche ich oben erwähnte, mit keinem Auge betrachtet. So wenig ich den Tod fürchte, so wenig laufe ich der Verwesung nach.

Von Murillo sah ich in dieser köstlichen kleinen Kirche:

Vor Allem la sed, — der Durst —, wie man in Spanien Murillo's größtes historisches Gemälde nennt. Moses in der Wüste schlägt Wasser aus dem Felsen; ruhig und erhaben steht die gewaltige Prophetengestalt da, von keinem Bedürfniß

des gemeinen Lebens gepeinigt, während im Vordergrund das lechzende Volk in meisterhafter Gruppirung sich nach dem lebendigen Wasserstrahl drängt. Eine Mutter trinkt zuerst, während sie ihr durstiges Kind abhält. Ein Knabe auf einem Pferd, und ein kleines Mädchen in seiner Nähe sollen Porträts von Murillo's Kindern sein. Das Gemälde ist durch gute Kupferstiche allgemein bekannt, und da seine Schönheit ganz vorzugsweise in der Composition ruht, so gibt ein guter Kupferstich mehr als bei vielen andern Gemälden eine Vorstellung von demselben.

Minder ergreifend ist das dem Moses gegenüber hängende große Bild, die Vermehrung von Brod und Fischen. Character und Ton sind ruhiger, sanfter, als bei dem vorigen, und der, freilich genial genug ausgeführte, Versuch, eine Menge von vielen Tausenden auf Einem Bilde darzustellen, wirkt etwas zerstreuend; der Erlöser tritt nicht mit derselben hervorragenden Bedeutung in den Vordergrund, wie der Prophet auf dem vorigen Bilde.

Sodann weiter rückwärts in der Kirche, sehr ungünstig gestellt: der heilige Johannes von Gott, wie er einen Kranken auf den Schultern in das von ihm gegründete Spital trägt. Der große Held christlicher Liebe ist im Begriff, seiner Last zu erliegen; da erscheint ein Engel und unterstützt ihn. Der wundervolle Lichteffect dieses Bildes ist eine der größten Leistungen, die in dieser Hinsicht von irgend einem Maler erzielt wurden. Mit nicht mißzuverstehender Stimme sagt uns dieser furchtbar dunkle Ton auf dem größten Theil des Bildes, im Gegensatz zu der himmlischen Verklärung, welche den Engel und Juans gottbeseeltes Antlitz beleuchtet, daß hilfreiche Liebe allein das Dunkel des irdischen Lebens zu erhellen vermag.

Außerdem sind noch hier eine Verkündigung, ein Jesuskind, auf der Weltkugel stehend, und ein kleiner Johannes.

Dagegen konnte ich einen Tobias, der auch als Eigenthum dieser Kirche angeführt wird, nicht finden, und auch die Schwester wußte Nichts von ihm.

Wenn ich ganz ehrlich sein soll, so muß ich sagen: diese wenigen Bilder in der kleinen Kirche haben meine Seele tiefer ergriffen, als alle die Meisterwerke im Museum. Ich habe schon manchmal bemerkt, daß zu viel Kunstgenuß, zusammengedrängt in zu wenig Raum oder Zeit, mich mehr verwirrt, als belehrt. Im Zusammenhang damit habe ich vielleicht die wenigen Bilder, bloß wegen ihrer geringern Zahl, besser verstanden und empfunden, als die vielen, von welchen jedes auf Herz und Sinn einstürmt. Vielleicht kam dieser beglückende Eindruck auch daher, daß es in der Kirche so still, so einsam, so kühl war. Die Schwester betete, während ich schaute; ich fühlte mich mit Murillo's Geist allein.

Zum Schluß sei es mir noch gestattet, zwei Bemerkungen hier anzuknüpfen.

Die eine betrifft Murillo's Behandlung der Farbe, in welcher mir eines seiner größten Verdienste zu liegen scheint, wiewohl dieß vielfach nicht besonders hervorgehoben zu werden pflegt. Es ist nicht blendender Glanz, nicht das Erzielen schroffer Contraste, nicht das Hervorsuchen schimmernder Effecte, sondern maßvolles, der Darstellung eines idealisirten, aber wirklichen Lebens entsprechendes Wesen, was das Eigenthümliche seines Colorits ausmacht. Man wird nicht geblendet durch schneeweißes Fleisch und durch prunkende Prachtgewänder; man sieht überall, daß die Darstellung des Geistigen in sinnlichem Gewand, des Ueberirdischen in irdischer Gestalt der Alles durchdringende Kunstzweck dieses Meisters ist.

Meine zweite Bemerkung beabsichtigt, einen kleinen Irrthum des sonst in Sachen der Malerei vortrefflich unterrichteten Körner zu berichtigen. Indem er nämlich bemerkt,

daß er Murillo's Genealogie nirgends weiter, als bis zu seinem Vater, verfolgt gesehen habe, knüpft er daran die vermuthende Frage, ob nicht Murillo ein Nachkomme von einem der vielen deutschen oder niederländischen Künstler gewesen sein dürfte, welche während eines Jahrhunderts an der Kathedrale zu Sevilla gearbeitet haben? Murillo's „innige, kindliche, reine Liebe, sein tiefes weiches Gemüth" haben Körner zu dieser Vermuthung geführt. Daß die Spanier im Allgemeinen eine so große Neigung zu den Deutschen haben, kommt daher, daß die von Körner hervorgehobenen Züge das Grundwesen beider Nationen ausmachen; ihre hohe Entfaltung in Murillo's Werken dürfte daher kaum geeignet sein, ihn seinen Spaniern theilweise zu entziehen. Allein das Archiv des Domkapitels zu Sevilla bewahrt auch die Documente über Murillo's Genealogie bis zu den Urgroßeltern (einschließlich derselben) väterlicher wie mütterlicher Linie auf, und es sind lauter durchaus spanische Namen. Tubino hat diese Genealogie in seinem oben angeführten Werke veröffentlicht.

Wir müssen ihn also wohl der spanischen Nation ganz überlassen. Gut wäre es freilich, wenn vor Allen unsere jungen Maler ihn immer mehr sich geistig zu eigen machen würden, wie es überhaupt gut wäre, wenn recht Viele von uns, abweichend von der herkömmlichen und abgedroschenen Reiserichtung, sich diesem noch so originellen und eigenthümlichen Lande zuwenden würden, das an Schätzen der Natur und Kunst seines Gleichen sucht.

VIII. Abschied.

Die drei Tage, welche ich für Andalusiens Hauptstadt bestimmt hatte, waren dahingegangen, und ich war im Allgemeinen nicht unzufrieden mit mir. Wenn wir in Granada unbedingt die Natur als das Höchste der dortigen Herrlichkeit

verehren mußten, so fand sich in Sevilla gerade das entgegengesetzte Verhältniß. Seine Reichthümer an Werken der Baukunst und Malerei sind den Kunstwerken Granada's ohne allen Zweifel überlegen, während Lage und Umgebung sich mit denen letzterer Stadt entfernt nicht vergleichen können. Dem Verständniß dieser sevillanischen Kunstschätze nun hatte ich mit ehrlichem Eifer und, wie ich glaube, mit so vielem Erfolg nachgestrebt, als ihn ein Laie in so kurzer Zeit überhaupt hoffen kann. Ein längerer, aber wesentlich und bedeutend längerer Aufenthalt in Sevilla wäre freilich eine Sache des heißesten Wunsches werth, nicht nur, um Sevilla's Wichtigstes, nämlich die Kathedrale, recht eigentlich zu studiren, sondern auch, um von hier aus, als dem natürlichsten Mittelpunkt, nähere und weitere Ausflüge in Andalusien zu machen. Vor Allem wären die Ruinen von Italica, Ronda mit seiner herrlichen Gebirgsgegend, und Utrera als Hauptsitz des andalusischen Landlebens Gegenstände vom höchsten Interesse, und über welche noch manches Neue zu sagen wäre. Allein ich kenne sie nur aus Büchern, und darf deßhalb dem Leser Nichts davon erzählen; nur ermahnen will ich auch hier den Glücklichen, der mit mehr Zeit versehen ist, als ich es war, daß er sich in Sevilla festsetze, mindestens vier Wochen lang, und von hier aus Andalusien kennen lerne.

Und wahrlich, es ist ein Leichtes, sich in Sevilla behaglich zu fühlen! Mich suchten die Leute zwar möglichst zu ärgern, indem sie Nachts nicht in's Bett gehen wollten, und Morgens nicht heraus. Wenn ich am Schluß eines anstrengenden Tages in die Fonda zurückkehrte, um noch ein wenig zu lesen oder zu schreiben, und dann „einen tiefen Schlaf zu thun," wenn auch keinen sehr langen, so rüsteten sich die Damen nach und nach zum Ausfahren; Gott weiß, wann sie heimgekommen sind; und wenn ich Morgens das dringende

Bedürfniß hatte, vor Beginn der Tageshitze recht viel kühle Morgenluft in meine Lunge zu pumpen, so hatte ich einen täglich sich erneuenden Kampf mit dem Hausknecht zu bestehen, welchem frühzeitige Reinigung von Kleidern und Schuhen ein Gräuel war. Abgesehen von diesem großstädtischen Uebelstand war aber Alles, was ich vom Leben in Sevilla sah, zwar nicht lustig und lärmend im gewöhnlich unterstellten Sinn, aber genußvoll, heiter, behaglich und vornehm. Der patio meiner Fonda bot Nachts, wenn der andalusische Himmel mit seiner funkelnden Sternenpracht über ihm strahlte, wenn die Fontänen rauschten, Musik und Gesang aus den angränzenden Sälen tönte, eine frohe Menge sich zwischen den duftenden Orangen, Lorbeern und Granaten bewegte, und die Marmorstatuen im magischen Schein der Gasflammen wie höhere Wesen der Scene zuschauten, den Anblick eines wahren Göttersitzes dar. Daß man sich einfach in einem Wirthshaus befand, fiel Einem nur von Zeit zu Zeit zum größten Verdruße ein. Und so heiter und glänzend dieser und die übrigen patios in Sevilla Abends aussehen, eben so lebendig bewegt war das Treiben in den Straßen der Stadt, bei Tag wie bei Nacht. Weil aber in den spanischen Städten verhältnißmäßig weniger gefahren wird, als in den Großstädten Mitteleuropa's, und weil würdige Ruhe und edler Ton dem Spanier überall eigen bleiben, hat das Straßenleben nirgends, und namentlich in Sevilla nicht, jenen betäubenden, markerschütternden Charakter, der mir wenigstens so unendlich weh thut. Oft sah ich in Sevilla Tausende in einer ziemlich engen, aber glänzenden Straße sich vor den wunderschönen, reich ausgestatteten Läden auf und ab bewegen; es war Alles vergnügt und heiter, aber es war in Allem Ruhe, Maaß und Ziel. Selbst in den heißesten Tagesstunden war die Stadt immer belebt genug. Es

ist überhaupt eine der verkehrten, von manchen Reisebeschreibern unbegreiflicher Weise unterhaltenen Vorstellungen über Spanien, als ob das ganze Land mindestens von Mittags ein Uhr bis Abends fünf Uhr „mit ausgestreckten Beinen," um mit Cervantes zu reden, im Schlaf daliege. Ich bin ein großer Freund einer kleinen Siesta; aber so oft ich etwas Aehnliches über Spanien las, mußte ich doch vor Allem denken: die Leute verlieren ja entsetzlich viel Zeit. Und siehe da! die Sache war ganz anders. Die Tage, welche ich in Sevilla zubrachte, waren, obwohl die drei ersten des Mai, doch Sommertage im vollsten Sinn des Wortes; die Temperatur soll, wenn man mich recht berichtet hat, auf neunundzwanzig Grad im Schatten gestiegen sein; jedenfalls war es sehr heiß. Gleichwohl sah ich zu allen Tagesstunden Menschen aller Stände in großer Anzahl sich bewegen und arbeiten. Die Studien im Museum, die Gerichtssitzungen, die Handelsgeschäfte, Alles wird mit in den heißesten Tagesstunden betrieben. Die Sevillaner genießen ihr Leben, aber sie arbeiten auch darum.

Mit dem verwegenen Plan, bei meiner nächsten Reise nach Spanien das geliebte Andalusien zum Gegenstand ausschließlicher und eingehender Studien zu machen, verträumte ich am Abend des unseligen Stierkampfs nach dem Spaziergang auf dem Platz der Infantin noch eine Stunde vor der Giralda, und der folgende Morgen sah mich in früher Stunde wieder auf der Wanderschaft.

Nach Cadiz.

Aergerlich und verstimmt mußte ich diese Wanderschaft antreten. Wenn ein Mensch bei der Temperatur des 3. Mai in Sevilla fünf Stunden lang mit sechzehntausend Nebenmen-

schen cigaros peninsulares rauchend in einem wenn auch noch so großen Circus saß, so möge er sich nicht wundern, wenn er am andern Morgen mit Zahnschmerzen aufwacht. Ich fühlte dieselben am 4. Mai Morgens gehörig, und mußte außerdem zur Eisenbahn, statt, wie ich gehofft, auf das Dampfboot. Mein Plan war gewesen, auf dem Quadalquivir nach Cadiz, und mit der Bahn nach Sevilla zurück zu fahren. Bei Ausführung dieser Idee wäre die kleine Strecke von Sevilla bis Cordova der einzige Weg in Spanien gewesen, den ich zweimal zurückzulegen gehabt hätte. Allein seit die Eisenbahnverbindung zwischen Sevilla und Cadiz besteht, geht es natürlich nicht mehr so recht mit der Dampfschifffahrt auf der Parallel-Linie. Es fahren nicht täglich Dampfschiffe, und ich war natürlich nicht in der Lage, aus diesem Grund auch nur einen meiner wenigen Tage zu opfern.

Außer diesen zwei Umständen ärgerte mich noch ein dritter. In Sevilla wird man nämlich, wenn man nicht eine Extra-Chaise nimmt, nicht unmittelbar an den Bahnhof vor der Stadt geführt, sondern mitten in der Stadt befindet sich ein Bureau mit Gepäckexpedition, wo man seine Fahrkarte nimmt, Alles in Ordnung bringt, und dann in einem Omnibus zum Bahnhof fährt, wo man nur in den Zug zu steigen braucht. Diese, in einer so großen Stadt für den Fremden offenbar höchst zweckmäßige Einrichtung beurtheilte ich unter dem Eindruck von Zahnweh und übler Laune sehr verkehrt und ungerecht. Der Aufenthalt, den die Koffer und Schachteln mehrerer Engländerinnen verursachten, reizte mich zu lächerlichem Ingrimm, und die Zugluft im offenen Glaswagen kam mir vor, wie wenn sie mich in mein Grab blasen wollte.

Endlich war Alles überstanden, der Zug ging ab, ich neigte meinen Kopf, den immer noch die ekelhaften Bilder der

Arena quälten und verwirrten, zu einem halbstündigen Schlummer, und, geheilt von Andalusiens köstlicher Luft, erwachte ich ohne Zahnschmerzen, gesund und heiter, wie nur ein Mensch sein soll.

Die Fahrt von Sevilla nach Cadiz war mir eine höchst interessante, obgleich sie großartige landschaftliche Bilder, namentlich Gebirgspartieen, nicht darbietet. Es war mehr eine in Glanz und Licht schwimmende, durchaus südliche Hügellandschaft, die sich nach rechts, dem Quadalquivir entgegen, in eine weite Ebene verlor. Herrlich war die Vegetation. Fängt einmal die fruchtbare Fläche an, eintönig auszusehen, so wird gleich darauf das Auge wieder durch eine Gruppe prachtvoller Palmen erquickt, und die gewaltigen Arme der Aloen, die langen Reihen der Cactusstauden im schönsten Schmuck ihrer dunkelgelben Blüthen, welche etwa die Farbe des hellen Malagaweins haben, vertreten mit gutem Erfolg die Stelle eines reicheren Baumwuchses. Mattgrüne Olivenwälder sind außer den Palmen so ziemlich das Einzige, was man von Bäumen auf dieser Strecke sieht. Bei Utrera geht eine Zweigbahn nach der bedeutenden Stadt Moron ab, welche in wenigen Jahren bei Fuente in die Bahn Malaga-Cordova einmünden, und so Granada mit Sevilla und Cadiz auch unmittelbar, ohne den Umweg über Cordova, verbinden wird. Von den Eigenschaften und dem Benehmen meiner Reisegesellschaft sage ich Nichts; die Leute waren, wie immer und überall, ich habe sie schon wiederholt geschildert.

Bei zunehmendem Glanz der Luft, abnehmendem Blau des Himmels und steigender Hitze erreichten wir die Gegend des weinberühmten Xerez. In ganz Spanien wird, wie auch schon im südlichen Frankreich, der Weinstock nicht an Pfählen, in die Höhe gezogen, sondern auf kurzem Knorrenstamm breitet er sich, höchstens zwei bis drei Fuß hoch, am Boden hin.

Diese hübsche, ich möchte sagen wiesenartige Cultur tritt massenhaft bei Xerez vor's Auge. Uebrigens sieht man hier keine Weinberge, sondern Weinebenen, wenn es hoch kommt, Weinhügel. Die Stadt Xerez selbst, wo etwa zehn Minuten gehalten ward, sieht mit ihren glänzenden Häusern, maurischen Thürmen und Kuppeln orientalisch und dabei wahrhaft großartig aus. Sie zählt jetzt mehr als fünfzigtausend Einwohner, und wird als eine der reichsten in Spanien bezeichnet. Eine große Anzahl von Männern und Frauen war am Bahnhof, um Bekannte und Freunde zu verabschieden oder zu empfangen; Alle sahen merkwürdig vergnügt, behaglich, gesund und lebenslustig aus. Es war ein wahres Festtagstreiben, ich mußte mich gewaltsam erinnern, daß es Samstag war.

Und nun fuhren wir über den Strom Guadalete, und jetzt über die Ebene von Xerez, das Schlachtfeld vom Jahr 711, wo eine Woche lang Gothen und Araber in furchtbar blutigem Handgemenge um den Besitz Spaniens stritten, wo der spanischen Nation jene achthundertjährige Prüfung auferlegt ward, welche sie durch gänzliche Wiedereroberung der Heimath unter dem Banner der „katholischen Könige“ so glänzend beendigt hat.

Um die weitere Fahrt zu verstehen, muß man die Karte nicht aus dem Auge lassen. Von Puerto de Santa Maria, ebenfalls einer bedeutenden Stadt von etwa fünfundzwanzigtausend Einwohnern, beginnt nämlich die Bahn jenen gewaltigen Bogen, welcher sie, vor den Hafenstädten Puerto Real und San Fernando vorüber, in weitgedehntem Umweg auf die berühmte Insel Leon — wo 1820 die spanische Revolution unter Riego ausbrach — und sodann auf einer schmalen, beiderseits vom atlantischen Ocean umwogten Landzunge zum glänzenden Cadiz führt. Schon von Puerto de Santa Maria aus sieht man, in weiter Ferne, als vollständige Insel er-

scheinend, die königliche Stadt im blauen Ocean schwimmen. Dieser Anblick, verbunden mit der südlichen Farbenpracht der ganzen Umgebung, wirkte berauschend, überwältigend auf mich. Wie ein Feenland tanzte beim raschen Fahren des Bahnzugs die Inselstadt vor meinen Augen hin, wie ein Irrlicht hüpfte sie davon, als wir ihr näher kamen. In der That, man verliert sie aus den Augen in dem Maaß, als man sie zu erreichen hofft; denn die Bahn rückt, während man vorher quer über den Meeresarm nach Cadiz gesehen, beim Uebertritt auf die Landzuge in eine gerade Linie mit der Stadt ein, so daß man dieselbe vorn an der Locomotive liegen hat, während links und rechts das Meer sich ausdehnt. Diese Fahrt über den schmalen Damm hat Aehnlichkeit mit derjenigen vor Cette, ist aber ungleich großartiger. Die Städte Puerto St. Maria, Puerto Real, und San Fernando reihen sich während der ganzen Fahrt mit ihren prächtigen Landhäusern, Gärten und Pflanzungen fast unmittelbar an einander an. Wenn nicht diejenigen Männer, welche im Jahr 1867 unfehlbar sind, es sagen würden, so würde man sich schwer zu dem Glauben entschließen, daß man trotz so vieler Zeichen von Reichthum, Wohlleben, zahlreicher und glücklicher Bevölkerung sich in dem gesunkensten und verkommensten Land Europa's befindet.

Wenn schon Sevilla bei weitem nicht so alt aussieht, als es seiner Geschichte nach wirklich ist, so tritt bei Cadiz dieses Verhältniß in noch weit höherem Grade hervor. Diese Stadt, deren unvergleichliche Lage einzelne Reisende eben deßhalb zu Vergleichungen mit Venedig und New-York gereizt hat, war schon eine Colonie der Phönizier und unter dem Namen Gades eine bedeutende Stadt des römischen Spaniens. In der maurischen Zeit hat es meines Wissens keine hervorragende Rolle gespielt, dagegen begann Cadiz erst einige

Zeit nach Sevilla, in Folge der Entdeckung Amerika's und des Handels dahin, einen ungeahnten und unerhörten Aufschwung zu nehmen. Außerordentlich waren die Reichthümer, welche in Folge dieser glücklichen Umstände in Cadiz sich anhäuften, und weder der theilweise Verfall des spanischen Handels, noch der Abfall der amerikanischen Colonieen vermochte den Wohlstand und Glanz dieser „Silbertaße," wie man in Spanien sie nennt, zu erschüttern. Die äußere Gestalt der Stadt ward aber nicht nur durch ihr Glück, sondern auch durch ihr Unglück so schön und glänzend, als sie wirklich ist. Erdbeben und Kriege, Feuer und Schwert haben die Stadt mehrmals dem Boden gleichgemacht, und so erstand sie immer reinlicher und glänzender aus ihren Trümmern.

Cadiz ist ein schlagender Beweis von der Uebertriebenheit jener Berichte, welche uns den Wohlstand und die Bevölkerung spanischer Städte in früheren Jahrhunderten mit oft gar zu glänzenden Farben schildern. Denn der Raum, auf welchem es steht, ist von allen Seiten durch das Meer und die schmale Landenge mit Naturnothwendigkeit begränzt; größer als dieser Raum hat es in seinen glänzendsten Zeiten nicht sein können, und eben diesen Raum füllt das heutige Cadiz so vollständig als möglich aus. Die durchweg sehr hohen Häuser der Stadt reichen auf allen Seiten bis in die unmittelbare Nähe des Meeres; es ist kaum freier Platz vorhanden für die auf drei Seiten die Stadt umkreisende Alameda. Die Zahl der Bewohner beträgt zwischen siebenzig- und achtzigtausend; Handel und Schifffahrt blühen, abgesehen von Barcelona und Malaga, in keiner spanischen Stadt so wie hier. Characteristisch für das äußere Aussehen der Stadt sind das glänzend blende Weiß der Häuser, die flachen Dächer und die auf denselben angebrachten Terrassen und thurmartigen Miradores.

Den natürlichen Schutz der Stadt gegen die Wellen des Meeres bildet der Granitfelsboden, auf welchem sie, jedoch nur in sehr mäßiger Höhe, sich aus dem Wasser erhebt; er umgürtet in einem, mit zahlreichen Bäumen bepflanzten Kreis die weithin leuchtende Stadt, und an seinen Vorsprüngen brechen sich die oft gewaltigen Wogen.

Durch einen schmalen, oft vom Meer gänzlich überflutheten Damm von Cadiz getrennt, liegt weit draußen im Meer das Fort San Sebastian mit seinem Leuchtthurme. Da das Meer gerade etwas stürmisch erregt war, so wurde ich auf meinem Weg dahin von beiden Seiten durch die herauf und über den Damm spritzenden Wellen auf's Freundlichste gekühlt. Ich wünschte den Leuchtthurm zu besteigen, ward aber beim Eingang des Forts von der Schildwache angehalten. Als ich ihr meinen Wunsch vorgetragen, wurde ein Unteroffizier gerufen, der seinerseits wieder zu dem wachthabenden Offizier ging, und mit einem rundweg ablehnenden Bescheid zurückkehrte. Diese Lächerlichkeit wollte mir nicht in den Kopf; ich bat, dem Offizier meinen Paß zu bringen. Es waren unterdessen noch mehrere Soldaten herbeigekommen, welche in Uebereinstimmung mit dem Unteroffizier mich versicherten, daß jede Bemühung vergeblich sein würde. An jedem andern Tage, sagten sie, würde die Sache bei mir so wenig Anstand haben, als bei den zahlreichen andern Fremden, welche täglich den Thurm besuchten; heute aber hätten sie gerade einen „verflucht bösartigen Kerl" zum Wachtcommandanten, der schlechter Laune sei und nur durch einen schriftlichen Befehl des Festungscommandanten in der Stadt vermocht werden könne, mich in das Fort zu lassen. Am folgenden Tag, wenn er abgelöst sei, solle ich wieder kommen.

Mir war natürlich dieser Thurm und dieses Fort nicht so wichtig, daß ich auch nur eine Stunde daran gesetzt hätte,

den Commandanten aufzusuchen. Die Sache war mir nur in sofern neu und unbegreiflich, als ich eine solche Mischung von Willkür, Laune, Bosheit und Unfreundlichkeit sonst nirgends in Spanien angetroffen habe. Nachdem ich mich mit den Soldaten eine Weile über ihren Tyrannen unterhalten, und von diesem Felsenriff gerade wie von einem Schiff in weiter See, die gegenüber liegende, funkelnde Stadt betrachtet hatte, kehrte ich, unter einem nochmaligen Doucheba des atlantischen Meeres, nach Cadiz zurück.

Da nicht weit vom Beginn des nach San Sebastian führenden Dammes die Kathedrale hoch und stolz auf dem erhabensten Platze der ganzen Felsenhalbinsel liegt, so wendete ich ihr meine Schritte zu. Sie war, wie die spanischen Kirchen häufig, um die Mittagszeit geschlossen, und es bedurfte einiger Zeit, bis ich des Sacristans habhaft werden konnte. Der graugelbe, stattliche Bau ragt zwar mit seiner mächtigen Kuppel und seinen zwei Thürmen imposant genug über das wenige Land und viele Meer; allein gleichwohl vermag, wenn man eben von Sevilla kommt, diese im italienischen Styl der spätern Renaissance gebaute Kirche weder das Herz zu erheben, noch den Kunstsinn zu befriedigen. Auf der dem Meer zugewendeten Seite fühlt man sich weit eher geneigt, dem herrlichen Ocean jeden Blick zu schenken, und auf der entgegengesetzten Seite ward ich sogar unangenehm berührt durch die hier stehende schlechte Statue eines Fray Domingo, welcher sich um die Erbauung der Kathedrale, so viel ich weiß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, große Verdienste erworben hat.

Auch das Innere der Kirche stellte sich zwar groß, geräumig und prachtvoll dem Auge dar, ohne aber durch originelle und erhabene Gedanken den Geist emporzuziehen.

Der hohe Säulenbau ist corinthischer Art, der Fußboden

von prachtvollem Marmor, der, wie bei den übrigen und älteren Kathedralen Spaniens, mitten in die Kirche gesetzte Choreinbau ohne hervorragende Eigenthümlichkeit. Unter den Gemälden, welche die Kirche zieren, ist das Bemerkenswertheste eine sehr schöne concepcion von Murillo. Im Ganzen hat der Eindruck, den diese Kirche auf mich machte, jedenfalls etwas Noth gelitten unter der ganz frischen Erinnerung an Sevilla's großartigen Prachtbau; allein das Wesentliche meines Urtheils würde wohl auch unter andern Umständen dahin gegangen sein, daß die Kathedrale von Cadiz von den bei weitem meisten größern Kirchen Spaniens um Vieles überragt wird.

Die Capuzinerkirche mit ihren zwei berühmten Gemälden — Franz von Assisi, der die Wundmale empfängt, und die Vermählung der heiligen Katharina mit dem Jesuskind, Murillo's letzte Arbeit — habe ich leider nicht gesehen, und dieses Mißgeschick verdanke ich der mesa redonda.

Für einen lernbegierigen Reisenden ist wirklich der Umstand, daß er um sechs Uhr zu Mittag essen muß — und in Spanien hält man darauf, daß es geschieht — oft höchst widerwärtig. Würde die Mahlzeit um ein oder zwei Uhr stattfinden, so könnte man von Morgen bis zu Tisch seinen Zwecken nachgehen, und nach kurzer Mittagsruhe in der heißesten Zeit mit frischen Kräften zur Verfolgung derselben zurückkehren. Bei der bestehenden Einrichtung aber wird man zuerst schon um eilf Uhr durch das Almuerzo unterbrochen, und muß nachher, wenn man es überhaupt zu Etwas bringen will, die Stunden der großen Hitze unausgesetzt zum Gehen und Schauen verwenden. Wenn es dann kühl und angenehm zu werden anfängt, muß man wiederum den oft weit entfernten Gasthof aufsuchen, und wenn die Tafel vorüber ist, läßt sich nicht mehr viel Nützliches, jedenfalls nichts Großes aus-

führen, weil rascher und frühzeitiger, als bei uns, die Nacht eintritt. Auf eine der beiden Mahlzeiten zu verzichten ist aber deßhalb nicht rathsam, weil die Anstrengungen einer solchen Reise auch eine kräftige und reichliche Ernährung nöthig machen, sowie aus dem fernern Grunde, weil man auch das, was man nicht genießt, gleichwohl bezahlen muß. Die spanischen Gasthöfe rechnen eben einfach nach Tagen, und es hat dann Jeder die Wahl, wieviel er von dem, was der Tag mit sich bringt, zu sich nehmen will. Ich für meinen Theil fühlte in Cadiz am 4. Mai Abends nach fünf Uhr ein unabweisliches Bedürfniß nach einer Mahlzeit, und da ich gerade weit von der alten Capuzinerkirche weg war, so ging ich nach meiner Fonda zurück, und nahm mir vor, nach Tisch die Murillo's zu sehen. Als ich sie nachher aufsuchte, war es schon zu düster in der Kirche, kurz, ich sah diese Gemälde nicht. Wer nach mir kommt, suche die Kapuzinerkirche zuerst auf, betrachte nachher die Kathedrale, gehe sodann nach San Sebastian hinaus, und hierauf schließe er, wie ich, mit einem großen Abendspaziergang.

Diesen letztern aber unterlasse Niemand. Zweimal habe ich, bis in die tiefe Nacht hinein, die ganze große Stadt in weitem Rundgang umwandelt, und konnte mich nicht satt sehen an den Reizen ihrer wundervollen Lage. Die Rhede mit ihren zahlreichen oder vielmehr zahllosen kleinen und großen Schiffen, die weite, in's offene Meer sich verlierende Bucht mit dem vom andern Ufer herüberschimmernden Städtchen Rota, die schönen Anlagen voll Geschmack und Abwechslung, welche den größten Theil der Stadt umgeben (nur an einer Seite reichen die Häuser, ohne einen Spaziergang frei zu lassen, bis an's Ende des Granitwalls) fesseln das Auge immer wieder von Neuem. Ein Theil des öffentlichen Spaziergangs ist durch Marmorstufen, Statuen und Gitter, sowie

durch zahlreiche Ruhesitze, zu einem förmlichen Salon unter freiem Himmel umgewandelt; an andern Stellen der Alameda sind es die prächtigen Bäume und sonstigen Pflanzen, welche das Auge erquicken. Weiß man es dann so einzurichten, wie es mir gelungen ist, daß man sich im Augenblick des Sonnenuntergangs gerade an der Westseite der Stadt befindet, so wird man diesen Anblick und Augenblick nicht leicht vergessen. Hier glaubt man zu begreifen, daß von Spanien aus America entdeckt werden mußte; mit anbetender Entzückung sieht man die große Feuerkugel zum fernen Abendlande hinuntergleiten, und wie sie entschwunden ist, lodert der letzte Schimmer ihres Strahlenmeeres über der weißen Stadt empor, welche unter dem scheidenden Liebesblick hold zu erröthen scheint. Aber nur einen kurzen Moment dauert dieser Anblick, und mit raschem, schneidendem Contrast treten die Schatten der Nacht in ihre Rechte ein; die Kathedrale fängt an, dunkelgrau zu werden, und die glänzend weißen Häuser hüllen sich in lichtgrauen Schleier der Dämmerung.

Die wohlthätige Wirkung des Meeres hatte ich in Cadiz schon am heißen Tag mit Genuß empfunden, und jetzt, nach Sonnenuntergang, waren der würzige Duft und die erquickende Kühle, welche aus dem Ocean aufstiegen, eine wahre Wohlthat. Ich setzte daher meinen friedlichen Spaziergang in glücklicher Stimmung fort, wobei nur der rings um die Stadt sich ziehende Kranz von Kanonen das Ruhige und Heitere der ganzen Scene störte. Wenn doch kanonirt sein muß, dachte ich, so sollte keine Kanone Spaniens einem andern Zwecke dienen, als der Wiedergewinnung von Gibraltar. Es ist in der That eine äußerste Beleidigung einer großen Nation, ihr solchermaßen, ich möchte sagen mit impertinentem Hohn, fortwährend auf der Nase zu sitzen, und ich denke, daß die Sache auch die längste Zeit gewährt hat.

Eigenthümlicher Weise nahmen die Herren und Damen von Cadiz an meinem herrlichen Abendspaziergang nicht in großer Anzahl Theil. Eine bei weitem größere Menge, als auf der Alameda, bewegte sich auf der plaza de la constitucion, welcher Platz in schimmernder Gasbeleuchtung gleichfalls einen reichen und prächtigen Anblick bot.

In Cadiz habe ich eigentlich die schönsten, jedenfalls die feinsten und zartesten Frauengesichter und Frauengestalten von ganz Spanien gesehen. Schon im Omnibus vom Bahnhof zur Fonda war in meiner Gesellschaft eine Gaditana von wunderbarer Schönheit, wiewohl sie, eine Frau mit ihren drei Kindern, längst über die erste Jugendblüthe hinaus war; ebenso habe ich in der Fonda bei Tisch, auf der Alameda, auf den Balconen, manch wahrhaft reizendes lebendes Bild betrachtet.

Die schönste aber war ein Kind, ein Mädchen von etwa neun Jahren. Diese kleinen Schelminnen haben schon in Sevilla, noch mehr aber in Cadiz, die üble Gewohnheit, die Fremden anzubetteln, und zwar, indem sie einen kleinen blechernen Teller, eine Art verkleinertes Theebrett, unter großem Geschrei an dem Vorübergehenden emporstrecken. Da die Kinder sammt und sonders wohlgenährt, blühend und glücklich aussahen, so trat ich diesem Unfug mit großer Hartherzigkeit gegenüber. Unter meinen Drängerinnen war aber ein Kind von so vollendeter Schönheit, mit solch strahlenden Feueraugen, so süß und schelmisch gewölbter Lippe, so prachtvollen Haaren, daß ich mich nicht enthalten konnte, einen kurzen Moment das Auge auf ihr ruhen zu lassen. Und — leider aber wahr — die Kleine hatte Bewunderung gelesen, und jetzt wollte sie Geld für ihre Schönheit haben, nicht als Almosen, sondern als Gegenleistung. Dadurch ward es zur Pflicht, sie nicht mehr anzusehen und ihr statt Geldes nur ein

ernstes Wort zu geben; und um alle Freude und Poesie recht zu verderben, schlug mir die kleine Bestie mit einem gemeinen Schimpfwort ihren Betteltellerauf den Rücken, und lief davon. Ich that einen langen, traurigen Blick in die Zukunft dieses armen Mädchens, dessen Seelenleben schon vor seinem Beginne vergiftet war.

Daß auswärtiger Handel in Cadiz in bedeutendem Maßstab getrieben wird, fühlte ich, ich sah es nicht bloß an der Rhede und ihrem lebendigen Verkehr. Hier fand ich nämlich zum ersten Mal in ganz Andalusien ein Wechselhaus, wo man beliebiges fremdes Geld unter wenigstens erträglichen Bedingungen in spanisches umsetzen konnte; doch hievon später.

Auch in den Volksschenken — hosterias — von Cadiz habe ich mich umgesehen, um nicht nur den Wein zu versuchen, sondern auch die untern Volksklassen einigermaßen zu sehen. Was nun zuerst den Wein betrifft, so ist er billig und gut, wie überall in Spanien; für zwölf Kreuzer per Schoppen nach unserm Geld und Maaß erhält man schon etwas recht Gutes. Der spanische Wein ist im Allgemeinen weder süß, noch bouquetreich; seine vortrefflichsten Eigenschaften sind sein mildes Feuer, seine nicht berauschende Kraft. Je mehr man aber gegen Süden kommt, desto mehr treten die, nicht bloß nicht süßen, sondern geradezu stark bittern Weine auf. Stärker adstringirenden rothen Wein, als in Cadiz, habe ich nirgends getrunken; der gelbe behagte mir besser, während in Sevilla gerade das umgekehrte Verhältniß war. Selbst der ächte Xerez ist ein mehr bitterer, als süßer Wein, und der ächte Malaga hat mit dem verzuckerten Schnaps, den man bei uns unter diesem Namen trinkt, an Geschmack und Farbe gar keine Aehnlichkeit.

Was den gemeinen Mann in Cadiz betrifft, so erinnerte er mich am lebhaftesten an den gemeinen Mann in Malaga.

Das originell und eigenthümlich spanische Wesen ist mehr oder minder abgestreift durch den steten geschäftlichen Verkehr mit Leuten aller Nationen; Geld- und Handels-Interessen sind es, welche vorzugsweise die Menschen bewegen und beschäftigen. Das gibt ihnen, wie überall, ein mehr universelles, nivelirtes Wesen, und zwar in Cadiz noch mehr, als in Malaga, weil letzteres mehr durch Africa, ersteres vorzugsweise durch America bestimmt wird.

Wer mit Träumen von romantischem Lied, reizenden Volkstänzen, und ähnlichen Dingen nach Andalusien kommt, der wird in Cadiz sich am schwersten enttäuscht sehen. Bei Tag sieht er die Leute emsig laufen, schaffen, rechnen, zählen, Geld verdienen, und Abends rauchen sie Cigarren, gehen spazieren oder in's Theater; was sie von Romantik haben und treiben, das haben und treiben sie eben so sehr bei verschlossenen Thüren, als wir. Singen hörte ich allerdings einmal in der Nähe von Cadiz, und zwar noch im Eisenbahnwaggon, zwischen San Fernando und Cadiz; ein Mann und eine Frau sangen zur Guitarre ächte, aber nach unserm Geschmack nicht einmal schöne Volks-Lieder. Als ich kaum anfing, mich zu freuen, daß einmal frisch vom Herzen weg gesungen werde, erschien der Hut des Mannes in der Hand der Frau, und bat um Bezahlung der Fidelität seines Besitzers.

Die Straßen von Cadiz sind natürlich eng. Die Stadt ist, wie schon gesagt, so groß und volkreich, als sie auf dem ihr von der Natur zugewiesenen Territorium überhaupt zu sein vermag; darum ist am Raume allenthalben möglichst gespart. Allein gleichwohl machen die Straßen den Eindruck hoher Eleganz, weil Reinlichkeit und Sorgfalt in Behandlung der Häuser hier auf's Aeußerste getrieben sind; die Balcone und die Terrassen mit Aussichtsthürmchen auf den Dächern

geben der Stadt ein festliches Ansehen, und dieses wird bei Nacht durch die treffliche Gasbeleuchtung noch erhöht.

Das ist es, was ich in und von Cadiz gesehen habe. Historische Denkmale oder hervorragende Kunstschätze — außer denen in der Kupuzinerkirche, wegen welcher ich einen zweiten Tag nicht daran rücken konnte, besitzt Cadiz nicht.

Ich kehrte daher nach meiner am Constitutionsplatz gelegenen Fonda zurück, der mit reichem Gemäldeschmuck in Hof und Gängen prangenden Fonda de Cadiz, und traf meine Vorbereitungen, um in der Frühe des folgenden Tages im eigentlichen Sinn des Wortes die Rückreise anzutreten. Ich hatte Spaniens südwestlichste Spitze erreicht, und vom nächsten Morgen an sollte ich allmälig wieder der Heimath näher kommen.

Mit dem heutigen Abend war genau die Hälfte der mir zugemessenen Zeit abgelaufen, und mit hoher Befriedigung blickte ich auf diesen ersten Theil meiner Reise zurück. Vor Allem war es das Gefühl herzlichsten und innigsten Dankes gegen Gott, welches mich bewegte. So viele hundert Stunden von der Heimath, immer allein und immer froh, immer angestrengt und immer gesund, hatte ich wahrlich allen Grund, mich dieser Empfindung recht lebendig hinzugeben. Aber auch die Freude, daß ich mich in allem Wesentlichen nicht geirrt hatte, daß meine günstige Meinung von den Verhältnissen und Zuständen des spanischen Volkes, von dem vielversprechenden Aufschwung, in welchem das Land sich befindet, mich nicht betrogen hatte, auch diese Freude beglückte mich sehr. Das war noch eine sehr menschenwürdige, wenn auch schon sehr irdische Empfindung. Jetzt aber sank ich rasch von Stufe zu Stufe. Die Erwägung, daß jetzt die zweite Hälfte meiner Reisezeit beginne, trieb mich an, den Zustand meiner Kasse zu untersuchen; es ergab sich, daß noch etwas mehr als die

Hälfte des ganzen ursprünglichen Bestandes vorhanden war. Dieses Ergebniß war wenigstens nicht ungünstig, und feuerte mich an, mit einem guten Glase ächten Xerez den Mittelpunkt meiner Reise festlich zu begehen. Nachdem ich auf diese Weise zu meinem lebhaften Bedauern wieder ganz von Materialismus umfangen und niedergehalten war, ließ ich mich durch Bezahlung einer mäßigen Rechnung in noch niedrigere Sphären ziehen, und endlich durch den Gedanken, um drei Uhr Morgens aufstehen zu müssen, in's Bett treiben.

Wer auf Andalusien längere Zeit verwenden kann, als ich es konnte, der wird gleichwohl in Cadiz selbst sich nicht viel länger aufhalten, als ich. Die zwei Kirchen, das Wesentliche der Stadt, das Fort San Sebastian, und vor Allem den wundervollen Rundgang um sie kann man füglich an Einem Tag hinter sich bringen. Dagegen sind die Ausflüge nach den Hauptorten der Umgegend, namentlich nach Chiclana, Rota, und San Lucar, sehr zu empfehlen, und wer drei Tage erübrigen kann, der verwende sie darauf.

Von Cadiz nach Madrid.

Von den Reisenden, welche ihre Wahrnehmungen über Spanien öffentlich mitgetheilt haben, bin ich meines Wissens der Erste, welcher ununterbrochen von Cadiz bis Madrid die Eisenbahn benützen konnte. Die große Strecke von Cadiz bis Cordova, welche ich nunmehr in Gottes Namen auf dem Wege der Repetition sehen mußte, war zwar schon längere Zeit vollendet. Allein von Cordova bis Venta de Cardenas, also mitten durch die Sierra Morena, war vor noch nicht vielen Monaten eine höchst empfindliche und bedeutende Lücke, wie wir sie seiner Zeit in kleinerem Maßstab beim Ebroübergang gefunden haben. Diese Diligenciafahrt war mir erspart,

da seit einiger Zeit auch diese Strecke dem Verkehr übergeben ist, so daß jetzt die Locomotive Moskau mit Cadiz ununterbrochen verbindet. Es ist freilich ein hübsches Stück Arbeit, auch nnr von Cadiz nach Madrid ohne Unterbrechung zu fahren.

Es war ein heißer Tag, über welchen selbst die Südspanier seufzten und klagten. Am Bahnhof zu Cadiz hatte ich eine Fahrkarte nur bis Cordova erhalten können, dort, hieß es, sei hinreichende Zeit, um die weitere bis Madrid zu kaufen.

In Cordova aber erklärte man mir, von hier an verwandle sich der Zug in einen Extrazug, welcher nur erste Klasse führe. Ich erinnere mich zwar, daß auch in einer süddeutschen Ständeversammlung ein Minister einmal davon sprach, diese Einrichtung nachzuahmen; gleichwohl erlaube ich mir, dieselbe höchlich zu mißbilligen. Ich habe Nichts dagegen, wenn die Schnellzüge höhere Preise haben, als die gewöhnlichen Züge; für besseres Fahren mehr zu zahlen, ist in der Ordnung. Aber den Mann vom Volke, dem es hie und da auch pressirt, vom Schnellzug ausschließen, indem man mehr als den doppelten Preis von ihm verlangt, und ihn unter das vornehme und lüderliche Gesindel sperrt, welches zu einem großen Theil diese Coupe's füllt, ist keineswegs in der Ordnung. Was mich betrifft, so rechnete ich, daß der Verlust eines Tages und eine nochmalige Fonda-Rechnung in Cordova mich eben so hoch zu stehen kommen würden, als diese Zwangsanleihe der Eisenbahngesellschaft, und bestieg brummend und mißvergnügt die erste Klasse, um auch einmal in schlechter Gesellschaft mich zu befinden.

Ich besorge nicht, daß ein in erster Klasse fahrender Ehrenmann, und noch weniger, daß seine gleichartige Gemahlin mir obigen Ausbruch von Zorn und Entsetzen übel nehmen

werden. Denn diesem würdigen Ehepaar ist es noch mehr, als mir selber, leid, daß ich Recht habe. In der That, man sollte endlich alle Redensarten von Bildung und Sitte fallen lassen, die übertünchten Gruben aufreißen, und das Bekenntniß ablegen: daß im Allgemeinen die wenigste sittliche Bildung und ächte Menschenwürde da vorhanden ist, wo man sie zu verlangen das größte Recht hätte, nämlich bei der Mehrzahl der Reichen und Glücklichen dieser Welt. In dem Leben des armen Mannes, dem ein Tag wie der andere harte Arbeit bei schmaler Kost bringt, schlimmer oft als den Zuchthäuslern, ist die Durchschnittssumme von Sünde und Laster meistens trotz aller Versuchung durch mangelhafte Geistesbildung und rohe Verhältnisse kleiner, als in dem Leben derer, welchen hohe intellectuelle Ausbildung, glückliche äußere Verhältnisse, Freiheit von Noth und Druck verschiedenster Art die ernste und heilige Pflicht auferlegen, den Armen und Niedrigen ein erhebendes Muster und Vorbild zu sein. Und da die heutige Menschheit in allen ihren Schichten auf der Eisenbahn zu sehen ist, so kann ein Jeder, der Augen und Ohren aufthun will, sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen, wenn er mit gehöriger Abwechselung in den verschiedenen Eisenbahnklassen Beobachtungen anstellt. Ich bin in Deutschland und Frankreich noch selten, in Oesterreich, der Schweiz und Spanien niemals in der dritten Wagenklasse durch Rohheit und Unsitte gequält worden. Dagegen ist es mir auf meinem Rückweg aus Spanien in der Schweiz begegnet, daß ich, gleichfalls mit einem Expreßzug fahrend, auf einer untergeordneten Station ausstieg und über zwei Stunden lang auf den nächsten „gemeinen" Zug wartete, aus keinem andern Grund, als weil ich das Benehmen dreier mitfahrender Kaufleute, welche zu den geldbesitzenden Menschenkindern gehörten, nicht länger zu ertragen vermochte. Sie thaten Nichts gegen

mich, in welchem Fall die Geschichte einen sehr kurzen Verlauf genommen hätte, sie thaten gegen Andere Nichts, was mich berechtigt hätte, Namens Anderer aufzutreten, und doch entfalteten sie eine solche nicht nur Summe, sondern Unsumme von Gemeinheit, Nichtsnutzigkeit und Unflätherei in Ton, Geberde, Miene, Wort und That, daß es meine schwache Kraft überstieg. Der Expreßzug bestand aus zwei ganzen Personenwagen, und meine drei Freunde waren bald in dem einen, bald in dem andern; kurz, ich stieg aus, und erholte mich in einem stillen, einsamen Wald von meinen Herren Nebenmenschen. Und in ähnlicher Weise war die Gesellschaft, mit welcher ich von Nachmittags vier Uhr bis des andern Morgens sieben Uhr von Cordova bis Madrid in erster Klasse zu fahren die Ehre hatte, die gemeinste Reisegesellschaft, die mir in ganz Spanien zu Theil geworden ist.

Da war das männliche Haupt der Familie, ein alter, abgestandener, wassersüchtiger Sünder mit verglasten Augen und einem entsetzlichen Husten. Während er unter einem Anfall dieser Krankheit seufzte und zitterte, wickelte sich der alte Genußzüchtling schon die Papiercigarre für die zu hoffende Hustenpause, und doch war seine erste That im Wagen die, einen, wie ich, in diesen Zug gepreßten andalusischen Bauer, der auch seine Cigarre rauchen wollte, durch allerlei Vorwände und Kunstgriffe aus dem Wagen hinauszuescamotiren, weil der schlichte Mann dem Pinsel nicht vornehm genug war. Da war des Alten altes Weib, ächtes und gerechtes Modell einer nicht mehr könnenden Kupplerin, nur daß sie nicht, wie jene im Faust, einen dürren, sondern einen dicken aufgedunsenen Leib, schwache Reminiscenz einer alternden Kröte, besaß. Kokett saß ihr das moderne Hütchen auf dem kahlen Haupt mit falschen Haaren, und als sie Nachttoilette machte, schloß ich gerne und fest die Augen zu. Da war des

würdigen Paares Sohn, zweifellos noch das beste Stück der Heerde, frivol und leer, aber doch in Gottes Namen jung! Da war endlich des jungen Mannes junge Frau, hübsch, klug, aber von verwahrloster Seele. Ihr Mann setzte sich neben eine andere mitreisende „Dame", und seine Frau ward mir als Nachbarin zu Theil. Im Lauf der Nacht schliefen sie und ich einmal in unsern beiden Eckplätzen fest ein. Wir erwachten in einem und demselben Augenblick; der träumerische Zustand, Bewegung und Haltung der Erwachenden, Blick und Gedanke schien zwei Köpfen anzugehören, die mit einander auf gleichem Kissen geruht haben. Und mit heiterem, durch gar Nichts als durch Verständnißinnigkeit erklärbaren Gelächter schaute mich meine köstliche Nachbarin unverwandt an, so daß ich das Amt übernehmen mußte, für sie und in ihrem Namen zu erröthen, was ich denn auch in der Morgendämmerung unbemerkt besorgt habe.

Und nun, da ich mit der menschlichen Gesellschaft von Cordova bis Madrid fertig bin, will ich mich der Natur zuwenden.

Es ist außerordentlich, wie sehr die Eisenbahn, wenn sie einmal fertig ist, alle Contraste der Natur mildert, wo nicht aufhebt. Diese Bemerkung konnte ich wieder in hohem Grade machen, als wir uns gegen Abend der Sierra Morena näherten. Wenn ich mich an die herrliche Schilderung erinnerte, welche Cervantes im ersten Theil des Don Quijote von der Wildheit und Schroffheit dieses Gebirges macht, wenn ich an die Beschreibungen von Reisenden neuester Zeit dachte, welche zu Pferd oder mit der Diligencia die Schluchten und Engpässe dieser Bergkette durchzogen haben, so mußte ich mir Etwas ganz Anderes vorstellen, als was sich hier meinen Blicken zeigte.

Noch längere Zeit nach Cordova blieb die Gegend voll

andalusischer Pracht und Ueppigkeit; doch verloren sich bald die Palmen. Nach und nach rückten die Umrisse des Gebirges uns näher. Allein ich sah auch hier wieder keine schroffen, zerrissenen, zackigen Formen, sondern milde, langgedehnte, schöne und zugleich erhabene Contouren. Da die Bahn immer mehr stieg, so nahm die Höhe des Gebirges bei der Annäherung an dasselbe für das Auge eher ab, als zu.

Bei der Station Marmolejo, so ziemlich in der Mitte zwischen dem Thal des Quadalquivir und dem Centrum der Sierra gelegen, wurde das ganze Reisepublikum mit gedruckten Anpreisungen der Bäder von Marmolejo versehen. Ich ersah aus denselben, was mir noch neu war, aber sehr naturgemäß erschien, daß es nämlich in Spanien jährlich zwei Badsaison's gibt, die erste vom 15. April bis 15. Juni, die zweite vom 15. September bis 15. November. Die Zwischenzeit ist in dem heißen Lande nicht geeignet zur Gesundheitspflege außerhalb der Heimath. Spanien ist beiläufig gesagt, ungemein reich an Mineralquellen, welchen sicherlich bei der rasch vorschreitenden Ausdehnung und Vervielfältigung der Verkehrswege eine große Zukunft bevorsteht. Die Bäder von Marmolejo sollen besonders vortrefflich sein für Unterleibsleiden der verschiedensten Art, und ich kenne in meiner nähern Umgebung einen oder den andern dickleibigen Staatshämorrhoidarius, dem ich von Herzen Zeit und Geld wünschen möchte, um in Marmolejo schlank und gutgelaunt zu werden. Noch einige Stationen weiter, und wir halten in Menjibar, wo fünfundzwanzig Minuten Zeit zur Comida gegeben werden. Da diese Abfütterung im Galopp meinem süddeutschen Magen nicht behagt, so hatte ich schon früher am Tag zwei gute Cotelettes mir zu Gemüthe geführt, und war nun bis Madrid mit einer Tasse kräftigen Cafe's zu befriedigen. Diese nahm zu ihrer Vertilgung nur fünf Minuten in Anspruch, und

ich konnte ihrer zwanzig darauf verwenden, mich umzusehen.

Der Anblick war wunderlieblich. Wir befanden uns, gegen sieben Uhr Abends, in einem weiten Thal, auf welches rechts die letzten Ausläufer der granadinischen, links die beginnenden Hauptgipfel der Morena-Berge herniederblickten. Wiewohl meistens kahl, waren die Berge doch von der zum Untergang sich neigenden Sonne glühend und rosig überhaucht, so daß der schönste Wald diesem Farbenton nicht hätte gleichkommen können. Ringsum athmete Alles Friede und Stille, keinerlei Mißklang störte die vollendete Harmonie des Ganzen, und der gedämpfte Ton ferner Abendglocken füllte die Seele mit tiefer, süßer Wehmuth. Es waren Augenblicke, wo alles Elend des Lebens vergessen war, wo sich der selige Himmel mit einem leisen Kuße über die zitternde Erde zu neigen schien, und der schwache Mensch, so gut er es kann, Theil nehmen durfte an der Seligkeit des großen Weltalls.

Die Sonne schied allmälig von uns. Die Reise ging weiter, die Sierra blieb, wie sie war, großartig, aber mild. Die dunkler werdende Schattirung schien uns die Bergeshäupter näher zu rücken; sie wurden dunkelblau, nachdem sie im Lichte der Sonne rosig violett gewesen waren, und als wir die höchste Höhe des Passes — etwas über zweitausend Fuß — erreicht hatten, hatte sich düsteres Schwarz über das Gebirge ergossen. Jetzt erst erkannte ich die Sierra Morena des Cervantes, und ließ mich tief bewegten Herzens in die heilige Mancha hinunterführen.

Ich habe diese Hochebene, über deren öden, dürren und traurigen Character so viel geschrieben steht, in einer träumerischen, schwärmerischen Gemüthsverfassung, in einer halbhellen Nacht des ersten Mondviertels gesehen; meine Gedanken waren bei Cervantes, mein Gedächtniß wiederholte alle die

unnachahmlichen Scenen und Schilderungen aus dem ersten Theile des Don Quijote. Es sei ferne von mir, dem Leser aus diesen Gedanken Etwas zu wiederholen; nur bitte ich ihn um Verzeihung, wenn mir die einförmige, von den Geschöpfen meiner Phantasie reich bevölkerte Ebene ganz königlich gefallen hat. Das bleiche Mondlicht auf der stillen weiten Fläche, von Zeit zu Zeit ein ernst und einsam hervorragender Kirchthurm, dann wieder ein oder der andere Hügel als Ruhepunkt für das Auge — es war Alles so, wie mein Herz es brauchte, und da konnte ich mich nicht entschließen, meinem noch in ferner Zukunft liegenden möglichen Leser zu lieb auf meine Traumschönheit zu verzichten, und die Mancha langweilig zu finden. So kam ich in glückseliger Stimmung durch das weinberühmte Valdepennas, wo mich dießmal ein Schluck guten Wassers erquickte; auf allen Stationen, wo der gewaltig schnell fahrende Zug überhaupt anhielt, war gutes Wasser zu haben, welches junge Mädchen mit lieblich tönendem: agua, agua fria y buena, so verlockend anpriesen, daß man immer wieder zum Trinken gezwungen war. Zwischen Manzanares, in dessen Nähe Don Quijote den Ritterschlag erhielt, und Alcazar überschreitet die Bahn, nachdem sie eine lange, heilig stille Ebene durchzogen, den Guadiana-Strom in der Nähe der Stelle, wo dessen unterirdischer Lauf beginnt; nach Alcazar gab ich der ungestüm verlangenden Natur ihr Recht, und sank in tiefen Schlaf. Was mich weckte, war dreierlei, und Alles war entzückend: ein in vollem Glanze anbrechender Morgen, ein jubelnder Nachtigallenchor und der Ruf der Bahnbediensteten: Aranjuez. Ich hatte mich nach Castilien hineingeschlummert, die Nachtigallen in den hohen Baumwipfeln von Aranjuez waren es in der That und Wahrheit, die mir in's Ohr jubelten, und einer meiner schönsten und liebsten Träume stand verwirklicht vor mir.

Don Carlos! Welche Wonnen und welche Täuschungen knüpfen sich doch an diesen Namen. Wessen Herz hat nicht einst höher und heiliger geschlagen, wenn er in jugendlicher Lebensüberfülle in seinem Freunde seinen Rodrigo sah! Wer denkt nicht mit Wehmuth und mit Freude an jene schönen Tage im Leben des deutschen Jünglings, in denen er die erste Wanderung durch Schiller's Heldengalerieen antritt? Armes Herz! noch bist du nicht alt, und doch, verglichen mit damals, fast — ein wenig kalt! Der kindlich gläubige Enthusiasmus fehlt dir, und du hast gelernt, über Alles nachzudenken, ehe du dich an irgend Etwas hingibst. Rodrigo ist ein Phantast geworden, Don Carlos ein Träumer, und Philipp — ein ungerecht beurtheilter König.

In Aranjuez zweigt sich die Seitenbahn nach Toledo ab, und es war ursprünglich mein Plan gewesen, beide Orte unterwegs zu erledigen, und dann erst nach Madrid zu gehen. Nun war aber doch durch das viele und unausgesetzte Fahren seit Sevilla eine gewisse Sehnsucht nach einer Art von Wohnsitz — ein Jurist wird dieses Triebes nicht leicht und nicht für lange Zeit los — in mir rege geworden, und da zwischen Aranjuez und Madrid nur noch vier weitere Stationen liegen, also kein irgend bedeutender Umweg oder Zeitverlust in Frage stand, so fuhr ich vollends nach Madrid. Der Expreßzug verwandelte sich von Aranjuez an in einen solchen von sehr mäßiger Geschwindigkeit, was man, dem Ziel so nahe, doppelt ungern sieht. Zwischen den zwei letzten Stationen Pinto und Getafe erschien, noch in ziemlicher Ferne, von den gewaltigen Schneekuppen des Guadarrama-Gebirges überragt, im Glanz der Morgensonne strahlend, die Hauptstadt Spaniens. Es war ein durchaus königlicher Anblick, keineswegs durch die Ausdehnung der Stadt, welche nur eine mäßige genannt werden kann, wohl aber durch die festliche Pracht, mit welcher ihre

glänzenden Paläste mir entgegenblickten, durch den erhabenen Gegensatz der heiter funkelnden Stadt gegen das ernst gewaltige Gebirge; und während wir durch die stille castilianische Hochebene dahinfuhren, kam es mir vor, als ob ich alle Lust und allen Jammer der vor mir liegenden Residenz auf einmal mit ansehen und mit empfinden müßte; die ganze, große Stadt wurde gleichsam wie ein persönliches Ganzes mir entgegengetragen; sie redete mich an, sie begrüßte mich, ich war schon in Madrid zu Hause, ehe ich den Bahnzug verließ.

Ich übertreibe diese Stimmung keineswegs. Als ich den Fuß auf den Perron im Madrider Bahnhof setzte, hatte ich nichts weniger als die Empfindung, in einer fremden Hauptstadt anzukommen. Der zweite Dritttheil meines Reiseplanes — Andalusien — ging zu Ende, der dritte — Castilien — begann; über alle Erwartung hatte ich mich in Spanien und bei den Spaniern heimisch gefühlt, so daß schon gar keine Rede davon sein konnte, Rath oder Hilfe dritter Personen zu brauchen. So nahm ich denn von meiner liebenswürdigen Reisegesellschaft, welche jetzt in ihrer Heimath war, einen kurzen Abschied, und ließ mich behaglich in die Fonda Peninsular führen. Der Kutscher war ungemein redselig und freudig erregt. Der Grund seines Entzückens war die, einen Tag zuvor erfolgte, Ankunft der jungen Königin von Portugal, bekanntlich einer Tochter des Königs Victor Emanuel, deren reizende Schönheit er mit einer Begeisterung pries, die im Munde des Unterthanen einer Königin nicht ganz loyal war; ich wünschte auch Etwas von den sonstigen Vorzügen der Italienerin zu hören, er wußte aber Nichts, als daß sie möglichst bald nach ihrer Ankunft mit der spanischen Königin in's Stiergefecht gefahren sei.

Die Einfahrt in Madrid vom Südbahnhof aus ist prächtig; fast unmittelbar an den Bahnhof schließt sich Madrid's

berühmte Alameda, der Prado an; dann biegt man, dem Museum gegenüber, links in die glänzende Hieronymusstraße ein, fährt über den Platz voll rauschenden Lebens, Puerta del Sol genannt, mit seiner hochaufsprudelnden Fontäne, biegt um die Ecke der Alcalástraße, und steigt, schräg gegenüber dem Grand Hotel de Paris, bei der Fonda Peninsular aus. Herr Juan Dagnino in Alicante hat das ziemlich viele Geld, welches er mir abnahm, dadurch erheblich billiger gemacht, daß er mich in diese Fonda Peninsular empfahl. Das Haus, in Madrid's glänzendster Lage, ist zwar im Verhältniß zu dem Glanz der neuesten Hotels nicht viel mehr, als eine alte Lotterfalle zu nennen; es wird übrigens an seiner Restauration gearbeitet, und es ist diese Fonda, trotz ihrer äußerlichen Mängel, von der besten Gesellschaft, und man kann wohl sagen, nur von guter besucht. Die Zimmer sind einfach, aber die Betten gut; der Tisch vortrefflich, und der Wein — ächter Val de Pennas zu jeder Mahlzeit — ganz tadellos, sehr kühl gehalten, feurig und gesund. Ich wohnte in diesem Haus von Montag den 6. bis Mittwoch den 15. Mai; zwei ein halb Tage verwendete ich in der Zwischenzeit auf Ausflüge. Meine Gesammtrechnung betrug zweihundertfünfundneunzig Realen, zwischen sechsunddreißig und siebenunddreißig Gulden, für Wohnung von zehn, und vollständige Verköstigung von sieben ein halb Tagen; ich halte diese Rechnung so ziemlich für die billigste, welche mir in ganz Spanien zu Theil wurde; jedenfalls ist sie für das Geleistete, und mit Rücksicht darauf, daß das Leben in Madrid im Allgemeinen ein sehr theures ist, als äußerst annehmbar zu bezeichnen.

Also — introite nam et hic Dii sunt! —

Madrid.

I. Allgemeines.

Ich legte so eben das Geständniß ab, daß ich mich ziemlich lange in Madrid aufgehalten habe. Mancher meiner Leser — und nicht die schlimmsten werden es sein — wundert sich vielleicht hierüber, und denkt, je ein Tag länger in Valencia, Granada und Sevilla, wäre gescheidter gewesen.

Die Sache hat ihre zwei Seiten. Wer Spanien durchreist, um die Natureigenthümlichkeit des Landes und die Denkmale des Mittelalters zu sehen, wer von der Auffassung ausgeht, es sei mit der spanischen Geschichte aus und vorbei, es handle sich nur um die Trümmer eines groß gewesenen Volkes, der wird in Madrid die Gemäldegalerie besuchen, und weiter gehen. Denn die Lage der Residenz ist, obgleich keineswegs so trostlos, wie die Jünger der Seichtheit verkünden, doch in wenigen Stunden begriffen und eingeprägt, und die Kunstdenkmale der Vergangenheit bestehen in Madrid fast ausschließlich aus Bildern.

Allein dieser Standpunkt ist eben der meinige keineswegs, und ich schreibe diese Blätter recht eigentlich und ausschließlich zu dem Zwecke, den direct entgegengesetzten Standpunkt zu vertreten. Der Leser, welcher mir bis hieher gefolgt ist, wird mich kaum beschuldigen, daß ich für die Schönheit Südspaniens, von Valencia bis Cadiz, daß ich für den Geist und die Größe des Mittelalters, für die Denkmale der spanischen Vergangenheit kein Herz und keinen Sinn habe. Allein über allen diesen Genüssen stand mir doch als höchster Reisezweck der, die gegenwärtigen Lebensverhältnisse der spanischen Nation, ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit, und die aus ihnen sich ergebenden Hoffnungen für die Zukunft be-

greifen zu lernen; und wer mit der Betrachtung Alles dessen, was die jedenfalls glänzende Königsstadt an Merkwürdigem bietet, die Verfolgung eines solchen practischen Reisezweckes verbindet, der wird im Allgemeinen noch sehr zufrieden sein, wenn er nach Ablauf einer Zeit, wie die oben angegebene, Madrid mit dem Bewußtsein verlassen kann, etwas Erhebliches und Bleibendes gelernt zu haben.

Spanien ist zwar keineswegs centralisirt in dem Sinne, wie Frankreich und Preußen. Im Gegentheil, es gehörte von jeher zu den ganz besonderen Vorzügen der spanischen Geschichtsentwicklung, daß dem Volke die Decentralisation, und mit ihr die Erhaltung der lebensvollen Eigenthümlichkeiten jeder Provinz und jedes Stammes, nie abhanden gekommen ist. Allein gleichwohl, und hiemit sehr wohl vereinbar, erscheint Madrid als der geistige Mittelpunkt des Landes, als Herz und Hirn des Ganzen zu gleicher Zeit, und es bleibt gar nichts Anderes übrig, als, sich recht eingehend und ernsthaft damit zu beschäftigen.

Die Stadt Madrid liegt am linken Ufer des von Nord nach Süd an der Westseite der Residenz vorüberfließenden Manzanares. Dieser kleine Fluß verdient weder die glänzende Hauptstadt, welche sich an seine Schlucht anlehnt, noch die großartigen Brücken, welche ihn überwölben; er ist meist wasserarm und schmal, und stellt bei Weitem nicht so viel vor, als z. B. die Isar bei München. Die Stadt selbst liegt auf einer Anzahl von Sandhügeln, deren Höhe übrigens an sich nicht bedeutend ist, und nur da bedeutend hervortritt, wo das Terrain plötzlich von der Anhöhe, auf der sich der Königspalast erhebt, in die ziemlich tiefe Schlucht des Manzanares steil hinabfällt. So ziemlich im Mittelpunkt einer ausgedehnten, ernsten, ich möchte sagen feierlichen Hochebene gelegen, welcher ganz das Gepräge castilianischer Natur- und

Geisteslebens aufgedrückt ist, hat Madrid gleichwohl im Norden und Nordwesten einen schönen und großartigen Hintergrund an den Gebirgen von Guadarrama und Somo Sierra, von deren höchsten Gipfeln noch jetzt, Mitte Mai, glänzender Schnee in Masse auf die fast andalusisch heiße Ebene herunterblickt. Nach allen übrigen Richtungen dagegen reicht die Ebene, so weit der Blick zu schauen vermag, bis sie mit dem niedersteigenden Himmel sich vereinigt. Es gibt weit schönere Landschaftsbilder, als dieses, aber dem castilianischen Wesen und dem Character der Zeit, welche Madrid zur Residenz erhob, konnte keines besser entsprechen. Denn mit den Maurenkriegen war die Zeit vorüber, wo das Felsennest Toledo die spanische Monarchie als Hauptstadt vertreten konnte; ebenso wenig konnte Karl's V. Wanderleben in den verschiedensten Residenzen auf die Dauer angenommen werden. Ungeeignet wäre es auch gewesen, im fernen Süden die Residenz des so mühevoll geeinigten Landes aufzuschlagen, und so hat Philipp II. in diesem Punkte, wie in noch vielen andern, das Bedürfniß seiner Zeit und den Gedanken seines Volkes auf's Beste getroffen, indem er hier, beinahe in der Mitte des ganzen Landes, unter dem Schutze der nördlichen Berge, mit dem freien Blicke nach Süden, den Wohnsitz der spanischen Könige gründete.

Die Höhe Madrid's über dem Meer wird auf zweitausendzweihundertneunundachtzig Fuß angegeben; von den verschiedenen Höhenunterschieden in der Stadt selbst macht man sich am Leichtesten eine Vorstellung, wenn man hört, daß das Thor des heiligen Vincenz, Madrid's niedrigster Punkt, zweiundvierzig, das Thor der heiligen Barbara, der höchste Platz der Stadt, dreihundert, die Puerta del Sol, ihr geschäftlicher Mittelpunkt, zweihundertzwölf Fuß über dem Flußbette des Manzanares liegt. Der Umfang der Stadt beträgt nicht viel

über drei Stunden. Madrid's Clima soll in früheren Zeiten, wie Viele behaupten, gesünder gewesen sein, als gegenwärtig, weil noch mehr Wälder, als jetzt, in der Umgebung der Stadt gewesen seien. Ich kann diese Frage nicht gründlich beurtheilen. An Bäumen hat Madrid auch jetzt eigentlich keinen Mangel, denn die zahlreichen schönen Spaziergänge, königlichen Besitzungen, Parke und Lustorte, welche die Stadt fast auf allen Seiten umgeben, sind geradezu mit Tausenden prachtvoller Bäume geschmückt. Daß aber das Madrider Clima im Allgemeinen ein gesundes genannt werden könne, will ich keineswegs behaupten. Ich selbst befand mich zwar auch in Madrid fortwährend in ungestörtem Wohlsein; allein dieß schließt nicht aus, daß ich die climatischen Mängel recht wohl fühlte. War es Regenwetter, was an zwei oder drei Tagen meines Aufenthalts der Fall war, so machte sich eine sehr plötzliche und starke Abkühlung fühlbar; im entgegengesetzten Fall wurde die Hitze schon gegen neun Uhr lästig, und gegen zwölf Uhr fast verletzender, als in Sevilla. Um ein oder zwei Uhr kam dann von dem Schneegebirge herab ein stürmischer, rauher, staubaufwirbelnder Wind, der recht eigentlich durch Mark und Bein drang; war dieser glücklich überstanden, so hatte man noch zwei oder drei Stunden schroffer Hitze, und nach einer sehr kurzen Pause der wirklichen Annehmlichkeit eine zwar meist unter Windstille, aber doch sehr unvermittelt und auffallend eintretende Abendkühle. Dazu kommt, daß die Häuser weit weniger, als im Süden, auf Herbeiführung und Erhaltung der Kühle, sowie auf Abhalten des Staubes berechnet und darnach eingerichtet sind, vielmehr den unsrigen so ziemlich gleichen, nur daß die hohen Räume und schlechten Heizvorrichtungen andrerseits für den Winter, welcher sehr rauh und kalt sein soll, ungeeignet erscheinen. Der Reiche und Hochstehende kann es sich natürlich überall bequem

und behaglich machen; die Masse der Menschen aber wird wohl in Madrid im Allgemeinen mit weniger Genuß und Gemächlichkeit leben, als sonstwo in Spanien. — Hinsichtlich der Luftströmungen von den Gebirgen her ist nicht zu vergessen, daß zwischen der gewaltigen Schneewand des Guadarrama und der zehn Stunden in gerader Linie davon entfernten Residenz auch nicht die geringste Zwischenwand sich erhebt, so daß der Sturm mit ganz ungebrochener Kraft und Heftigkeit über die Stadt hinstürzt.

Trotz alledem habe ich in Madrid nicht nur an mir selbst, sondern auch an der Masse der Bevölkerung einen vortrefflichen Gesundheitszustand beobachtet. Namentlich sah ich, zu meiner Verwunderung, wenige Menschen mit den auch für den Laien so leicht erkennbaren Merkmalen des Lungenleidens, und die Anzahl der Begräbnisse war eine ganz auffallend geringe. Freilich gehörte auch die Zeit meines Aufenthalts, der Uebergang vom vorgerückten Frühling in den Anfang des eigentlichen Sommers, jedenfalls zu den wenigst ungesunden des ganzen Jahrs.

Die Geschichte Madrid's bietet nicht jene großartigen Glanzpunkte, an welche man bei der Betrachtung Granada's, Sevilla's und Toledo's auf jedem Schritte erinnert wird.

Die Wissenschaft ist nicht im Reinen darüber, ob das römische Mantua Carpetanorum als identisch mit dem jetzigen Madrid zu betrachten ist; Spuren römischer Herrschaft und Cultur scheinen in der modernen Stadt nirgends erhalten zu sein.

Den Namen der Stadt leiten Manche von dem arabischen Worte Magerit ab, welches „Wasserleitung" bedeuten soll. Andere führen ihn auf eine im Munde des Volkes lebende Erzählung zurück, nach welcher ein Knabe, der in jenen Zeiten, als die Gegend noch Ein großer Wald war,

beim Holzholen von einem Bären angefallen wurde, mehr für das Leben seiner in der Nähe befindlichen Mutter, als für die eigene Sicherheit besorgt, ihr zärtlich zugerufen habe: Madre, id! Mutter, geh' fort! Die erste Ableitung scheint mir zu weit hergeholt, die letzte zwar sentimental und poetisch, aber doch ein wenig kindisch, und so wollen wir beide auf sich beruhen lassen.

Als befestigte Stadt, aber nicht im Range einer Ciudad, sondern nur einer Villa, erscheint Madrid in der Geschichte meines Wissens zum ersten Male im Jahre 933, um welche Zeit König Ramiro II. von Leon, rastlos und allmälig gegen die Maurenherrschaft vordringend, die Stadt angriff, jedoch nicht eroberte. Erst ein Jahrhundert später brachte König Ferdinand der Große Madrid in eine gewisse Abhängigkeit von seinem Reiche, und erst im Jahr 1083 wurde es von Alphon's VI. endgiltig unterworfen, um sich von da aus den Weg nach der nahen Königsstadt Toledo zu bahnen. Von diesem Augenblick an wurde zwar Madrid nicht wieder maurisch, allein die Drangsale der Maurenkriege waren für die Stadt noch nicht vorüber, Im Jahr 1110 wurde es von den Ungläubigen geplündert, und noch im Jahr 1197 wenigstens seine Felder verheert, und die Stadt selbst, wiewohl ohne Erfolg, belagert. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erscheint Madrid unter denjenigen Städten, welche Sitz und Stimme in den Cortes von Castilien haben, und die Bedeutung der Stadt war immerhin schon von der Art, daß von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an wiederholt die Versammlungen dieser Cortes in Madrid abgehalten wurden. Fast alle castilischen Könige residirten von dieser Zeit an vorübergehend, König Heinrich II. aber in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wohnte regelmäßig und ständig in Madrid, wo er auch starb; Isabella und Fer-

dinand hielten sich zwar wiederholt, aber immer nur kürzere Zeit hier auf.

In der Geschichte des Aufstandes der castilischen Städte gegen Karl V., welcher sehr verkehrter und ungeschichtlicher Weise als eine freiheitliche Bewegung gepriesen zu werden pflegt, während es sich um eine, freilich durch verkehrte Regierungshandlungen mit veranlaßte, durch die gröbsten Ausschweifungen jeder Art befleckte Auflehnung der absterbenden mittelalterlichen Stadtgemeinheiten gegen den modernen europäischen Großstaat handelte, erscheint auch Madrid als eine der aufrührerischen Städte, jedoch weit entfernt von der hohen Bedeutung von Burgos, Medina, Valladolid, Zamora u. s. w.

Im Jahr 1528 war Madrid der gezwungene Aufenthalt des gefangenen Königs Franz I. von Frankreich.

Im Jahr 1560 verlegte Philipp II. die Residenz der Monarchie nach Madrid, welche es seither geblieben ist mit einer kurzen Unterbrechung von sechs Jahren, während welcher Philipp III. wieder nach Valladolid zurückgekehrt war.

Im spanischen Erbfolgekrieg gehörte Madrid zu denjenigen Städten, welche auf der bourbonischen Seite standen; Karl III., der Vertreter des „despotisme eclairé" und des französischen Wasserrationalismus in der spanischen Geschichte, war der Stadt besonders zugethan und suchte sie in seiner Weise zu heben.

Aus dem unsagbaren moralischen Elend der Regierung Karl's IV. riß das Volk von Madrid durch seine Erhebung vom 2. Mai ganz Spanien empor, und mit diesem Tag beginnt die neuere Geschichte Spaniens. Drangvolle Tage hat seitdem Madrid gesehen. Wiederholt während des napoleonischen Krieges von den Franzosen occupirt, und dennoch niemals wankend in seiner Treue für die große Sache der Nation,

war es auch seither, und bis in die letzten Tage der Schauplatz zahlreicher Aufstände, Revolutionen, Straßenkämpfe, bis zuletzt Narvaez seine, wenn auch alternde, doch noch kraftvolle Faust auf die unruhige Stadt legte, und ihr so lange Besinnung gebot, bis sich die Besonnenheit von selbst wieder einstellte.

Das jetzige Madrid kann sich Gottlob an Größe und Uebervölkerung, Elend und Sittenlosigkeit mit den westeuropäischen Hauptstädten bei Weitem nicht messen. Es ist eine glänzende lebenslustige, genußsüchtige Residenz von höchstens 450,000 Einwohnern, kleiner als Wien und Berlin, aber gemüthlich, und dabei in ewigem Festtagsgewande. Die sittlichen Zustände der Stadt, so weit sie für das Auge des Fremden erreichbar sind, kann ich nur loben; sie sind meines Erachtens glänzend, wenn man sie mit München, Hamburg, selbst mit Wien vergleicht, und von Paris und London kann in dieser Richtung gar nicht die Rede sein. Es versteht sich ganz von selbst, daß, wo sehr viele Menschen, auch sehr viele Sünden sind, wo aber Laster und Unsitte weder den Muth noch die Lust haben, öffentlich und unverhüllt zu erscheinen, da ist es im Allgemeinen gut bestellt. Daß dieses Lob Madrid's nicht aus der Luft gegriffen ist, dafür möge die statistische Thatsache sprechen, daß in Madrid auf je einhundertundsechzehn Einwohner jährlich eine abgeschlossene Ehe kommt, ein Verhältniß, welches nicht nur andern Hauptstädten, sondern selbst manchen Provinzen Spaniens gegenüber als vorzüglich erscheint.

Für den Fremden ist es im Allgemeinen leicht, sich in Madrid ohne Führer zurecht zu finden; Valencia, Malaga, Granada, Sevilla bieten ihm größere Schwierigkeiten in dieser Beziehung.

Als Mittelpunkt zur Orientirung wählt man sich von

selbst die Puerta del Sol. Dieser schöne und große halbmondförmige Platz bezeichnete früher durch ein dort stehendes, mit einer aufgehenden Sonne bemaltes Festungsthor, das „Sonnenthor" genannt, den Endpunkt der Stadt, liegt aber jetzt, ohne irgend eine Spur eines Thors, so ziemlich in deren Mitte. Ich kann gar nicht begreifen, wie manche Reisende diesen Platz klein oder unansehnlich finden konnten. Auf allen Seiten umgeben von durchaus palastartigen öffentlichen und Privatgebäuden, mit der prächtigen Fontäne in der Mitte, bietet die Puerta del Sol ein eben so schönes, als belebtes Bild. Von allen Seiten her münden die lebhaftesten und bedeutendsten Straßen der Stadt auf diesen Platz ein. Oestlich vom Prado her kommen die beiden prächtigen Straßen, Carrera de San Jeronimo und Calle de Alcalà, deren Mündungen nur durch das großartige Hotel de Paris getrennt sind. Die Alcalà-Straße sucht an Breite, Schönheit und Belebtheit ihres Gleichen, und auch die Hieronymusstraße hat großartige Gebäude, von welchen ich vorläufig nur den Palast der Familie Medina-Celi erwähnen will, welchem Hause wir schon in Sevilla in der Casa de Pilatos begegnet sind. Rechts von der Alcalà-Straße (von dieser aus betrachtet) mündet an der Nordseite der puerta del Sol die kurze, aber in Handel und Wandel höchst belebte, sehr interessante Montera-Straße. Für mich war sie eine liebe Erinnerung eigenthümlicher Art; das Erste Spanische, was von mir gedruckt wurde, war die Uebersetzung einer kleinen Novelle, welche in dieser Straße ihren Schauplatz hat. Auf der gebogenen oder halbkreisförmigen Nordseite des Platzes weiter gehend, kommen wir mit Uebergehung einiger kleinerer Straßen zur Calle del Arenal, welche unmittelbar zum königlichen Theater, zur Plaza del Oriente, und zum Königspalaste führt. Gleich neben dieser Straße öffnet sich die Calle mayor an der Westseite des

Platzes, welche uns zur Plaza mayor, und von diesem lieblichen Platze aus in die Toledo-Straße führt, den eigentlichen Mittelpunkt des südwestlichen Stadttheils. Die Calle de las Carretas endlich leitet uns in die Atocha-Straße, welche ebenso als Centrum der gesammten südöstlichen Theile Madrid's erscheint. Und nun denke man sich, welches bewunderungswürdig rege und vielgestaltige Leben und Treiben auf einem Platze entstehen muß, welchem solchergestalt alle Verkehrsadern zuströmen! Eisenbahn- und Telegraphenbureaus, Gasthöfe und Kaffeehäuser von erstem Rang und elegantester Pracht, Ministerialgebäude, umgeben, Börsenmänner, Spaziergänger, Fremde, Einheimische, Geschäftige und Müssige jeder Art füllen den Platz. Auf seinen breiten Trottoirs ist fast nicht durchzukommen, und in dem Mittelraume kann man sich sehr in Acht nehmen, um nicht überfahren zu werden.

Dagegen muß ich widersprechen, was ich auch schon gedruckt gelesen habe, daß auf diesem Platz Unzucht oder Unsitte einen Hauptsitz habe. Ich habe doch auch meine offenen Augen, wie andere Menschen, ich habe die Puerta del Sol von Morgens vier Uhr bis Nachts nach ein Uhr zu jeder Stunde gesehen, und auch nicht einen einzigen Umstand habe ich bemerkt, welcher den strengsten Mann, ja sogar das sittsamste Mädchen hätte beleidigen können.

Wie die Puerta del Sol der lebendigste und volkreichste, so ist die Plaza mayor unbedingt der schönste öffentliche Platz in Madrid; auf ihm habe ich Stunden zugebracht, ruhend, Zeitungen lesend, plaudernd, oder Wein trinkend in einem der an den Platz gränzenden Weinhäuser, despachos de vino.

Während ich über die Größenverhältnisse der Puerta del Sol keine Nachricht aufzutreiben vermochte, kann ich über die Plaza mayor mittheilen, daß sie ein längliches Viereck von vierhundertvierunddreißig Fuß Länge, dreihundertvierunddreißig

Fuß Breite bildet. Seit dem Jahr 1619 bestehend, diente der Platz ursprünglich zur Aufführung jener Stiergefechte, in welchen in frühern Zeiten, wie wir weiter oben gesehen haben, die spanische Aristocratie als Stierkämpferin auftrat. Das letzte Stiergefecht, welches auf der Plaza mayor stattfand, soll das zur Feier der Vermählung der regierenden Königin im Jahr 1846 gegebene gewesen sein, bei welchem der damals berühmteste Stierkämpfer Spaniens, der noch jetzt, lang nach seinem Tod gepriesene Montes, auftrat. Die den Platz auf allen vier Seiten umgebenden hohen und stattlichen Gebäude mit ihren zahllosen Balconen boten prächtige Zuschauerräume; außerdem wurde auf dem Platze selbst jeweils ein Holzgerüst errichtet, so daß im Ganzen nicht weniger als fünfzigtausend Personen Raum fanden. Die Preise sollen eine fabelhafte Höhe erreicht haben, indem schon geringe Plätze dreihundert bis vierhundert Realen — d. h. vier bis fünf Louisd'or kosteten. Diese Herrlichkeiten sind Gottlob für immer vorüber. In den Jahren 1672 und 1790 legten gewaltige Feuersbrünste eine große Anzahl der angränzenden Häuser in Asche, was natürlich jeweils zur Verschönerung des Platzes beim Wiederaufbau führen mußte. Jetzt umgeben die Plaza mayor zu ebener Erde auf allen vier Seiten bedeckte Gänge, in welchen zu allen Stunden ein lebendiger Strom der Bevölkerung auf und ab wogt. In der Rückwand dieser Hallen öffnen sich die zahlreichen Läden voll der schönsten Waaren aller Art, die Weinhäuser, Cafe's u. s. w.; an Unterhaltung jeder Art fehlt es niemals. In der Mitte des Platzes steht die colossale Broncestatue Königs Philipp III., ein elendes Machwerk, wiewohl es von dem berühmten Juan Bologna begonnen und von seinem Schüler Pedro Tacca vollendet wurde. Geistlos und leblos stehen Roß und Reiter da; ich weiß weiter Nichts von Beiden zu sagen. Das Denkmal ist von Blumenbeeten

umgeben, die mit einem eisernen Gitter umschlossen sind. Der ganze, große übrige Raum ist zu lieblichen Anlagen mit zahlreichen Ruhebänken verwendet, zwischen welchen einige Fontänen sprudeln. Ein großer Vorzug dieses Platzes besteht darin, daß er, allerseits von hohen Gebäuden umgeben, so windfrei ist, als dieses in Madrid überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liegt. Die Beleuchtung ist glänzend, und eine ruhige Abendstunde unter diesen freundlichen Bäumen und Gebüschen, mit stiller Seele mitten unter dem ewig regen Getümmel, gehört zu den besten Genüssen, die man sich in Madrid verschaffen kann.

Weniger ansprechend, weil hoffärtiger und minder bürgerlich, war für mich die Plaza del Oriente, an der Ostseite des Königspalastes gelegen und daher ihren Namen führend. Ein kreisförmiger, stattlicher Raum, mit Bäumen und Blumen geschmückt, ist von schönen Alleen umgeben. Da, wo der Platz sich gegen den Palast hin öffnet, stehen in langen Reihen vierundvierzig Statuen spanischer Herrscher. Unter der Regierung Philipp's V. ausgeführt, und bestimmt, auf dem Dache des Palastes zu stehen und so nur aus großer Entfernung gesehen zu werden, nehmen sich diese Statuen, so nahe vor dem Beschauer stehend, keineswegs schön, wohl aber sehr lächerlich und nahezu abscheulich aus. Die Umgebung des Platzes wird gebildet durch die Hauptfaçade des königlichen Theaters nach Osten, schöne Gärten und prächtige Häuser nach Süd und Nord, während nach West der breite Zugang zum königlichen Palaste sich öffnet.

In der Mitte dieses Platzes erhebt sich die colossale Reiterstatue König Philipp's IV., welche früher im Palaste von Buen Retiro aufgestellt war. Der ruhige Mensch sitzt nach meinem Geschmack komisch genug auf dem sich hoch emporbäumenden Rosse. Philipp IV. schickte sein, von Velasquez

gemaltes Porträt, welches ihn in dieser kühnen Stellung zeigt, an den toscanischen Hof, um durch den schon erwähnten Bildhauer Pedro Tacca die Statue nach dem Modell des Bildes ausführen zu lassen. Daß die achtzehntausend Pfund schwere Last so sicher auf den zwei schmalen Hufen des Pferdes ruht, ist allerdings ein großer Triumph mechanischer Geschicklichkeit, und die Ausführung der Statue selbst ist sorgfältig und meisterhaft bis in's Kleinste; allein es fehlt ihr der ideale Schwung eines Kunstwerkes vom höchsten Rang; mich langweilen bei zu langem Betrachten schon die Porträts von Velasquez wegen ihres gar zu dürren Naturalismus, und nun vollends in die Plastik hinübergetragen, läßt mich dieses Wesen völlig öde und leer. Am Fußgestell der Statue ist unter Anderm Philipp IV. in Relief dargestellt, wie er seinen Hofmaler mit den Insignien des St. Jago-Ordens schmückt.

Außer diesen drei Hauptplätzen Madrids und dem Stadthausplatz am Ende der Calle mayor, wo noch jetzt das freundliche Haus, in welchem Karl V. seinen königlichen Gefangenen Franz I. von Frankreich wohnen ließ (la torre de los Lujanes) die habsburgische Milde gegen den Franzmann bezeugt, muß ich hier noch die Plaza de la Cebada erwähnen, (Cebada heißt Gerste) Madrids größten und belebtesten Wochenmarkt. Er liegt rechts neben der Toledostraße, ist aber weder so groß, noch so schön, daß Madrid Ursache hätte auf ihn stolz zu sein. Man sagte mir, daß hier namentlich die Händler einkaufen, welche dann auf den übrigen Märkten der Residenz weiter verkaufen. An einem großartigen, für eine so schöne und große Stadt passenden und genügenden Marktplatze fehlt es noch in Madrid.

In den Straßen Madrids bin ich in kurzer Zeit so heimisch geworden, daß ich nicht nur Alles leicht fand, sondern zu meinem Vergnügen mehrmals andern Leuten als

Wegweiser dienen konnte. Ich will aber diese Straßenkenntniß an meinem geduldigen Leser nicht ausüben; ich habe ihm nunmehr die größten Hauptplätze und die schönsten, interessantesten Straßen Madrids gezeigt, um ihm ein allgemeines Bild der Stadt zu geben; damit sei es genug. Daß überall in Madrid reges Leben, beständiges Treiben, Wogen, Rennen herrscht, versteht sich bei einer im Allgemeinen mit Sparsamkeit im Raum erbauten Stadt von selbst; dieses Bild stelle sich Jeder vor, wie er kann. Uebrigens ist auch in Madrid, wie in allen Städten Spániens, das Gehen häufiger, das Fahren seltener, als in den Großstädten Mitteleuropa's; eigentlich nur auf der Puerta del Sol und den dem Prado und den Bahnhöfen zugeneigten Straßen wird sehr viel und schnell gefahren.

Die große Stadt hat nur zwei monumentale Thore, und diese sind weder alt, noch von hohem Kunstwerth, wenigstens nicht nach meinem Geschmack. Das Adcalá-Thor, am Ende der gleichnamigen Straße, jenseits des Prado, am Ost-Ende der Stadt und nahe bei den elyseischen Feldern und dem Stierplatz, wurde im Jahr 1778 zu Ehren der Ankunft Karl's III. errichtet, welcher von Italien aus den spanischen Thron bestieg. Es umfaßt fünf Durchgänge, drei hohe bogenförmige in der Mitte und zwei viereckige zu beiden Seiten, die Verzierungen und Symbole sind im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts, also nicht in dem meinigen. Imposant ist das Thor durch seine Höhe von siebenzig Fuß; die Bogendurchgänge sind vierunddreißig Fuß hoch, siebenzehn Fuß breit. Das Thor selbst ist von Granit, die Ornamente sind von Marmor. Wenn man von diesem Baudenkmal einer poesielosen Zeit kalt und nüchtern zurückkommt, so verhält es sich anders mit dem Toledo-Thore, welches mich bei jedem Anblick mit steigendem Ingrimm erfüllte. Dieses Denkmal steht am

Schlusse der Telodestraße, am Südende Madrids. Im Jahr 1813 begonnen, wurde es 1827 vollendet. Die Inschrift besagt, daß dieses Denkmal der Treue, der Freude, des Triumphes dem seinen Völkern wiedergegebenen Ferdinand VII., dem Ersehnten, dem Vater des Vaterlands, nach Bezwingung der französischen Fremdherrschaft von der Gemeindebehörde zu Madrid errichtet wurde. Diese Worte, 1813 voll Liebe und Begeisterung in Wahrheit gedacht, wurden 1827 als Lüge mit Haß im Herzen niedergeschrieben. Das Thor ist nach außen mit symbolischen Statuen, Spanien und sein Glück darstellend, nach Innen mit dem von Genien getragenen Stadtwappen geschmackvoll geziert, und seine Dimensionen geben denen des Alcalá-Thores wenig nach. Was war doch dieser Ferdinand VII. für ein trauriger und unseliger Mensch, und um wie viel weiter wäre Spanien voran, wenn er seine Aufgabe begriffen hätte! Aber er war und blieb in Madrid, was er in Bayonne gewesen war, und es gehört sehr viel Geschichtsbaumeisterei dazu, um Angesichts seiner Regierung die spanische Nation darob zu beglückwünschen, daß das Haus Habsburg sie nicht mehr beherrscht. Doch kehren wir zur Gegenwart zurück! —

Wenn man in Madrid sich aufmerksam umsieht, so kommt man leicht und bald zu der Ueberzeugung, daß eine eigentlich productive Thätigkeit unter dieser zahlreichen Bevölkerung nicht herrscht. Da ist einmal eine starke Garnison, welche übrigens im öffentlichen Leben nicht einmal sehr in den Vordergrund tritt, sondern sich mehr nur durch militärische Aufzüge, Paraden, und ganz vortreffliche Musik bemerklich macht. Dann ist da ein ganzes Heer von Beamten und Schreibern, in Summa von Staatsknechten, vom Präsidenten des Ministerraths bis zum letzten Amtsdiener; Keiner ist überladen mit Geschäften, die Bureaustunden sind kürzer, als bei uns, meist

von zehn bis zwei oder drei, längstens vier Uhr, und selbst diese sollen, wie man behauptet, nicht besonders genau eingehalten und nicht mit besonders angestrengter Arbeit ausgefüllt werden. Dann kommt — und auch ihrer ist Legio — die Schaar der Börsianer, welche ich außer Madrid nirgends in Spanien mit Glanz und Nachdruck erscheinen sah. Sie stehen spät auf, verdienen ihr Geld, auf der Puerta del Sol herumstehend, und verzehren einen Theil davon in den naheliegenden Kaffeehäusern. Hierauf kommt der ganze Troß derer, welche von den Fremden leben. Da Alles nach Madrid strömt, was Connexion, Protection, Carrière, Ehre und Staatsgelder sucht, kurz Alle diejenigen, welche „melken" wollen, so kann man sich vorstellen, daß schon der Fremdenverkehr, welcher aus Spanien selbst herrührt, ein außerordentlicher sein muß. Dazu kommen dann namentlich noch sehr viele Franzosen, durch die verschiedensten Gründe und Zwecke nach Madrid geführt, wie dann überhaupt nächst Barcelona Madrid die am Meisten vom französischem Wesen angesteckte Stadt Spaniens ist. Zur Zeit meines Aufenthalts in Madrid war das Fremdenleben gerade enorm; in der Fonda Peninsular, einem Gasthof zweiten Rangs, waren einmal hundertachtzig Fremde; auf allen Straßen erkannte man in Schaaren die neugierig Betrachtenden. Von ihnen nun leben nicht nur die Wirthe, Cafetier's, u. s. w. u. s. w., sondern auch zum größten Theil die Besitzer der reichen und glänzenden Läden. Da an jedem Artikel der Preis angeschrieben zu sein pflegt, so konnte ich mich leicht überzeugen, wie man hier um's Geld gebracht werden kann; ich selbst kaufte nur einige ziemlich elende Photographien, die ich sehr theuer bezahlen mußte. Nach allen diesen Menschenklassen kommen noch die Reichen und Vornehmen, welche, meist nur einen Theil des Jahres, in Madrid leben, um am Hofe zu sein, oder ihre Paläste zu bewohnen,

oder das Leben zu genießen, oder das, oder jenes. Dann bleibt übrig das Kleingewerbe, dessen alle Bisherigen bedürftig sind, und man wird die meisten Einwohnerklassen Madrids kennen. Von einer Arbeiterbevölkerung in Masse ist Nichts zu sehen, ebensowenig von großem Elend oder massenhaftem Bettel. In letzterer Beziehung könnten übrigens die Behörden noch mehr thun, als wirklich geschieht. Ich will durchaus nicht in der trostlosen Pedanterei der allermodernsten Wirthschaftsfortschrittler darauf bestehen, daß kein Mensch mehr ein Almosen fordere, keiner ein solches geben soll. Dieß ist an sich eine Thorheit, in katholischen Ländern eine doppelte, und in südlich katholischen Ländern eine dreifache Thorheit. Allein wenn die Alcalà-Straße von Menschen wimmelt, daß man kaum eine Nadel fallen lassen kann, und unter den sich drängenden und tummelnden Tausenden kriecht ein Lahmer auf allen Vieren — buchstäblich, mit Handschuhen und mit Holzklötzchen unter den Knieen, und bettelt dazu, so ist dieß ein Umstand, der zu verhüten wäre, gerade so wie das Auftreten eines Bettlers, den ich in Alcalá gesehen habe. Dieser Letztere war mit der Elephantiasis behaftet, und um sein Elend unzweifelhaft darzuthun, trug er seinen schändlich geschwollenen und entarteten Fuß bis an den Oberschenkel nackt, was schon im Interesse gesegneter Frauen nicht geduldet werden dürfte. Aber Alles dieß sind vereinzelte Erscheinungen. Im Allgemeinen gibt Madrid, wiewohl es keineswegs zu den arbeitsamen, sondern vielmehr zu den lebenslustigen Städten gehört, ein Bild durchgängigen Wohlstandes.

Von ächt national spanischer Physiognomie ist dagegen in Madrid ganz natürlicher Weise weniger zu sehen, als in den andern spanischen Städten. Die Tracht der Männer ist durchweg mitteleuropäisch; nur der castilianische Tuchmantel und die andalusische Faja erscheinen noch dann und wann,

die letztere schon selten genug. Die Frauen entstellen ihre schönen Formen durch Reifröcke, durch Schleppröcke, durch schief geschnittene Röcke, durch Berliner Röcke, die größten Thörinnen sogar durch Pariser Hüte, und sehr viele durch die neueste Mustererfindung, Chignon genannt. Doch konnte ich mit großer Freude wahrnehmen, daß auch hier die Mantilla, oder der mantillenartige Spitzenschleier noch bei weitem die meisten Schönen beherrscht und schmückt. Was Schönheit betrifft, muß ich nach den Frauen von Cadiz jedenfalls denen von Madrid den ersten Preis zuerkennen. Auf dem Prado sieht man, gehend und fahrend, zahlreiche Schönheiten von ächt nationalem Typus, mit geistreichen, kühnen und feinen Gesichtern, prachtvollen Haaren, stolzem Gang und prächtigen Körperformen; Blondinen sind selten. Erfreulich ist, zumal in einer Residenz, die reiche Fülle männlicher Schönheit und unverdorbener Gesundheit, welche sich allenthalben erkennen läßt. Wenn etwa die kurzen Bureaustunden dazu etwas beitragen, so mögen dieselben auch andern Ländern empfohlen sein.

Wenn ich nun auch anerkennen muß und anerkannt habe, daß ein gewisses allgemein-europäisches Gepräge dieser größtentheils ziemlich oder ganz neuen Residenz aufgedrückt ist, so muß dieß dennoch mit einer gewissen Einschränkung verstanden werden. Die Spanier sehen hier mehr allgemein europäisch aus, als an den meisten andern spanischen Orten; allein sie sehen keineswegs aus, wie wenn sie keine Spanier wären. Im Gegentheil, man vergißt es, auch abgesehen von der Sprache, keinen Augenblick, daß man in Spanien ist. Die stolze, edle Ruhe, die ächte, nicht französisch spatzenhafte Liebenswürdigkeit, die Gefälligkeit und Noblesse der Leute sind es, welche den Fremden immer von Neuem überzeugen, daß er zu seinem Glück noch immer mitten unter Spaniern ist. Und diese Eigenschaften entfalten sich auch hier, abgesehen von

den Feingebildeten, am Schönsten bei den Ungebildeteu. Die zwischen beiden stehenden Halbgebildeten sind hier, wie überall, die Werthlosesten. Auch hier ist der Deutsche weit willkommner, als der Franzose, worüber ich mich bei dem bedeutenden Vorrath an Letzteren eigentlich verwunderte. Ich machte diese Erfahrung wiederholt an der Tafel meiner Fonda, wo sich verschiedene Tischnachbarn in größter Zurückhaltung mit mir unterhielten, weil sie mich für einen Franzosen, am Ende gar für einen Spion des großen Imperators hielten, und sofort zur größten Herzlichkeit übergingen, wenn sie hörten, ich sei ein Deutscher. Einer von ihnen gab mir auf Befragen den Grund dieses Benehmens an, indem er sagte, er und die Meisten seiner Landsleute verständen unter einem Deutschen im Zweifel einen Ehrenmann, unter einem Franzosen das Gegentheil.

Die öffentlichen Vergnügungen Madrid's beschränkten sich zur Zeit meines Aufenthalts außer dem Theater und theaterartigen Vorstellungen in Kaffeehäusern, worüber ich besonders reden werde, auf die Stiergefechte. Vor dem Alcalàthore ist ein Vergnügungsort, genannt „die elyseischen Felder,“ welcher diesen Namen mit nichten verdient. Hier gehen alle möglichen Volksbelustigungen vor sich, und natürlich ist damit auch der Stierkampfsplatz verbunden. Während meiner Madrider Woche waren die Leute, wie schon früher erwähnt, toll auf Stierhetzen. Ich ging einmal hinaus und zahlte meine zwei Realen Eintritt in die Gärten, bloß um zu sehen, wie die thörichten Menschen sich zum Eingang der plaza de toros drängten. Als die Musik begann, kehrte ich ruhig und betrübt zurück. Dieß schienen die Spanier für ein Zeichen beginnender Narrheit zu halten, wenigstens fragte mich Einer theilnehmend, ob ich krank sei, wozu mein Aussehen keinen Grund gab. So hält hienieden Einer den Andern für einen Narren, oft auch noch für den Narren.

Von den vierundzwanzig Stunden, welche Gott dem Tage gegeben hat, werden in Madrid, wenigstens im Monat Mai, allerhöchstens zwei Stunden, nämlich die Morgenstunden von drei bis fünf Uhr, in ziemlich allgemeiner Ruhe zugebracht. Meine Wahrnehmungen beziehen sich auf die Stunden von Morgens vier Uhr bis Nachts ein Uhr, und während dieser Zeit ist der Verlauf des täglichen Lebens ungefähr folgender:

Das erste, noch in der Dämmerung beginnende Geschäft ist das der Straßenreinigung, welche mit größtem Eifer und tadelloser Genauigkeit vorgenommen wird; Madrid ist eine exemplarisch reinliche Stadt. Dann erscheinen die Esel, welche die Milch zur Stadt bringen, und rasseln mit ihren Schellen durch die Straßen. Natürlich sind die erforderlichen Dienstboten vorhanden, um die Milch abzunehmen; ich bin vorhanden, um zuzusehen; das übrige Madrid schläft. Unterdessen öffnen sich die Eisenbahnbureaux in der Stadt; es erscheinen die Reiselustigen, die Kofferträger, die Omnibus, die Droschken; der Fremdenverkehr beginnt. Die Wochenmärkte füllen sich; die Läden öffnen sich, Handel und Wandel hebt an. Sodann entsteht, etwa von acht bis zehn Uhr, ein allgemeines, anscheinend zweckloses und zerstreutes Hinundherlaufen, welches im Allgemeinen den Sinn hat, daß Jeder, der arbeiten muß, Chocolade trinkt, dem Zeitungsbuben oder Zeitungsmädchen, deren eine Unzahl alle Plätze, Straßen und Locale durchschwirrt, das Blatt seiner Wahl abkauft, und, wenn er es gelesen, mit widerstrebendem Herzen an sein Geschäft geht. So insbesondere um zehn Uhr und etwas später die verschiedenen Herren Staatsdiener. Während von eilf bis zwölf Uhr eine große Anzahl von Leuten durch die Beschäftigung mit dem Frühstück — almuerzo — dem Straßenverkehr entzogen wird, geht es von zwölf bis zwei Uhr am

lebhaftesten zu. Dieß ist der eigentliche Glanzpunkt des Lebens auf der Puerta del Sol. Um zwei Uhr beginnen die Sitzungen des Senats, der Deputirtenkammer, des obersten Gerichtshofs. Wer Nichts zu sitzen hat, kann eine Siesta machen; von zwei bis fünf Uhr herrscht ein geringerer Grad von Tumult, wiewohl es immer lebendig genug bleibt. Von fünf Uhr an ist wieder der ganze Schwarm der fremden und einheimischen Bevölkerung losgelassen; jetzt ist es Allen hoher Ernst, fertig zu werden, um zum Essen zu kommen. Von sechs bis sieben oder halb acht Uhr comida, Hauptmahlzeit, dann Cafè, dann corso; um halb neun oder neun Uhr fangen die Theater und sonstigen Schaustellungen an, aus welchen sich um oder nach zwölf Uhr die Menge nur zu dem Zwecke ergießt, um von Neuem in's Cafè, oder ihrem sonstigen Vergnügen nachzugehen, bis der herandämmernde Tag die Letzten in's Bett jagt. Ein Stiergefecht ändert natürlich die Tagesordnung; in diesem Fall hört Nachmittags um fünf Uhr für die Besucher desselben alles Andere auf. — So ist — nicht das Leben in Madrid, sondern seine Oberfläche; aber neben diesem bunten, tollen, mitunter wüsten Treiben gehen doch im Stillen Tausende ernster, edler, arbeitsamer und hochstrebender Menschen her, die nicht haften an der Oberfläche, sondern nach den höhern Zielen und Gütern der Menschheit ringen.

II. Der Königspalast. Die Majestäten.

Indem ich mich zur Betrachtung der Einzelnheiten Madrid's wende, so weit ich dieselben kennen lernte, scheint es mir naturgemäß, in der Residenz mit dem Königspalast zu beginnen, da hier nicht, wie an andern Orten Spaniens, die Kirche den ersten Rang einnimmt. Ich habe übrigens das Innere des Palastes nicht gesehen, weil die königliche Familie

ihn eben selbst bewohnte; meine Schilderung muß sich daher, mit Ausnahme der täglich geöffneten königlichen Kapelle, auf das Aeußere beschränken.

Das Residenzschloß zu Madrid liegt am westlichen Ende der Stadt, mit der Hauptfront nicht der Stadt selbst, sondern der nach Süden hin sich erstreckenden unabsehbaren Ebene zugewendet. Das Gebäude steht auf einer Anhöhe, neben welcher rechts unten die Schlucht sich öffnet, in der sich der Manzanares sein Bett gegraben hat; links oder östlich vom Schloß führt die plaza del Oriente in's Innere der Stadt, hinter demselben geht die Straße zum Nordbahnhof hinab, vor ihm liegt die plaza del Palacio, ein großer, hofartiger Platz. Auf dem Terrain, welches ich so eben durch Angabe seiner heutigen Grenzpunkte beschrieben habe, stand vor alten Zeiten die Königsburg, hier wie anderwärts Alcázar genannt, und wahrscheinlich auch maurischen Ursprungs, während Andere seine Erbauung erst den christlichen Königen nach der Wiedereroberung Madrids zuschreiben. Unter mannigfachen Veränderungen, wenigstens beabsichtigten Verschönerungen, Erdbeben und Brandunfällen erhielt sich dieser Alcázar im Wesentlichen bis zum Jahr 1734, in welchem Jahr ihn in der Christnacht ein Brand in Asche legte. Der damals regierende erste Bourbone Philipp V. ließ durch die Baumeister Junarra und dessen Nachfolger Saqueti den jetzigen Palast beginnen, welcher unter Karl III. im Wesentlichen vollendet ward.

Dieses neue Gebäude ist in strengen und gewaltigen Formen aufgeführt; es ist massenhaft und burgartig, durch Größe und Umfang imponirend, aber ich vermochte nicht, es eigentlich und im höchsten Sinne schön zu finden. In drei Stockwerken steigt das ziemlich einfach verzierte, vom zweiten Stockwerk an durch einen stolzen, an die Wand angelehnten

Säulenbau gehobene Gebäude ernst empor; fünf Eingänge führen auf der Hauptfaçade, der südlichen, in den innern Hof; drei dieser Pforten liegen unter einem großartigen Balcon des Mittelstockwerks, die zwei andern in entsprechender Entfernung zu beiden Seiten. Die Ostfaçade hat Einen Eingang, die zwei andern Seiten keinen; jede Seite des gewaltigen Vierecks soll vierhundertsiebenzig Fuß lang sein.

Ist der äußere Anblick dieses Bauwerks mehr maßig, als schön, so verdient dagegen der innere Schloßhof — patio — die höchste Anerkennung. Er bildet ein regelmäßiges Quadrat von hundertvierzig Fuß auf jeder Seite. Zu ebener Erde umgibt ihn eine offene Halle von neun stolzen Bogen auf jeder Seite. Ueber dieser ruht im Hauptstockwerk eine mit Fenstern geschlossene, geräumige Galerie, von welcher aus man unmittelbar zu den königlichen Gemächern, sowie zu der mit letztern auf Einem Boden liegenden, im nördlichen Theil des Schlosses den Mittelpunkt einnehmenden königlichen Kapelle gelangt, über welcher eine kreuzgekrönte Kuppel prachtvoll emporsteigt. Dieser innere Hof und die prächtige Haupttreppe von Marmor gehören weitaus zu dem Schönsten, was man in Madrid im Fache der Baukunst sehen kann.

Eine Perle des Palastes, und für Jedermann täglich zugänglich, ist die königliche Kapelle, deren Lage im Palast ich eben bezeichnet habe. Sie ist nicht durch Größe ausgezeichnet, wohl aber durch eben so prachtvolle und reiche, als schöne und geschmackvolle Ausschmückung. Schwarze Marmorsäulen von Einem Stücke tragen und zieren edle Rundbogen mit reicher Vergoldung; das Licht fällt von oben herein. Das Gemälde des Hauptaltars — Mariä Verkündigung — war das letzte Werk des berühmten Raphael Mengs. Die Form der Kirche ist elliptisch, mit zwei großen Nischen zu beiden Seiten, links vom Eintritt die königliche Tribune, rechts der

Chor. Das Ganze macht einen tiefen und erhebenden Eindruck, und verdient mindestens Einen Besuch eines jeden kunstliebenden Reisenden.

Der vorn an der Südseite des Schlosses liegende, gewaltige freie Platz, zu dessen beiden Seiten immer noch an Erweiterung des Palastes durch zwei Seitenflügel gearbeitet wird, ist auf der gegenüberliegenden Seite in häßlicher und gemeiner Weise durch ein niedriges und unansehnliches Haus abgeschlossen und verbaut, um nicht zu sagen verschändet, in welchem sich die königliche Waffensammlung befindet. Ueber die Brustwehr gelehnt, welche den Platz nach der Westseite abschließt, blickt man hier über die Manzanaresschlucht, jenseits welcher die reichen Waldungen und Gartenanlagen der königlichen Besitzungen Casa de Campo und Florida sich ausdehnen, hinaus in die weite castilianische Ebene. Kahl schien mir übrigens diese Ebene nicht, wohl aber gut angebaut, grün, mit einzelnen Dörfern unterbrochen, indessen immerhin vorherrschend ernst und in der Färbung dem Dunkeln und Düstern zugeneigt. Die weite Landschaft überschauend, stand ich eines Nachmittags — ich glaube am zweiten Tag meines Aufenthalts in Madrid, — auf dieser Stelle, als mich eine lebhafte militärische Bewegung auf dem Platz und im äußern Schloßhofe aufmerksam machte, daß etwas Besonderes im Anzuge sein müsse. Es handelte sich um die Majestäten. Kanonen wurden im Schloßhof aufgefahren; Truppen zu Fuß und zu Pferd stellten sich auf. Die ganze Heeresschau war übrigens unschuldig genug, um nicht zu sagen kindlich; die schönen Figuren der spanischen Soldaten waren das Einzige Stattliche und Erfreuliche dabei; sonst sah die Sache fast aus, als ob die zu ehrende Person nicht nur keine Furcht, sondern kaum Achtung einflöße. Vielleicht kam dieser Eindruck auch daher, daß mittelst dieser vielen Männer zwei Damen ein-

ander die Honneurs machten, ein Umstand, der gewiß immer etwas Lächerliches an sich trägt, selbst wo er sonst ernsthafter ist, als hier. Endlich machte man diesen meinen unehrerbietigen und wahrhaft ungalanten Betrachtungen dadurch ein Ende, daß man erschien. Aus der Mittelpforte des Palastes kam ein einfacher zweispänniger ganz offener Wagen, dem noch mehrere andere folgten. Diese letztern, von allerhand „Hofchargen," wie man auf deutsch sagt, bevölkert, können wir füglich ganz übergehen; in dem ersteren aber sehen wir zwei Damen, und einen Mann ihnen gegenüber. Es sind die Königinnen von Spanien und Portugal, sowie der Gemahl der ersteren.

Die Königin von Portugal, Pia, Victor Emanuel's Tochter, ist eine schmächtig und bleichsüchtig aussehende, schlanke und zierliche Italienerin, mit westeuropäischen Manieren und Pariser Anputz. Die Begeisterung meines Kutschers für die gekrönte Dame wollte in mir nicht erwachen; denn so, wie sie, sehen die „gebildeten und hübschen" Frauenzimmer so ziemlich überall aus. Sie saß als Gast natürlich rechts, und unterhielt sich ungezwungen und freundlich mit ihrer Wirthin. Den Damen gegenüber saß, wie gesagt, ein Mann, lieber hätte ich gesagt, ein „Herr." Es war der Titularkönig von Spanien, Francisco de Asis Maria. Die Spanier haben es nämlich in der weiblichen Erbfolge noch nicht so weit gebracht, wie die Engländer, bei welchen der Ehegatte der Königin erst nach so und so viel Jahren der Ehe zum Prinz Gemahl ernannt, und so die Souveränin nachträglich in bester und offizieller Form der Gemahllosigkeit bis dato beschuldigt wird. Dieser Infant von Spanien erhielt den Königstitel am nämlichen Tage, an dem er der Ehegatte der Königin ward. Daß aber ein Titel überhaupt nicht viel ausmacht, sieht man, glaube ich, an ihm. Schlank, wie die meisten Männer in

Spanien, ist dieser königliche Herr doch gar zu dünn und dürr; er sieht übrigens lebhaft und selbst unruhig aus; sein Gesicht, seine Haare und Augen sind dunkel, fast wie seine Kleidung; er war nämlich in Civil. Er rutschte beim Sprechen in nervöser Weise auf seinem Sitze hin und her; vielleicht alterirte es ihn, daß seine Frau über ihn hinaus einen Kugelsector atmosphärischer Luft höchst aufmerksam zu betrachten schien. Dieser König, mit seiner Gemahlin im vierten Grad verwandt, ist geboren am 13. Mai 1822, und verheirathet am 10. October 1846.

Die Hauptperson, für mich als aficionado de la España wenigstens, war die regierende Königin Isabella II., welcher und ihrer Betrachtung zulieb ich nach flüchtigem Anschauen der beiden andern Personen so lang als möglich neben dem langsam fahrenden Wagen einherging. Eine arme Frau aus dem Volk wollte sich diesen Umstand gleichfalls zu Nutze machen, indem sie, zu welchem speciellen Zweck, weiß ich nicht, in die Radspeichen des königlichen Wagens griff. Die drei Insassen desselben überzeugten sich vorerst, daß sie keinen Schaden genommen hatte, und nun ward schneller gefahren; sie kamen mir aus dem Gesicht. Die Sache hatte aber lange genug gedauert, um mir von Isabella ein sehr lebhaftes und deutliches Bild zu hinterlassen. Es war mir dieß wichtig und interessant genug; denn die königliche Frau beherrscht ein großes und edles Volk in einer Epoche, welche, zum Schlimmen oder Guten, jedenfalls unter den wichtigen und entscheidenden seiner Geschichte eine Rolle spielen wird.

Isabella, geboren am 10. October 1830, als Königin ausgerufen am 29. September 1833 nach dem Tode ihres Vaters Ferdinand's VII., ist nun siebenunddreißig Jahre alt. Da ich sie nur sitzend sah, kann ich ihre Erscheinung im Ganzen nur als eine imposante, wirklich königliche bezeichnen.

Da sie die Nationaltracht, nämlich die Mantilla, trug, sah sie vor allen Dingen wie eine ächte Spanierin aus. Die Farbe der nicht großen Augen habe ich vergessen oder nicht bemerkt, was mir sehr oft begegnet; der Gesammteindruck des mit etwas Stumpfnase und Doppelkinn ausgestatteten Gesichts erinnert augenblicklich an die bourbonische Familie. Von allen bourbonischen Gesichtern, welche ich jemals gemalt sah, hatte aber keines einen solch entschiedenen Ausdruck von Freundlichkeit und Seelengüte, wie dieses Frauenangesicht. Die Corpulenz der Königin ist, ungeachtet wirklich schöner Formen, über die richtige Grenze weit hinausgegangen; sie muß, von der sitzenden Figur unter Voraussetzung richtiger Verhältnisse auf die stehende geschlossen, ziemlich groß sein, namentlich für eine Spanierin. Sie betrachtete mit ruhiger Freundlichkeit und herzlichem Grüßen die, übrigens nicht sehr zahlreiche, umherstehende Bevölkerung, wendete sich einigemal an ihren Gast, und schaute, wie gesagt, statt ihres Mannes jenen geheimnißvollen Sector an, in welchem ich nichts Interessantes zu entdecken vermochte.

Da die Königin eines constitutionellen Staates unverantwortlich ist, so geziemt es sich, über ihre Person nicht in Verbindung mit der Politik ihres verantwortlichen Ministeriums zu reden, sondern hier, wo wir Hofluft athmen, wenn auch nur die Luft des äußern Schloßhofs.

Ferdinand VII. stand im Jahr 1829 als kinderloser Wittwer dreier Frauen da, und fühlte das dringende Bedürfniß, seinem Bruder Don Carlos auf jede Gefahr den Spaß der Thronfolge zu verderben. Er heirathete zu diesem Zweck seine Nichte, die dreiundzwanzig Jahre alte neapolitanische Prinzessin Maria Christina. Als sie Aussicht bekam, Mutter zu werden, beschäftigte den alten König und sie nur noch die Sorge, auch für den Fall, daß eine Prinzessin zur

Welt kommen sollte, den Don Carlos unmöglich zu machen. Es wird sich kaum läugnen lassen, daß das königliche Paar hiebei das nationale Staatsrecht für sich hatte, wiewohl die Sache keineswegs ganz ohne Zweifel ist. Nach alt nationaler Erbfolgeordnung waren die Frauen thronfolgefähig. Spaniens Jahrhunderte lang vergeblich ersehnte Einigung war dadurch gelungen, daß Isabella I. als Königin von Castilien dem katholischen Ferdinand von Aragonien die Hand reichte. Als Philipp V., der erste Bourbon, nach Beendigung des Erbfolgekrieges den spanischen Thron inne hatte, war sein Erstes, im Jahr 1713 mit dem französischen Wesen auch das salische Gesetz einzuführen; die Cortes traten der königlichen Entschließung bei.

Im Jahr 1789 aber ließ Karl IV., ebenfalls mit Zustimmung der Cortes, die frühere Erbfolgeordnung wieder herstellen, welcher Act allerdings, um der Einsprache der bourbonischen oder bourbonisch gesinnten Cabinete willen, nicht veröffentlicht wurde. Im Jahr 1808, als die männlichen Glieder der Königsfamilie in Napoleons Gewalt waren, erklärte der Rath von Castilien die weibliche Thronfolge als in den Gesetzen des Landes begründet, und die Verfassung der Cortes, vom 18. März 1812, sprach es ausdrücklich aus, daß die spanische Krone sich nach Erstgeburt auf Männer und Frauen vererbe. Also ein nicht publicirtes Gesetz und eine nicht gehaltene Verfassung sah Ferdinand VII. zu Gunsten seiner möglichen Tochter vor sich; durch eine pragmatische Sanction vom 29. März 1830 verkündete er die Wiederherstellung der alten Thronfolgeordnung. Wenige Monate später ward Isabella geboren, welcher noch eine Tochter, die jetzige Herzogin von Montpensier, nachfolgte.

Ferdinand starb im Jahr 1833; über Isabella's Wiege brach der lange, unheilvolle Bürgerkrieg aus. Ihre Mutter

führte, zart gesagt, nicht den Wandel, wie er behufs Erziehung einer Tochter gewünscht werden muß. Wechselnde Ministerien zerrten das königliche Kind herum; als junges Mädchen ward sie zu der Ehe mit dem ihr nichts weniger als angenehmen Vetter gezwungen. Wenn Isabella, Tochter solcher Eltern, von frühester Kindheit an im Getümmel widrigster Leidenschaften und Parteikämpfe stehend, alle sittliche Würde, jeden menschlichen Werth verloren hätte, so würde ich mich keineswegs darob verwundern.

Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Königin Spaniens gehört noch lange nicht zu den Schlimmen unter denen, die auf Thronen saßen. Ob und wie viele Liebhaber sie gehabt hat oder noch hat, weiß ich nicht; ich will die Sache nicht untersuchen, nicht entschuldigen. Daß sie aber in diesem Fach so viel geleistet habe, als die jungfräuliche Elisabeth von Großbritanien, oder als die aufgeklärte und philosophische Katharina von Rußland, wird Niemand behaupten können.

Aber die Frau hat nebenbei Religion. Ihre aufrichtige, innige Frömmigkeit ist vielleicht den Meisten, die in Mitteleuropa über sie räsonniren, ein schwererer Stein des Anstoßes, als ihre Sündhaftigkeit. Wenn Pater Claret, ihr Beichtvater, und die Nonne Patrocinio in Aranjuez die Frömmigkeit der Königin mißbrauchen, was ich wiederum nicht weiß, so ist dieß zu beklagen; allein Einfluß auf die politischen Geschicke des Landes haben diese Personen nicht.

Die Königin soll keine hohe Geistesbildung besitzen. Ihre Lebensgeschichte macht dieß sehr begreiflich; allein wer sie einmal gesehen hat, der wird von ihrer natürlichen Verständigkeit überzeugt sein. Ihr Auge blickt offen und klar in die Welt, und, was noch mehr ist, freundlich; sie sieht aus, als ob sie sagen wollte: „Ihr habt mir Ursache genug gegeben, Euch böse zu sein, aber ich muß Euch dennoch lieb haben.“

Wo ich nun einmal überzeugt bin, daß der innerste Kern eines menschlichen Wesens gut ist, da gehöre ich niemals zu denjenigen, welche Steine aufheben, und gegen eine Frau am allerwenigsten. Der königliche Vetter, der im Stande war, ein Mädchen gegen dessen ihm bekannten Willen doch zu heirathen, steht bei mir um dieser einzigen Handlung willen viel tiefer, als seine Frau, wenn sie ihn seither demgemäß behandelt hat; und ich habe das geheime Gefühl, daß wenigstens die Leserinnen mir sämmtlich beifallen.

Bei der Geistesrichtung, welche seit einigen Jahren Deutschland und die deutsche Presse zu einem großen Theil beherrscht, versteht es sich von selbst, daß nicht nur über die eigentlich politischen Verhältnisse Spaniens, von welchen später die Rede sein wird, sondern auch über die Person der Königin meistens nicht mehr geredet, sondern nur noch geschimpft wird. In irgend einer dieser jammervollsten Zeitungen, welche Alles, was im deutschen Wesen ernst, tief und ehrlich war, mit der Wurzel auszuraffen bestimmt und bemüht sind, erscheint irgend ein bübischer Scandalartikel. Die Leichtgläubigen und Urtheilslosen, deren bekanntlich überall Legion ist, lesen ihn; Einer spricht dem Andern die Sache nach, und es kommt so weit, daß Jeder anrüchig ist, der nicht in dieser wie in allen andern Beziehungen in das Feldgeschrei der Partei einstimmt. Dieses ist der Hergang der Sache in hunderterlei Dingen, und beispielsweise auch mit der spanischen Königin. Ich genieße unter andern täglich eine Zeitung, welche zu den allerelendesten der elenden gehört; ich studire Jämmerlichkeit an ihr und übe mich in Geduld. Ich habe in diesem Blatt schon hunderte von Schmähartikeln über Spanien gelesen und zehntausende über Oesterreich. Wenn ich nun in meinem Gedächtniß nachschlage, welches denn eigentlich der härteste thatsächliche Vorwurf war, den das Blatt gegen die spanische Königin erhob,

so finde ich, daß erzählt wurde: „es sei so weit mit ihr gekommen, daß sie von einer Madrider Näherin verklagt worden sei.“ Ob diese Thatsache wahr ist, weiß ich nicht; ist sie wahr, so beweist sie ein festes Vertrauen auf einen unerschütterlich geordneten Rechtszustand, und nebenbei wahrscheinlich eine gehörige Dosis Unverschämtheit und Scandalsucht von Seiten der Näherin; von Seiten der Königin beweist sie Nichts, denn es kann Jedem begegnen, daß man ihn verklagt. Kostbar ist es aber, wenn so Etwas von den nämlichen Mäulern gebrüllt wird, welche in der Geschichte zwischen Friedrich dem Großen und dem Müller etwas Außerordentliches finden. Aber das Geheimniß ist nicht groß. Eine preußische Geschichte ist immer außerordentlich, und eine fromme, katholische Königin ist immer Nichts nütze. Das versteht sich von selbst. Die unparteiische Geschichtschreibung aber wird seiner Zeit nicht verkennen, unter welch schwierigen und gefährlichen Verhältnissen Isabella II. ihren Thron bestieg; sie wird Schwachheiten und Fehler an ihr zu rügen haben, jedoch anerkennen müssen, daß sie, gleichwie sie eine zärtliche Mutter ihrer Kinder ist, (sie hat deren fünf), ebenso durch keine Kränkung und Mißhandlung, durch keine Revolution und keine Militäremeute, die Liebe zu ihrem Volk und den Glauben an es zu verlieren vermochte, daß sie unter den schlimmsten Umständen verfassungstreu geblieben ist, und daß unter ihrer Regierung geistige Freiheit und materielle Wohlfahrt in Spanien größere Fortschritte gemacht haben, als unter irgend einem spanischen Monarchen seit Ferdinand und Isabella, ohne Ausnahme.

Es ist für einen Fremden nicht gerade leicht, die Stimmung des Volkes gegen die Person der Königin zu ergründen; es versteht sich von selbst, daß man dabei sehr vorsichtig sein muß, und daß es die andern Leute auch sind. Es gibt un-

zweifelhaft liberal regierte und glückliche Länder, in welchen gleichwohl sehr viel von Majestätsbeleidigung die Rede ist. Gleichwohl habe ich mich auch diesem Studium unterzogen, und Folgendes bemerkt: In Madrid scheint mir das Volk am gleichgiltigsten gegen die Königin zu sein; hier haben die revolutionären Parteien ihren Hauptsitz, hier ist, wie billig in einer Residenz, die Klatsch- und Schmähsucht am größten; gleichwohl habe ich keine lieblose oder rohe Aeußerung über die Monarchen, und ich habe auch von keiner solchen Aeußerung gehört. Dagegen in Valencia und Andalusien kann Jeder das Gegentheil sehen und hören, nämlich herzliche Liebe, Anhänglichkeit, Ergebenheit.

Ich habe die Königin nur einmal gesehen. Am darauffolgenden Tage verließ die Portugiesin Madrid unter großem Militärspectakel, um nach Italien zu ihrem Schwager zu gehen. Wahrlich, ein Jahrhundert, in welchem solche Männer an der Spitze der Civilisation und Freiheit stehen, sollte mit sittenrichterlicher Verurtheilung fürstlicher Personen ganz ungeheuer vorsichtig sein! Durch Zufall kam ich zu spät, um den Abschied der beiden Königinnen mitzumachen. Noch einen Tag später legte der Hof wegen verschiedener sehr entfernter Todfälle Trauer an, und so kam es, daß die Monarchin auch im Theater nicht zu sehen war. Sie steht aber immer noch vor meinem innern Auge, mit ihrer huldvollen Freundlichkeit gegen die ganze Welt, außer gegen ihren Mann, mit ihrem gutmüthigen Lächeln, mit ihrem mißlungenen Versuch, herrisch und gewaltig auszusehen. Ich halte sie für eine wohlwollende, nicht glückliche Frau, und schon deßhalb fühle ich mich verpflichtet, sie in Schutz zu nehmen, und ihre Verläumder und Verfolger an die Worte zu erinnern: Wer unter Euch von Sünde rein ist, der werfe den ersten Stein auf sie! Den künftigen spanischen König, wenn ihn Gott am Leben erhält,

den Prinzen von Asturien, bekam ich nicht zu sehen. Er heißt Alphons, ein in der castilischen Königsreihe bekanntlich oft und glorreich vorkommender Name, und ist am 28. November 1857 geboren. Man sagt, der Knabe sei schwächlich, ich weiß es nicht. Der spanischen Nation wäre im höchsten Grade zu wünschen, daß er gesund und stark werden möchte, denn nach einem Mann auf dem Thron sehnt sich das ganze Volk mit einziger Ausnahme der Intriganten und Parteiführer, welchen ein solcher Mann unbequem werden könnte. Vorerst aber wird Isabella die Last der Krone weiter tragen müssen; denn von all den verschiedenen Parteien, welche im gegenwärtigen politischen Leben Spaniens Macht und Einfluß besitzen, will keine die Entthronung der Königin, mit Ausnahme der sogenannten Democraten, in Wahrheit socialen Republicaner, deren Parole hier gerade eben so viel Aussicht auf Erfolg hat, wie im ganzen übrigen Europa, d. h. auch nicht die allerentfernteste. Insbesondere aber denkt wohl kein ächter Spanier daran, sich von der portugiesischen Königsfamilie beherrschen zu lassen, wenn auch vielleicht noch andere Kutscher, als derjenige, mit welchem ich sprach, Victor Emanuel's blasse, schmächtige Tochter reizender gefunden haben, als ihre eigene, runde und stattliche Königin. Die Spanier wollen jedenfalls lieber eine eigene Frau, als irgend einen fremden Mann auf ihrem Throne haben.

III. Die Kirchen.

Zur äußerlichen Erscheinung gelangt das religiöse Leben Madrids vorzugsweise in der Charwoche, — semana santa — und am Frohnleichnamstag. In gewöhnlichen Zeiten tritt es weniger hervor, als in andern Städten Spaniens. Das kommt natürlich nicht daher, daß die Menschen in der Hauptstadt im Allgemeinen weniger religiös sind, als sonstwo, was

zu glauben eine große Thorheit wäre. Dagegen hängt jener Umstand damit zusammen, daß unter sehr vielen Menschen natürlich und leider auch viele Irreligiöse sind, sowie damit, daß die größtentheils moderne Stadt in der That keine einzige Kirche von bedeutendem Kunstwerth und großartiger Wirkung besitzt.

Der Schönheit und Pracht der Capilla real habe ich die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen; allein sie ist und bleibt am Ende eine Schloßkapelle. Die verschiedenen Pfarrkirchen der Stadt sind meistens einer so schönen Residenz nicht würdig, gleichwohl wird mich der Leser in mehrere derselben begleiten müssen, da wir auch hier, wie an andern Orten, Alles lernen wollen, was nur immer zu lernen möglich ist.

Nicht weit von der plaza mayor liegt die Kirche zum heiligen Kreuz. Sie soll in alten Zeiten eine Einsiedelei gewesen sein; im Jahr 1763 brannte sie nieder mit Allem, was darin sich aufbewahrt fand, und wurde von 1763 bis 1767 in ihrem jetzigen Zustand wieder aufgebaut. Man kann sich leicht vorstellen, daß dabei nichts sonderlich Geschmackvolles herauskam; denn jene Zeit war im Bauen überhaupt nicht stark, und im Kirchenbau am schwächsten. Die Kirche bildet ein lateinisches Kreuz, ist klein und unansehnlich, ohne irgend einen characteristischen Geschmack oder Styl. Sie hat, wie die meisten Kirchen Madrid's, keinen Choreinbau, und um sie vollends zu verderben, stehen in dem kleinen Raum der Länge nach zahlreiche Holzbänke. Das Retablo des Hauptaltars ist prachtvoll, aber nur prachtvoll.

Der im Jahr 1680 vollendete Thurm überstand glücklich den Brand von 1763, ist aber darum nicht schöner, als die Kirche selbst. Viereckig, ein indifferentes Mauerwerk, erhebt er sich bis zur Höhe von hundertvierundvierzig Fuß, und trotz

dieser winzigen Dimension ist dieser Thurm der höchste Punkt von ganz Madrid. Ein hübsches Madrider Volksgeschichtchen erzählt, daß eine junge schöne Madrileña, welcher eine Prophezeiung gesagt hatte, ihr künftiger Mann werde den höchsten Posten der Residenz einnehmen, im Vertrauen auf die Wahrheit dieser Voraussagung mehrere treffliche Partieen ausschlug, und endlich bei zunehmenden Jahren und welkenden Reizen durch ihre Verheirathung mit dem Thurmwärter von Santa Cruz jenes prophetische Wort in überraschender Weise zur Erfüllung brachte. Ich bestieg Madrids höchsten Punkt natürlich auch; ein furchtbares, fast wahnsinniges Geläute empfing mich oben beim Heraustreten. Auf der Höhe des Thurms sind vier freihängende Balcone in die Luft hinaus gebaut, auf jeder Seite einer. Von ihnen übersieht man, jedoch in vier zerstückten Abtheilungen, Madrid in der Vogelperspective. Warum man nicht wenigstens eine den ganzen Thurm umgebende, zusammenhängende Galerie angebracht hat, sehe ich nicht ein. Von jedem Balcon wieder in den Thurm zurück, und durch diesen zu dem folgenden Balcon kriechen zu müssen, ist ein Umstand von solcher Widerwärtigkeit, daß Einem der Genuß der Aussicht zur Hälfte verdorben wird. Und dennoch ist es wohl der Mühe werth, hier herauf zu gehen, und auf die weite, palastreiche und menschenwimmelnde Stadt, auf die unermeßliche, ernste Hochebene und auf die erhabenen Schneegebirge hin zu schauen.

Die Ludwigskirche liegt in der Montera-Straße. Auch in ihr störte mich der Unfug mit den längshin gestellten langweiligen Holzbänken; auch hier fehlte der Choreinbau. Zwei unbedeutende Thürme machen den unglücklichen Versuch, die architectonisch ganz geringfügige Kirche zu zieren. Dagegen ist das Altarretablo nicht nur prachtvoll und mit reicher Vergoldung ausgeführt, sondern es waltet hier auch Geschmack,

Schönheitssinn, Maß und Ziel. Diese Kirche stammt aus der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts; der heilige Luis, welchem sie gewidmet ist, war Bischof von Tolosa.

In der langen, außerordentlich lebhaften, aber nicht gerade schönen Toledo-Straße besuchte ich zwei Kirchen, welche nicht ohne Interesse sind. Die erste derselben, die Kirche zum heiligen Sebastian, wurde im Jahr 1556 vollendet. Das Schönste an ihr ist die Kapelle, an deren Altarretablo die Flucht nach Egypten in werthvoller Gruppe dargestellt ist. Das Portal zeigt das Märtyrerleiden des Heiligen, dessen Namen die Kirche führt.

Die Kirche San Isidro el Real hat den meisten architectonischen Werth von allen, die ich in Madrid kennen lernte. Im Jahr 1561 vollendet, gehört sie zu den gedankenvolleren Werken der Renaissance; ihre Hauptfaçade hat sogar Schwung und Großartigkeit. Eine bedeutende Anzahl werthvoller Gemälde aus der spanischen und italienischen Schule, namentlich auch Sachen von Alonso Cano und Titian, finden sich hier. Aber auch die Plastik hat dazu beigetragen, diese Kirche zu einer der werthvollsten der Residenz zu machen; die Darstellungen der zwölf Apostel, sowie des heiligen Isidor und seiner Verlobten sind von entschiedenem Kunstwerth. Diese Kirche stellt so ziemlich die Kathedrale von Madrid vor.

In hohem Maße ist eines Besuches würdig die Basilica de Atocha, welche vor der Stadt, südwestlich vom Prado, und nicht weit vom Südbahnhof liegt. Auf der Stelle, wo jetzt diese Kirche steht, befand sich in alten Zeiten eine kleine Einsiedelei, wo das wunderthätige Bild der heiligen Maria von Atocha verehrt wurde. Carl V. gründete die gegenwärtige Kirche und das dazu gehörende Kloster.

Von jeher wurde diese Kirche in besonderem Grade heilig gehalten. Die Franzosen, überall voll Lust, mit Füßen zu

treten, was andern Völkern lieb und heilig ist, machten im Jahr 1809 aus Kirche und Kloster eine Kaserne, und verdarben, verwüsteten und zerstörten, was möglich war. Ferdinand VII., der ausnahmsweise auch hie und da etwas Ordentliches vornahm, ließ die Kirche durch seinen Baumeister Isidro Velasquez mit großer Sorgfalt restauriren und ausschmücken. Die geräumige, hohe und edle Basilica ist reich an kostbaren Retablos und schönen Gemälden, sowie werthvollen Sculpturen, namentlich auch in den Seitenkapellen. Sie ist auch jetzt noch der Sitz der Verehrung der heiligen Maria von Atocha, welcher Cultus dem Volke von Madrid ganz besonders am Herzen liegt. Hoch oben im Schiff hängen mehr als hundert Fahnen, theils ruhmbedeckte Banner der spanischen Armee, theils vom Feind erbeutete Trophäen; ein herrlicher Anblick, und einer Kirche nicht unwerth, wenigstens im Sinne des Spaniers, den auch auf dem Schlachtfeld die Religion nicht verläßt. Die ehemaligen Klostergebäude dienen jetzt als Invalidenhaus. Hier wird den Truppen der Fahneneid abgenommen, und die königliche Familie besucht die Kirche bei allen festlichen Anlässen, und wohnt regelmäßig jeden Samstag Abend dem Salve Regina in derselben bei.

Wer außer den bisher besprochenen Kirchen, über welche allein ich mir Aufzeichnungen gemacht habe, noch weitere Gotteshäuser in Madrid kennen lernen will, dem empfehle ich die Kirche von Santa Maria als die älteste, welche schon zur Zeit der Maurenherrschaft bestand, die Kirche des heiligen Andreas wegen der mit ihr verbundenen kostbaren Kapelle des heiligen Isidor, und die Kirche des heiligen Franziscus, angeblich von ihm selbst gegründet, als die größte und geräumigste in Madrid.

Den Kirchenbesuch fand ich in Madrid, wie schon angedeutet, nicht so zahlreich, wie in andern spanischen Städten. Wer

aber da war, dem war es heiliger Ernst mit der Sache; und namentlich fand ich auch hier nicht den großen Unterschied, welcher bei uns, Protestanten wie Katholiken, in kirchlicher Beziehung zwischen Männern und Frauen besteht.

Ich für meinen Theil fand in Madrids Kirchen bei Weitem nicht jene Erhebung, Beruhigung und Sammlung, wie in den südspanischen Kathedralen. Das rauschende Leben der Residenz tobt zu unmittelbar an den, meist nicht sehr großen Räumen vorüber, als daß man in das rechte Gefühl der Einsamkeit mit Gott gelangen könnte; es wäre gar nicht übel und nicht überflüssig, wenn Spaniens Hauptstadt sich gelegenheitlich einmal eine würdige und großartige Kathedrale erbaute, um auch in dieser Hinsicht mit andern großen Städten des Landes wetteifern zu können, und für Kunst und Religion gleichzeitig ein gutes Werk zu thun.

IV. El Prado.

Ich habe mir vorgenommen, hier in Madrid den freundlichen Leser ein wenig in Contrasten herumzujagen, weniger, weil mir dieses einen gewissen schriftstellerischen Spaß macht, und weil der Leser einen Theil der Mühe und Hatz, welche sein Reisebeschreiber durchmachte, wenigstens sinnbildlich auch erleben soll, als aus dem tieferen Grunde, weil dieses Herumfahren in Gegensätzen ja wesentlich mit zum Bilde jeder modernen Großstadt, also auch Madrids, gehört.

Und so treten wir denn aus der Kirche unmittelbar auf den Prado.

Es ist gewiß jedes ächte Madrider Kind im höchsten Grade stolz auf diesen Spaziergang, und in der That, was Kunst und sorgliche Pflege für eine Alameda leisten kann, das ist hier redlich geschehen. Ich muß aber, auf die Gefahr

hin, mich mit allen Madrileños und Madrileñas auf ewige Zeiten zu verfeinden, das Bekenntniß ablegen, daß alle Kunstwerke und Herrlichkeiten des Madrider Prado auch bei Weitem nicht an die gottvolle Herrlichkeit des Ulmenhaines auf der Alameda zu Granada reichen.

Wir wollen den Prado durchwandeln, indem wir von der Atochakirche oder vom Südbahnhof herkommen, also von Süd nach Nord, in welcher Richtung er sich am östlichen, dem Königspalast entgegengesetzten Ende der Stadt hinzieht.

Eine hübsche und geschmackvolle Marmor-Fontäne, mit einem Triton, einer Nereide und einer hübschen Kindergruppe geziert, eröffnet die Promenade, welche von hier an in vier breiten, mit schönen und laubreichen Bäumen bepflanzten parallelen Alleen beginnt. Rechts liegt der botanische Garten, durch ein großes Eisengitter abgeschlossen, links ziemlich unbedeutende Gebäude. An mehreren Fontänen beim Ende des botanischen Gartens vorüber, gelangen wir schon zu einem großartigen Anblicke. Rechts zeigt sich der edle und seines Inhalts vollständig würdige Bau des Museums, links erheben sich palastartige Gebäude, die Baumreihen selbst werden höher und dichter, als am Anfang.

Unser Spaziergang wird unterbrochen durch ein Kunstwerk von hohem Werth; wenn es nur auch eine höhere nationale oder sonstige Bedeutung hätte! In weißem Marmor von Juan Pascual de Mena meisterhaft ausgeführt, steht in der Mitte der Fontäne Neptun, in jeder Muskel vollendet, auf einem von zwei prächtigen Rossen gezogenen Muschelwagen; seine Rechte hält eine zusammengerollte Schlange, die Linke den Dreizack. Der künstlerische Werth des Bildwerks ist unzweifelhaft und wird von mir willig und freudig anerkannt; aber mit dem Spazierengehen der Spanier und Spanierinnen hat der halbnackte alte Wassergott eben doch nichts

Weiteres zu thun, als daß ihren Bäumen seine Wasserquellen wohl thun.

Hier öffnet sich, dem nördlichen Ende des Museums schräg gegenüber, die prachtvolle Carrera de San Geronimo nach dem Prado zu; der großartige Palast der Medina Celi fesselt das Auge. Von der Ausmündung dieser Straße bis zu derjenigen der Straße von Alcalà erstreckt sich nun der breiteste, imposanteste, belebteste und schönste Theil des Prado, an schönen Abenden der eigentliche Sammelplatz der eleganten, schönen, reichen und leichtsinnigen Welt Madrids, El Salon. Der für die Fußgänger bestimmte Mittelspaziergang ist durch eine elegante Brustwehr aus Bronce von den Alleen für Pferde und Wagen getrennt; steinerne Bänke und eine unglaubliche Anzahl eleganter eiserner Sessel laden zur erquickenden Ruhe ein. Hier muß man sich niederlassen, wenn an einem kühlen Abend eines heißen Tages kein Wind über den Prado saust, wenn die Schönheiten Madrids mit stolzem spanischem Gang vorüberwandeln, ein endloser Corso eleganter Wagen und galanter, coquetter Reiter sich in den äußern Wegen bewegt, und Alles überströmt von Lebenslust, Freude und Genußsucht. Mir fiel dabei närrischer Weise immer die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit dieser Freuden und Herrlichkeiten zuerst ein; eine Gemüthsstimmung, welche ich andern Menschen nicht zumuthe, aber an mir selbst beim Anblick einer glänzenden und geputzten Menschenmenge niemals zu verhüten oder zu unterdrücken vermag.

Hier erhebt sich die Fontäne des Apollo mit ihren reichen, köstlichen Wasserstrahlen. Vier sitzende Statuen, welche die Jahreszeiten darstellen, und eine prächtige Apollostatue bilden den plastischen Schmuck dieses Brunnens. Das höchste Kunstwerk des Salons ist aber die Fontäne der Cybele, beim Ausgang der Alcalá-Straße, dem Salon zugewendet, am

nördlichen Ende desselben aufgestellt. Die Göttin sitzt auf einem hohen, von zwei mächtigen Löwen gezogenen Wagen. Der edle, wahrhaft an's Göttliche streifende Gesichtsausdruck, der dem Leben täuschend nahekommt, die majestätisch-ungezwungene Körperhaltung, der meisterhafte Faltenwurf der Gewandung und die treffliche Bildung der Thiere reihen dieses Kunstwerk den besten Meisterstücken antiker Plastik ebenbürtig an; zwei spanische Künstler, Don Francisco Gutirrez und Don Roberto Michel, haben die Residenz damit beschenkt.

Längs der ganzen linken Seite des Salons, von der Hieronymusstraße bis zu jener von Alcalá, reiht sich ein prächtiges und großartiges Haus an das andere; auf der rechten Seite aber fesselt unsern Blick das schöne Denkmal des zweiten Mai. Eine hohe, obeliskartige Denksäule über einer Art von Sarkophag emporsteigend, mit schönen Bildwerken und passender Inschrift versehen, erinnert jeden vorübergehenden Spanier, wessen sein Volk fähig ist. Cypressen und Blumenbeete umgeben das Denkmal, und ein schönes eisernes Geländer dient als Einfriedigung. Der umliegende, von einer Artilleriekaserne begränzte und mit Ulmen bepflanzte Platz führt den rührenden Namen „campo de la Lealtad“, Feld der Loyalität. Hier wurden am 2. und 3. Mai 1808 Hunderte der Einwohnerschaft Madrids, Männer, Knaben und Weiber, auf Murat's Befehl wegen Theilnahme an dem Aufstand des 2. Mai erschossen. Unter dieser Erde ruhen ihre Reste, und unter der Denksäule sind die Leichname von Don Luis Daoiz und Don Pedro Velarde begraben, die Leiter jenes Aufstandes, welche, sehr ungleich den Revolutionshäuptlingen unsrer Tage, unter den Ersten mit Blut und Leben für ihre Sache eintraten. Am 1. Mai 1840 wurden diese Leichname aus der oben erwähnten Kirche von San Isidro el Real feierlich hieher gebracht, und jedes Jahr findet hier

am 2. Mai ein feierliches Todtenamt unter freiem Himmel statt. Dann strömt ganz Madrid und die Bevölkerung der umliegenden Landorte zusammen, die Truppen der Hauptstadt erscheinen in voller Pracht, die Regierung und die Parteien wetteifern, zu zeigen, daß in Einem Punkte alle Spanier Eins sind; Friede und Bruderliebe umschlingt für wenige Stunden das ganze, sonst so vielfach getheilte und uneinige Land.

Körner in seinem schon wiederholt erwähnten Buche hat eines dieser Feste des 2. Mai, dem er beiwohnte, sehr hübsch und anschaulich beschrieben; ich muß mich, da ich am 2. Mai noch nicht in Madrid war, auf diese wenigen Worte beschränken. Aber oft bin ich vor dieser Denksäule gestanden, und habe nicht mit Wehmuth, sondern mit heller Freude zurückgedacht an diesen Heldenkampf von 1808 bis 1813, unternommen von einem wehrlosen Volk ohne König, ohne Regierung und ohne Armee gegen Den, zu dessen Füßen Europa's Monarchen lagen.

Der Blick vom Salon in die Carrera de San Geronimo und in die Alcalá-Straße ist prachtvoll; einerseits die stattlichen Paläste der Stadt, andrerseits der rauschende Ulmenwald des Prado, der weite, mächtige Raum, das reichbewegte Menschenleben, Alles zusammen gibt ein reizendes und prachtvolles Bild einer durchaus königlichen Stadt.

Von der Ausmündung der Alcalá-Straße aus schließt sich in nördlicher Richtung eine andere Promenade unmittelbar an den Prado an. Sie führt den Namen Paslo de Recoletos, und hat bei Weitem nicht den reichen künstlerischen Schmuck des Salon, sondern nur Eine, ziemlich einfache Fontäne. Aber ihre schattigen Acazienalleen und sonstigen reizenden Anlagen machen sie zu einem lieblichen Aufenthalt. Stiller, als der eigentliche Prado, eignet sie sich mehr als dieser zu ruhiger Sammlung und Erholung.

Der Paslo de Recoletos bildet den Uebergang vom Prado, dem allgemeinen Volksspaziergang, zu der Fuente Castellana, einem dritten großen Paslo, so daß alle diese Alleen, Spaziergänge, Anlagen und Gärten zusammen in der That Ein Ganzes bilden, welches die gesammte langgestreckte Ostseite der Hauptstadt vom Anfang bis zum Ende begränzt. Die Fuente Castellana führt ihren Namen von der auf einem kreisförmigen Platze stehenden, mit den Wappen des Königreichs und der Residenz verzierten Fontäne. Dieser Theil der Spaziergänge wird von der eigentlich vornehmen Welt vorgezogen, was die naturgemäße Wirkung hatte, daß ich mich dort am wenigsten unterhielt.

Man sieht: für das spanische Nationalbedürfniß des Spazierengehens unter Bäumen und an Brunnen vorüber ist in Madrid auf großartige Weise gesorgt. Wasser und Zucker zur nöthigen Erfrischung wird in zahlreichen Zelten und kleinen Buden bereit gehalten; die Papiercigarre hat ein Jeder bei sich, und was braucht der Spanier mehr, um glücklich zu sein?

Gleichwohl aber hat dieser Prado auch seine Schattenseiten und Mängel. Der erste ist ein geschichtlicher, zusammenhängend mit der Zeit Karl's III., welcher dem Prado im Wesentlichen seine jetzige Gestalt gab. Nur jene Zeit konnte darauf verfallen, einen Nationalspaziergang im höchsten Sinn des Worts ausschließlich mit Neptun, Apollo und Cybele zu schmücken. Ich lasse mir alle diese Gestalten, und andere ihresgleichen, am geeigneten Ort sehr gerne gefallen; hier aber bedauerte ich, daß dieser reiche Aufwand von herrlichem Stoff und geistreicher Kunst nicht auf passendere Gegenstände hingelenkt werden konnte. Der zweite Mangel des Prado aber ist ein natürlicher, und besteht in dem abscheulichen Nordwind, welchem er ausgesetzt ist.

Unter günstigen Umständen ist es auf dem Madrider

Prado außerordentlich schön und interessant; aber unter dem Ulmenbach von Granada kann es gar nicht anders sein, als schön; denn selbst der grimmigste Wind und das abscheulichste Wetter finden kaum Zutritt unter jener wundervollsten aller Alleen.

V. Die königlichen Besitzungen. Museo naval.

Dem Fremden, welcher sich im Erdgeschoß des östlichen Flügels des königlichen Palastes präsentirt, wird, ohne Vorzeigung des Passes und ohne alle Kosten, von dem „Mayordomo Mayor“ Ihrer Majestät eine Karte ausgestellt, welche ihn und weitere sechs Personen, die er mitnehmen kann, zum Besuche der königlichen Besitzungen in der Weise berechtigt, daß jeden Tag eine andere dieser Besitzungen an die Reihe kommt. Diese Berechtigung erleidet aber, außer dem selbstverständlichen Umstand, daß das Publicum ausgeschlossen bleibt, wo gerade die königliche Familie sich aufhält, eine sehr wesentliche und verdrießliche Einschränkung dadurch, daß an Sonntagen, Feiertagen und Regentagen Alles geschlossen bleibt. Und unter einem Regentag versteht die officielle Sprache Madrids jeden Tag, an dem es irgend einmal regnet. Nun hatte ich in Madrid drei Regentage, an drei schönen Tagen machte ich Ausflüge, und da außer den königlichen Besitzungen noch gar Vieles zu sehen und zu lernen war, so konnte ich von meiner Karte nur einen sehr unbedeutenden Gebrauch machen. Ich bin aber aus Erfahrung überzeugt, daß diese königlichen Lustgärten und Freudenschlösser zu den am wenigsten lehrreichen Dingen dieser Erde gehören, und kann mich daher über solchen Verlust außerordentlich leicht trösten. Was ich gesehen habe, soll dem Leser unverholen bleiben.

Casa de campo, Florida und Buen Retiro sind die drei königlichen Lustorte, welche zuerst auf der erwähnten Karte prangen.

Unten am königlichen Palast, zwischen diesem und dem Manzanares, liegt der eigentliche Schloßgarten; aus diesem gelangt man an den Fluß, und mittelst einer steinernen, prächtigen, aber dem Publicum verschlossenen Brücke hinüber auf's rechte Ufer, wo die casa de campo sofort beginnt. Es ist aber nicht viel daran; ein See, ein Teich, Gärten, Wälder, ein königliches Landhaus. Das Ganze rührt von Karl III. her, und man verläßt es gewiß nicht gescheider, als man es betritt.

Ebenso ist es mit dem am linken Ufer des Flusses, nordwestlich vom Palast in der Nähe der Nordbahn befindlichen, ausgedehnten Paslo de la Florida, einer weitläufigen Anlage, in welcher sich gleichfalls ein königliches Wohnhaus befindet. Die Betrachtung solcher sogenannten „Schlösser", d. h. der Spiegel, Möbel, Wände in ihren Zimmern ist nach meiner Meinung das Trostloseste, was man auf einer Reise treiben kann.

Weit größere Aufmerksamkeit verdient schon el Buen Retiro, weil doch wenigstens eine geschichtliche Erinnerung von Bedeutung daran haftet.

Philipp IV., ein König, der bei manchen mittelmäßigen und verkehrten Eigenschaften sich immerhin durch seine Liebe für Dichtkunst und Malerei und durch den kräftigen Schutz, welchen er diesen Künsten und ihren Meistern angedeihen ließ, ein bleibendes Verdienst erworben hat, wollte, gestachelt von seinem Minister-Günstling, dem Grafen Olivares, bei Anlage dieser königlichen Besitzung, Buen Retiro genannt, alle Pracht und allen Geschmack entfalten, dessen er sich fähig glaubte. Nach Allem, was uns die Geschichte über den damaligen Zustand dieses Lustortes aufbewahrt hat, scheint er wirklich einen feenhaften Anblick dargeboten zu haben. Schöne und ausgedehnte Spaziergänge und Gartenanlagen, königliche Paläste,

und namentlich ein berühmtes Theater, wurden in rascher Folge errichtet. Hier war es, wo oft die Meisterwerke des unsterblichen Calderon, theils in geschlossenem Theater, theils in der freien Natur, unter Benützung von Himmel und Erde, Wald und See als Coulissen, zur Aufführung kamen. Hier wurde z. B. das Festspiel: „Die drei größten Wunder“, in welchem drei Acte gleichzeitig in verschiedenen Erdtheilen handeln, in der Art aufgeführt, daß auf drei getrennten Abtheilungen der Bühne drei verschiedene Truppen gleichzeitig spielten; — ein deutlicher Beweis, wie weit sich auch der Geschmack eines großen Geistes unter dem Gifthauche der Hofluft verirren kann.

Nach dem Aussterben des Habsburgischen Königsgeschlechtes ließen die Bourbonen, wenn auch nur um des Gegensatzes willen, die Schlösser, Kirchen, Kasernen und Gärten des Buen Retiro verfallen, und die Franzosen befestigten sich später in seinen Trümmern, um von hier aus die widerspenstige Hauptstadt zu beherrschen. Daß nach ihnen von der alten Pracht und Herrlichkeit Nichts übrig bleiben konnte, versteht sich von selbst. Dagegen wurde unter Ferdinand VII. viel Geld verwendet, um wenigstens die Gartenanlagen wieder herzustellen. Gleichwohl wurden meine nicht hoch gespannten Erwartungen nicht einmal befriedigt.

Buen Retiro liegt auf einer Anhöhe, östlich vom Prado, hinter der vom botanischen Garten, Museum und der Artilleriekaserne gebildeten Linie. Durch ein unbedeutendes Thor kommt man auf einen viereckigen, von unansehnlichen Gebäuden umgebenen Platz, den s. g. „Ballplatz“; in dem den Platz zur Rechten begränzenden Hause befindet sich das Artilleriemuseum, dessen Besichtigung solchen Reisenden, die mehr, als ich, vom Waffenhandwerk verstehen, zu empfehlen ist. Von hier aus führt eine breite Straße, mit einer großen Anzahl von Statuen

spanischer Könige verunziert, in die Anlagen selbst. Nun befindet man sich allerdings in einem höchst ausgedehnten Parke voll löblicher Spaziergänge und mannigfaltiger Anlagen; aber das Ganze läßt doch kalt, und erquickt nur durch die große Stille und Einsamkeit, welche hier herrscht.

Hinter diesen Anlagen erscheint ein viereckiger, künstlicher Teich von ziemlichem Umfang; er ist nemlich tausendundsechs Fuß lang, vierhundertdreiundvierzig Fuß breit, und tief genug, um mit hübschen Segelschiffen befahren zu werden, welche am Ost-Ende des Teichs bei einem mit chinesischen Häuschen verzierten Landungsplatz stehen. In diesem Teich sah ich so prachtvolle und gewaltig große Schwäne, daß mir mit einemmal der Mythus von Jupiter und Leda begreiflich ward; — es war ein stattlicher Anblick, die stolzen Thiere in edler Haltung und schönen Kreisen hinziehen zu sehen. Am Südende des Teichs macht ein egyptisches Götzenbild zwischen zwei Sphinxen eine erbärmlich lächerliche Figur. An der Westseite des Teichs zieht eine schöne breite Alameda hin, auf welcher eine große Anzahl eiserner Stühle, wie auf dem Prado, stehen. Ich setzte mich hin, und wollte eine ruhige Stunde haben; aber schon nach einer Viertelstunde kam ein Mensch, an dessen linker Seite eine Ledertasche hing, und zog für mein Sitzvergnügen sechs cuartos oder vier Kreuzer bei mir ein. Dieß trieb mich auf und davon; ich lief rechts hinein in den Campo grande, eine ausgedehnte Waldanlage, von deren lichten und hohen Stellen aus man eine prächtige Aussicht auf das große Madrid, den Fluß, und die ganze Umgebung der Stadt genießt. Diese Aussicht vom südlichen Ende des Retiro war nach meinem Geschmack weitaus das Beste an der ganzen Herrlichkeit.

In die reservirten Theile des Buen Retiro, welche an der Ostseite des großen Teiches liegen, bin ich — wegen

Regentag — nicht eingedrungen. Das Ganze scheint aber mehr eine Kinderei, als etwas Anderes zu sein; ein kleines Thierhaus, ein orientalischer Salon, ein künstlicher Berg mit einem kleinen Tempel, eine Fasanerie u. dgl. wurden mir bezeichnet als die Genüsse, welche mir versagt seien; lachend und wohlzufrieden mit meinem desfallsigen Schicksal kehrte ich nach Madrid zurück.

Ungern verlor ich dagegen die hinter dem Palast ein eigenes, großes Quartier bildenden königlichen Marställe, deren Einrichtung, sowie die Wagen und Pferde, prächtig und sehenswerth sein sollen. Allein, was war zu machen? Der Tag, an welchem mich meine Karte in den Stall beorderte, war ein Regentag; alles Hinweisen auf meine glänzend gereinigten Schuhe, sowie darauf, daß es in den königlichen Ställen gewiß nicht regne, war umsonst; ich mußte darauf verzichten.

Glücklicher war ich mit der Armeria Real, der königlichen Waffensammlung, welche auch der des Waffenhandwerks nicht Kundige wegen ihres hohen geschichtlichen Werthes ja nicht versäumen soll. Das niedrige und geschmacklose Gebäude, welches diese Sammlung einschließt, versperrt zwar in unschönster Weise das Südende des Schloßplatzes; allein in seinem Innern findet man in geräumigen, hellen und luftigen Sälen mit Geist und gutem Geschmacke die allerfamosesten Sachen ausgestellt. Alles ist vortrefflich erhalten, theilweise in Schränken, theilweise offen; Alles im gehörigen Licht, Alles am rechten Ort, kurz, man bekommt den besten Begriff von dem thätigen Verstande und der wissenschaftlichen Einsicht, welche hier walten.

Reich und prachtvoll sind die Waffen und Rüstungen aller Zeiten, aller Gattungen, welche hier prangen; namentlich maurische Waffen, Säbel, Dolche, Helme und Panzer; sodann Saracenenwaffen und Siegesbeute aller Art aus der Schlacht

bei Lepanto. Von christlichen Merkwürdigkeiten finden sich unter vielen andern ein angeblicher Degen des Cid, das Schwert des großen Feldherrn Gonsalvo de Cordova, mit welchem er Neapel für die Krone Spanien eroberte, das von Ferdinand Cortez, die Rüstung von Columbus, die von Don Juan d'Austria in der Schlacht bei Lepanto getragene Rüstung, sowie verschiedene Waffenstücke Karl's V. und Philipp's II., von Letzterm namentlich ein schöner schwarzer Panzer. Hier ist auch die Tragbahre oder das Bett, in welchem der von der Gicht gepeinigte Karl V., der unermüdliche Arbeiter und Kämpfer, halbe Feldzüge durchgemacht hat. Dabei fiel mir die Stelle in Sandoval's Geschichte Karl's V. ein, wo der Kaiser, den versammelten Staatsmännern in den Niederlanden seine Abdankung ankündigend, die körperlichen Qualen, die er seit Jahren neben seinen riesigen Arbeiten und Anstrengungen erduldet hatte, mit einer furchtbaren und erschütternden Kraft und Wahrheit schildert. Auf weitere Einzelnheiten der Armeria kann ich mich natürlich hier nicht einlassen; es genügt mir, einen allgemeinen Begriff von der hohen Vortrefflichkeit, dem vielseitigen geschichtlichen Interesse, und dem glänzenden Reichthum dieser Sammlung zu geben. Wer nach Madrid kommt, wird es nicht bereuen, sich einen Catalog zu kaufen, und einige Stunden in der Armeria zu verweilen.

Aber wo möglich noch interessanter, und in jeder Hinsicht der höchsten Beachtung werth, ist das Museo naval. Ich meldete mich zu seiner Besichtigung an einem Tag, von dem ich wußte, daß er zum Eintritt des Publicums nicht bestimmt ist; die Eintheilung meiner Zeit brachte es eben so mit sich. Trotz meines unabsichtlich ganz furchtbaren Läutens an dem höchst empfindlichen Glockenzug, ward ich nicht nur freundlich aufgenommen und eingelassen, sondern man gab mir auch einen höchst anständigen und wohl unterrichteten Matrosen als

Begleiter durch alle Säle mit. Zu meinem aufrichtigen Bedauern war dem Manne die Annahme auch der kleinsten Belohnung auf Dienstehre verboten; auch der Versuch, ihn wenigstens zu einer Erfrischung einzuladen, mißlang. Ueberhaupt herrscht unter den Beamten und Dienern dieser Anstalt ein Ton, wie wenn sie lauter fürstliche Personen wären; reinste Noblesse, höchste grandeza, Ruhe, Würde, kein Wort zu viel, keins zu wenig; ächt spanisches Wesen in seiner schönsten Entfaltung. Die Sammlung ist im untern Stockwerk des Marineministeriums aufgestellt, und enthält eine reiche und kostbare Anzahl von Modellen spanischer Schiffe aller Größen von den ältesten Zeiten bis herab zur Gegenwart, Trophäen aus den spanischen Seekriegen, Modelle der spanischen Arsenale, Häfen und Hafenbefestigungen. Hier ist unter Anderm auch noch ein Stück von dem Baumstamm, auf welchem Ferdinando Cortes in jener „traurigen Nacht" unter Thränen ruhte, als er das kaum erreichte Mexico, von Tausenden erbitterter Feinde umschwärmt, mit seiner kleinen Heldenschaar verließ, um bald zu entscheidendem Siege zurückzukehren. Die Wände sind geschmückt mit vortrefflichen Porträts der spanischen Seehelden, worunter namentlich die Porträts von Columbus, Cortes, Pizarro, und Don Juan d'Austria mich in hohem Grade anzogen; letzterer sieht seinem Bruder Philipp II. außerordentlich ähnlich. Auch muß ich noch eines schönen und merkwürdigen großen Gemäldes der Seeschlacht bei Lepanto (1571) erwähnen, welches kurz nach der Schlacht gemalt, und aus einem Kloster in Malaga hieher gerettet worden ist. Ebenso sind sämmtliche spanischen Marineminister in guten Porträts zu sehen, sowie endlich Muster von sämmtlichem Tau- und Takelwerk, das in Spanien fabricirt wird.

Auch diese Sammlung verläßt man mit höchster Befriedigung hinsichtlich der ernsten Sorgfalt und wissenschaftlichen

Tüchtigkeit, welche das Ganze wie das Einzelne, das Große wie das Kleine durchdringt und belebt.

VI. Congreß und Senat. Oberster Gerichtshof.

Als ich nach Madrid kam, waren die beiden gesetzgebenden Körper Spaniens versammelt. Ich bin leider nicht in der Lage, auf den modernen Constitutionalismus im Allgemeinen viel zu halten, denn ich habe selbst schon Gelegenheit gehabt, die Sache in der Nähe zu beobachten, und habe von Solchen, die mitgethatet haben, Allerlei gehört. Es ist mir sehr wohl bekannt, daß von diesem ganzen Wesen mindestens drei Viertheile nicht volle Wahrheit sind. Weil aber in Europa Republiken nicht möglich sind, und eine Rückkehr zum Absolutismus nicht empfohlen werden kann, so wird man sich wohl oder übel bis zur Erfindung eines bessern Systems mit Beibehaltung und besserer Entwicklung der Repräsentativverfassung beschäftigen und begnügen müssen. So, wie die Dinge jetzt stehen, waren also Senat und Congreß zu denjenigen Sachen in Madrid zu zählen, die man sehen muß und aus denen man Etwas lernen kann. Der Schwerpunkt der politischen Debatte lag gerade in den Berathungen des Senats. Die Regierung hatte bekanntlich mittelst einer Indemnitätsbill die nachträgliche Sanction des Landes dafür nachgesucht, daß sie es nicht nach Paragraphen, sondern nach dem Bedürfniß des Augenblicks gerettet habe. Die Abgeordnetenkammer hatte wenige Tage vorher die Indemnität ertheilt, und ruhte nun auf ihren Lorbeern aus; der Senat berieth noch darüber, ob und wie er sich die seinigen pflücken wolle.

Das ist nun gerade, um ehrlich zu sein, eine der unläugbar trostlosen Seiten des Constitutionalismus. Als Narvaez die Wahlen ausschrieb, war es die Frage, ob die moralische und sonstige Macht der Regierung groß genug sei, um eine

Volksvertretung nach ihrem Sinn zu bekommen. In dem Augenblicke, wo die Wahlen bekannt waren, wußte Jeder, der nicht gänzlich auf den Kopf gefallen war, mit mathematischer Genauigkeit, daß jede Regierungsvorlage, welche als zum Ganzen des jetzigen politischen Systems nothwendig auftreten würde, der Billigung dieser Gesetzgeber gewiß sei. Man hätte sich also darauf beschränken können, das Ergebniß der Wahlen zu veröffentlichen; die Einberufung der Herren Gesetzgeber wie ihre Berathungen waren rein überflüssig und inhaltlos. Und nun hatte der Deputirtencongreß weiß Gott wie lang über die Indemnitätsbill berathen, um schließlich mit der zum Voraus so ziemlich genau und auf den Mann bekannten großen Majorität Ja zu sagen. Nachdem dieses vollbracht war, begann die gleiche Comödie im Senat; auch hier wußte Jeder, der wollte, den Ausgang vorher. Die schönen und vielen Worte aber, welche in der Zwischenzeit fielen, waren sicherlich weder die Zeit, noch das Geld werth, welches sie kosteten. Wahrhaftig, wenn jeder Repräsentantenpalast in goldenen Lettern die Inschrift tragen würde: Verba sunt, die Sache wäre nicht übel, und würde vielleicht einen oder den andern ehrlichen Mann zur Widerlegung spornen, was das Allerbeste wäre. Möge aber Niemand das hier Gesagte so betrachten, als wollte ich die gesetzgebenden Körper Spaniens geringer anschlagen, als diejenigen anderer Staaten; ich ersuche vielmehr jeden Leser, in stillem Kämmerlein über sein eigenes constitutionelles Vaterland nachzudenken. Nach dieser ermuthigenden Einleitung wollen wir zuerst die Deputirtenkammer, als die im gegenwärtigen Augenblicke minder wichtige, besuchen, und mit der Schilderung ihres Palastes beginnen.

Der Palacio del congreso erhebt sich, vom Prado aus gedacht, auf der rechten Seite der Carrera de San Geronimo, da, wo diese Straße den kleinen dreieckigen Cervantes-Platz

bildet; dem Congreßpalast gegenüber steht auf diesem Platze das Denkmal des großen Dichters. Kirche und Kloster zum heiligen Geist nahmen früher den Platz ein, wo jetzt die Volksvertreter tagen. Das Gebäude ist ganz neu; die jetzige Königin hat am zehnten October 1843, dem Tag, mit welchem sie ihr dreizehntes Lebensjahr vollendete, den Grundstein gelegt. Die Façade dieses Gebäudes ist ein in hohem Maße gelungenes Kunstwerk. In ihrer Mitte erhebt sich eine Colonnade von sechs corinthischen Säulen aus Granit, zu welcher breite Stufen, von zwei Postamenten mit kolossalen Löwen begränzt, führen, und über ihr ein dreieckiges Giebelfeld aus weißem Marmor, geschmückt mit einem Basrelief von Schwanthaler'scher Schönheit. Die dargestellte Allegorie aber ist ganz französisch, und riecht stundenweit nach den Verfassungen von 1789 und 1812. In der Mitte umarmt die España die Constitution; zu beiden Seiten dieser Gruppe stehen Tapferkeit und Gerechtigkeit; auf der Seite der ersteren sollen eine Anzahl weiterer Figuren schöne Kunst, Ackerbau, Handel, Flüsse und Canäle, auf Seite der Gerechtigkeit ähnliche prosaische Begriffswesen den spanischen Muth, Wissenschaften, Schifffahrt, Friede und Ueberfluß darstellen. So Jemand zu vielen Val de Peñas getrunken hat, möge er vor ein solches Kunstwerk treten, und dasselbe eine Viertelstunde lang betrachten: er wird ganz gewiß nüchtern werden. Allein wie gesagt, die Ausführung ist eben so vorzüglich, als der Gedanke dürftig und armselig. Das Gebäude trägt zu mehrerer Deutlichkeit auch noch die Ueberschrift: Congreso de los diputados; dieser seltsame Einfall und die schon gerügte Prosa in der Erfindung des Reliefs sind aber das Einzige, was man daran auszusetzen vermag; die architectonischen Verhältnisse sind eben so groß gedacht, als prächtig ausgeführt, edel und majestätisch.

Der „große" Sitzungssaal ist halbmondförmig, und nicht

groß. Er ist mit Gemälden und anderem Schmuck schön, sinnig und geschmackvoll verziert, köstlich kühl und verdunkelt, wie es sich in einem südlichen Lande geziemt, aber in der That ziemlich beschränkt im Raume. Die Namen patriotischer und berühmter Spanier prangen in Goldschrift an seinen Wänden. Die Herren haben nicht einmal Arbeitstische vor sich, sondern müssen mit Sitzplätzen zufrieden sein. Das Bureau hat seine Plätze im Bogen des Halbkreises, die Tribünen des Publicums sind ihm gerade gegenüber. Eine blaue Bank bezeichnet die Marterstätte der Minister, welche sich hier in Verantwortlichkeit üben.

Der Eintritt in den Sitzungssaal oder vielmehr der Zugang zu der Volkstribüne ist Jedermann, ohne Karte oder dergleichen, gestattet; es werden eben so lang Leute hineingelassen, bis die Plätze besetzt sind. Da aber jeder Sitz vom andern durch eine kleine Lehne getrennt ist, und die Tribüne von vorn bis hinten aus lauter solchen abgegränzten Sitzplätzen besteht, so ist hier ein unangenehmes Gedränge nicht wohl möglich; es faßt eben jeder Sitz seinen Mann, und wenn alle Sitze eingenommen sind, ist der Raum voll. Nach meiner oberflächlichen Schätzung mögen in allen Tribünen zusammen — öffentliche und reservirte — etwa achthundert Personen Raum finden.

Als ich nach längerem Warten in der heißen Sonne vor dem Congreßpalast endlich in den Sitzungssaal gekommen war und mir das bisher Gesagte gemerkt hatte, schlief ich sofort fest ein. Es war nämlich im ganzen Saal nicht ein einziger Gesetzgeber wahrzunehmen. Nach einiger Zeit weckte mich der Ton einer Glocke auf, und nun erschienen der Präsident, ein etwas kahler, durchaus modern und constitutionell aussehender Herr in den vierzigern, gefolgt von einer Anzahl Hellebardiere und Diener, welche sich hinter ihm aufstellten.

Er läutete nun die Deputirten, welche sich in anstoßenden Conversationsräumen aufhielten, zur Erfüllung ihrer Pflichten an die Oeffentlichkeit heraus. Man sah ihnen an, daß das letzte große Jasagen sie etwas angestrengt und erschöpft hatte; es war kein rechter Ernst unter den Leuten. Die blaue Bank blieb leer, ein Zeichen, daß auch gar nichts Merkwürdiges zu erwarten war. Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und schweigend gebilligt, da Niemand darauf Acht gegeben hatte. Einige neu eingetretene Mitglieder wurden beeidigt; ein Abgeordneter richtete eine Anfrage an die nicht vertretene Regierung, welche der Präsident ihr zu übermitteln versprach; ein langweiliger alter Herr versicherte, er müsse auf eine von ihm früher schon gestellte Anfrage nochmals zurückkommen, worauf ihm der Präsident bemerkte, er solle warten, bis wieder einmal Jemand von der Regierung da sei; damit war der Alte auch zufrieden. Dann hörten wir die Tagesordnung der nächsten Sitzung an, und hiemit wurden wir Alle entlassen. Trotz der gänzlichen Interesselosigkeit der Sitzung waren die Abgeordneten ziemlich zahlreich versammelt, und die Tribünen voll gewesen. Etwas Besseres war für die nächste Zeit nicht zu erwarten, und so kehrte ich nicht zum zweiten Male im Palast der Volksvertreter an.

Anders war die Sache im Senate. Das Palais, in welchem diese vornehmere Hälfte der spanischen Volksvertretung tagt, liegt auf dem Platze der Ministerien, nicht weit von der Plaza del Oriente, also in einem dem Deputirtenhaus so ziemlich entgegengesetzten Stadttheil. Ein Augustinerkloster nebst Kirche nahm früher seinen Platz ein. Vom Jahr 1820 bis 1823, als die Verfassung von 1812 einen kurzen und unglücklichen Versuch practischer Geltung machte, war dieses Gebäude der Sitz der gemäß jener Verfassung aus einer einzigen Kammer bestehenden Volksvertretung. Seit

1835 dient es seiner jetzigen Bestimmung. In architectonischer Hinsicht dem Deputirtenhause nicht gleichzustellen, ist es gleichwohl würdig und stattlich. Am Giebelfeld der Hauptfaçade zeigt ein Relief Isabella II. auf ihrem Thron, einen Löwen zu ihren Füßen; allegorische Figuren zu beiden Seiten durften auch hier nicht fehlen.

Der Sitzungssaal ist nicht so reich verziert, wie der im andern Hause, aber in seiner länglich elliptischen Form geräumiger und acustisch besser. Auch hier hat das Publicum, fremdes wie einheimisches, freien Zutritt zu seiner ziemlich geräumigen und bequemen Tribüne. Zur Rechten des Präsidialtisches steht die Ministerbank, hier zur größern Entsetzlichkeit schwarz, und hinter ihr sitzen die Mitglieder der Commissionen, welche über den jeweils der Berathung unterliegenden Gesetzentwurf Bericht erstattet haben. In der Mitte des Saals sind die Plätze der Stenographen, und die ganze Masse der Senatoren ist auf die linke Seite des Saales verwiesen und dergestalt in die Unmöglichkeit versetzt, sich in eine Rechte und Linke zu spalten.

Die Tribünen waren dicht besetzt; die Eröffnung der Sitzung erfolgte um zwei Uhr in gleicher Weise, wie im andern Hause. Einige Senatoren wurden beeidigt, unter ihnen ein noch ziemlich junger Mann in reicher Generalsuniform; ich las seinen Namen nachher in den Zeitungen, habe ihn aber vergessen. Einem Menschen, der, wie ich, in Folge der unbegreiflichen Indolenz unsrer Gesetzgebung so viele, bald hätte ich gesagt, unzählbare Meineide sein Leben hindurch schwören hört und abnehmen hilft, that es ungemein wohl, zu sehen, wie ernst und religiös dieser jugendliche und vornehme Senator seinen politischen Eid auffaßte; er ließ es nicht, wie die „im andern Hause" bei einer „Patschhand" für

den Präsidenten, sondern er beharrte darauf, vor seinem Gott zu knieen, während er dessen Namen anrief.

Doch zur Sache. Die Ministerbank ist vom Gesammtministerium vollständig besetzt, die Plätze der Senatoren zeigen nur wenige und unbedeutende Lücken. Am obern Ende der Ministerbank sitzt der Präsident des Staatsministeriums, der Herzog von Valencia, General Narvaez. Ohne Frage der bedeutendste und genialste der gegenwärtig lebenden Staatsmänner Spaniens, ist er der Begründer der gegenwärtigen Verfassung, der ersten, welche in Spanien seit der Zeit des modernen Constitutionalismus einige Lebensfähigkeit an den Tag gelegt, und welche Narvaez erst in neuester Zeit wieder vor den Anschlägen der Umsturzpartei gerettet hat. Nichts weniger, als den clericalen Einflüssen unterworfen, ist Narvaez ein Politiker von ganz modernem Schlag, aber von gemäßigt liberaler, oder, wenn man will, conservativer Gesinnung. Er will eine Fortentwicklung der politischen Verhältnisse auf festen geschichtlichen Grundlagen, nicht auf Professorentheorieen und Papierparagraphen in's Blaue hinein. Vor Allem will er das Aufhören der Militärputsche, der consequenten Verführung und Bestechung der Armee von Seiten der ehrgeizigen Parteihäupter. So sehr der Herzog von Valencia Soldat, und zwar ein ganz ausgezeichneter, bewährter Heerführer ist, so wenig vermochte ich es ihm anzusehen. In ziemlich vorgerückten Jahren stehend — er ist jetzt etwa siebenundsechszig Jahre alt — sieht er mit seinem ziemlich kahlen und weißen Haupt etwas müd und zusammengesunken aus. Der Ausdruck seines ernsten, spanisch gebräunten Gesichtes ist mehr derjenige des Denkers, als jener des Befehlshabers. Seine Manieren sind fein und vornehm, selbst wenn er thut, was er lassen könnte, z. B. mit einem Spazierstöcklein spielen, während ihn ein politischer Gegner langweilt. Er verließ die Sitzung nach

etwa anderthalb Stunden, ohne mir zu Gefallen eine Rede gehalten zu haben.

Nach einer kurzen Anfrage an den Ministro de Ultramar — der überseeischen Besitzungen — und deren Beantwortung trat die Versammlung in die Tagesordnung ein — Fortsetzung der Berathung über die Indemnitätsvorlage.

Der den Vorsitz führende erste Vicepräsident Tejada ergriff zuerst das Wort. Dieser Herr hat mir ausnehmend gut gefallen. Mit klarer, denkender Stirne, blitzendem Auge, in meisterhafter Handhabung der Sprache und mit so sorgfältig und gedankenvoll abgewogener Aussprache, daß selbst ich spanischer Neuling jedes Wort verstand, — so legte er den Herren Senatoren in kurzer Ansprache so ziemlich Alles an's Herz, was ein Mann von hoher Geistesbildung und treuer Vaterlandsliebe für selbstsüchtige Parteihäupter und bodenlose Theoretiker auf seinem Herzen haben kann. Er bat sie, das Gebiet der persönlichen Anspielungen und Bemerkungen zu verlassen, sich an die Sache zu halten, an das Wohl des Vaterlandes zu denken, und der Wichtigkeit ihrer Berathungen für dieses Vaterland eingedenk zu bleiben. Ich dachte mir, es müsse in den letzten Tagen schon ziemlich gegen die gesunde Vernunft gesündigt worden sein, bis ein Mann von so offenbarer Mäßigung und Leidenschaftlosigkeit, wie dieser Tejada, sich veranlaßt sehen konnte, die hohe Versammlung in dieser zwar ausgezeichnet formulirten, immerhin aber nicht gerade schmeichelhaften Weise zu schulmeistern.

Als er geendet, erhob sich General Ros de Olano von der Linken, d. h. von der Opposition, um das gerade Gegentheil von dem zu thun, um was der Vorsitzende gebeten, und was sie ihm so eben stillschweigend versprochen hatten. Hatte der Präsident auseinandergesetzt, wie sehr es zu wünschen wäre, daß über den Gegenstand der Berathung berathen

würde, nämlich über die Indemnitätsvorlage, hatte er gezeigt, wie die unendliche Reihe persönlicher Bemerkungen, Berichtigungen und Kränkungen dem Zweck wie der Würde der Versammlung zuwider sei, so kam nun der sehr ehrenwerthe Herr von der Opposition, um über alles Mögliche zu sprechen, nur mit keinem Wort über den Gegenstand der Tagesordnung. Sein Steckenpferd war der, unter der Regierung der „liberalen Union" geführte maroccanische Krieg. Mit großem Eifer und in gewandtem, lebendigem Vortrag, mit voller Entfaltung spanischer Noblesse in Haltung, Ton und Geberde, entwickelte der Redner, wie ruhmvoll jener africanische Krieg für die Nation gewesen sei. Da Herr Olano sicher sein konnte, daß Niemand in ganz Spanien ihm diese Behauptung streitig machen werde, so wunderte ich mich nicht wenig, statt einer Berathung über die brennende Frage des Tages die zwar eloquente, aber enorm überflüssige Breitschlagung einer selbstverständlichen Sache zu hören. Das war aber Alles nur Blendwerk; des Redners Zweck war, nach einem geschickten Uebergang der Regierung auf einmal unter dem Beifallsgemurmel der Galerieen das Kraftwort in's Angesicht zu schleudern: „Daß es in Spanien keine parlamentarische Freiheit mehr gebe." Nachdem er dann noch dreimal mit andern Worten das Nämliche gesagt hatte — eine Lehrmethode, die auch auf deutschen Universitäten vorkommt — setzte er sich erschöpft und mit allen äußern Merkmalen eines unzufriedenen Mannes nieder.

Meine Nachbarn auf der Tribüne waren nicht unzufrieden mit ihm. Es versteht sich von selbst, daß hier wie anderwärts die Leute aus dem Volk, welche ihre Tage in den politischen und gerichtlichen Sitzungen versitzen, nicht weit her, daß sie zum größern Theil Tagdiebe sind; es hat Alles seine Ausnahmen und ist Alles mit Maß und Ziel zu verstehen,

aber im Großen und Ganzen ist es so, wie eben gesagt. Meine Nachbarschaft war daher mit Naturnothwendigkeit revolutionär gesinnt, und gab dieses dadurch zu erkennen, daß sie äußerte, der Redner habe „in wenig Worten Viel gesagt.“ Ueberhaupt war das ungenirte Benehmen der Leute auf den Tribünen, ihre zwar nicht lärmenden oder unanständigen, aber doch gar nicht mißzuverstehenden Aeußerungen von Beifall und Mißfallen, ihr Murmeln, Surren und Brummen an sich schon ein Beweis, wie wenig hier an eine Unterdrückung gemäßigter Freiheit zu denken sei.

Um auf den gegen die Regierung gemachten Angriff zu antworten, erhob sich aus der Mitte der Ministerbank Herr Gonzalez Bravo, der Minister des Innern oder Verwaltungsminister, Ministro de la Gobernacion. Er ist ein wohlbeleibter, kräftiger Herr, etwa in der Mitte der Fünfziger Jahre, mit kühnem, etwas schauspielerartigem Gesichtsausdruck, gewaltiger Stimme, von höchst lebendigem Wesen. Er spricht in etwas dramatischer Weise, mit lebhaften Geberden und ausdrucksvollster Betonung. Nachdem er festgestellt hatte, wie wenig die Regierung darauf ausgehe, den Ruhm der africanischen Armee zu verkleinern, ließ er sich in gelungenster Weise auf die Frage von der parlamentarischen Freiheit ein. Er fragte seinerseits seinen Gegner und die übrigen Herren Senatoren, was denn dasjenige Ding sei, kraft dessen die hohe Versammlung nun bereits seit so und so vielen Tagen dasitze, um die heftigsten Angriffe gegen die Regierung anzuhören? Er fragte, ob im Namen der parlamentarischen Sclaverei die Regierung gekommen sei, Indemnität bei der Versammlung nachzusuchen? Er fragte, ob der durch gar Nichts Vorangegangenes motivirte und von der Tagesordnung so weit abliegende Vorwurf des Herrn Olano nicht selbst der beste Beweis seiner eigenen Unwahrheit sei? Während aber jetzt

meine Sätze und Fragen auf dem Papier sich lau und flau ausnehmen, klangen sie, getragen von einer machtvollen Persönlichkeit, gesprochen in der schönsten Sprache der Erde, wahrhaft prächtig mir in die Ohren. Die Beredtsamkeit des Ministers wurde so niederschmetternd, daß das Publicum sich ärgerte und vernehmlich zu murren begann; es sah die offene Niederlage seines Schützlings nicht gerne. Gonzalez Bravo scheint nicht schwerhörig zu sein; er kehrte sich mit halber Körperwendung der Tribüne zu, und mit gegen sie erhobenem Kopfe und donnernder Stimme wiederholte er die Schluß- und Schlagworte des eben gesprochenen Satzes. Beim Anblicke des drohenden Ministerial-Hauptes waren meine lieben Revolutionäre mäuschenstill, und Einer sagte mir in's Ohr: „der sei doch der ärgste, er sei schlimmer als Narvaez."

Nachdem Gonzalez Bravo geendet, erhob sich Ros de Olano von Neuem, um in kürzerem Vortrage, schmachtend in seiner parlamentarischen Sclaverei, das schon Gesagte zu wiederholen, worauf Gonzalez Bravo wieder aufstand, und diesem Beispiel seinerseits nachfolgte. Vom Gegenstand der Tagesordnung war nicht die Rede.

Während dieser Zeit war Niemand mehr zu bedauern, als der Herr Vicepräsident Tejada, welcher schweigend und mit bewundernswürdiger Geduld anhörte, auf welch unfruchtbaren Boden seine guten Lehren und goldenen Worte gefallen waren. Endlich erklärte er diesen Zwischenfall für abgeschlossen, und nun erhob sich ein Senator Namens Sierra, um unter dem Fortlaufen seiner meisten Collegen, Freunde wie Gegner, ein von ihm gestelltes Amendement selbst zu unterstützen, weil sonst Niemand dieß unternehmen wollte. Ich machte es, wie die Mehrzahl der Senatoren, ich ging nämlich fort; und ich that wohl daran, denn am andern Morgen belehrten mich die Zeitungen, daß Herr Sierra, nachdem

er sein Amendement begründet hatte, dasselbe zurückzog, und daß damit die Sitzung um sechs Uhr geschlossen wurde.

Was ich als Redactor eines Strafgesetzbuchs solchen Senatoren androhen würde, welche Amendements begründen und dann zurückziehen, weiß ich nicht; von dem Werthe der Zeit und der Kürze des menschlichen Lebens scheinen besagte Senatoren jedenfalls nur sehr mangelhafte Begriffe zu haben. Ich war nüchtern in den Senat gegangen, und kam ganz entsetzlich nüchtern wieder heraus. Die hohe Versammlung wußte natürlich mindestens so gut und so genau, als ich Fremdling, welches das Ergebniß ihrer Abstimmung über die Indemnitätsbill sein werde. Und nicht obgleich, sondern weil (!) sie es wußte, machte sie in ihrer langsamen und langweiligen Weise fort; der gekränkte Ehrgeiz, die gedemüthigte Malice, die beleidigte Eitelkeit mußten vorerst Zeit erhalten, sich breit zu machen und auszusprechen, und dann erst konnte mit großer Majorität ausgesprochen werden, was selbstverständlich war, daß nämlich der Senat die von den Deputirten angenommene Vorlage keineswegs verwerfe.

Das ist denn doch eine Art, die Geschäfte der Länder und Völker zu behandeln, welche die Reden und Handlungen der Herren Narvaez, Bismark und Genossen nur gar zu sehr rechtfertigt. Und wolle Niemand behaupten, das sei eben in Spanien so! Nein, greifet in den eigenen Busen, und gestehet zu, daß es bei Euch eben so ist! Es wird mir Niemand mit Grund widersprechen können, wenn ich sage, daß fast Alles, was in den öffentlichen Plenarsitzungen der gesetzgebenden Körper vorkommt, reine Comödie, und daß von dem, was hinter den Coulissen vorgeht, ein nicht ganz unerheblicher Theil das Erzeugniß und Spiel der widerwärtigsten und selbstsüchtigsten Leidenschaften ist. Damit ist das Vorhandensein ächter Vaterlandsliebe, gediegener Einsicht und

Geschäftskenntniß nicht ausgeschlossen, weder in den spanischen Versammlungen, noch in den anderen; wer aber in ein solches Getriebe irgend einmal hineingesehen hat, der wird kaum zu behaupten vermögen, daß die Elemente der Vernunft und Tugend häufig die Hauptrolle spielen.

Zur Erleichterung der Controle für diejenigen Leser, welche etwa meine Schilderung mit spanischen Tagblättern vergleichen wollen, bemerke ich schließlich, daß die Sitzung der Deputirten, welcher ich anwohnte, am Freitag den 10., und die beschriebene Senatssitzung am Samstag den 11. Mai 1867 stattgefunden hat.

Um das Sitzungscapitel voll, auch meinen lieben und verehrten Collegen beim Constanzer Gerichtshof eine kleine Freude zu machen, will ich hier, weil ich sonst keinen passenden Platz dazu finde, noch erzählen, daß ich auch einer Sitzung des obersten Gerichtshofes — tribunal supremo — in Madrid, eingedenk meiner juristischen Pflicht und Eigenschaft, beigewohnt habe.

Ich wäre sogar in der beneidenswerthen Lage, die ganze Gerichtsverfassung der spanischen Residenz abschildern zu können; ich will aber im Interesse des Verlegers und der größten Zahl der Leser diese Gelehrsamkeit gerne bei mir behalten, und nur folgende wenige Worte sagen:

Der oberste Gerichtshof zu Madrid residirt in einem nicht sehr geschmackvollen Backsteingebäude am Ende der auf den Schloßplatz ausmündenden Fortsetzung der Calle mayor. In einem schönen, kühlen und dunkeln, mit dem über die Maaßen stattlichen Bild der Königin verzierten Saale ruhten sieben ältliche, langweilig und gelangweilt aussehende Richter, vor welchen ein Civilprozeß verhandelt wurde. Zwei Anwälte, in Toga und Barett, welch' letzteres aber nur der jeweils Schweigende auf dem Kopf behielt, vertheidigten sitzend die

Interessen ihrer respectiven Vollmachtgeber. Nichts Unpassenderes kann es geben, als einen Parteistandpunkt sitzend in öffentlicher Rede zu vertreten; der eine Anwalt, den ich hörte, rutschte auch in seiner Leidenschaft so unruhig und quecksilberhaft auf seinen Sitztheilen herum, daß ihm trotz der großen Kühle im Saal fortwährend der Schweiß über die Stirne lief, und er mich wahrhaft dauerte. Die Leute stritten um eine Vertrags-Erfüllung oder Auflösung, wie bei uns auch, und die „Kosten der zweiten und dritten Instanz" spielten eine sehr große Rolle, wie bei uns auch. Einen Protokollführer konnte ich nirgends bemerken; vielleicht sitzt er in Spanien hinter einer spanischen Wand. Daß die Sitzungen öffentlich sind, versteht sich von selbst. Als ich einmal zufällig eines meiner Beine über das andere schlug, wodurch der oberste Gerichtshof Spaniens eines etwas staubigen Stiefels ansichtig werden konnte, erschien sofort ein Gerichtsdiener bei mir, und theilte mir mit, daß man vor dem tribunal supremo nur mit neben einander auf dem Boden stehenden Füßen sitzen dürfe. Diese Art, einem Gerichtshof die schuldige Achtung zu erweisen, erquickte mich ungemein.

Als die Parteivorträge zu Ende waren, zog der Gerichtshof sich nicht zurück, sondern es wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, daß Anwälte und Zuhörer hinausgehen und die Richter sich selbst überlassen sollten, was mir besser gefiel, als das ewige Hinein- und wieder Herauslaufen, wie es bei uns Sitte ist.

VII. Die politische Lage des Landes.

An die Schilderung von Congreß und Senat knüpft sich wohl am passendsten Dasjenige an, was ich über Spaniens politische Lage mitzutheilen habe.

Es ist Nichts weniger als überflüssig, seine auf ehrlichem

Streben nach Wahrheit beruhende Meinung über diesen Gegenstand laut und deutlich auszusprechen. Denn Spanien ist ein Land, über welches bei uns nicht nur viel geirrt, sondern auch viel absichtlich gelogen wird, und Narvaez hatte keineswegs Unrecht, als er etwa vor einem halben Jahr durch eine diplomatische Circularnote der Welt mittheilen ließ, Spanien sei zu stolz, um einer solchen Presse gegenüber etwas zu sagen oder zu thun.

Ich habe vor wenigen Tagen mit einem guten Freunde über Spanien gesprochen. Der Mann hält etwas auf mich; er weiß, daß mich einzig das Streben nach Erkenntniß, die Liebe zur Wahrheit nach Spanien geführt hat. Ich habe ihm nach meiner Rückkehr den Totaleindruck der spanischen Zustände geschildert und er schien mir zu glauben. Seitdem hat er einige wenige Schandartikel über das Land gelesen und jetzt ist Alles vorbei. Wiewohl er weiß, daß ich aus eigener Anschauung rede, daß er persönlich sich auf mich verlassen kann, — er denkt an die gelesenen Artikel, hört mich schweigend an, und sein Gesicht verkündet mir den geheimen, aber festen Entschluß, mir Nichts zu glauben, sondern bei seinen Artikeln zu bleiben. Und warum? Gar viele Menschen glauben, gewiß mit Unrecht, aber sie glauben an einen Zusammenhang zwischen dem Geist, der sich in jenen Zeitungen breit macht, und dem Geist, welcher die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit vertheilt. Weil sie von letzterer Etwas haben wollen, unterwerfen sie sich Ersterem. —

Begegnet mir solcherlei da, wo ich es am wenigsten erwarten sollte, so kann ich kluger Weise nicht viel Hoffnung haben, daß in weitern Kreisen meine Meinung gebilligt werde; das soll mich aber nicht abhalten, sie zu sagen. Die Welt ist rund, und muß sich drehn; vielleicht kommt auch noch die Zeit, welche Gerechtigkeit bringt für die Wenigen, die

im allgemeinen Taumel klaren Kopf und sicheres Auge bewahrt haben.

Wenn wir begreifen wollen, in welcher Weise die gegenwärtigen Zustände Spaniens erwachsen sind, und mit welcher geschichtlichen Berechtigung die jetzige spanische Regierung auf der Vergangenheit ruht, so müssen wir auf die ganze spanische Geschichte einen kurzen Rückblick werfen.

Daß dieses Land jetzt noch in mancher Beziehung eine von dem übrigen Europa wesentlich verschiedene Stellung einnimmt, dieß kommt nicht von geringerer Geistesbildung seiner Bewohner, nicht von Fehlern seiner Regierungen her, sondern von seiner Jahrhunderte langen Berührung mit dem Morgenland und von seinen eben so langen und vielfältigen Glaubenskämpfen.

Zuerst von den Phöniciern, dann von den Carthaginiensern, später von den Arabern, vom Orient her theilweise oder ganz erobert, wendete sich das Land während großer Zeiträume vom übrigen Europa ab. Seine hohe Blüthe während der römischen Weltherrschaft ging nach einigen Jahrhunderten unter den Stürmen der Völkerwanderung zu Grunde, und schon das Westgothenreich wurde von heißen und blutigen Kämpfen zwischen Arianern und Katholiken zerrißen. Als dann die maurischen Eroberer die Reste der Westgothen in die äußersten Winkel des Landes drängten, ohne sie, kurzsichtiger Weise, dort zu vernichten, vereinigten sich die Gegensätze gegen das Morgenland und gegen den falschen Glauben in dem großen religiös-nationalen Kampfe gegen die Araber. Darum liegt Spanien mit seinem Ritterthum, seinen Heldenthaten, seiner eigenthümlichen Literatur, kurz mit seiner ganzen Geschichte während des Mittelalters ziemlich weit ab von dem großen Gang der mitteleuropäischen Entwicklung. Aber Land und Volk hatte in seiner Absonderung eine Kraft und innere

Größe herangebildet, welcher nur die Gelegenheit fehlte, um mit welthistorischer Bedeutung in den Vordergrund zu treten. Diese Gelegenheit kam, und in glänzender Weise. Ferdinand und Isabella vereinigten ohne Gewaltthat auf dem seltenen Wege der Heirath zweier fürstlicher Personen, die sich lieben, seit achthundert Jahren zum erstenmal ganz Spanien unter Einer Regierung, und so groß war das Herrschertalent dieses Königspaares, so entschieden zugleich die politische Bildung der Nation, daß nach wenigen Jahren Spanien mit einem Mal als der erste von den modernen Staatsideen durchdrungene und belebte politische Körper dastand. Es waren zwar die national-religiösen Kämpfe im Innern mit der Eroberung Granada's noch nicht vollständig überwunden. Die Bedrohung des Christenthums und der spanischen Nationalität durch die zahllosen, reichen und mächtigen Juden, sowie durch die in Europa gebliebenen Mauren nöthigten zu fortwährender Wachsamkeit, und führten zu dem unglücklichen Gedanken der Inquisition. Die Entdeckung America's warf einerseits einen neuen und glänzenden Schimmer des Ruhmes auf Spaniens Volk und Krone, verschlang aber, weit entfernt, das Land zu bereichern, während Jahrhunderten seine besten Kräfte an Menschen. Gleichwohl stand Spanien am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts glänzend da, und seine innerliche Culturentwicklung berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. In Kunst und Wissenschaft, Ackerbau und Gewerbe hatte das reichbegabte Volk in kurzer Zeit dem übrigen Europa sich gleichgestellt, theilweise es sogar überflügelt, und wenn unter einer nationalen Herrscherfamilie ohne besondere Störungen diese Entwicklung hätte fortgesetzt werden können, so wäre Spanien neben Deutschland an der Spitze der Culturwelt geblieben.

Allein die große Störung kam, und die Dynastie erlosch. Ferdinand und Isabella sahen ihre Kinder rings um sich her

sterben, und nur Karl V., als Sohn ihrer wahnsinnigen Tochter Johanna und Philipps von Oestreich, blieb als zukünftiger König Spaniens übrig. Seither haben Habsburger und Bourbonen den spanischen Thron besessen.

Im entschiedensten Gegensatz zu der gewöhnlichen Meinung muß ich es als ein hohes Glück für Spanien bezeichnen, daß ihm das Haus Habsburg als Herrscherfamilie zugetheilt war, wenn doch einmal das einheimische Königsgeschlecht nicht weiter blühen durfte. Denn Gerechtigkeitsliebe, versöhnliche Milde, und die Gabe, fremde Völkerindividualität zu begreifen und sich ihr anzupassen, sind unläugbare, in Spanien glänzend bewährte Vorzüge dieses Fürstenhauses.

Allein gleichzeitig trat die Reformation auf. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu untersuchen, ob und unter welchen Umständen und Voraussetzungen das berechtigte Bedürfniß der Kirchenverbesserung sein wesentliches Ziel ohne die Spaltung der Confessionen hätte erreichen können. Hier genügt es, festzustellen, daß in Spanien ein Reformationsbedürfniß, eine dem künftigen Protestantismus sich zuneigende Geistesrichtung überall nicht vorhanden war. Nach heißem und blutigem Kampf hatte dieses Volk endlich die Kleinodien seiner Sprache und seines katholischen Glaubens im ganzen Land zur unbestrittenen Herrschaft gebracht; es fing kaum erst an, sich des Genusses dieser Güter ungestört zu erfreuen, und hatte für einen Zweifel an der Wahrheit und ausschließlichen Vortrefflichkeit seines Glaubens nicht das allergeringste Verständniß. Dem Spanier konnte die Reformation nothwendig nur als etwas Teuflisches, sein heiligstes Besitzthum frevelhaft Bedrohendes erscheinen. So dachte und fühlte einstimmig die ganze Nation, und es ist die größte Verkehrtheit, zu glauben, die habsburgischen Herrscher hätten das spanische Volk zu einem begeistert katholischen erst gemacht.

Allein unterdessen war das Haus Habsburg im deutschen Reich in Folge seiner eigenen, nicht zu bezweifelnden Strenggläubigkeit, in Verbindung mit einer Reihe politischer Gründe und Verhältnisse, als der weltliche Beschützer des katholischen Princips aufgetreten. Karl V., das Haupt des Hauses, war zugleich König von Spanien, und wer kann sich wundern, daß er seine treuen Spanier in den Kampf führte gegen den neuen Geist, der sein Haus und sein Reich bedrohte? Strenge, ritterliche, bis zur Schwärmerei getriebene Loyalität war in allen Jahrhunderten ein Grundzug des spanischen Nationalcharakters. Nachdem daher Karl in den ersten Jahren seiner Regierung den unter dem Namen Comunidades bekannten, die Reaction des Mittelalters gegen den Staat der Neuzeit versuchenden Aufstand der castilischen Städte mit weiser Milde und Schonung erstickt, und von da an Liebe zum spanischen Volk und Verständniß seiner Eigenthümlichkeiten bewiesen hatte, so wendete sich ihm und seinem Hause die begeisterte Neigung des edlen Volkes zu. So stark ist diese Zuneigung in Spanien geworden und geblieben, daß ich keinen Widerspruch befürchte, wenn ich behaupte, daß jetzt noch Karl V. und Philipp II. bei der Masse des spanischen Volkes die populärsten Monarchen der spanischen Geschichte sind. Gleichwohl aber zeigt sich schon unter Karl V. eine gewisse Sehnsucht der spanischen Nation, sich wieder auf sich selbst zurückzuziehen. Die Klagen über die häufige und lange Abwesenheit des geliebten Königs, der Widerwille gegen die beständige Verflechtung des Landes in die großen europäischen Händel und Wirren geben sich von Zeit zu Zeit kund, und mit großer Naivetät rathen einmal die castilischen Stände ihrem königlichen Herrn, er solle zu ihnen kommen und bei ihnen bleiben, in einem Land, wo er keinerlei Kampf mit Ketzern und Ketzereien zu fürchten habe.

Als nun Karl's Sohn Philipp II. diesen Wunsch seines

Volkes erfüllte, und sich zugleich in Denkart und Sitte als ein vollendeter Castilianer darstellte, jauchzte die ganze Nation ihm mit Dank und glühender Begeisterung zu. Schwerer ist wohl kein Monarch verurtheilt worden, als er, und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ein großer Theil dieses Urtheils auf Ungerechtigkeit beruht. Weder seinen Privatcharakter von Flecken, noch seine Regierungspolitik von Verkehrtheiten freizusprechen ist meine Absicht. Allein wenn er sich an die Spitze der katholischen Parthei in Europa stellte, und den Kampf gegen das im Bund mit dem stets treulosen Frankreich Spaniens Vernichtung anstrebende protestantische England mit riesigen Mitteln aufnahm, so that er nur, wozu Gesinnung, politische Stellung und Wille seines Volkes ihn unwiderstehlich zwangen. Und wenn seine nie genug zu beklagende Inquisition Ketzer verbrannt hat, so that sie nur, was Englands Elisabeth gegen die Katholiken in reichstem Maße that. Und wenn Philipp — angenommen, daß es geschehen sei — den Feind im eigenen Hause gespürt, und das Vatergefühl der vermeintlichen Königspflicht, den Sohn Don Carlos der von ihm geglaubten weltgeschichtlichen Mission Spaniens geopfert hat, so that er nur, was wir an alten Römern zu bewundern jetzt noch gelehrt werden.

Aber Spanien unterlag in dem großen Kampf. Der Protestantismus war nicht wieder zu unterdrücken, Deutschland blieb politisch zerrissen, Englands Seemacht wuchs, Frankreichs Staatseinheit befestigte sich. Spanien war allein, es mußte, wiewohl immer noch groß und mächtig, Frieden schließen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß schon unter Philipp II. Spaniens Größe und Reichthum sank, daß unter seinen Nachfolgern Philipp III. und IV., während des eigentlich goldenen Zeitalters der spanischen Literatur, dieses Sinken in bedenklicher Weise sich steigerte, und daß unter dem letzten Habs-

burger, Karl II., von der einstigen Macht, von dem früheren Glücke des Landes und des Volkes wenig mehr übrig war.

Es ist aber nicht gerecht, den Königen, welche freilich genug zu wünschen übrig ließen, die ganze Schuld an dem nationalen Unglück zuzuschreiben. Sie waren allerdings nicht befähigt genug, um die Nation aus ihren Verirrungen und Uebertreibungen emporzureißen; allein dieß ist im Grund der einzige Vorwurf, der sich ihnen machen läßt; die Ursache des Uebels aber lag sicherlich in den falschen Wegen, welche der Volksgeist, unabhängig von den persönlichen Eigenschaften der Könige, betreten hatte.

Diese falschen Neigungen, welchen das spanische Volk namentlich im siebzehnten Jahrhundert sich hingab, lassen sich in zwei Worte zusammenfassen: Religionsschwärmerei und Indolenz. Diese zwei Worte bezeichnen das genaue Gegentheil derjenigen Eigenschaften, welche zu irdischem und politischem Gedeihen führen; und indem das spanische Volk Religiosität und edlen Stolz mit jenen Extremen verwechselte, zog es sich die schwere Prüfung zu, deren Nachwehen jetzt noch nicht überwunden sind. Die Vernachlässigung der materiellen Lebensinteressen, das gänzliche Aufgehen in glühender Andacht und Begeisterung für die Glaubensreinheit, die mit Beidem verbundene Absonderung vom übrigen Europa mußten das Staatswesen herunter bringen. Allein wer könnte läugnen, daß nur bei einem Volk von idealer und großartiger Geistesanlage und Begabung *solche* Verirrungen möglich waren?

Der Erbfolgekrieg brachte mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die bourbonische Königsfamilie auf den spanischen Thron, welchen sie noch heute, als den letzten ihrer Throne bei dem treuesten ihrer Völker, besitzt. Auch hier muß ich der vielverbreiteten Meinung, als ob es nunmehr in Spanien

wesentlich besser geworden wäre, mit ehrlichster Ueberzeugung widersprechen, wobei die geschichtlichen Thatsachen ganz gewiß auf meiner Seite sind. Während es zu den unzweifelhaften Vorzügen des habsburgischen Wesens gehört, geschichtlich begründete und wohlberechtigte Eigenthümlichkeiten zu verstehen und zu schonen, was namentlich in Spanien in hohem Maß und fern von allem Despotismus geschehen war, brachte Philipp V., der erste Bourbon, mit dem französischen Geist natürlich in erster Reihe die Centralisation, das Nivelliren auf den Thron. Vollständige Vernichtung der von Habsburg geschonten ständischen Verfassungen von Aragonien, Catalonien und Valencia, Aufhebung der von Habsburg geachteten urspanischen Thronfolgeordnung, förmliche theoretische Verkündung und rücksichtslose practische Uebung des ärgsten Absolutismus waren die wesentlichsten Thaten des neuen Herrschers.

Er, und seine Nachfolger noch mehr als er, sind allerdings den materiellen Interessen eifriger zugewendet gewesen, als die letzten Habsburger. Es kam aber nicht viel dabei heraus, weil das Volk diesen Bemühungen fremd blieb, und weil die Herrscher das Volk nicht verstanden. Die oben bezeichneten Quellen des Unglücks dauerten unvermindert fort; das Volk lebte theilnahmslos vor sich hin, die Könige hetzten sich in fruchtlosen Bemühungen ab.

Karl III. ist in Spanien der Vertreter jener Periode des aufgeklärten Despotismus, welcher nirgends, als in Preußen, etwas Dauerndes geschaffen hat. Während er und seine Minister sich mit vergeblicher Aufhebung des Jesuitenordens und mit vielerlei kostbaren Bauten, unglücklichen Kriegen und verkehrten Intriguen abquälten, hatten sie nicht einmal einen Begriff davon, daß das Volk alle ihre Bestrebungen ignorirte, allen ihren Anschauungen fremd blieb. Der König selbst war so gewissenlos oder so einsichtslos, daß er auf die Erziehung

seines Sohnes und Thronerben nicht die geringste Sorgfalt verwendete, und so befand sich Spanien beim Regierungsantritt Karl's IV., an der Schwelle der französischen Revolution, auf einem tieferen Standpunkt und in einem schlechteren Zustand, als zur Zeit des Aussterbens der Habsburger.

Während unter den östreichischen Fürsten der spanische Hof sich stets durch eine verhältnißmäßige Sittenstrenge ausgezeichnet hatte, welche, wenn auch nur etwas Aeußerliches, doch noch etwas relativ Gutes ist, war durch die Bourbonen mit anderem französischem Elend auch die empörendste Unsittlichkeit am Hof und in der königlichen Familie über Spanien gekommen. Da es nicht die Aufgabe dieser Zeilen ist, spanische Geschichte zu schreiben, so will ich nicht wiederholen, welcher Scandal zwischen Karl IV., seinem Sohn Ferdinand, der Königin Marie Luise, und dem Friedensfürsten Manuel Godoy Spanien so weit gebracht hat, daß Napoleon ehrlich glauben mochte, ein jedes Regiment werde dem Volke lieber sein, als ein solches.

So war denn dieses edle, reich begabte Volk nicht nur durch schlechte Regierung, sondern auch durch eigene leidenschaftliche Verfolgung falscher Wege, dahin gekommen, daß ein fremder Eroberer mit seinen Soldaten Nationalität, Religion, Sitte und Loyaliät mit Füßen treten und dabei noch laut den Anspruch erheben konnte, er wolle diesem Land die größten Wohlthaten erweisen. Allein der 2. Mai 1808 donnerte ihm ein furchtbares Nein! in die der Wahrheit entwöhnten Ohren. Die Bedeutung der englischen Hilfe, der Verlauf und Ausgang des Kampfes, die furchtbaren Leiden des Landes während der Dauer desselben sind bekannt; hier fragen wir nur, was für Spaniens Zukunft während desselben geschah.

Und da ist die Antwort traurig genug. Wohlmeinende, während der größten Kampfesnoth nach Cadiz zusammenbe-

rufene Männer erklärten sich als Cortes des Reichs, verkündeten das Dogma von der Volkssouveränetät, und schrieben eine große Anzahl von Paragraphen auf ein Stück Papier, welches unter dem Namen der Verfassung vom 18. März 1812 seither namenloses Unglück angerichtet hat.

Gegen die Lehre von der Völkssouveränität habe ich wenig einzuwenden. Das Volk ist das Substrat des Staats; er kann nicht sein ohne es, und des Volkes Lebenszwecke sind des Staates Aufgaben. Wenn also das Volk sich für souverän erklären und dann gehörig regieren läßt, so ist bei diesem unschuldigen Vergnügen Nichts zu erinnern. Mit einem solchen Satz oder Wort kommt man im Leben nicht um einen Schritt vorwärts oder rückwärts. Aber gefahrvoll und heillos wird die Sache, wenn Männer ohne klaren Verstand, voll verkehrter Meinungen über Geschichte und Politik, sich hinsetzen und constituirende Versammlung nennen. Daß man mittelst des Schreibens nie Recht schaffen, sondern nur bestehendes Recht aufschreiben kann, das wußten die Cortes von 1810 nicht; sie schrieben sich daher ein Staatsrecht auf, welches nirgends bestand, als in ihren von den Verkehrtheiten der französischen Revolution erhitzten Köpfen, ein Recept, welches weder dem Magen des spanischen Volkes, noch dem irgend eines Königs behagen konnte. Theoretisch die Staatsgewalt in die gesetzgebende, ausführende und richterliche theilend, verweist diese Verfassung nahezu die gesammte Administration in das Gebiet der Gesetzgebung, und diese letztere wird den Cortes thatsächlich allein gegeben. Ihnen gegenüber wird dem König eine Stellung zugewiesen, welche offenbar kein Mann ertragen könnte: die von den Cortes angenommenen Gesetzentwürfe hat er zu billigen, und wenn die Cortes in drei Sitzungen nach einander gegen den königlichen Willen Dasselbe beschließen, so versteht sich die königliche Sanction

von selbst. Der König kann die Cortes weder berufen, noch vertagen, noch auflösen; sie kommen ohne ihn kraft Gesetzes zusammen, um das gesammte Staatsleben zu bestimmen und zu beherrschen, und bis zu ihrer nächsten Zusammenkunft eine permanente Deputation zurückzulassen. Wenn der König ohne Zustimmung der Cortes heirathet oder die Gränze des Landes überschreitet, so gilt er als die Krone niederlegend. Wahrlich, die Meinung, irgend ein Monarch, nicht etwa bloß Ferdinand VII., werde jemals eine solche Verfassung ehrlich zu halten gewillt sein, beruht auf dem totalsten Mangel an Verstand und Menschenkenntniß.

Allein auch das spanische Volk, wiewohl die Verfassung ihm durch Anerkennung der katholischen Religion, als der einzig wahren, und durch das Verbot der Ausübung irgend einer andern zu schmeicheln suchte, wollte von diesen bedauerlichen Paragraphen im Grund genommen Nichts wissen. Die Nation wollte das Königthum, wie sie auch noch heute wesentlich monarchisch gesinnt ist. Als darum Ferdinand VII., der in seiner Person die Mängel der Habsburger und die schlechten Eigenschaften der Bourbons in seltenster Entfaltung vereinigte, unmittelbar nach seiner Rückkehr in's Land die blutige Verfolgung Derer begann, die für ihn gekämpft hatten, und durch Verordnung vom 4. Mai 1814 die Verfassung und alle Beschlüsse der Cortes für null und nichtig erklärte, da hatte er sein begeistert loyales Volk — auf seiner Seite.

Man kann sehr wohl die Mißgriffe und Thorheiten der Gesetzgeber von Cadiz erkennen und beklagen, ohne mit Ferdinand's VII. Regierungspolitik irgend Etwas gemein zu haben. In der That verdient diese Regierung unbedingte Verwerfung, und hat keinerlei Entschuldigung für sich. Statt an die Stelle der Verfassung von 1812 von sich aus etwas Vernünftiges und Haltbares zu setzen, was vom Volk mit Dank

und Freude wäre aufgenommen worden, gefiel der König sich in ewigem Verfolgen und Unterdrücken. Die staatsrechtlichen Verhältnisse blieben ebenso vernachlässigt, wie die materiellen Interessen.

Nachdem diese Wirthschaft einige Jahre gedauert hatte, begannen die Militäraufstände, und mit ihnen ein weiteres Uebel, an welchem Spanien bis in die neueste Zeit leidet. Wenn eine Armee einmal die Erfahrung gemacht hat, daß sie politisiren und sich empören darf, und daß solches Unterfangen zum Sieg, zu Gold und Ehre führen kann, so ist es furchtbar schwer, ihr das wieder abzugewöhnen. Die spanische Armee, welche im Jahre 1820 von Cadiz aus in den hoffnungslosen Kampf gegen die abgefallenen Colonieen in America gehen sollte, zog es vor, unter Riego und Quiroga gegen Madrid zu marschiren, und — die Verfassung von 1812 zu proclamiren.

Daß es immer noch keine einsichtsvollen und besonnenen Staatsmänner in Spanien gab, ergibt sich klar daraus, daß nochmals der Versuch mit der unseligen Verfassung von 1812 gemacht und auch in der Regierungspraxis der wahnsinnigste Radicalismus getrieben wurde. Niemand dachte daran, für die Zukunft etwas Dauerndes zu schaffen; Alles lebte in unsinnigem Taumel dahin, die monarchische und clericale Reactionspartei wurde natürlich auf's Höchste erbittert und gereizt, und so mußte sich im Jahre 1823 die spanische Nation einen neuen französischen Einfall in ihr Land gefallen lassen, welchen der Herzog von Angoulème in Folge der Beschlüsse des Congresses von Verona vornahm, um in dem zerrissenen, nicht zu sich selber kommenden Lande Ordnung zu schaffen.

Und so groß war in der That des Volkes Sehnsucht nach dieser Ordnung, daß sogar die Franzosen ohne ernstlichen Widerstand, vielfach mit offener Freude empfangen

wurden. Der von den Cortes nach Südspanien fortgeführte König war bald befreit, und abermals richtete er, ohne aus dem Geschehenen irgend Etwas gelernt zu haben, auf den Trümmern der Verfassung von 1812 seinen absoluten Thron und seine Restaurationspolitik auf.

Daß den Thaten und Ereignissen von 1820 bis 1823 eine harte Reaction folgen mußte, liegt in der Natur der Dinge und des Menschen; ich will diese Reaction nicht schildern; sie war grausam genug, und zu Gunsten des Königs kann nur das Eine gesagt werden, daß seine Partei noch ärger hausen wollte, als er selbst. Zweierlei aber lag dem König als heilige Pflicht ob: ernste Fürsorge für die wirthschaftlichen Zustände des Landes, und Neubegründung seiner staatsrechtlichen Verhältnisse im Sinn einer gemäßigten und vernünftigen Monarchie. Beides hat er gänzlich vernachlässigt: er starb, 1833, nachdem für Nichts gesorgt war, als dafür, daß sein unmündiges Kind Isabella den Bürgerkrieg an der Schwelle des Lebens und an den Stufen des Thrones finde.

So bestieg die jetzt regierende Königin ihren Thron, um mich dieses Ausdrucks bei einem Kinde von drei Jahren zu bedienen. Wer sich lebhaft überzeugen will, daß Spanien seit der ersten Isabella unter keiner Regierung solche Fortschritte gemacht hat, wie unter dieser, der betrachte das heutige Spanien, und vergegenwärtige sich den Zustand desselben im Jahre 1833. Damals Absolutismus, Bürgerkrieg, Bankrott, Ruinen; jetzt eine haltbare Verfassung, ein außerordentlicher materieller Aufschwung, ein großes Eisenbahnnetz, immer mehr sich verbreitende Erkenntniß dessen, was Noth thut. Wahrlich, es ist nicht Kleines geschehen, und in dem Geleisteten liegt die Bürgschaft für das noch zu Leistende.

Ferdinand's VII. Tod verkündete das Ende des Absolutismus. Spanien ist seit 1834 ununterbrochen ein consti-

tutioneller Staat gewesen. Denn Isabella's Mutter war genöthigt, gegen die Anhänger des Kronprätendenten Don Carlos sich mit den freisinnigen Elementen der Nation zu verbinden, und aus dieser Verbindung ging die erste spanische Verfassung hervor, welche den realen Verhältnissen Rechnung trug und wenigstens in den Grundgedanken einige Hoffnung auf practisches Bestehen gewährte. Der berühmte Schriftsteller und Staatsmann Martinez de la Rosa schuf die octroirte Verfassung vom 10. April 1834, das Estatuto real. An die Stelle der Einen, souveränen Cortesversammlung sollten zwei Ständekammern mit gemäßigten Befugnissen treten; die erste aus den Erzbischöfen und Bischöfen, den Granden und sonstigem hohen Adel, sowie einer unbestimmten Anzahl von hervorragenden Männern als Vertretern des Grundbesitzes, der Industrie, des Handels und der Wissenschaft, die zweite aus gewählten Vertretern von einem gewissen Vermögen und mindestens dreißig Lebensjahren bestehend. Berufung, Vertagung, Auflösung dieser Cortes, sowie Ernennung ihrer Vorsitzenden soll dem König zustehen. Zur Gesetzgebung und Steuerauflage soll Zustimmung beider Kammern nöthig sein. Diese Verfassung enthielt im Wesentlichen Alles, was in einer wirklichen Monarchie das Volk braucht, um einen berechtigten Antheil an der Führung seiner Geschäfte auszuüben; es hätte sich mit ihr recht wohl leben lassen. Allein die Zeiten waren zu wild und leidenschaftlich aufgeregt. Auf der einen Seite behauptete sich der carlistische Aufstand unter heldenmüthigen und reichbegabten Führern, wie namentlich der General Zumalacarreguy, in den baskischen Provinzen, welche keineswegs bloß für den Absolutismus, sondern mehr noch für Erhaltung ihrer provinziellen Vorrechte und Eigenthümlichkeiten kämpften. Auf der andern Seite zerfielen die Anhänger Isabella's in die zwei Parteien der Gemäßigten und Fortschrittsmänner,

Moderados und Progressisten, deren Gegensatz jetzt noch fortdauert, und welche, obwohl auf dem gemeinsamen Boden der weiblichen Thronfolge und des constitutionellen Regiments stehend, von nun an sich auf das Heftigste bekämpften. Und diese Erbitterung hat in der That ihren guten Grund; denn die Lehren der Progressisten führen, ihnen selbst keineswegs immer bewußt, in consequenter Fortbildung zum Umsturz des Thrones und der Verfassung.

Parallel mit diesen Parteistellungen laufen die gegenseitigen Kämpfe der verschiedenen Generale. An der Spitze der Moderado's erscheint Narvaez, noch heute ihr Haupt, der tüchtigste General und größte Staatsmann Spaniens; Espartero, ein glücklicher Soldat ohne politische Einsicht oder Gesinnung, schwingt sich, oder wird durch die Ereignisse getragen an die Spitze der Progressisten.

Nachdem die Verfassung von 1834 kurze Zeit bestanden hatte, war es abermals ein muthwilliger Militäraufstand, der unter dem Vorwand der Verfassung von 1812 Alles über den Haufen warf. Am 12. August 1836 erzwangen aufrührerische Soldaten von der im Schloß la Granja weilenden Regentin Maria Christina die Einführung der unglückseligen Cortesverfassung.

Allein bei dieser Gelegenheit zeigte sich doch ein entschiedener Fortschritt. Niemand war jetzt noch so unvernünftig, auf der unveränderten Einführung der Verfassung von 1812 beharren zu wollen; man war einig über das Bedürfniß einer Revision. Es wurde diese Revision unter dem Progressisten-Ministerium Calatrava vorgenommen durch nach der Verfassung von 1812 berufene constituirende Cortes. Das Ergebniß ihrer Thätigkeit war eine dritte Verfassung, die vom 8. Juni 1837.

Dieses Werk, weit verständiger als die Verfassung von

1812, trägt gleichwohl die Spuren dieser seiner Grundlage noch allzu deutlich an sich, wie sich aus folgenden Hauptbestimmungen ergeben wird:

Die Volksvertretung zerfällt in die zwei Kammern der Procuradoren (Abgeordneten) und des Senats. Für die Abgeordnetenkammer wählt jede Provinz durch directe Wahlen für je fünfzigtausend Seelen einen Abgeordneten auf drei Jahre. Für den Senat schlägt jede Provinz auf je fünfundachtzigtausend Seelen drei Candidaten vor, von denen der König Einen ernennt; bei jeder allgemeinen Abgeordnetenwahl scheidet ein Dritttheil der Senatoren aus. Die Söhne des Königs und des Thronerben sind mit fünfundzwanzig Jahren Senatoren; sonst muß jeder Senator vierzig Jahre alt sein, und ein gewisses jährliches Einkommen haben. Um als Abgeordneter wählbar zu sein, braucht man nur Spanier, im Lande ansäßig, und wenigstens fünfundzwanzig Jahre alt zu sein. Diäten erhalten die Volksvertreter nicht. Die Cortes sollen sich jährlich versammeln; der König hat das Recht, sie zu berufen, zu vertagen, und aufzulösen; in letzterm Fall muß er binnen drei Monaten eine neugewählte Versammlung berufen. Werden die Cortes bis zum 1. December nicht einberufen, so versammeln sie sich an diesem Tag von selbst. Jede der beiden Kammern hat, wie der König, die Initiative der Gesetzgebung. Der König ist mit vierzehn Jahren großjährig; die Cortes haben das Recht, regierungsunfähige Prinzen auszuschließen, und nach Erlöschung aller Linien des königlichen Hauses über die Thronfolge zu bestimmen.

Abgesehen von manchen andern wesentlichen Bedenken, braucht man von allem Angeführten nur die einzige Bestimmung über die Bildung des Senats zu lesen, um zum Voraus überzeugt zu sein, daß die Lebensdauer dieser Constitution gleichfalls nur eine sehr kurze sein konnte. Und sie wäre

schon früher gefallen, als dieß wirklich geschah, wenn nicht ein anderes Ereigniß den General Espartero an die Spitze Spaniens gebracht hätte. Ihm gelang es, durch kluge Benützung der im carlistischen Lager zwischen den baskischen Elementen und den politisch-religiösen Parteigängern des Prätendenten herrschenden Zwietracht die Convention zu Vergara vom 29. August 1839 herbeizuführen, mittelst welcher der größte Theil der carlistischen Truppen die Waffen niederlegte, wogegen Espartero seine Verwendung bei der Regierung für die Erhaltung der baskischen Provinzial-Vorrechte und Freiheiten zusagte.

Damit war der lange Bürgerkrieg beendigt. Espartero wurde belohnt, gepriesen, gehätschelt, wie dieß leicht begreiflich ist; er war in eminentem Sinn der erste Mann des Landes.

Da geschah es, daß das gerade aus Moderado's bestehende Ministerium, gestützt auf eine in seinem Sinn zu Stande gekommene Volksvertretung, die mit der Verfassung von 1837 verbundene Gemeindeordnung in conservativem und centralistischem Sinn abändern wollte. Espartero durfte es wagen, von der Regentin zu verlangen, daß sie dem desfallsigen Gesetzentwurf ihre Sanction verweigere. Als sie dem unbotmäßigen General nicht gehorchte, brach von Neuem der Militäraufstand aus; Maria Christina, welche durch ihr Verhältniß mit dem Leibgardisten Munnoz seit Jahren des Scandals genug gegeben hatte, war genöthigt, am 12. October 1840 die Regentschaft niederzulegen und Spanien zu verlassen.

Am 8. Mai 1841 ward Espartero von den Cortes zum Regenten gewählt. Allein die innern Widersprüche seiner Stellung und seiner Handlungen kehrten sich bald genug gegen ihn. Thatsächlich ein soldatischer Dictator, stand er den Reden und der Theorie nach an der Spitze der extremsten Fortschrittspartei. Obgleich Klöster und Kirchengüter schon seit

1836 als Opfer gefallen waren, nahm bei der allgemeinen Unruhe, dem Stocken aller productiven Thätigkeit und den unaufhörlichen Ministerwechseln das wirthschaftliche Elend des Landes unter Espartero's Regierung in entsetzlichem Maße zu. Gleichzeitig spukten überall Militäraufstände, und der Regent sah wohl ein, daß wieder ein Regiment im Lande sein müsse. Seine darauf gerichtete Thätigkeit fand aber nicht die Anerkennung, welche sie brauchte; einen Aufstand in Barcelona mußte Espartero Ende 1842 durch ein Bombardement der nämlichen Stadt niederschlagen, in welcher er sich vor so kurzer Zeit gegen die legitime Staatsgewalt aufgelehnt hatte. Schon im Mai 1843 brach der Aufstand gegen Espartero im ganzen Lande und von Seiten aller Parteien aus; am 30. Juli 1843 flüchtete der Exregent, der gefeierte „Siegesherzog“, auf ein englisches Dampfschiff.

Bei diesem Aufstande sehen wir so ziemlich alle die Männer betheiligt, welche seither die Geschicke Spaniens vorzugsweise in ihrer Hand gehabt, oder verwirrt haben. General Prim eröffnete den Aufstand an der Spitze der Progressisten; O'Donnell, der nachherige Führer der liberalen Union, und Narvaez, das erste Haupt der Moderado's, kehren aus der Verbannung zurück und bekämpfen von ihrem Standpunkt aus den bisher allmächtigen Gegner. Narvaez war es insbesondere, vor dessen militärischer Tüchtigkeit Espartero's Waffen brachen.

Unterdessen hatten die Cortes am 8. November 1843 die Königin für großjährig erklärt. Das progressistische Ministerium Olózaga erlag vor den unter der Leitung von Narvaez es bekämpfenden Gemäßigten, und das Frühjahr 1844 brachte ihn an die Spitze der Geschäfte.

Daß er in dem heillos zerrütteten Lande mit bitterm Ernst und gewaltiger Faust auftreten mußte, versteht sich von

selbst, und daß der siegreiche Soldat dieß sehr wohl verstand, ist nicht minder leicht zu begreifen. Daß er aber weder der clericalen, noch der absolutistischen Reaction dient, daß er vielmehr ein constitutionell-monarchischer, politischer Character ist, hat er in der nunmehr folgenden, für Spanien als sehr glücklich zu bezeichnenden Epoche bis 1851 in unzweideutigen Thaten an den Tag gelegt. Die hervorragendsten Männer Spaniens, wie Mon und Martinez de la Rosa, verbanden sich mit Narvaez, um das Land zu organisiren; eine Gemeindeordnung, eine neue Steuergesetzgebung, ein neues Unterrichtsgesetz wurde geschaffen, Alles in gesundem conservativem Geiste, in einer Art, die auf Bestand und allmäligen Fortschritt zum Bessern hoffen ließ.

In gleichem Sinne wurde nunmehr auch die vierte Constitution gemacht, welche im Wesentlichen jetzt noch besteht. All dieses unselige Experimentiren von 1812 bis 1845 hatte das Land dem vollendeten Doctrinarismus der Cortes von Cadiz zu verdanken; von Stufe zu Stufe, auf dem Wege der schmerzlichsten Prüfungen und unsäglicher Leiden, mußte das Volk sich frei machen von jenen papiernen Paragraphen, jenen traurigen Uebertreibungen.

Die Verfassung vom 23. Mai 1845, in vielen Punkten mit der von 1837 gleichlautend, beseitigte natürlich vor Allem die schon oben hervorgehobene progressistische Thorheit bezüglich der Zusammensetzung des Senats. Derselbe soll nunmehr in der Art gebildet werden, daß der König die Mitglieder in unbeschränkter Zahl ernennt, jedoch nur aus den Granden von Spanien, den höchsten Staats- und Kirchen-Beamten, Denjenigen, welche schon dreimal Mitglieder der Cortes waren, und außerdem ein gewisses Einkommen aus festem Grundbesitz haben. Die Söhne des Königs und des Thronerben sind mit fünfundzwanzig Jahren kraft Gesetzes Senatoren. Der

Senat richtet auf Anklage der Deputirtenkammer über Staatsverbrechen der Minister.

Die Deputirtenkammer oder der Congreß soll aus dreihundertneunundvierzig Abgeordneten bestehen, die Wahl eine directe, Wahlfähigkeit und Wählbarkeit aber an einen Census gebunden sein. Die Wahl ist geheim; die Abgeordneten werden auf fünf Jahre gewählt, und beziehen keine Dieten. Den Cortes wurde das Recht genommen, sich ohne königliche Einberufung zu versammeln, dagegen dem Congreß die Befugniß eingeräumt, sein Bureau selbst zu wählen. Die Finanzgesetze gehen zuerst an den Congreß; jeder gesetzgebende Körper übt, wie der König, die Initiative der Gesetzgebung. Wenn einer dieser drei Factoren eine Gesetzvorlage verwirft, darf sie in derselben Legislatsperiode nicht abermals eingebracht werden. Beseitigt ist ferner die Bestimmung, daß der König ohne Zustimmung der Cortes das Land nicht verlassen darf; von seiner Verheirathung hat er, wie der Thronerbe, die Cortes in Kenntniß zu setzen; die desfallsigen Eheverträge unterliegen ihrer Genehmigung. Eine etwaige Verheirathung der Königin mit einem Sohn des Don Carlos wurde — nach meiner Meinung unglücklicher Weise — durch einen besonderen Verfassungsparagraphen unmöglich gemacht. Der Ausdruck des Princips der Volkssouveränität kommt in dieser Verfassung nicht mehr vor.

Die nach Abschluß der Verfassungswerkes in allen, namentlich auch in den wirthschaftlichen Zuständen des Landes sich kundgebende, hocherfreuliche Besserung wurde leider vielfach beeinträchtigt und gestört durch die heillosen, namentlich Ludwig Philipp'schen Intriguen, welche sich mit der Verheirathung der Königin und ihrer Schwester Luise beschäftigten.

Keinen Augenblick wollen wir uns mit diesem Gegenstand aufhalten; denn es steht unwiderruflich fest, daß am 10. Ok-

tober 1846 die Königin Isabella ihren jetzigen Gemahl, und gleichzeitig ihre Schwester den Herzog von Montpensier, Louis Philipp's jüngsten Sohn, heiratheten.

Der zweimal vorübergehend gestürzte Narvaez, nunmehr Grande von Spanien und Herzog von Valencia, ergriff mit seiner festen Hand im Jahr 1847 die Zügel der Regierung abermals. Jetzt handelte es sich nicht mehr darum, Verfassungen zu machen, sondern weise und kraftvoll zu regieren. Und welcher politische Gegner könnte so verbissen und ungerecht sein, um diese Eigenschaften der spanischen Regierung von 1847 bis 1851 abzusprechen?

Während fast ganz Europa, jedenfalls ganz Mitteleuropa, die schweren und wahnsinnigen Zeiten der Jahre 1848 und 1849 erlitt, wurden in Spanien die Verhältnisse mit jedem Tag besser. Während das Land, in welchem ich schreibe, unter einem ebenso sinnlosen, als verbrecherischen Aufstand blutete, verkündete unter der Regierung des Generals Narvaez, welchen jetzt unsere Zeitungen als einen wüthenden Reactionär und Bluthund darstellen, ein Decret Isabella's vom 9. Juni 1849 eine ausnahmslose Amnestie, und fügte bei, die Königin von Spanien könne dem von Revolution und Contrerevolution hin und her gerissenen Europa durch diesen allgemeinen Gnadenact den Beweis geben, wie fest ihr Thron auf die Liebe ihres Volkes gegründet sei.

Die politischen Gegner des Generals Narvaez versprachen ihm in feierlicher Sitzung des Congresses durch den Mund ihrer Pateihäupter, von jetzt an jeden Gedanken an Aufstand oder Gewaltthat fallen zu lassen, und nur auf dem loyalen Weg parlamentarischer Debatte ihre politischen Meinungen zur Geltung zu bringen. Es war dieß ein Standpunkt, zu welchem sich die politischen Parteien Spaniens vorher noch niemals emporgeschwungen hatten.

Die abermalige Störung dieser glücklichen Entwicklung ward herbeigeführt einerseits durch reactionäre Bestrebungen am Hof, mit welchen Narvaez keineswegs einverstanden war, andererseits durch die Benützung dieser Verkehrtheit von Seiten eines ehrgeizigen Generals.

Dießmal war es O'Donnell, der im Sommer 1854 zu den Waffen griff, und eine abermalige Revolution voll radicalen Unsinns und democratischer Träumerei herbeirief, die natürlich eben so sehr über des aufständischen Generals Zwecke und Ziele hinausgriff, als man aus ihrem Handeln auf die kurze Dauer dieser neuen Herrlichkeit schließen konnte. Die democratisch-revolutionäre Bewegung führte natürlich den General Espartero zum zweiten Mal an die Spitze der Geschäfte. Ich traue mir selbst keine entschiedene Ueberzeugung darüber zu, ob er mit der Zeit ein ehrlicher Mann geworden ist und an seine eigene Democraten-Qualität glaubt, oder wie es sich sonst mit ihm verhält. Gewiß ist nur, daß constituirende Cortes unter seinem Regiment (1854—56) eine radicale Verfassung berathen haben, welche wir nicht einmal als Spaniens fünfte zu bezeichnen, noch auch uns sonst mit ihr zu beschäftigen brauchen. Denn bevor sie auch nur zur Verkündigung gelangte, trat O'Donnell an Espartero's Stelle und stellte die Verfassung vom 23. Mai 1845 wieder her. Kein Wunder bei solchen Umständen, daß schon im Spätjahr 1856 Narvaez von Neuem das Ruder in der Hand hatte. Und eben so wenig wird man sich zu wundern haben, wenn er nach den Erlebnissen seit 1854 nicht milder und nicht liberaler geworden war, und insbesondere eine Verfassungsreform nach rechts eintreten ließ. Dabei ist aber nie zu vergessen, daß Narvaez stets im Interesse der Krone Isabella's und der constitutionellen Monarchie handelt, und daß seine anscheinend am weitesten gehenden Handlungen keinen andern

Sinn haben, als den, durch Erhaltung der Staatsordnung gegenüber der Umsturzpartei die Begehren der absolutistischen Reaction unnöthig und damit unmöglich zu machen. Dieß zeigt sich insbesondere in der eben erwähnten Verfassungsreform vom 27. Juli 1857, welche sich auf die Geschäftsordnung der gesetzgebenden Häuser und auf conservative Modificationen in der Zusammensetzung des Senats beschränkte. Derselbe soll hiernach bestehen aus den fünfundzwanzig Jahre alten Söhnen des Königs und des Thronerben, aus den Erzbischöfen, dem Patriarchen von Indien, den Generalcapitänen der Armee und der Flotte, den Granden, welche zweihunderttausend Realen (etwa fünfundzwanzigtausend Gulden) feste Rente aus Grundbesitz genießen, und einer unbestimmten Anzahl vom König zu ernennender Mitglieder. Die Granden sollen befugt sein, ihre Güter in Majorate zu verwandeln. Der Sinn dieser letztern Bestimmung und ihr Zusammenhang mit den seitherigen traurigen Experimenten bezüglich des Senats ist klar genug.

Im Sommer 1858 trat O'Donnell wieder an's Ruder. Die Sache sieht einestheils tragikomisch aus, anderntheils muß sie den Freunden des modernsten Fortschritts äußerst wohlgefällig sein, denn sie sieht wie ein Ei dem andern dem Wechsel zwischen Wigh und Tory im Ideallande des Schablonenconstitutionalismus ähnlich. O'Donnell also hatte sich an die Spitze einer Partei gestellt, deren erster Grundsatz war, keine politische Partei sein zu wollen. Nachdem er einmal an's Ruder gelangt war und sich zu befestigen schien, schloß sich ihm Alles an, was unter dem Namen des öffentlichen Wohls nach Geld und Ehre trachtete; es war die Partei des „liberalen Melkens", welche man auch an andern Orten kennt. Mit diesem gewiß sehr begründeten und in Spanien allgemein als richtig anerkannten Vorwurf gegen O'Donnell's Verwaltung

von 1858 bis 1863 soll aber nicht bestritten werden, daß diese Periode, abgesehen von derjenigen unter Narvaez zwischen 1847 und 1851, die relativ beste in der neuesten spanischen Geschichte war. Zwei Verdienste sind es insbesondere, welche sich dieser Regierung nicht absprechen lassen. Einmal diente der siegreiche maroccanische Krieg im Jahr 1859, in Folge dessen O'Donnell Herzog von Tetuan wurde, zu lebhafter Anregung und Steigerung des spanischen Nationalgefühls, und ließ in Bezug auf den Zustand der Armee und Flotte segensreiche Wirkungen zurück. Sodann aber hat dieses Ministerium mit Anstrengung aller Kräfte und mit Aufbietung von etwas mehr, als allen im Sinn finanzieller Solidität vorhandenen Mitteln auf Erweiterung und Verbesserung der Verkehrsmittel hingearbeitet. Vorzugsweise in dieser kurzen Zeit ist das spanische Eisenbahnnetz aus dem Boden hervorgezaubert worden, und wenn alle diese Unternehmungen für jetzt noch nicht rentiren, wie man es wünschen möchte, so ist das zwar ein Unglück für die Actionäre, aber die Hauptsache ist doch die, daß die Bahnen da sind und da bleiben.

Allein in einem Land, welches unter einer südlich leidenschaftlichen Bevölkerung die tiefsten politischen Gegensätze, vom socialistischen Republicanismus bis zum absolutistischen Theocratismus birgt, war auf sehr lange Zeit das System des politischen Indifferentismus und genußsüchtigen Scheinliberalismus so wenig zu halten, wie anderswo.

Im Jahre 1864 beseitigte das Ministerium Mon die Verfassungsrevision von 1857, und es ward die Verfassung von 1845 vollständig wieder hergestellt. Allein es zeigte sich bald, daß jedes freisinnige Entgegenkommen, wenigstens zur Zeit noch, von den avancirten Parteien der Linken nicht ertragen werden kann; Gerüchte und Drohungen mit Aufständen und Verschwörungen beunruhigten fortwährend die öffentliche

Meinung, die unter O'Donnell bewirkte Wiedervereinigung von San Domingo mit Spanien führte nur zu neuerlichem Abfall der Insel vom Mutterlande, und damit zu einem unheilvollen, Geld und Menschen nutzlos vertilgenden Kriege. Nachdem nun endlich sich gezeigt hatte, daß weder die Moderados, noch die Progressisten, noch die eigentlichen Anhänger der liberalen Union etwas von der bestehenden Regierung wissen wollten, da erschien wieder Derjenige, welcher, so lange er lebt, immer erscheint, so oft Theoretiker und kraftlose Leute Spanien in rechte Verlegenheit gebracht haben — Narvaez. Im Herbste 1864, nachdem das Ministerium Mon abgetreten, übernahm er die Zügel der Regierung, um schon im Sommer 1865 einem abermaligen Ministerium O'Donnell Platz zu machen. So bald er mit seiner kräftigen Hand die Ordnung einigermassen wieder befestigt hat, muß er immer wieder den Einflüssen von Links weichen, ein Beweis, daß von einer systematischen und in's Verkehrte gehenden Reaction in Spanien gar nicht mehr die Rede ist. Allein die Richtigkeit der oben gemachten Bemerkung hinsichtlich der Concessionen nach Links konnte nicht schlagender bewiesen werden, als durch die beiden Militäraufstände des vorigen Jahrs. Muthwilliger und bodenloser ist noch nicht leicht conspirirt worden, als hier. In Spanien selbst ist man allgemein darüber einig, daß General Prim, ein persönlich interessanter, trotz seines vorgerückt progressistischen Standpunktes selbst vom Hof und von der Königin gehätschelter Mann, gar keinen politischen Gedanken hatte, als er die armen Soldaten zum schwersten militärischen Verbrechen verleitete: er wollte zweierlei, nämlich seiner Schulden ledig werden und zur Abwechslung auch einmal regieren und Herzog sein. Um dieser edlen Zwecke willen hat er Hunderte seiner Landsleute in's Elend gejagt, gerade wie es in Deutschland die Revolutionäre von 1849 mit den Urtheilslosen

unter Jung und Alt gemacht haben. Der letzte Aufstand in Madrid führte endlich den Mann wieder auf den höchsten Posten, der in seinem grauen Haupt Verstand, und in seiner alternden Hand Kraft genug besitzt, um solchen Verhältnissen die Spitze zu bieten. So entstand das gegenwärtige Ministerium, dessen Schwert und Arm Narvaez, dessen beredtsamer Mund Gonzalez Bravo ist.

Aus der bisherigen, möglichst gedrängten Darstellung, die wohl, was das Thatsächliche betrifft, keinerlei erheblichen Widerlegungen ausgesetzt sein dürfte, muß ein vorurtheilsloser Leser gewiß die Ueberzeugung schöpfen, wie falsch und verkehrt die bei uns immer noch so geläufigen Darstellungen und Auffassungen Spaniens als eines verkommenen, in den unglückseligsten Zuständen befindlichen Landes sind. Wahrlich, wenn ein Spanier die Geschichte Deutschlands und einzelner deutscher Staaten seit 1815 liest, mag er seiner Seits Mancherlei denken. Ein Volk, das in einem fünfjährigen Kampfe, wie jener der Spanier gegen Napoleon, ein solch enormes Maß von Körperkraft, Muth, Geist und National-Gefühl mit heroischer Ausdauer unter den furchtbarsten Leiden entwickelt, unmittelbar darauf unter eine Mißregierung, wie jene Ferdinand's VII., gebeugt wird, und aus dieser in einen sechsjährigen, verheerenden Bürgerkrieg stürzt, gleichwohl aber unter dem Regimente einer Frau auf allen Lebensgebieten die riesigen Fortschritte macht, wie Spanien in den letzten Jahrzehnten, ein solches Volk kann weder politisch, noch sonst gering anzuschlagen sein. Wenn vor einiger Zeit ein Franzose öffentlich die Spanier und die Russen als die tiefst stehenden Nationen Europa's bezeichnet hat, so wird man fast versucht, dieß als einen absichtlichen, bittersten Hohn auf die Zustände des eigenen Vaterlandes zu betrachten, wenn man nicht schon längst wüßte, daß französischer Oberflächlichkeit und Beschränktheit geradezu

Alles möglich ist. Eine große Frage ist es aber, ob nicht die künftige Weltgeschichte von Russen sowohl als von Spaniern Mehr und Besseres zu berichten haben wird, als von der großen Nation, die von der Kothstadt aus beherrscht wird.

Der aufmerksame Betrachter der spanischen Geschichte wird, gerade im Gegensatz zu dieser französischen Ansicht, unmöglich übersehen können, daß hinsichtlich der politischen Entwicklung Spanien seit 1808 enorme Fortschritte gemacht hat. Von Napoleon ohne alle gesetzlich normirten staatsrechtlichen Zustände überfallen, von den Cortes des Jahres 1810 in das ganze Elend der abstracten Paragraphenwirthschaft gestürzt, ist Spanien seit der Mitte der dreißiger Jahre im Besitz eines zwar mehrfach modificirten, aber im Wesentlichen aufrecht erhaltenen, gemäßigten und haltbaren constitutionell-monarchischen Zustandes und Staatsrechtes. Die Militärverschwörungen und Putsche aber werden sicherlich um so mehr und rascher abnehmen und aufhören, je schneller und größer die materiellen und wirthschaftlichen Fortschritte des Landes sich entwickeln und ausbreiten werden.

Für einen friedlichen Leser, der gern eine harmlose Reisebeschreibung haben möchte und an mir sicherlich Noth und Verdruß genug erleben muß, ist es wahrlich keine Kleinigkeit, so mit Politik und Geschichte geplagt zu werden. Besagtem friedlichen Manne will ich nicht auch noch das Kreuz anthun, ihm das statistische Handbuch Spaniens zum Nachweis der materiellen Fortschritte des Landes abzuschreiben, wie z. B. Garrido in seinem früher einmal angeführten Buch gethan hat. Es ist dieß um so unnöthiger, als über den materiellen Aufschwung des Landes die Schriftsteller aller Parteien einig sind, und nur die deutschen Schmutzblätter von der Sache Nichts wissen. Von den Eisenbahnen habe ich ohnedieß noch besonders zu reden. Ich will also hier nur die einzige That-

sache erwähnen, daß das europäische Spanien, welches bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts eine Bevölkerung von sechs Millionen hatte, nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1860 beinahe sechszehn Millionen Seelen zählte, und jetzt sicherlich deren mindestens siebenzehn hat. Diese Thatsache bedarf für den Einsichtigen keiner weitern Erläuterung.

Wenden wir nun, auf den Grund des bisher Gesagten, einen Blick auf die gegenwärtige politische Lage Spaniens, so bedarf vor Allem das Tagesgerede, welches dem General Narvaez auf Wiedereinführung der Inquisition u. dgl. gerichtete Absichten zuschreibt, bei vernünftigen Leuten gar keiner Widerlegung. Die Lage des Landes ist mit Einem Worte die, daß in Folge ruchloser Militäremeuten die conservativ-constitutionelle Partei an's Ruder gekommen ist, und daß unter solchen Umständen stramm regiert wird und regiert werden muß, versteht sich von selbst. Uebrigens hat die Regierung so früh als nur immer möglich, vielleicht sogar ein wenig zu früh, den Ausnahmszustand aufhören lassen; sie hat die Verbannten zurückgerufen, die verurtheilten Militärpersonen begnadigt, Milde und Vergessen nach allen Richtungen eintreten lassen, und als ich in Spanien war, lebte man im ganzen Land schon wieder so frei und ungehemmt, wie wenn niemals eine Unruhe dagewesen wäre. Ebenso war der Presse gar Nichts von Beschränkung anzumerken; und wenn einmal ein Blatt sich beklagte, daß es Nichts sagen dürfe, so sagte es zugleich auf die naivste Weise Alles heraus, was es angeblich nicht sagen dürfe, solchergestalt sich selbst auf's Beste widerlegend; die Regierung hatte natürlich dagegen Nichts einzuwenden.

Die gegenseitige Stellung der politischen Parteien ist durch die gegenwärtige Regierung wohl nicht wesentlich verändert worden. Diese Parteien stehen, mit Ausnahme einer einzigen,

alle auf dem Boden des constitutionell-monarchischen Staatsrechts. Man glaubt zwar im Ausland häufig, oder sucht es dem Ausland glaubhaft zu machen, die spanische Nation steure einer gewaltsamen Thronveränderung entgegen. So meinen Manche, das Ende werde die Gründung eines Reiches Iberien sein und die ganze Halbinsel werde sich unter das Scepter der königlichen Familie von Portugal schmiegen, wie Italien unter dasjenige des Königs Victor Emanuel. Ich habe hier glücklicherweise die Frage nicht zu untersuchen, ob und in wie fern die Italiener Ursache haben, sich ob dessen, was sie gethan, zu beglückwünschen. Allein davon bin ich fest überzeugt, daß die Spanier den Italienern nicht auf dieser Bahn nachfolgen werden. Der Gegensatz zwischen Spaniern und Portugiesen ist ein großer und tiefer; eine Kluft der leidenschaftlichsten Abneigung trennt beide Völker. Der stolze Spanier würde nimmermehr die Herrschaft eines Portugiesenkönigs zu ertragen vermögen, und die kleine portugiesische Nation würde befürchten, unter der Wucht des großen Nachbarvolkes zu erliegen. Dazu kommt, daß England einen Alles beherrschenden Einfluß in Portugal ausübt, dessen Uebertragung auf die ganze Halbinsel keineswegs in den Interessen des Kaisers Napoleon liegen kann. Wäre aber auch dieser Umstand nicht, so hat doch Kaiser Napoleon in der Weltgeschichte und an seiner spanischen Gemahlin genug studirt, um die Spanier und ihre Angelegenheiten in Ruhe zu lassen; er hat von Syrien bis Mexico und China so ziemlich mit der ganzen Welt Händel gehabt, aber zu einer spanischen Rolle, ähnlich der von ihm in Italien gespielten, hat er in der That noch wenig Lust gezeigt.

Wird es also bei einem eigenen Land und selbstständigen Staat Spanien bleiben, so entsteht die zweite Frage, ob auch Isabella bis zum naturgemäßen Wechsel die Königin dieses Staates sein wird. Die socialistisch-republicanische, s. g.

democratische Partei wird sie in ihrem Königthum nicht stören. In einer Zeit, welche mit solcher Gewalt, wie die gegenwärtige, der Bildung centralisirter Großstaaten zustrebt, hat es mit der Gründung großer Republiken in Europa, ganz abgesehen von allen andern innern und äußern Gründen, gute Ruhe. Diese Partei kann vor der Hand nur hie und da einige hundert Leute und Familien in's Unglück stürzen, sonst Nichts.

Vom Standpunkt einer monarchischen Politik aus ist es nun aber jedenfalls ein Unglück, daß nicht ein Mann auf dem spanischen Throne sitzt. Diese Ueberzeugung haben auch alle Spanier, mit Ausnahme derjenigen, welche aus dem entgegengesetzten Verhältniß und seinen Folgen Vortheile ziehen. Aber hieraus folgt noch lange nicht, daß die Spanier ihre Königin verjagen oder zur Abdankung zwingen werden. Bei aller Leidenschaftlichkeit, bei aller Unterwühlung durch die Apostel des Umsturzes in einzelnen Landstrichen ist dieses Volk auch jetzt noch im Großen und Ganzen eminent loyal; das ihm von Gott verordnete Oberhaupt ist ihm keine gleichgiltige Sache. Die Dynastie bildet gewissermaßen einen Theil der Religion. Das mag in den von französischer Bildung angestreckten Lebenskreisen weniger der Fall sein; aber diese Lebenskreise haben mit Genießen genug zu thun; zu Revolutionen braucht man das Volk, immer das Volk, das sich eventuell für die in's Ausland fliehenden Führer todtschießen läßt. Und dieses Volk wird, meiner Meinung nach, Isabella vorerst auf dem Throne lassen. Es haben schon viel gescheidtere Leute, als ich, falsch prophezeit; ich kann mich sehr leicht irren, und werde nicht einmal das Gefühl großer Beschämung haben, wenn ich mich geirrt haben sollte; aber auf mich haben die Aeußerungen und Handlungen der Spanier den Eindruck gemacht, als ob die große Mehrheit des Volkes entschlossen wäre, sich den gegebenen Verhältnissen zu fügen und zu versuchen, was

innerhalb und ungeachtet derselben zu erreichen ist. Hiebei die Nation festzuhalten, hierin sie noch mehr zu befestigen, ist eine der Hauptaufgaben der gegenwärtigen Regierung, welche aus Männern besteht, die sich ihrer Aufgaben sehr wohl bewußt sind. Und wozu sollte auch ein entgegengesetztes Verhalten führen? Wenn weder Republik noch Iberien denkbar ist, wer sollte den spanischen Thron besteigen? Montpensier etwa? Hieran wird — wiederum ganz abgesehen vom französischen Kaiser — Niemand denken, der die tiefe Abneigung der Spanier gegen die Franzosen kennt. Oder sonst ein Prinz des königlichen Hauses? Es ist Keiner da, dem das Herz des Volkes so besonders entgegenschlüge, daß es um seinetwillen eine legitime Königin vom Throne stürzen möchte. Daß die Nachkommen des Don Carlos keinerlei Aussicht haben, gilt in ganz Spanien als eine ausgemachte Sache. Dagegen hat ja die legitime Königin einen legitimen Sohn, der jetzt zehn Jahre alt ist. Auf ihn, scheint es mir, wollen die Spanier warten, und möge Gott seinen Segen dazu geben!

Diejenigen politischen Parteien nun, welche die Monarchie wollen, freilich mit höchst verschiedener Auffassung und höchst verschiedenen Zielen im Einzelnen, müssen wir noch ein wenig näher betrachten.

Man spricht außerhalb Spaniens fast mehr, als im Lande selbst, von der ultramontanen, oder s. g. neukatholischen Partei. Ein protestantischer Geistlicher hat einmal zu mir gesagt, er wäre viel, viel lieber ein Jude, als ein Katholik. Dieser liebenswürdigen Gesinnung vermochte ich nicht beizutreten, und seitdem sagt der Mann Jedem, der es hören will, ich sei „ultramontan“. Da man nun zu diesem Titel in gewissen Culturländern so leicht kommen kann, so bin ich etwas krittlig geworden, und halte nicht Jeden und nicht Alles für ultramontan, was von der Presse dieser Tage so genannt wird.

Demungeachtet wird nicht zu bezweifeln sein, daß es in der Nähe des spanischen Thrones eine Geistesrichtung gibt, deren letzte religiöse und politische Ziele weder innerhalb der Gränzen des Christenthums und der Vernunft, noch auch innerhalb der Gränzen des bestehenden Staatsrechts zu finden sind. Solche Geistesrichtungen haben desto mehr Kraft und Aussicht auf augenblicklichen Erfolg, je größer die Anstrengungen und Thorheiten der entgegengesetzten äußersten Partei sind. Denn die Extreme berühren sich nicht nur, sondern sie erzeugen sich. In Spanien hängt aber das Vorhandensein dieser Richtung, abgesehen von solchen allgemeinen Gründen, noch speciell mit dem Bürgerkrieg der dreißiger Jahre zusammen. Was in jenen, noch nicht so weit hinter uns liegenden, Tagen carlistisch war, das konnte nicht mit Einem Schlage sein Wesen verändern. Meiner Ueberzeugung nach hat übrigens die Kirche weder die Aussicht, noch die Absicht, den modernen Staat zu unterjochen; ihr Verlangen, möglichst selbständig in und neben ihm ihren hohen Beruf zu erfüllen, ist eben so natürlich als billig. Was über diese Gränze hinausgeht, hat keine Hoffnung auf Erfolg. So sehen wir denn auch, daß trotz aller in die Welt hinaus posaunten entsetzlichen Geschichten vom Beichtvater Claret und von der Nonne Patrocinia seit Isabella's Thronbesteigung niemals ein Ministerium an's Ruder gelangte, welches man als ein clericales hätte bezeichnen können. Das beweist, daß es entweder eine förmliche ultramontane Partei in Spanien nicht gibt, oder aber, daß sie die Kraft nicht hat, das Land zu regieren. Im Uebrigen wäre es gerecht, auch einer Königin, wie jedem Mann und jeder Frau aus dem Bürgerstand, die Wahl zu lassen, mit wem sie sich unterhalten, und wem sie beichten will.

Daß die entgegengesetzte äußerste Partei, diejenige der Democraten, keine practische Bedeutung zu haben scheint, sagte ich oben schon. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß sie

ihre, theils socialistisch-communistischen, theils föderalistisch-republicanischen Anhänger, daß sie auch ihre Organe in der Presse hat. Aber das ist in andern Ländern auch der Fall. Es spukt in den europäischen Köpfen gar viel Verkehrtheit, die wenig Aussicht auf practischen Erfolg hat; und so lange das Programm einer politischen Partei nichts Klares und Deutliches in sich schließt, als die Zerrüttung aller bestehenden Verhältnisse und die Auflösung jeder nationalen Kraft, solange wird diese Partei in dem gegenwärtigen Europa keine große Aussicht auf Erfolg haben. Es sind auch die letzten spanischen Unruhen nicht als von den eigentlichen Democraten ausgegangen zu betrachten. Die Klügern unter ihnen haben mitgekrakehlt, die Thörichten haben sich deportiren lassen; die Meisten waren mit der revolutionären Bewegung eben so wenig zufrieden, als Garibaldi mit seinem Könige zu sein pflegt.

In das Schlachtfeld der eigentlich practischen Politik theilen sich die Gemäßigten, die Fortschrittsmänner und die Leute von der liberalen Union.

Die letztgenannte Partei hat Spanien, wie oben erzählt wurde, wiederholt, und einmal während mehrerer Jahre ununterbrochen beherrscht. Sie verlor die Macht, weil sie kein politisches Princip hatte; Eisenbahnen bauen und seinen Freunden Geld und Ehre vertheilen, reicht nicht für alle Verhältnisse aus. Es scheint mir zweifelhaft, ob O'Donnell, das Haupt dieser Partei, je wieder das Heft in die Hand bekommen wird;*) Prim's Aufstand hat ihr gar zu weh gethan, und sie ist im jetzigen Augenblick als zersprengt zu betrachten.

Weit wichtiger, und in der That sehr wichtig, ist die Progressisten-Partei. Wozu die Praxis ihrer Grundsätze führt, das haben, mehr als die Verfassungen von 1812 und 1837, Espartero's Verwaltungen, die Revolution von 1854,

*) Er starb seither.

und die letzten Aufstände gezeigt. Den letzteren ist übrigens Espartero äußerlich, und, wie ich glaube, auch innerlich fremd geblieben; Alter und veränderte Verhältnisse machen viel, und wer so lange und wiederholt der Erste war, der entschließt sich nicht leicht, am Ende seiner Tage als Schatten eines Andern zu figuriren. Wenn aber General Prim als der practisch Erste der Partei zu betrachten ist, so ist sie hinsichtlich der Führerschaft übel daran. Denn so geistreich, interessant und verwegen dieser noch in den kräftigsten Mannesjahren stehende Parteiführer auch sein mag, so wenig hat er politischen Gehalt, — mir scheint er fähig, ein Democrat zu werden, wenn ihn das Unglück einigermaßen verfolgt.*) Aber auch im entgegengesetzten Fall wird er noch viel weniger, als Espartero, eine dauernde Regierung begründen können. Die Progressisten sind, wie anderwärts, so auch in Spanien, diejenige Partei, deren Grundsätze dem Namen nach den positiven Grundlagen des menschlichen Lebens, als da sind Familie, Religion, bestehendes Recht, ihre Huldigung darbringen, in der That aber zur Auflösung alles Bestehenden, und damit zum geraden Gegentheil von Fortschritt und Freiheit führen. So oft diese Partei in Spanien geherrscht hat, war ein wüstes Durcheinander die Folge und nur die Erwägung, daß aus dem Streit der sich bekämpfenden Gegensätze, im Großen und Ganzen betrachtet, stets eine Förderung des Richtigen hervorgeht, vermag die härteste Verurtheilung derselben zu hindern. Natürlich gibt es innerhalb der Partei neben ehrgeizigen Selbstsüchtlingen eben so gut ehrliche und begeisterte Menschen. Die gegenwärtige Regierung weiß jedoch, mit wem sie es zu thun hat, und hat insbesondere ein wachsames Auge auf die beständigen, gar nicht genug zu mißbilligenden Versuche der Progressisten, die Armee zu corrumpiren.

*) Beides seither geschehen.

Die Partei der Moderados besitzt gegenwärtig die Gewalt. Sie ist entschieden constitutionell-monarchisch; sie denkt weder an Priesterherrschaft, noch an Absolutismus. Die Kräfte des Landes und Volkes durch ein conservatives, ernsthaftes Regiment von Träumereien abzulenken, zusammenzufassen in tüchtigem Streben nach Steigerung des Wohlstandes, Erhöhung der Bildung, Besserung der Finanzen, das ist ihr Zweck. Von ehrgeizigen und gefährlichen Gegnern bedroht, durch blutige Emeuten gewaltsam an's Staatsruder gerufen, muß die wirkliche Regierung mit hohem Ernst und concentrirter Kraft auftreten; das ist keine Frage. Sie hat sich unter Anderm die Aufgabe gestellt, den Militäraufständen ein Ende zu machen, die fortgesetzte Verführung der Soldaten von Seiten der Civilpolitiker zu beseitigen. Dieß ist in einem Land, welches seit einem halben Jahrhundert so viele Militäraufstände erlebt hat, keine Kleinigkeit. Jedenfalls hat diese Regierung das Verdienst, Spanien noch rechtzeitig vor einem revolutionären Abgrund gerettet zu haben, in welchem alle Fortschritte und Errungenschaften der letzten acht bis zehn Jahre hätten verloren gehen können. Ein Hauptvorzug der Moderados ist, daß sie nicht an abstracten Begriffen und Paragraphen, überhaupt nicht am geschriebenen Buchstaben hängen, sondern aus dem geschichtlich Gewordenen und Bestehenden heraus den soliden und sichern, darum aber allmäligen Fortschritt zum Bessern und Guten suchen. Dabei versteht sich aber von selbst, daß innerhalb dieser großen Partei im Einzelnen vielfache Schattirungen und Meinungsverschiedenheiten vorhanden sind, und daß ich mit dem Gesagten nur die wesentlichen Grundzüge ihrer politischen Richtung andeuten konnte.

Gegen die deutsche Fortschrittspresse die spanische Regierung und die gemäßigte Partei Spaniens in Schutz zu nehmen, ist eben so überflüssig, als es erfolglos wäre. Wo

die sich von Oben herab protegirt glaubende und nach Oben wedelnde Phrase herrscht, da muß die Vernunft — warten.

Ob der gegenwärtigen spanischen Regierung ihre Aufgabe gelingen wird? Ob sie stark genug sein wird, den sie bekämpfenden Elementen auf die Dauer zu widerstehen? Ich wage nicht, auf diese Frage eine zuversichtliche Antwort zu geben. Im Januar 1848 hätte der vermessenste Prophet so wenig wie der kaltblütigste Forscher zu ahnen vermocht, was bis zum April jenes Jahres geschehen war. Anscheinend zufällige Ereignisse bedingen oft außerordentliche Wirkungen, und die innersten Gründe der Thatsachen entziehen sich nur gar zu oft auch dem schärfsten Blicke des redlich nach Wahrheit Strebenden. Ich beschränke mich daher auf den lebhaften Wunsch, daß die gegenwärtige Regierung des schönen Landes lange für sein Wohl wirken möge. Ob dieser Wunsch erfüllt wird, hängt zu nicht kleinem Theil davon ab, wie lange es noch dem bejahrten Narvaez vergönnt sein mag, in Kraft des Körpers und Geistes an der Spitze des Landes zu stehen. Es gibt auch außer ihm geistvolle und bedeutende Politiker in seiner Partei; aber er hat, seit es in Spanien eine constitutionelle Monarchie gibt, Erfahrungen gemacht, wie Keiner, öfter und länger regiert als irgend Einer, und es ist ihm durchfahrende Energie und das Treffen des Nagels auf den Kopf zur anderen Natur geworden. Viel hängt auch ab von den Zuständen und Vorgängen im königlichen Hause; gewiß wäre der Tod des Thronfolgers, welcher der einzige Sohn der Königin ist, ein großes Unglück. Was im Uebrigen Alles kommen mag, wer kann es ermessen?

So lange ich in Spanien war, habe ich von einer bevorstehenden Erhebung gegen die Regierung, oder auch nur von einer bedeutenden Unzufriedenheit mit ihr, Nichts bemerken können. Es gibt natürlich viele Menschen in Spanien, deren

Interessen wie Ansichten durch diese Regierung verletzt sind. Allein im Allgemeinen begegnete ich überall in Blättern und im mündlichen Verkehr der Meinung, die Regierung sei mit aller Kraft zu unterstützen, wenn sie die Wohlfahrt des Landes emporzubringen verstehe, auch von Denen zu unterstützen, welche ihr politisches System nicht theilen. Dieß beweist, wie allgemein und dringend in Spanien der Wunsch ist, auf allen practischen Lebensgebieten vorwärts zu kommen, und diese überall hervortretende Stimmung des Volkes bestärkt mich in der Hoffnung, daß, wenn auch die jetzige Regierung über kurz oder lang gestürzt werden sollte, ein andauerndes politisches Chaos, ein revolutionäres Durcheinander nicht die Folge sein wird. In einem Lande, welches schon so weit vorangeschritten ist, als Spanien gegenwärtig, scheint mir ein andauernder Rückfall in die Putsch- und Krawall-Periode nicht möglich. Nimmt man zu diesem Hoffnungsgrunde noch den tiefen Gehalt der spanischen Nation an Frömmigkeit, Loyalität, überhaupt an Sittlichkeit, so gestaltet sich der fromme Wunsch zu einer wohlberechtigten, frohen Hoffnung. Schließlich will ich nicht verschweigen, daß Narvaez am Tag nach meiner Abreise von Madrid in einer Rede, welche übrigens den Hauptzweck hatte, bei Widerlegung plumper Ausfälle eines Gegners gegen die Armee der letztern zu schmeicheln, die Lage des Landes etwas düster geschildert hat. Er malte die Unterwühlung der bürgerlichen Gesellschaft durch die revolutionären Doctrinen der Progressisten mit starken Farben, und versicherte, daß die Regierung im gegenwärtigen Augenblicke die äußersten Anstrengungen aufbiete, um die Ordnung zu erhalten und die Gesellschaft nicht von Neuem in das Elend fortwährender Umwälzungen und Erschütterungen stürzen zu lassen.

Narvaez weiß gewiß, wie es im Lande aussieht, ob aber Alles, was er in dieser Rede sagte, sein voller Ernst war,

möchte ich fast bezweifeln. In einer so ernsten Situation, wie er sie zeichnete, spricht man meistens wenig oder nicht von der Sache. Mir scheint, als habe er die Gelegenheit benützt, um durch etwas starke Effecte seinen Gegner recht in den Schatten zu stellen und die Armee für die Regiernng zu gewinnen.

Dem sei, wie ihm wolle. Unter äußerst schwierigen Umständen an's Ruder gelangt, hat die gegenwärtige Regierung, trotz alles Revolutionsgeschrei's der außerspanischen Presse sich mit Einsicht, Kraft und Klugheit behauptet, das Land jedenfalls in einem gewissen Grade beruhigt, seine Interessen mit entschiedener Sachkenntniß in die Hand genommen, und ohne ganz besondere Ereignisse scheint sie mir Aussicht auf noch längeren und dauernderen Erfolg in ihren so höchst verdienstvollen Bestrebungen zu haben.

Worauf sie freilich keine Aussicht hat, das ist die Billigung des größten Theils der mitteleuropäischen Tagespresse. Ein Mann wie Körner, zugleich ein Republicaner und Kenner der spanischen Verhältnisse, der übrigens vor der neuesten Entwicklung der Dinge in Spanien geschrieben hat, ist natürlich einsichtsvoll genug, um die Sachen zu sehen, wie sie sind. Er nennt den General Narvaez unter Anderm sogar einen liberalen Mann, bestreitet auf's Entschiedenste, daß er grausam oder unversöhnlich sei, und sagt, derselbe sei viel zu gescheit, um ein Absolutist zu sein.

Anders aber die Zeitungen derjenigen Partei, welche ihren Liberalismus aus dem Erfolg des Augenblickes und aus dem Geruch der Hofluft ableitet, und mittelst dieses Liberalismus ihren Nebenmenschen zu drücken und ihren Staat oder ihr Stäätchen zu melken sucht. Auf Wahrheit, auf Erkenntniß der wirklichen Verhältnisse, auf Ehrlichkeit, Treue und Glauben kommt es dieser Richtung nicht an, sondern nur darauf, daß fort-

während aus einer und derselben Tonart in's Horn geblasen, und die Welt möglichst lang und intensiv betrogen werde.

Diesen Leuten — Manche nennen sie Freimaurer, ob mit Recht, weiß ich nicht — ist das katholische und monarchische Spanien ob dieser beiden Eigenschaften ein Dorn im Auge. Isabella und Narvaez mögen thun, was sie wollen, es wird nicht recht sein. Dieser Tage verkündeten sie mit Jubel als eine Hauptverkehrtheit, daß Isabella trotz der schlimmen Finanzverhältnisse nach Paris reisen wolle. Wenige Tage darauf hieß es in den gleichen Blättern, es habe seinen guten Grund, daß Isabella nicht nach Paris gehe; sie fürchte, bei der Heimkehr das Thor verschlossen zu finden. Die arme Frau kann doch nur entweder nach Paris gehen, oder nicht; sie mag aber thun, was sie will, es ist immer gleich schlimm, immer gleich verkehrt, immer gleich sehr ein Beweis ihrer üblen Lage, der sie bedrohenden Revolution. Und doch weiß Jeder, der es will, daß Isabella nur nach Paris geht, wenn dringende politische Rücksichten sie dazu nöthigen, sonst aber nicht, und zwar aus Gründen, die ihr mehr Ehre machen, als Andern die entgegengesetzte Handlungsweise.

Also, was diese Leute von Spanien sagen, das gelte dem nach Wahrheit Strebenden als nicht gesagt; no ragionam di lor, ma guarda e passa.

Zum Schluß meiner Auseinandersetzung will ich noch auf einen Umstand aufmerksam machen, der sich übrigens in einem so großen Land, wie Spanien, von selbst versteht. Die politische Lage und Stimmung ist nemlich sehr verschieden in den verschiedenen Provinzen. Spanien war Gottlob nie ein centralisirtes Land; und wenn auch die Eisenbahnen Manches nivelirt und die Leute einander näher gebracht haben, so ist doch noch ein ganz gewaltiger Unterschied zwischen dem Catalanen, dem Castilier, dem Andalusier übrig geblieben. Dieser

Umstand ist einer conservativen Regierung günstig, weil sie nicht leicht alle Theile des Landes gegen sich haben wird. Dieses letztere Schicksal hat in Spanien, außer Napoleon, eigentlich nur Espartero gehabt. Im Allgemeinen hat eine conservative Regierung natürlich die größten Schwierigkeiten in den großen Städten, und unter diesen wieder am meisten im Norden, besonders in Catalonien; auch Valencia soll nicht ganz „sauber“ sein. Die Landbevölkerung aber will durchweg Ruhe und materielles Gedeihen, keine doctrinären Revolutionen, keine militärischen Putsche; darum ging auch Prims Aufstand rasch und ruhmlos zu Grabe. Im Allgemeinen halte ich die südlichen Provinzen Spaniens für die am wärmsten monarchisch, am entschiedensten conservativ gesinnten, zugleich auch für die eminent religiösen und katholischen.

VIII. Das Cervantesdenkmal und sein Gegenstand.

Dem Cortespalaste gegenüber biegt sich ein kleiner dreieckiger Platz aus, Congreßplatz oder auch Cervantesplatz genannt. In der Mitte desselben sind hübsche Anlagen, meist von Kindern bevölkert, an kühlen Abenden bei schöner Beleuchtung ein äußerst freundlicher Aufenthalt. Hier erhebt sich des Broncestandbild des Cervantes. Dieses Kunstwerk, nach dem Modell eines spanischen Künstlers in München gegossen, verdient meiner Meinung nach leider nur ein sehr bedingtes und eingeschränktes Lob. Der Dichter steht in vorschreitender Stellung, die unvermeidliche Papierrolle in der Rechten; über die linke, auf das Degengefuß gestützte Hand ist der Mantel geschlungen, der ihre glorreiche Verstümmlung verhüllt. Das Fußgestell ist mit Relief's aus Don Quijote geziert; eine Inschrift nennt den Cervantes principem scriptorum Hispaniae, den Fürsten der spanischen Dichter. Die Gewandung ist die historische der Lebenszeit des Dichters, kurzer

Mantel, enge Strümpfe. Die Ausführung im Einzelnen läßt Nichts zu wünschen übrig, aber der Totaleindruck desto mehr. Einmal sollte das ganze Denkmal größer und maßiger sein, insbesondere, weil es dem prächtigen, monumentalen Cortespalast gegenüber steht. Dieser Mangel imponirender Größenverhältnisse muß insbesondere auch dem Piedestal vorgeworfen werden. Sodann ist die vorschreitende Stellung hier nicht glücklich behandelt, sondern tanzmeisterlich; daraus ergibt sich, daß Cervantes nicht fest genug auf der Erde steht, und wer ihn kennt, wird hierin einen höchst unglücklichen Fehler finden. Endlich nimmt sich auch die Kleidung nicht gut aus. Wenn man bei einer Statue immer wieder an die Waden denken muß, so ist es schon ein Elend. Das ist nun freilich an sich nicht des Künstlers Schuld; allein seine Aufgabe besteht eben auch darin, durch glückliche Composition des Ganzen Auge und Sinn so zu beherrschen und zu überwältigen, daß die Schwierigkeiten und selbst Widerwärtigkeiten der geschichtlichen Erscheinung unbeachtet bleiben oder wenigstens überwunden werden. Mir scheint nach Allem das in jeder Einzelnheit vortreffliche Werk als Ganzes mißlungen.

Hier aber muß die ganze Lesewelt mit mir stehen bleiben, nicht bloß, um an dem Denkmal des Dichters hinaufzuschauen, sondern um sich von mir examiniren zu lassen, ob sie denn auch weiß, wer hier in Bronce vor uns steht. Beleidigt wird die besagte Lesewelt antworten, wie es ihr wohl bewußt sei, daß sie in Miguel de Cervantes Saavedra den Dichter des Don Quijote vor sich habe. Aber ich bin heute schulmeisterlich aufgelegt, und begnüge mich nicht mit dieser Antwort.

Während ich den Don Quijote studirte, erzählte ich einmal einer jungen Dame einige Scenen aus dem ersten Theil des Romans. Während mir Thränen der Freude, der Rühr-

ung, und Lachthränen unter einander aus den Augen brechen wollten, wurde das Gesicht meiner Zuhörerin immer ernster, und da sie zu den aufrichtigen gehörte, so sagte sie schließlich recht ruhig: „also Nichts als Unsinn steht in dem Buch." Dieses Mädchen aber besaß eine ausnahmsweise gediegene und tüchtige Erziehung und Bildung. Ich bin nun fest überzeugt, daß Tausende, welche den Don Quijote gelesen, im Grund genommen der nämlichen Ansicht sind, und nur deßhalb das Gegentheil behaupten, weil sie Leute von ästhetischer Einsicht das Gegentheil sagen hören und auch zu diesen Leuten gezählt sein wollen. Außerdem habe ich auch die Bemerkung gemacht, daß die Lectüre des Cervantes in Deutschland abnimmt. Und du lieber Gott! wie sollte denn die Poesie in Deutschland nicht abnehmen?

In der That! Wiewohl die spanische, französische und deutsche Literatur von Biographieen und Kritiken des Cervantes und seiner Werke wimmelt, bin ich doch lebhaft überzeugt, daß unter meinen Lesern viele, sogar die meisten so wenig Gründliches von ihm wissen, daß sie dieses Wenige füglich mit Nichts bezeichnen könnten.

Die Familie, aus welcher Cervantes stammte, hängt mit den glorreichsten Erinnerungen der spanischen Nation eng zusammen. Ihre ältesten Häupter waren verwandt mit den Gothenkönigen, welche von Leon aus die heilige Erde des Vaterlands für Volk und Glauben wieder eroberten. Als der heilige Ferdinand Sevilla eroberte, zeichnete sich ein Ahnherr des Dichters im heißen Kampfe ruhmvoll aus. Ursprünglich aus Galizien stammend, breitete sich die zahlreiche Familie Cervantes später in Castilien aus, und einer der unmittelbaren Vorfahren des Dichters vermählte sich mit einer Saavedra. Auf diese Art entstand der angegebene vollständige Name. Im Anfang October 1547 ward Miguel Cervantes geboren zu Alcalá, der Universitäts-

stadt bei Madrid, als viertes und jüngstes Kind eines Rodrigo Cervantes und der Donna Leonor de Cortinas, eben so armer als adeliger Leute, wie diese Eigenschaften in Spanien häufig beisammen waren und noch sind. Aus seiner Jugend erzählt Cervantes selbst gelegenheitlich, daß er schon früh die süße Kunst der Poesie geliebt, und daß er als Knabe die wandernde Schauspielertruppe des Lope de Rueda spielen sah; es war, wie früher schon dargestellt wurde, recht eigentlich die Zeit, in welcher das spanische Drama entstand und zur Blüthe reifte.

Cervantes wurde einer gelehrten Laufbahn bestimmt. Er bezog die Universität Salamanca, wo er zwei Jahre zubrachte. Erinnerungen an diese Studentenzeit kommen in den Novellen, in den dramatischen Scherzen des Dichters, und im Don Quijote vielfach vor. Einer der berühmtesten damaligen Lehrer Salamanca's, Juan Lopez de Hoyos, nahm den talentvollen und strebsamen Jüngling besonders in seinen Schutz, und nannte ihn zuerst öffentlich als einen Dichter. Hoyos ward nämlich beauftragt, eine Sammlung Gedichte zur Todtenfeier der Königin Elisabeth von Valois (der Elisabeth im Don Carlos) herauszugeben. Er ließ einen Theil dieser Arbeit von seinen Schülern besorgen, und unter diesen Jugendarbeiten veröffentlichte er sechs Gedichte des Cervantes, welchen er bei dieser Gelegenheit seinen theuren und geliebten Schüler nennt. Von dieser Zeit an setzte Cervantes, wie er selbst erzählt, die Beschäftigung mit der Poesie eifrig und ununterbrochen fort; allein diese Jugendarbeiten sind uns nicht erhalten.

Im Jahr 1568 ging Cervantes im Gefolge des päpstlichen Legaten Giulio Acquaviva, in dessen Dienst er nach damaliger Sitte armer, aber emporstrebender Jünglinge getreten war, nach Rom. Dieß war für damalige Verhältnisse schon eine Reise von Bedeutung und fast in allen, auch den

spätesten Werken des Dichters klingt die Erinnerung an sie hindurch; insbesondere hebt er die unauslöschlichen Eindrücke Roms mit Meisterworten hervor. Allein nach kurzer Zeit verließ Cervantes seine Dienerstellung und ward Soldat. Er ging unter die spanischen Truppen im Königreich Neapel. Im Jahr 1571, als der Kampf der Türken gegen die Venetianer um die Insel Cypern zu einer großen Vereinigung der christlichen Macht gegen den Halbmond führte, als der junge Held Don Juan d'Austria, Karl's V. Sohn, an die Spitze des heiligen Unternehmens trat, begab auch Cervantes sich nach Messina, dem Sammlungsplatz der großen Flotte. Als gemeiner Soldat in der Compagnie eines Diego de Urbina, auf dem Schiffe la Marquesa, machte er den ruhmvollsten Feldzug des Jahrhunderts und die große Schlacht bei Lepanto am 7. October 1571 mit. Am Morgen der Schlacht lag er krank im Schiffsraum, und sollte auf Befehl seines Vorgesetzten und nach dem Rathe seiner Cameraden unten bleiben. Er erklärte aber, daß ihm ein tapfrer Tod lieber sei, als eine mit Feigheit erworbene Gesundheit, und bat um den gefahrvollsten Posten. Während die Mannschaft der Marquesa sich vor allen christlichen Schiffen auszeichnete, das Admiralschiff enterte, die Reichsfahne des Feindes eroberte, und fünfhundert Türken tödtete, ward Cervantes im blutigen Kampf von drei Kugeln getroffen. Zwei Brustwunden wurden in der Folge geheilt, aber die linke Hand war zerschmettert, und blieb verstümmelt. Die Erinnerung an diesen Tag blieb des Dichters Trost in seinem ganzen drangvollen Leben. Er hatte sich in solch hervorragendem Maß mit Ruhm bedeckt, daß der Oberfeldherr ihn persönlich belobte und ihm eine Soldzulage auszahlen ließ. Während der große Sieg von den christlichen Mächten nicht benützt wurde, ließ Cervantes im Spital zu Messina seine Wunden heilen, machte aber den Feldzug des

folgenden Jahres und in ihm den Sturm auf Navarino als Soldat des Regiments Figueroa mit, und kehrte nach dem Mißlingen dieser Unternehmung mit der Flotte nach Messina zurück.

Die drei folgenden Jahre im Leben des Dichters sind mit Feldzügen in Africa, in Sicilien, in Sardinien und Genua ausgefüllt. Die hochstrebenden Plane Don Juans scheiterten eben so, wie es dem unter seiner Armee dienenden armen Cervantes nicht gelang, zu Geld oder Ansehen zu kommen. Endlich bat er im Sommer 1575 um seine Entlassung. Von Don Juan, sowie dessen Unterbefehlshaber, dem Herzog von Sesa, mit angelegentlichen Empfehlungsbriefen an den König versehen, schiffte er sich mit seinem Bruder Rodrigo auf der Galeere El Sol ein, um das Vaterland wieder aufzusuchen.

Allein Cervantes sollte nicht nur das gewöhnliche Schicksal bedeutender Menschen theilen, den Kampf mit den beengenden und drückenden Schranken des Lebens, mit Armuth und äußerer Niedrigkeit; seine Geistesgröße sollte in einer Prüfung von seltener Härte und Dauer leuchten. Am 26. September 1575 wurde El Sol nach tapferm Kampfe von einem algierischen Seeräuberschiff genommen, die Mannschaft als Gefangene nach Algier geführt. Cervantes ward Sklave eines griechischen Renegaten, Namens Dali Mami, welcher aus den bei dem Gefangenen gefundenen Briefen an den König auf eine hohe Lebensstellung des Ersteren schloß und ihn daher in der Hoffnung auf ein großes Lösegeld mit Ketten beladen und in der härtesten Weise behandeln ließ. Fünf volle Jahre schmachtete nun der Arme in der Sklaverei, nicht nur ungebeugt unter allen Schlägen des Schicksals, sondern stets beschäftigt mit Befreiungsversuchen, von denen einer kühner als der andere war, und welche alle mißlangen. Unter Beihilfe

eines Renegaten und Leitung des Cervantes versuchten im Jahr 1577 vierzehn spanische Edelleute die Flucht, wurden aber im letzten Augenblicke verrathen und in den Kerker zurückgeführt. Der König Haßan behauptete, nach den Landesgesetzen ein Recht auf alle entlaufenen Sklaven zu haben, und Cervantes ward, mit Ketten beladen, vom Straßenpöbel mißhandelt, vor den eben so grausamen als habsüchtigen Herrscher geführt. Allein keine Todesgefahr und keine Mißhandlung vermochte ihn von der Erklärung abzubringen, er sei allein der strafwürdige Anstifter des Fluchtversuchs, und alle Uebrigen nur von ihm verleitet. Wohl nur die Hoffnung auf reiches Lösegeld rettete ihr Leben.

Schon im Jahre 1576 war es Cervantes gelungen, seine Eltern von seiner und seines Bruders Lage zu benachrichtigen. Der Greis verkaufte, was er besaß; die Schwestern opferten ihre Aussteuer, aber das Ergebniß aller Opfer reichte gerade hin, Einen zu befreien. Cervantes schickte seinen Bruder Rodrigo nach Hause; er blieb, und da er jetzt keine Hoffnung auf Befreiung durch Geldmittel aus der Heimath mehr hatte, so setzte er, ungebrochen durch das Mißlingen der ersten Versuche, seine rastlosen und kühnen Bestrebungen fort.

Im Jahre 1578 gelang es ihm, durch einen Mohren Briefe an den spanischen Befehlshaber in Oran abzuschicken; aber der Plan wurde entdeckt, der Bote gespießt, Cervantes zu zweitausend Peitschenhieben verurtheilt. Während aber Haßan gerade um jene Zeit mit Mißhandlungen, Martern und Hinrichtungen in unglaublicher Weise unter seinen Christensklaven wüthete, scheint die großartige Heldengestalt unsers Dichters selbst diesen Barbaren bezwungen zu haben; er ließ die ihm zuerkannte Strafe nicht vollziehen.

Ein weiterer, im Jahre 1579 entworfener Befreiungsplan war schon so weit gelungen, daß Cervantes, seinem Kerker

entronnen, sicher versteckt im Hause eines Freundes sich befand. Da ließ Haßan einen Befehl auf den Straßen ausrufen, welcher jeden Hehler des entlaufenen Sklaven Cervantes mit dem Tode bedrohte. Sofort verließ er seinen sichern Aufenthalt, und stellte sich dem Könige. Er ließ ihm die Hände auf den Rücken binden und einen Strick um den Hals legen; dann verlangte er, als einziges Mittel der Rettung, die Angabe der Mitschuldigen. Cervantes beharrte dabei, daß er allein schuldig sei, und abermals entwaffnete sein Heldenmuth den Tyrannen in so weit, daß er ihn zwar leben, aber an Händen und Füßen gefesselt in den Kerker werfen ließ.

Und nun machte der Gefangene den Plan, einen allgemeinen Aufstand der vielen tausend gefangenen Christen in Algier hervorzurufen, sich der Stadt zu bemächtigen, und sie dem spanischen König zu übergeben. Das Unternehmen gelang nicht, und die Entdeckung des Plans von Seiten des Königs hatte nur die Folge, das seine Hochachtung vor dem unbeugsamen Soldaten zunahm. Haßan erklärte selbst, daß er nur so lange seiner Hauptstadt, seiner Sclaven, seiner Flotte sicher sei, als er den verstümmelten Spanier wohlverwahrt wisse.

In der in den ersten Theil des Don Quijote eingeschalteten Novelle „vom Gefangenen", die unbedingt zu den höchsten Erzeugnissen der Poesie aller Jahrhunderte gehört, hat Cervantes einen großen Theil seines Soldaten- und Sklavenlebens geschildert. Dort spricht er auch von dem Soldaten Saavedra, welcher in Algier um seiner Freiheit willen Dinge that, von denen die dortigen Einwohner Jahre lang sprechen werden, und welchem der König nie einen Stockstreich geben ließ, während oft genug zu fürchten war, er werde ihn für die geringste seiner Thaten spießen lassen.

Endlich am 19. September 1580, als Cervantes eben

auf einer Galeere des von Algier abberufenen Haßan nach Constantinopel geführt werden sollte, gelang es den Bemühungen einiger Trinitariermönche, welche zum Zwecke der Loskaufung Gefangener nach Algier gekommen waren und unter Anderm auch den letzten Rest der Habe von Cervantes' Mutter und Schwester (der Vater war gestorben) mitbrachten, theils durch Anlehen, theils durch flehentliche Bitten bei Haßan, die Freilassung des auch in Ketten Freien zu erlangen.

Nach seiner Rückkehr in die Heimath sah Cervantes sich arm und verlassen, wie bisher; um zu leben, mußte er abermals als gemeiner Soldat in die Armee treten. In den Jahren 1581, 1582, 1583 kämpfte er in den Feldzügen, welche Philipp II. zur Eroberung Portugal's und seiner auswärtigen Besitzungen verhalfen. In diese Zeit fällt auch das Liebesverhältniß mit einer vornehmen Portugiesin, deren Tochter Isabel de Saavedra Cervantes später mit sich nach Spanien nahm. Während dieses Soldatenlebens dichtete er im Jahr 1583 den im folgenden Jahre gedruckten Schäferroman Galatea, welchen man in Zusammenhang bringt mit seiner Liebe zu einer andern Dame, Doña Catalina de Palacios Salazar y Vozmediana, mit welcher er sich am 12. oder 19. Dezember 1584 vermählte, und sodann in der castilischen Stadt Esquivias, der Heimath seiner Gattin, niederließ.

Jetzt mußte er, nachdem er bis zum vollendeten siebenunddreißigsten Lebensjahr um sein Brod gefochten hatte, um dasselbe schreiben. Da kein Zweig der Literatur damals einträglicher war, als das Schauspiel, so schrieb er in rascher Folge zwanzig bis dreißig Comödien, welche sich sämmtlich einer günstigen Aufnahme erfreuten, von welchen aber nur zwei erhalten sind, el tráto de Argel, ein ergreifendes Gemälde von den Drangsalen der Christensklaven in Algier, und Numantia, eine dramatisirte Darstellung des Heldenkampfs

und Untergangs der alten celtiberischen Stadt. Um diese Zeit kam Cervantes viel nach Madrid, wo die neuentstandenen Theater aufblühten, und er auch Mitglied einer poetischen Academie gewesen sein soll.

Allein die Comödien wollten die Familie nicht nähren. Im indischen Archiv in der Lonja zu Sevilla befindet sich jetzt noch die Bittschrift, mit welcher Cervantes unter Vorlage seiner Zeugnisse und Empfehlungsschreiben um ein Steuerämtchen in America bettelte. Er bekam es nicht, ward vielmehr von Philipp II., an den er sich gewendet, an den indischen Rath verwiesen, und von diesem endlich im Jahr 1588, einundvierzig Jahre alt, in untergeordneter Stellung und mit wenig Geld als Proviantcommissär der indischen Flotte in Sevilla angestellt.

Der zehnjährige Aufenthalt des Dichters in Andalusien blieb, trotz seines armseligen Dienstverhältnisses, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf seine späteren Werke. Das poesiereiche Land, die glänzende, heitere Stadt, welche einst sein Ahnherr erobern half, ließen große Eindrücke, herrliche Lebensbilder in des Meisters Seele zurück. Oel, Frucht und andre Lebensmittel theils für die indische Flotte, theils für die gegen England bestimmte Armada zusammenkaufend, durchwanderte Cervantes ganz Andalusien, und hier sammelte er die Bilder von Land und Leuten, welche er nachher in so glänzender Weise in seinen Novellen verwerthet hat. Im Jahre 1594 zog ihn eine Geschäftsreise nach Madrid auf kurze Zeit aus seinen andalusischen Verhältnissen, welche namentlich durch vertrauten Umgang mit den bedeutendsten Dichtern und Malern des damals auf künstlerischem wie auf commerciellem Gebiet so glänzenden und regsamen Sevilla erträglich und selbst angenehm geworden zu sein scheinen. Im Jahr 1595 gewann Cervantes in einer Art poetischen Wettkampfs, wobei

es sich um eine Verherrlichung des heiligen Hyazinth handelt, — drei silberne Löffel. Aber auch Erfahrungen bitterster Art knüpften sich an seinen Aufenthalt in Sevilla. Ein dortiger Kaufmann hatte eine ihm von Cervantes anvertraute kleine Summe unterschlagen; der arme Dichter ward wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder gefangen gesetzt und mußte im Kerker bleiben, bis er Bürgschaft stellen konnte. In der letzten Zeit seines Aufenthalts in Sevilla scheint Cervantes meist als Sachwalter für Privatleute gearbeitet zu haben; nach 1598 verschwindet er aus Andalusien, und bis 1603 fehlt es an gehörig verbürgten Nachrichten über sein Leben und seine Verhältnisse. Jedenfalls aber hat er sich im Lauf dieser Jahre in der Mancha aufgehalten, wo er die Einkünfte des Malteserordens eingetrieben, und in Folge eines bei diesem Geschäft entstandenen Streits auch das Gefängniß des Städtchens Argamasilla kennen gelernt haben soll, aus dem er später den Don Quijote stammen läßt. Die Entstehung dieses Romans ist jedenfalls in dieser Lebensepoche des Dichters zu suchen. Im Jahr 1603 machte er eine Reise nach Valladolid, wo damals Philipp III. Hof hielt. Dieser letzte Versuch, von der Hofgunst eine Verbesserung seiner Lebensverhältnisse zu erlangen, schlug gänzlich fehl. Cervantes kam sogar in Valladolid wegen eines Raufhandels Dritter abermals unschuldig in's Gefängniß, und von nun an entsagte er jeder derartigen Bemühung, und lebte von dem, was er als Schriftsteller und Sachwalter sich erwarb. So hat dieser große Geist die Jahre seiner schöpferischen Kraft durchkämpfen müssen.

Nachdem er mit großer Mühe und Noth die Erlaubniß erhalten hatte, dem Herzog von Bejar den ersten Theil des Don Quijote zueignen zu dürfen, erschien dieses Meisterwerk im Jahr 1605 in Madrid. Das Buch hatte sogleich ungeheuern Erfolg nicht nur in Spanien, sondern in ganz Europa;

schon Cervantes selbst sagt im zweiten Theil des Werkes, dreißigtausend Exemplare seien bereits verkauft, und mit kühnem Prophetengeiste fügt er hinzu, dreißigtausend mal tausend werden noch folgen. Dabei bedenke man, wie sehr jene Zeit hinsichtlich der Verbreitung literarischer Erzeugnisse von der unserigen verschieden war.

Im Jahr 1606 verlegte Cervantes seinen Wohnsitz nach Madrid, wo er bis zum Ende seines Lebens blieb. Er war und blieb zurückgezogen, arm und verlassen; nur der Erzbischof von Toledo und der Graf von Lemos nahmen sich des einsamen Genies einigermaßen an. Im Jahr 1612 gab er seine zwölf Novelas ejemplares heraus, im folgenden Jahr ein sonderbares literarhistorisches Werk unter dem Titel „Die Reise zum Parnaß", sodann im Jahr 1615 einen Band Comödien und Zwischenspiele, welche uns erhalten sind, jedoch bei vielen und großen einzelnen Schönheiten im Ganzen keineswegs auf der Höhe der epischen Kunstwerke des Cervantes stehen. Er ließ diese dramatischen Produktionen drucken, weil kein Schauspieldirector ihm dieselben abkaufen wollte.

Mittlerweile war von einem pseudonymen Avellaneda, nicht ohne Geist, aber mit Uebertreibung, und unbegreiflicher Weise, mit einer Beigabe der schändlichsten Schmähungen gegen den eben so edlen als armen Cervantes, eine Fortsetzung des Don Quijote erschienen, während Cervantes bereits mit seinem zweiten Theil beschäftigt war. Er beschleunigte seine Arbeit, und behandelte den gemeinen Gegner mit vernichtender Ueberlegenheit und erhabener Würde; noch im Jahr 1615 erschien der Schluß des großen Werkes.

Durch seine zwei Gönner der drückendsten Sorgen enthoben, dichtete Cervantes als Greis in rascher Folge und ungeschwächter Arbeitskraft eine Reihe von Werken, die verloren gegangen sind; so eine Fortsetzung der Galatea, ein

Lustspiel, und zwei Bücher, von denen wir nur die Titel wissen, el Bernardo und las semanas del jardin.

Das letzte seiner Werke war ein, nicht wie der erste, komischer, sondern ernsthafter Roman unter dem Titel „Persiles und Sigismunda“, welcher uns erhalten ist. Cervantes gab ihm den Vorzug vor allen seinen Dichtungen, gewiß mit Unrecht.

Als er dieses letzte Werk vollendet hatte, wollte sich der bald neunundsechzig Jahre alte Dichter, dem das Leben wahrlich nicht viel Genuß und Ruhe gebracht hatte, eine kleine Erholung gönnen, und ging zu diesem Zwecke im Frühjahr 1616 in die Heimath seiner Gattin, die kleiue castilische Stadt Esquivias. Er war damals schon ernstlich krank, und erkannte bald, daß sein Uebel sich verschlimmerte. Er kehrte daher im April nach Madrid zurück, um daheim zu sterben. Nachdem er am 16. April die Sterbsacramente erhalten, schrieb er, man kann buchstäblich sagen, auf dem Todesbette, noch die Widmung des Persiles an den Grafen von Lemos; am 23. April hörte sein großes Herz zu schlagen auf; er starb in den Armen seiner Gattin, einsam und unbeachtet, wie er gelebt, ein Mann, der, wenn irgend Einer, nicht nur Bewunderung, sondern Liebe verdient.

Sein Grab im Kloster der Trinitarier zu Madrid ist verloren gegangen; sein Denkmal auf dem Congreßplatze ist außer seinen Werken das einzige, was die Welt an ihn erinnert.

Unter diesen Werken aber haben zwei eine über allen Wechsel der Zeiten und Völker erhabene, bleibende Bedeutung, nämlich die Novellen und der Don Quijote.

Die Novellen sind weniger allgemein bekannt, verdienen aber in hohem Grad, dem Lesepublicum minder an's Herz gelegt zu werden. Diese theils komischen, theils ernsten Er-

zählungen enthalten die herrlichsten Schilderungen andalusischen Volkslebens; sie sind voll des köstlichsten Humors, sprudelnden Witzes, feinster Ironie und tiefster Menschenkenntniß. Etwa zwanzig spanische und auswärtige Schauspiele haben ihren Stoff aus diesen Novellen entlehnt; der Kürze halber erinnere ich nur an die Preciosa. Stände die Sache nicht zu sehr im Mißverhältniß mit meiner gegenwärtigen Aufgabe und ihren Schranken, so würde ich durch eine kurze Darstellung des Inhalts einiger dieser Perlen von erzählender Darstellung etwas wahrhaft Nützliches zu thun glauben; ich überwinde mich aber, und richte nur an vernünftige Leute die Bitte, wo immer möglich diese Novellen kennen zu lernen. Eine neue, den Anforderungen jetziger Sprache und Darstellungsweise entsprechende Uebersetzung derselben würde sicherlich ein großes Verdienst haben; denn es ist wahrlich besser, eine Uebersetzung eines classischen fremden Buchs zu lesen, als den belletristischen Schund unserer Tage. Den Glanz der Darstellung, die Durchsichtigkeit der Schreibart, die volle Macht des Gedankenausdrucks, die ganze liebevolle und meisterhafte Behandlung der herrlichen castilianischen Sprache wird freilich nur derjenige verstehen und genießen, der sich die Mühe nimmt, diese Sprache selbst zu lernen. Mit köstlichem Humor, hat Cervantes seine Novellen „ejemplares“ genannt. Dieser Titel kann heißen „moralische Erzählungen“, „lehrreiche Erzählungen“, und „Mustererzählungen“. Letzteres sind sie jedenfalls, und sie seien hiemit nochmals Allen, die sie noch nicht kennen und sich um das Schöne interessiren, als eines der trefflichsten Werke der spanischen Literatur auf's Wärmste empfohlen.

Ueber den Don Quijote noch Etwas zu sagen, scheint gefährlich. Dritthalb Jahrhunderte sind seit dem Erscheinen dieses Werkes dahingegangen, und unübersehbar ist die Literatur desselben geworden. Allein das soll mich nicht abhalten, hier

wie in andern Dingen meine weniger auf Kenntniß der Literatur über die Sachen, als auf Kenntniß der Sachen selbst beruhende Meinung zu sagen.

Einfacher kann kaum Etwas sein, als die stoffliche Grundlage, die eigentliche Geschichte dieser Erzählung. Ein Mann in reifen Lebensjahren, längst hinausgekommen über die Zeiten, wo man sich zum ersten Liebhaber eignet, hat das Unglück, durch ewiges Lesen von Ritterromanen verrückt zu werden. Er ist ein durchaus edler und hochgebildeter Mensch, voll Verstand und sittlichem Ernst, aber die fixe Idee des Ritterthums macht ihn zum vollständigen Narren. Nach einem ersten, schlimm ausgefallenen Zug wählt er sich für den zweiten einen spanischen Bauer als Knappen, der, voll gesunden Mutterwitzes und derber Natürlichkeit, im Kern seines Wesens so treu und bieder ist, wie nur ein Spanier es zu sein vermag. Eine seltsame Mischung von Leichtgläubigkeit und Genußsucht bestimmt ihn, das Abenteuerleben seines Herrn zu theilen.

Wie es dem verrückten Herrn und dem seltsamen Diener auf ihren Zügen ergehen mag, läßt sich leicht ahnen; sie rennen überall die Köpfe an die Ecken des wirklichen Lebens an, und bekommen entsetzlich viel Prügel; die Personen, mit welchen sie in innigere Berührung kommen, geben Gelegenheit, verschiedene Novellen in den Roman einzulegen. Ein Zufall führt die Abenteurer in eine vornehme Gesellschaft, welche eine Zeit lang mit theils gutmüthigem, theils grausamem Humor auf die Narrheit des Ritters eingeht. Ein guter Freund aus der Heimath weiß endlich durch List den Helden zur Heimkehr zu bewegen, und nun, wo die so furchtbar angestrengte Körperkraft zusammenbricht, zerstreuen sich die Nebel des Wahnsinns, der sterbende Held erkennt seine Verirrungen und scheidet vom Leben als frommer Spanier.

Dieser Stoff nun scheint fast die Meinung jenes deutschen Mädchens zu rechtfertigen, welche ich angeführt habe, keinenfalls kann aus ihm der Ruhm und die Bedeutnng des Buches erklärt werden.

Ebenso wenig genügt hiefür die formelle Meisterschaft. Dieß ist allerdings schon etwas Höheres, und namentlich der größten Beachtung werth in einer Zeit, welche das lüderliche Schreiben eben so sehr zum guten Ton zählt, als das entsprechende Handeln, und in welcher angehende Referendäre fast so miserabel deutsch schreiben, als manche Diplomaten.

Die Form ist in der That bei Cervantes gleich vortrefflich, man mag dieses Wort verstehen, wie man will. Seit Julius Cäsar hat kein mir bekannter Schriftsteller in so einfachen und schönen Sätzen, in einer so kristallhellen und vollendeten Prosa gesprochen, als unser Meister. Nie läßt er die Darstellung vom Stoff überwältigen, nie läßt er sich gehen, er wird nie schleppend und nie übereilt. Harmonisches Maßhalten in allen Dingen, Anmuth und Würde bei allen Gegenständen drücken seiner Sprache den Stempel der Vollendung auf. Ebenso tadellos und fein ist die Characteristik der handelnden Personen, das äußerliche Gefüge der Erzählung, kurz Alles, was zur Form im höhern Sinn des Worts gehört. Die Aesthetiker vom Fach haben es daher längst anerkannt, daß die Kunstform des komischen Romans und des Romans überhaupt diesem einsam denkenden und arbeitenden Manne zu danken ist.

Allein diese formellen Vorzüge seines Kunstwerkes erklären gleichwohl nicht einmal den augenblicklichen Erfolg, noch weniger aber die bleibende Wichtigkeit desselben. Ersteres wohl, nicht aber letzteres ließe sich begreifen aus der nächsten Tendenz des Buchs. Jedermann weiß, daß Cervantes die spanischen Ritterromane durch Spott tödten wollte, und daß er diese ausgesprochene Absicht erreicht habe. Ein Muster literarischer

Persiflage ist sein Werk jedenfalls, allein die Ritterromane wären auch ohne ihn, wie das Ritterthum selbst, an der Prosa der Zeiten von selbst gestorben. Jetzt aber sind sowohl die spanischen, als auch die späteren deutschen Rittergeschichten schon längst und unwideruflich begraben; Niemand braucht den Don Quijote mehr zu dem Zwecke zu lesen, um sich aus den Banden des Ritterthums auf dem Weg der Ironie zu befreien.

Wenn ich also weder im Stoff, noch in der Form, noch in der Tendenz des Buches die Erklärung seiner großen geschichtlichen Wichtigkeit finden kann, worin soll sie endlich zu suchen sein?

Ich finde sie in zwei Dingen.

Einmal hat Cervantes in seinem ritterlichen, edelmüthigen Helden und seinem prosaisch, aber nicht gemein denkenden Sancho Panza den Character und die Geschichte seines Volkes gemalt. Don Quijote's fixe Idee ist im Wesentlichen identisch mit den falschen Wegen, welche die spanische Nation lange Zeit gewandelt ist, und man braucht jetzt noch gar nicht lange Zeit in Spanien zu reisen, um die ziemlich getreuen Abbilder der beiden Manchaner zu erkennen. Denn Sancho Panza, der Diener, welcher aus Liebe zu seinem Herrn ein Halbnarr wird und ein ganzer Narr würde, wenn nicht die treue Anhänglichkeit an Weib und Kind mehr als die eigene Prosa, ihn auf dem Boden der Wirklichkeit festhielte, ist für die Erkenntniß des spanischen Wesens so wichtig, als der Held selbst. In ihm zeigt sich recht eigentlich das Volk mit seinem Gemüthsreichthum wie mit seinem derben Verstande, und sein beständig überfluthender Sprüchwörterreichthum birgt unter unscheinbarer Hülle einen reichen Schatz der allergesundesten Lebensweisheit. Die spanische Nation aber weiß es natürlich sehr wohl, daß sie hier porträtirt ist, und zwar, wenn auch

in schalkhaften Zügen, doch von einer durchweg liebenden Hand. Darum erkennt sie in dem Buche des Cervantes für alle Zeiten das erste und werthvollste Hilfsmittel, um sich selbst zu begreifen, eine Hauptquelle ihrer eigener Sitten- und Culturgeschichte. In welch hervorragendem Sinn aber der Don Quijote eine Quelle der Geschichte jener Zeit ist, in der sein Verfasser lebte, das begreift Jeder, der nur die Novelle vom Gefangenen gelesen hat. Die größten Folianten können nicht im Stande sein, den Geist jener Tage und Menschen zu so klarer und lebendiger Anschauung zu bringen, wie diese paar Blätter.

Dann aber — und dieser letzte Punkt bedingt den bleibenden Werth unseres Romans für die ganze nichtspanische Welt — hat Cervantes als Menschenkenner ersten Rangs unser Aller Herzen belauscht und abgeschildert. Ich bin weit entfernt, einer transcendentalen Aesthetik zu huldigen, und von dem Idealismus und Realismus, der Poesie und Prosa, kurz von all den begriffsmäßigen Gegensätzen, zu reden und zu träumen, welche Cervantes nach der Meinung Vieler in seinen zwei Hauptfiguren personificirt haben soll.

Er hat auf keinen Fall die Absicht gehabt, theoretische Begriffe durch seine Gestalten zu verkörpern; bei einer solchen Absicht kann Nichts Poetisches, überhaupt Nichts Gelungenes, sondern nur etwas Professorenhaftes, somit Entsetzliches herauskommen. Wohl aber des Künstlers höchsten Beruf, „Menschen zu formen", Herzen darzustellen, den wollte Cervantes mit klarem Bewußtsein üben. Das ist ein Gedanke, welcher weder über die Bildung jener Zeit, noch über die Bildung des Mannes hinausgeht, mit dem wir es hier zu thun haben. Die Zeit war die nemliche, in welcher Shakespeare, wohl der außerordentlichste Menschenkenner aller Literaturen, lebte, und Cervantes selbst war ein Mann, der sein ganzes Leben hin-

durch unter den verschiedenartigsten und außerordentlichsten Verhältnissen handelnd und studirend gearbeitet hatte, wie nur Einer. Ein solcher Mann, ohnehin mit einem schöpferischen Genie begabt, konnte recht wohl auf den Gedanken kommen, in zwei lebendigen, durch ihren Gegensatz einander ergänzenden Menschengestalten die wesentliche Summe seiner praktischen Lebensweisheit und Kenntniß des Menschenherzens niederzulegen. Dieß hat er so gewiß beabsichtigt, als er die Schilderung des spanischen Volkes und Lebens im Auge hatte. Ich kann mir wenige Lebenslagen vorstellen, zu denen man im Don Quijote nicht einen Rath oder einen Trost finden würde. Wenn man aber dieß von einem Buch sagen kann, so ist sein bleibender Werth und Ruhm mehr als erklärt und man kann nur wünschen, daß es nicht bloß sehr viel und oft, sondern auch mit recht innigem Verständniß und lebhafter Bemühung gelesen werde.

Der ästhetische Streit, ob der erste oder der zweite Theil des Don Quijote den Vorzug verdiene, kommt mir ungefähr vor, wie jener Hader über die Frage, ob Göthe oder Schiller größer sei. Göthe selbst hat die Frage meisterhaft damit beantwortet, daß er sagte, die Deutschen sollen froh sein, daß sie zwei solche Kerls haben. So sage auch ich: Die Welt soll froh sein, daß der Don Quijote zwei Theile hat. Wenn aber doch mit Gewalt verglichen und unterschieden sein soll, so würde ich sagen: Der zweite Theil des Romans ist zwölf Jahre später erschienen, als der erste. Darum ist im Allgemeinen der erste plastischer, lebendiger, der zweite gedankenvoller, ich möchte sagen, philosophischer. Die Darstellung des ersten Theils hat noch Etwas vom Feuer und der Ueberfülle des besten Mannesalters, der zweite glänzt durch die volle Reife der Composition und durch die gediegene Pracht der Kunstvollendung. Wenn dagegen Manche gegen den zweiten

Theil den Tadel ausgesprochen haben, daß Cervantes verkehrter oder unschöner Weise seinen Helden von der Herzogsfamilie und ihrem Hof mißhandeln und schließlich durch seinen Wahnsinn untergehen lasse, so kann ich dieser Rüge nicht beistimmen. Cervantes hatte schon frühe den Plan, dem ersten einen zweiten Theil folgen zu lassen; die Geschichte sollte, mußte ein Ende nehmen; und welches andere, als das von ihm gewählte war wohl psychologisch möglich? Was aber das Verhalten der Vornehmen dieser Erde gegen den irrenden Ritter betrifft, so will ich es am allerwenigsten in Schutz nehmen. Daß sich aber die Vornehmen dieser Erde in der That solchergestalt gegen das arme, in seiner idealen Begeisterung an die Welt anrennende Herz benehmen, das läugne, wer kann. Cervantes, der die Sache schilderte, kannte sie aus Erfahrung; es wissen noch Viele davon zu erzählen, nur scheint es, diejenigen Aesthetiker nicht, welche dem Dichter aus diesem Theil seiner Darstellung einen Vorwurf machen.

Was endlich den Tod des Helden betrifft, so stirbt er zwar an seinem Wahnsinn, aber nicht in ihm, und die desfallsige Schilderung gehört zu den wundervollsten des ganzen wunderreichen Buchs.

Auf Einen Punkt muß ich aber noch aufmerksam machen, welcher zuerst von Don Antonio de Morejon, dem Leibarzt des Königs Ferdinand VII. in seiner Geschichte der Heilkunde in Spanien, und nach ihm von Latour in seinen Etudes sur l'Espagne besprochen worden ist.

Der genannte berühmte Arzt setzte nämlich ausführlich, ernsthaft und sorgfältig auseinander, daß Cervantes in Darstellung und Behandlung der Entstehungsursachen, der Entwicklung, des Verlaufs und der endlichen Katastrophe der Monomanie eine durchaus tadellose Meisterschaft bewiesen habe, welche sein Buch zu einer höchst wichtigen und lehrreichen Lec-

türe für die Jünger der Psychiatrie mache. Ich kann mich hier natürlich nicht darauf einlassen, mit Morejon den ganzen Don Quijote zu durchstöbern, und in jedem einzelnen Zuge die Richtigkeit seiner Bemerkung nachzuweisen. Wer aber bei Lectüre des Romans sich dann und wann dieses Gedankens erinnern will, der wird finden, wie treffend derselbe ist, und wer das Buch schon genauer kennt und begriffen hat, dem werden die Beispiele zu Dutzenden einfallen. Nur jenes dem Erlöschen des Lebens vorangehende kurze Aufflackern des richtigen Erkennens will ich, als einen der schönsten der hieher gehörigen Züge, in Erinnerung zu bringen nicht unterlassen. So hat also Cervantes, ohne je in seinem Leben Medicin studirt zu haben, durch die intuitive, göttliche Kraft des Genius sogar von den Geisteskrankheiten wahrscheinlich mehr verstanden, als weitaus die meisten Aerzte seiner Zeit.

Als einen Hauptvorzug des Don Quijote muß ich endlich noch hervorheben die hohe sittliche Reinheit und Keuschheit, welche in dem ganzen Buche waltet, und freilich überhaupt, ein Schmuck der spanischen Literatur ist oder wenigstens war. Gerade in dieser Hinsicht bildet unser Roman jetzt noch ein vollendetes Muster und zwar um so mehr, als er die gewaltigsten comischen Effecte ohne die geringste Frivolität zu erreichen weiß. Und wie erscheint, hiemit verglichen, die belletristische Literatur unserer Tage, dieses süßlich-lüderliche, entnervende, jammervollste, gottlose und herzlose Zeug, wie es unsere Jünglinge und — Jungfrauen! aus Frankreich und theilweise wenigstens auch aus Deutschland beziehen. Darum fliehe nach Spanien, wer dem Idealen, Kraftvollen und Strengen nachjagt, wer großartige Bilder in seine Seele zu prägen, heilige Eindrücke in seinem Gemüth zu sammeln sucht! Er wird nicht leer ausgehen, sondern in Natur und Kunst, in Gebäuden, Gemälden und Dichtungen die reichste Ausbeute finden.

Mir aber halte man meine kleine Excursion über den Don Quijote zu Gute. Nach dem Vielen, was Andere über den Gegenstand gesagt haben, beansprucht sie keinen wissenschaftlichen Werth, kann aber deßhalb doch nützlich sein. Mir wenigstens ist unter den vielen gebildeten Menschen, mit welchen ich schon verkehrt habe, Ein Einziger vorgekommen, von dem ich glaube, daß er den Don Quijote gehörig studirt und in allem Wesentlichen verstanden hat.

IX. Das jetzige Theater in Madrid und Calderon.

Nachdem wir uns aus den Straßen der Residenz einmal in den heitern Tempel der Kunst geflüchtet haben, wollen wir mit einander darin bleiben, so lang als möglich, und gehen daher vom großen epischen Dichter leichten Schrittes zur dramatischen Kunst über.

In diesem Abschnitt habe ich aber viel zu lamentiren. Schon an einer frühern Stelle dieser Blätter war davon die Rede, aus wie hoffnungsvollem Entwicklungsgang zu wie geringfügiger Gegenwart das spanische Theater herabgesunken sei, und in der Residenz hatte ich Gelegenheit, diese Erfahrung zu wiederholen.

Die Spanier lieben das Theater, und eine vorzügliche, die Nation, wie im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, mit Freude und Begeisterung erfüllende Entfaltung desselben wäre eines der besten Mittel, sie vom Geschmacke an dem Stiergefechte zu entwöhnen, aber das Theater des neunzehnten Jahrhunderts ist dazu nicht befähigt.

Das Teatro Real, dessen nicht üble Hauptfaçade nach der Plaza del Oriente geht, während die entgegengesetzte nach dem Platze Isabella's I. gerichtete Seite, bisher der Sitz des Conservatoriums, kurz vor meiner Ankunft in Madrid niedergebrannt war, beschränkt sich darauf, vom October bis gegen

Ende Mai die „italienische Oper" zu repräsentiren. Als ich es besuchte, gab man Donizetti's „Poliuto", von welcher ganz außerordentlich italienischen dreiactigen Oper ich mit nicht genug zu lobender Bravour zwei Acte ausgehalten habe. Fast Alles, was ich sah und hörte, war vortrefflich; das Orchester reich besetzt nnd meisterhaft arbeitend, die Chöre von gewaltiger Wirkung, die Primadoña von verdientem Beifall umrauscht, der Heldentenor — spanisch, der Bariton von seelengewinnender, frauenerobernder Weiche und Innigkeit. Der Ton der Gesellschaft war, wie überall, wo die Spanier in Masse zusammenkommen, von tadelloser Noblesse. Alle Räume des großen und schönen, acustisch sehr guten Hauses waren zahlreich besetzt; ich selbst saß im „Paradiese" oben, und kann die Sittlichkeit und den Anstand der Paradiesbewohner und Bewohnerinnen mit vollem Rechte preisen. Nur in den Logen ersten Ranges waren manche Damen, ob dieser ihrer Lebensstellung entsprechend? nach dem Muster der babylonischen Hure gekleidet. Aber — sich vorzugsweise oder fast ausschließlich an s o l c h e Musik zu halten, das ist doch zu arg! Nicht Ein origineller Gedanke, nicht Eine tiefe Empfindung, und nicht Ein über das Gewöhnliche sich erhebendes Motiv war für mich zu entdecken! Ich verwünschte ein unläugbar, großes musicalisches Talent, welches sich zu solcher Seichtheit, zu solchem Ungeschmack hergeben und verirren mag! Und beklagen mußte ich eine Zeit, die, wenn sie nichts Neues mehr hervorbringen kann, sich wenigstens damit abgeben könnte, Mozart und Seines Gleichen immer wieder anzuhören, statt auf der einen Seite in wahnsinniger Zukunftsmusik, und auf der andern in marklosem Geleier der Ueberreizung und Entnervung zu fröhnen. Auch hier fand ich alle Plätze äußerst bequem und ein Gedränge rein unmöglich, weil jede Person ihren bestimmten Platz hat; sind diese Plätze besetzt, so ist das The-

ater voll und das Hereinlassen hat ein Ende, ohne daß irgend Jemand die geringste Beengung oder Belästigung zu empfinden hätte. Die Preise sind mäßig; für zehn oder vierzehn Realen (ein Gulden zehn Kreuzer bis ein Gulden fünfundvierzig Kreuzer) bekommt man schon einen sehr schönen Platz; was mich betrifft, so gab ich für den Poliuto deren vier aus, und bin der Meinung, daß er keinen Groschen werth ist.

Was die übrigen Theater Madrid's betrifft, so sind aus der guten alten Zeit zum Theil nicht einmal die Namen übrig geblieben! nur das teatro del Principe hat denselben erhalten. Dieses, sowie das teatro del circo und de Variedades, beschäftigen sich mit dem eigentlichen Drama und Lustspiel, namentlich aber auch mit dem nationalen Vaudeville, Zarzuela genannt, welches die ausschließliche Aufgabe eines weitern Theaters, teatro de la Zarzuela, bildet. Das teatro de Novedades gibt sich schon vorzugsweise mit Spectakelstücken ab. Außerdem gibt es in Madrid auch mehrere öffentliche Liebhabertheater, namentlich auch solche, die während der Weihnachtszeit eine Art geistlicher Dramen, Episoden aus dem Leben Jesu darstellend, aufführen. Nach unten wird die ganze Reihe der dramatischen Produktionen abgeschlossen durch dramatische Tänze in einzelnen Kaffeehäusern, natürlich nicht in gutem Sinn und edlem Geschmack gehalten, aber auf der andern Seite doch weit entfernt davon, à la parisienne zu sein.

Für vier Realen kaufte ich einen bequemen numerirten Platz im Paradiese des Theates del circo. Das Haus ist einfach, aber eben so zweckmässig als geschmackvoll und acustisch vortrefflich; es mag nach meiner Schätzung etwa zweitausend Personen fassen. Man gab zuerst: la mujer del siglo, das Weib des Jahrhunderts, ein zwischen zarzuela und operette in der Mitte stehendes Stück in drei Acten mit wohl gemeinter Tendenz, das „ewig Weibliche", wie Göthe so schön sagt,

dem Jahrhundert entgegenzustellen, sonst aber gering, gering. Auch hier verdienten Orchester und Chor die höchste Zufriedenheit; auch die Musik selber, dießmal national und deßhalb voll Frische, Eigenthümlichkeit und sprudelndem Leben war, wenigstens fünfzig Politutos werth. Nachher kam eine einactige eigentliche zarzuela, ein lustiges Stückchen aus dem andalusischen Volksleben mit Serenaden, Zweikampf, Prügeln, Gesang, und ein klein wenig sehr zahmem Tanz, ohne Ballet. Das Theater war ziemlich schwach besetzt, denn man mußte in dieser Woche entsetzlich viele Stiere bluten sehen. Die erste Sängerin war ein liebenswürdiges, zartes, kleingliedriges und rundes Persönchen, so allerliebst zum Ansehen, daß man die schwache Stimme gern vergab, um so mehr, als Spiel und Vortrag nicht zu tadeln war. Dagegen erfreute mich ihr dramatischer Verehrer nicht blos durch eine ganz vortreffliche, eben so weiche als markige und metallige Baritonstimme, sondern namentlich auch durch die reiche, ruhige Fülle gesunder Körperkraft, welche aus jeder seiner Bewegungen mächtig hervorbrach. Sie ist allein dasjenige, was der Action Leben und Plastik zu verleihen vermag, und es ist in Spanien eine sehr erfreuliche Sache, nicht nur auf dem Theater, sondern überall, sie in reichem Maße zu finden. Außer der Unart des Rauchens in den Zwischenacten, welches übrigens in den Gängen, Foyer u. s. w., nicht im Saale selbst getrieben wird, verdroß mich in den spanischen Theatern auch die damit zusammenhängende Unsitte, daß die Zwischenacte viel zu lang sind. Wenn man nach jedem Act von etwa drei Viertelstunden wieder eine Pause von einer halben Stunde hat, in welcher oft viel mehr agirt wird, als im Act, und der Vorhang oben bleiben sollte, damit jetzt die Schauspieler ihrerseits als Zuschauer der im Saale spielenden hundert bis tausend Comödien einen Spaß haben und Etwas lernen könnten, so ist

meiner Meinung nach jede Möglichkeit eines verständigen Kunstgenusses ausgeschlossen. Die Dramen sollten im Allgemeinen kürzer sein, als sie sind; zwei bis dritthalb Stunden sollten die längste Zeit für Aufführung eines Stückes sein; dann aber sollte diese Darstellung in Einem Zug, ohne jede Unterbrechung, vom Anfang zum Ende geführt werden. Das will freilich unser heutiges Theaterpublicum nicht, weil es eben nicht um der Kunst willen in's Theater geht, sondern aus tausend andern Gründen, oder, wie ein andrer Schriftsteller etwas hart gesagt hat, weil unser Schauspiel gar oft ein Sauspiel ist. Diese langen Pausen, verbunden mit dem späten Anfang der Vorstellungen, führen natürlich zu dem Ergebniß, daß man erst nach Mitternacht aus dem Theater kommt. Das mag gleichgiltig sein unter London's wenig beneidenswerthem Himmel, wo es ungefähr immer gleich wüst aussieht; aber in dem herrlichen Lande voll Sonnenschein sollte man längstens um zehn Uhr schlafen gehen, um keinen der prachtvollen Morgen zu versäumen! Einen zweiten Besuch machte ich dem nämlichen Theater, weil eine ganz ungemein angepriesene zarzuela „no jugar con fuego“ — „Spiel' nicht mit dem Feuer“ — gegeben ward. Daß das Feuer durch die Schönen gegeben wird, versteht sich von selbst. Die Geschichte war nach meinem Geschmacke nicht weit her, und die körperliche Natur benützte den Moment, wo der Geist brach lag, um einen ihrer Triumphe zu feiern. Durch das Gefühl, daß um mich her eine Veränderung vorgehe, aus einem tiefen Schlafe aufgeweckt, überzeugte ich mich, daß das Aufhören der Musik, und der Luftstrom vom fallenden Vorhang her mich in dem Augenblicke, wo der erste Act schloß, wieder unter die Zahl der Wachenden versetzt hatten. Es war eben kein Wunder; das rastlose Gehen, Schauen, Beobachten, zwischen hinein

Lesen, Studiren und Weintrinken erklärte die Erscheinung wohl, und so ließ ich die Zarzuela ohne mich weiter spielen.

So lange ich in Madrid war, kein einziges Stück von einem bedeutenden Dramatiker der neuer Zeit oder der Gegenwart, Nichts Beachtenswerthes aus der ausländischen Literatur, Nichts von Lope de Vega, und vor Allem — Nichts von Calderon!

Da ich nicht blos den Zweck habe, der Welt meine kleine Tour nach Spanien abzuschildern, sondern vor Allem gleichgesinnte Zeitgenossen auf dieses Land und Volk als würdigen Gegenstand eines erhebenden und edlen Studiums aufmerksam machen, gleichzeitig auch an diejenigen Schätze des spanischen Geistes erinnern möchte, welche am leichtesten zugänglich sind, so beginne allhier in Gestalt eines kleinen Extrablättchens über Calderon eine Peinigung des beschreibungslustigen Lesers, welche eben so erlaubt sein wird, als die Abhandlungen des nunmehr in Gott ruhenden, also nicht weiter zu verfolgenden Professors Roßmäßler über die spanischen Schnecken.

Als Schlußstein und Gipfelpunkt der so harmonisch in sich vollendeten Entwicklung des spanischen Schauspiels, als eben so fruchtbarer, wie sorgfältiger, dem Wesen und der Form der Kunst gleich liebevoll zugeneigter Dichter, und endlich als edler und bedeutender Mensch steht Calderon großartig da. Während ich schreibe, liegt sein Bild vor mir. Welch schönes Mannesantlitz voll Ruhe und Tiefe, welche machtvolle Stirn, welch strahlendes Auge!

Aus seinem Leben habe ich wenig zu erzählen; ganz im Gegensatz zu Cervantes war es ruhig und einförmig, aber die wenigen Thatsachen, welche uns bekannt sind, zeigen wohl, mit wem wir es zu thun haben. Am 1. Januar 1601 aus einer adeligen, väterlicherseits castilianischen, mütterlicherseits ursprünglich flandrischen Familie geboren, hat Don Pedro

Calderon de la Barca auf der Universität Salamanca die Humanitätsfächer und die Rechtswissenschaft studirt, nebenbei aber schon als Jüngling mit großem Beifall aufgenommene Dramen gedichtet. Fünfundzwanzig Jahre alt wurde er Soldat, und diente in Mailand und Flandern. Um jene Zeit regierte in Spanien der kunstsinnige König Philipp IV. Er hatte einzelne von Calderon's Stücken kennen gelernt, und rief den Dichter an seinen Hof. Philipp hatte damals den Palast und das Theater Buen Retiro begründet, und pflegte namentlich das letztere mit leidenschaftlicher Vorliebe. So ward unserm Dichter das seltene Glück zu Theil, in der Sonne der Königsgunst für ein reich ausgestattetes, von den trefflichsten Talenten bevölkertes Hoftheater während einer langen Reihe von Jahren, mit zunehmender Kunsteinsicht unmittelbar practisch thätig zu sein. Welche Vereinigung der glänzendsten und glücklichsten Verhältnisse mit der vorzüglichsten Begabung dieses Mannes! Schon ehe er das vierzigste Lebensjahr erreicht hatte, war Calderon allgemein als der erste Dramatiker Spaniens anerkannt, und sein großer Vorgänger Lope de Vega säumte am Wenigsten, seines Nachfolgers hervorragendes Verdienst zu erkennen und zu ehren. Sein König ehrte ihn durch Aufnahme in den Ritterorden von St. Jago; als einige Jahre später die Ritter dieses Ordens zu einem ernsthaften Feldzug aufgeboten wurden, befahl der König seinem Dichter die Abfassung eines Festspiels und befreite ihn zu diesem Zwecke vom Kriegsdienst. Der Dichter aber vollzog in wenigen Tagen den künstlerischen Auftrag, und eilte dann in's Feld, um auch als Mann und Spanier seine Schuldigkeit zu thun. Als er fünfzig Jahre alt war, wurde er Priester, wie dieß in Spanien von jeher viele bedeutende Männer aus allen Richtungen menschlicher Thätigkeit gehalten haben. Diese Priestereigenschaft hinderte ihn aber keineswegs, fort und fort als

Theaterdichter zu arbeiten. Anfangs Caplan zu Toledo, erhielt er später eine Stelle bei der königlichen Capelle, mußte 1665 den Tod seines königlichen Wohlthäters erleben, blieb aber auch unter Karl II. den Hofkreisen nahe, und starb 1681 am 25. Mai.

Calderon hat uns ziemlich über hundert vollendete Schauspiele hinterlassen, theils weltlichen, theils geistlichen Stoffes, insbesondere auch Frohnleichnamsspiele. Diese gewiß bedeutende Fruchtbarkeit hat aber bei keinem andern Schriftsteller so wenig, als bei ihm, irgend eine Leichtfertigkeit, Uebereilung oder Vernachlässigung der Kunstform zur Folge gehabt. Seine Stücke sind alle in Versen geschrieben, nicht etwa in jenen lahmen und stelzenhaften Trochäen, mittelst welcher deutsche Schmierer, wie Houwald, das spanische Theater bei Leuten von gesundem Geschmack in Verruf gebracht haben, sondern wie dieß bei uns Deutschen der herrliche Platen so meisterhaft versucht hat, in den verschiedenartigsten, kunstvollsten und schwierigsten Versarten. Mit genauer Erwägung des Inhalts und Zusammenhangs jeder Scene, dichtet sie Calderon bald in trochäischen Assonanzenreihen, bald in ruhig dahinströmenden Jamben, bald in prachtvollen Stanzen, bald in künstlichen Sonetten. Dieser Reichthum von Versmaßen, auf's Sorgfältigste vertheilt und ausgespart, verbunden mit der vollen Pracht der castilianischen Sprache an sich, versetzt den Leser gleich beim Beginn des Studiums calderon'scher Poesie in eine höhere geistige Welt. Wie heilige Orgeltöne rauscht die Sprache dieses Dichters uns entgegen; das Unreine und Gemeine flieht schon vor der edlen, erhabenen, sorgfältig gepflegten Form.

Und ihrer ist der Gehalt in vollem Sinne werth. Calderon hat das Drama im höchsten Sinne aufgefaßt, indem er es unternimmt, alle Probleme des menschlichen Lebens, die höchsten und gefährlichsten nicht ausgenommen, auf dem Theater

darzustellen und zu lösen. Seine geistlichen Stücke bringen den ganzen Inhalt des Christenthums zur Anschauung; Calderon ist in eminentem Sinne ein katholischer Dichter; man hat ihn, wenn ich mich recht erinnere, sogar den „Dichter des Katholicismus“ genannt. Und hier steht an der Spitze seiner Anschauung und Lehre der in den mannigfaltigsten Formen, Geschicken und Thaten ausgesprochene feste Glaube, daß keine menschliche Sünde und Verworfenheit groß genug sei, um Gottes ewige Liebe und die Versöhnung mit ihm durch die Kirche des Erlösers auszuschließen. Aber Calderon folgt dem menschlichen Geist und Herzen auch in die weiteste Entfernung von Gott. Alle Zweifel, Qualen und Sünden des Menschen, der es mit dem Leben allein versucht, hat er, in einer oft bis in's Einzelne an Göthe's Faust erinnernden Weise, in seinem „wunderthätigen Magus“ dargestellt; als ich dieses Stück gelesen hatte, mußte ich, im physischen Sinne des Worts, tief aufathmen vor Bewunderung.

In den Kreis seiner Dichtung zieht Calderon als einen seiner Stoffe die gesammte Geschichte der Menschheit. Die antike Mythologie, die biblische Geschichte, das griechische und römische Heidenthum in den verschiedensten Perioden, auch die Zeiten des phantastischen Ritterthums haben ihm Gegenstände der Bearbeitung geliefert. Aber mit besonderer Liebe verweilt er als nationaler Dichter auf der spanischen Geschichte. Er schildert aus ihr, von den Zeiten Pedro's des Grausamen bis zu Ferdinand und Isabella, ja bis zu dem in seinen Tagen wüthenden niederländischen Krieg hervorragende Momente. Bei diesen geschichtlichen Darstellungen verweilt er aber keineswegs mit Ausschließlichkeit in den Kreisen und bei den Actionen der Großen und Vornehmen dieser Erde, sondern er steigt herab in die Kreise des Volkes, und führt den König Philipp II., der hier freilich anders aussieht, als im

Don Carlos, in seinem „Dorfschulzen von Zalamea" mit dem Landvolk zusammen, wie er in seiner „Belagerung von Breda" die Heldenthaten seiner Spanier in Flandern feiert, gleichzeitig aber auch den Heldenmuth des Feindes ehrt. Dabei soll aber nicht verkannt werden, daß Calderon alle geschichtlichen Stoffe mehr oder minder in das Gewand seiner Zeit hüllt, und daß er hierin unter Lope de Vega steht.

Aber nicht nur geschichtlich gegebene Stoffe sind es, die Calderon ergreift und künstlerisch bearbeitet. In seinen bürgerlichen Schauspielen und Lustspielen zeigt er uns das Leben seiner Zeit, künstlerisch idealisirt ohne Zweifel, aber im Wesentlichen getreu und mit aller Wärme und Frische des Lebens selber. Um jene Zeit war in der That und Wahrheit die alltäglichste Wirklichkeit noch poetischer, als heutzutage die Dichtkunst ist. Gleichzeitige Reisebeschreibungen können uns jetzt noch überzeugen, daß die Liebesabenteuer, die Zweikämpfe, die Verschleierungen, die Verwicklungen aller Art, welche Calderon in den sinnreichsten und sorgfältigsten Compositionen uns vorführt, keineswegs nur in seinem Kopfe gewachsen sind. Es läßt sich gar nicht bestreiten, daß unter diesen reichen und mannigfaltigen Verwicklungen des Zufalls die Schilderung der menschlichen Charactere hie und da Noth leidet; allein andere Stücke des nämlichen Dichters leisten gerade in dieser letztern Beziehung so Außerordentliches, daß Calderon's hervorragende Befähigung auch für die Characteristik nicht bezweifelt werden kann. Was aber die Art betrifft, wie er den Stoff handhabt, so ist dieselbe geradezu unerreicht und jedenfalls unübertrefflich. Mögen nun zwei junge Männer Eine Dame, mögen zwei Mädchen Einen Mann lieben, mag Eifersucht, mag Kampf der Pflichten, der Liebe und Freundschaft der Hebel des Stückes sein; mögen unterirdische Gänge, Häuser mit doppelten Eingängen und geheimen Thüren, Zweikämpfe, Verhüllungen und

Vermummungen, oder was immer die Schürzung des Knotens vermitteln, — immer gleich erstaunlich bleibt diese reiche Fülle der Einbildungskraft, dieser unversiegliche Born der Production. An einem Schauspieldichter, der solchergestalt, von dem Mysterium der Erlösung bis zur Alltagsposse herab das ganze Menschen- und Geistes-Leben in den Kreis seiner Schöpfungen gezogen hat, sind insbesondere noch zwei Eigenschaften verdienstvoll, auf welche mit einem Wort aufmerksam zu machen ich nicht unterlassen kann.

Die erste ist seine tiefe Betrachtung und zaubervolle Schilderung der Natur. Das Menschenleben mit allen seinen Räthseln füllt diesen großen Geist nicht so vollständig aus, daß ihm nicht Raum bliebe für alle Erscheinungen der Außenwelt. Die Pracht des spanischen Sternhimmels, der glänzende Reichthum der südlichen Pflanzenwelt, der stolze Wuchs der Palme und der dunkle Schatten der Cypresse, das Rauschen des „heiligen Meers", der Jubelgesang der Nachtigallen, Alles findet seine begeisterte, von dem Gott in der Natur durchdrungene Schilderung. Ueber „Sterne und Blumen" kann die sinnigste und zarteste Frauenseele Nichts Schöneres empfinden, als Calderon darüber gesagt hat.

Der zweite Zug, von dem ich reden wollte, ist Calderon's Sittenreinheit und zarte Keuschheit. Auf den glattesten Pfaden des Liebesabenteuers strauchelt er nie; die leidenschaftlichste Darstellung der Leidenschaft verführt ihn nie, mit scheinbarem Genuß bei der Verwilderung zu weilen. Er zeigt die Nachtseiten des Lebens und der Herzen, aber sittliche Grazie und christliche Humanität behüten den Dichter vor jedem ästhetischen oder moralischen Fehltritt. Wo er die Verkehrtheiten und Uebertreibungen des spanischen Wesens in starrer Festhaltung des Ehrengesetzes, in Unterwerfung der Liebe unter die Eifersucht und in ähnlichen Conflicten schildert, da sieht man die

Liebe des Spaniers zu seinem Volk in rührender Weise kämpfen mit der überlegenen Einsicht des Denkers; nirgends aber nimmt der Dichter das Verkehrte in seinen Schutz.

Wie in Deutschland sich die Mißgeburt der „Schicksalstragödien" an Calderon anlehnen, in ihm ihre Vorwände suchen konnte, ist mir, seit ich diesen Dichter studire, rein unbegreiflich. Ich habe dem Leser ein allgemeines Bild von den Stoffen gegeben, die Calderon behandelt hat. Was damit die verzerrte Schicksalsidee gemein haben soll, möge ein Anderer finden, ich vermag es nicht.

Den Calderon in deutsche Sprache zu übertragen, ist nahezu ein Ding der Unmöglichkeit. Die reichen, kunstvollen Formen der spanischen Sprache passen für die deutsche nicht, und im knappen Gewande dieser Formen ist der Dichter beinahe unübersetzbar. Opfert man aber die spanische Form einer dem deutschen Sprachgenius mehr entsprechenden, etwa unserm gewöhnlichen dramatischen Jambus auf, so geht die ganze Pracht der kunstvollen äußern Structur verloren. Das Beste ist jedenfalls, man nimmt sich die Mühe, selber spanisch zu lernen.

Viele lieben es, mit gegen Shakespeare gerichteter Absichtlichkeit Calderon den größten aller Dramatiker zu nennen. Das erinnert mich von Neuem an jenen Streit wegen Schiller und Göthe. Uebrigens hat Platen, eine Kunstautorität höchsten Rangs, dem Sophokles die Stelle eingeräumt, welche wir zwischen Calderon und Shakespeare streitig sehen.

Meiner Meinung nach ist für Calderon's Ehre genug geschehen, wenn man ihn nur in solcher Gesellschaft nennt und damit anerkennt, daß jede andere seiner unwürdig ist. Unser Schiller muß leider hier jedenfalls ausgeschlossen bleiben, weil gerade nur die drei genannten Glücklichen ein Nationaltheater gehabt haben, er aber nur ein, wenn auch noch so

gutes, göthisch=weimarisches Kunst= und Professoren=Theater. Was nun die Vergleichung mit Shakespeare betrifft, so ist ihm Calderon an Schönheit und Reichthum der Formen, an äußerer Kunstvollendung, an Gläubigkeit des Gemüths, an innerem Frieden und sittlicher Wirkung auf den Leser, sowie an Reinheit der Sprache und Sitte weit überlegen; dagegen kann man, was Darstellung der Leidenschaft und Zeichnung der Charactere betrifft, dem großen Engländer kaum mit Ernst die Siegespalme streitig machen. Shakespeare ist der echte Dramatiker des protestantischen Norden, Calderon der glühende Sänger des katholischen Spanien.

Und diesen Dichter führen sie in Madrid in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht auf, jedenfalls bei weitem nicht so oft und so ernsthaft, als es die nächste Pflicht der spanischen Bühnen wäre.

Ich habe bei Malaga, und nun wieder bei Calderon, der Frohnleichnamsspiele — Autos sacramentales — erwähnt. Da ich, wie schon wiederholt bemerkt, nicht für die Meister vom Stuhle, sondern zunächst für Neulinge und Anfänger in spanischen Dingen schreibe, so kann ich die Gelegenheit nicht unbenützt lassen, dem wißbegierigen Leser einen ungefähren Begriff von einem solchen Frohnleichnamsspiel zu geben, da ja Calderon während siebenunddreißig Jahren diese Stücke für die Feier des Frohnleichnamsfestes in Madrid ausschließlich, längere Zeit auch diejenigen für Toledo, Sevilla und Granada geschrieben hat. Nach der Meinung seiner Zeitgenossen hat Calderon in diesen Festspielen „sich selbst übertroffen". In den begeistertsten Ausdrücken rühmen sie den heiligen Schwung seiner andachtsvollen Rede, die Göttlichkeit seiner Erfindungen, die Schönheit seiner Gedanken, die Tiefe und Rechtgläubigkeit seiner Theologie.

Daß man frei sein muß von confessioneller Feindseligkeit

und Beschränkung, um so etwas zu würdigen und zu begreifen, versteht sich wohl von selbst; mir für meinen Theil macht dies so wenig Mühe, als die Versenkung in den griechischen Mythus, wenn ich den Sophocles verstehen will. Ist man aber einmal zu einem solchen Standpunkt gelangt, so muß man in der That bekennen, daß ein Auto sacramental der höchste dramatische Gegenstand ist, welcher sich überhaupt denken läßt.

Wenn Platen, sicherlich einer unsrer tiefsten ästhetischen Denker, Recht hat, indem er als des Dramatikers letzte Aufgabe bezeichnet

„Den Punkt zu schau'n, wo Gott und Mensch sich scheidet"
(s. Sonett „Sophocles".),

so kann die Sache weiter keinem Anstand unterliegen. Denn das Auto legt geradezu die ganze Schöpfung vor dem Throne des Ewigen nieder, betrachtet das Universum im Wiederglanz des heiligsten Geheimnisses des Christenthums und leistet so das Unglaubliche, aus den abstractesten Regionen der scholastischen Theologie wahre und ächte Poesie an's Tageslicht hervorzuzaubern.

Um eine Anschauung von Calderon's Behandlungsweise dieses Gegenstands zu geben, will ich kurz den Inhalt desjenigen Auto mittheilen, welches in einem hier nicht erklärbaren Gegensatz zu einer gleichnamigen Comödie Calderon's „der Maler seiner Schande" heißt, und schon von Schack in seiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" als eines der vorzüglichsten mit Recht hervorgehoben wurde.

Aus dem Schlunde eines Drachen erhebt sich Lucifer, und erzählt der aus einer Felsenhöhle tretenden Schuld die Geschichte seines Falles, seiner Verbannung in das Reich der Finsterniß zur Strafe seines Hochmuths. Er enthüllt ihr

seinen Haß und Neid gegen den Ewigen, den er unter dem Bilde eines Künstlers darstellt. Er erzählt, schon sechs Tage habe dieser Künstler an einem großen, wundersamen Gemälde, der Schöpfung, gearbeitet und gehe nun damit um, am siebenten Tage als Schluß des Ganzen eine Gestalt und ein Antlitz nach seinem Bilde zu malen. Er bittet die Schuld um ihre Hilfe zur Zerstörung dieses Bildes, damit der große Meister zum Maler seiner eigenen Schande werde. Die beiden Verschwörer schleichen in des Meisters Werkstätte und betrachten das Gemälde; sie erzittern vor den Symbolen der Aehre und der Rebe, den Sinnbildern des Altarsacraments. Nun erscheint, während sie sich verbergen, der Maler, und beginnt seine Arbeit; Unschuld, Weisheit und Gnade reichen ihm unter heiligen Lobgesängen die Farben dar. Dem als Ebenbild des Meisters vollendeten Werke haucht der Künstler den lebendigen Athem ein; es ist die menschliche Natur, welche vor ihrem Schöpfer anbetend niederkniet; er gibt ihr die Herrschaft der ganzen Schöpfung, nur beschränkt durch das Verbot, die Früchte vom Baume der Erkenntniß zu genießen. Die menschliche Natur, umgeben von Unschuld, Weisheit und Gnade, zu welcher noch der freie Wille sich gesellt, lobpreist nun, sich selbst und dem Genuß der neuen Schöpfung überlassen, in glänzenden Worten die Wunder der Natur. Jetzt erscheinen die Verschwörer, Lucifer und die Schuld; das Erste, was sie versuchen und was ihnen gelingt, ist die Bestechung des freien Willens. Dieser reicht die von der Schuld herbeigetragene Frucht der menschlichen Natur zum Genusse dar, und trotz des Widerstandes der drei guten Genien geschieht die Sünde. Da verdunkelt sich die Luft, die Erde erbebt, die Schönheit des Paradieses verschwindet, Weisheit, Unschuld, Gnade entfliehen, und Lucifer schleppt die menschliche Natur als seine Sclavin fort. Der Künstler weint

um die verlorene Seele; das Brod der Schmerzen und die Schmerzen der Geburt werden ihr auferlegt. Die Sündfluth bricht an; die menschliche Natur flieht vor den Wogen auf die höchsten Spitzen der Berge; und im Augenblick, wo die Wellen unter dem Hohngelächter Lucifers und der Schuld sie verschlingen wollen, wirft der Schöpfer ein Holz in die Fluth, als Vorbild eines andern Holzes, das einst die Welt retten wird. Dieses Holz umklammert die menschliche Natur, und wird so aus den Wogen gerettet.

Die menschliche Natur, den Friedensbogen am Himmel erblickend, sucht nun die Rückkehr zu ihrem Schöpfer; sie versucht, in den Jubelchor der Engel vom Himmel einzustimmen, aber Lucifer und die Schuld halten sie zurück. Jetzt erscheint der göttliche Maler wieder, geführt von der Liebe, um die Geraubte zu befreien. Denn zwischen der Ehre der Menschen und Gottes Ehre ist der Unterschied, daß die eine sich rächt, indem sie tödtet, die andere, indem sie verzeiht. Die Liebe trägt ein Kreuz herbei, hinter welchem der Maler sich verbirgt. Er befreit die Gefangene, indem er Lucifer und die Schuld zu Boden streckt. Der Maler deutet auf das Kreuz und erklärt der Befreiten, daß er dem Gemälde, welches Lucifer und die Schuld befleckten, seinen ersten Glanz widergebe, indem er es in einer Quelle wasche. Es erscheint eine Quelle mit sieben Strahlen — den sieben Wunden des Erlösers — an ihr stehen Weisheit, Unschuld und Gnade. Sie rufen der menschlichen Natur zu, in ihre Arme zu kommen. Die Schuld röchelt in ihrem Todeskampf die Worte hervor: „mag auch im Bad dieser Quelle die Erbsünde getilgt werden, so bleibt mir doch noch Raum genug, dich zu bekämpfen", worauf der göttliche Maler: „auch dagegen ist ein Mittel; seht hier das Sacrament, das Geheimniß der Geheimnisse, das Wunder der Wunder". Lucifer und die Schuld stöhnen

in ihrem Todeskampfe; die menschliche Natur, die Erlöste, knieet anbetend vor dem allerheiligsten Sacrament des Altars nieder.

Diese dürre Skizze lege ich dem sinnigen Leser vor, und bitte ihn, die ganze Pracht der Sprache Calderon's herbeizudenken. Er wird mit mir sagen müssen: wahrlich, das war kein obscures Volk, dem man an seinen Festtagen auf den Straßen von Madrid derartige Geistesspeise vorsetzen durfte! —

Und wie denn Calderon nach allen Richtungen hin als ein unendlich reicher Geist sich offenbart, so hat er, als Hofdichter im edelsten Sinn des Wortes besonders dazu berufen, auch der theatralischen Pracht ein aufmerksames Auge und ebenso sorgfältige als maßvolle Beachtung geschenkt. Um dem Volke zu gefallen, dauernd auf dasselbe einzuwirken, darf man solche Dinge eben so wenig vernachlässigen, als man sie, des Höheren und Geistigen vergessend, übertreiben soll. Die Natur-Wunder und Götter-Erscheinungen, welche in Calderon's Stücken vorkommen, geben einen hohen Begriff von der damaligen Entwicklung des Decorations- und Maschinen-Wesens, zum Mindesten auf dem königlichen Theater von Buen Retiro. Eben so werden häufige Gesänge, namentlich in mythologischen, für Hoffeste bestimmten Stücken eingeflochten; von einem dieser Stücke weiß man, daß es, als vollständige Oper, ganz gesungen wurde.

Was aber Calderon's Stoff und Gegenstand sein mag, das höchste Mysterium der Religion oder der lustigste Spaß des Madrider Lebens, die spanische Geschichte oder die biblische, die Mythologie oder die Allegorie, Eines bleibt sich immer gleich: die sorgfältigste Durchbildung des Planes bis in seine genauesten und kleinsten Einzelheiten, die liebevolle Aufmerksamkeit des ächten, besonnenen Künstlers auf Alles und Jedes, die vollendete Beherrschung der Sprache und ihrer

Formen, mit Einem Worte, die meisterhafte Kunstvollendung, vor welcher Schmiererei, Sudelei und Uebereilung, die unter Andern dem deutschen Theater so tiefe Wunden geschlagen haben, beschämt und entsetzt die Flucht ergreifen müssen.

Wenn ich, solche Bilder von Calderon im Herzen, bei aller billigen Anerkennung des wirklich Guten in Musik, Sprache und Spiel der Darstellenden, mich nicht versucht sah, häufiger, als ich bis jetzt erzählt habe, die spanischen Theater zu besuchen, so wird mir der einsichtsvolle Leser nicht ganz Unrecht geben; ein Stück spanischen Menschenlebens oder ein schöner Sommerabend in freier, südlicher Natur war mir lieber, als dieses halbcorrupte, halbfranzösische, sich selbst nicht recht verstehende Bühnenwesen.

X. Das königliche Museum.

Nicht reich an monumentalen Bauwerken, arm an Denkmalen der Plastik, würde Madrid im Reiche der Kunst einen dürftigen Platz einnehmen, wenn nicht seine reichen Schätze von Gemälden seine Stellung auf diesem Gebiete zu einer ganz hervorragenden machen würden. Es ist allgemein anerkannt, daß die königliche Gemäldesammlung allein einen langen Aufenthalt in Madrid voraussetzt, um mit einigermaßen eingehender Gründlichkeit gewürdigt zu werden; und manche Reisende haben ihre Vorliebe und Bewunderung für diese Sammlung so weit getrieben, daß sie vom übrigen Madrid fast oder gar Nichts zu sehen bekamen. Dagegen läßt sich nun Nichts erinnern, da Jeder billigerweise das Recht beansprucht, seinen Neigungen nachgehen zu dürfen, so fern er sich nur nicht herausnimmt, über das, was er nicht gesehen, gleichwohl zu urtheilen. Wenn aber Einer Alles das, was er nicht sieht oder ansieht, als nicht vorhanden oder nichtsnutzig beurtheilt, so thut er sicherlich Unrecht.

Mir war, da meine Aufmerksamkeit vielfach durch das Leben und die Verhältnisse der Gegenwart in Anspruch genommen wurde, hinsichtlich der Gemäldesammlungen Madrid's Mäßigung und Selbstbeschränkung nach doppelter Richtung auferlegt. Einmal dachte ich von vorn herein gar nicht daran, noch andere Sammlungen, außer dem königlichen Museum, zu besuchen; sodann aber mußte ich auch in dieser Einen Galerie zufrieden sein, eine kleine Anzahl der schönsten und merkwürdigsten Bilder so aufmerksam und liebevoll zu betrachten, daß das Bild vom Bilde mir dauernd in der Seele blieb.

Wer bei einem kurzen Aufenthalt mehr zu gewinnen bemüht ist, der wird meiner Meinung nach Nichts erreichen; auch das schärfste Auge und Urtheil haben ihre Beschränkung nach Zeit, Raum und Kraft.

Wir übergehen also vollständig das von Espartero gegründete, jetzt verwahrloste Volksmuseum in der Atochostraße, sowie die zwei Bildergalerien in der Alcalástraße, nemlich jene der Academie San Fernando, und jene des Infanten Sebastian Gabriel, und wenden uns in bescheidener und anspruchsloser Betrachtung dem königlichen Museum zu.

Das Gebäude, in welchem sich das Museo Real de Pintura y Escultura befindet, erhebt sich am Prado, rechts, wenn man vom Südbahnhof herkommt, unmittelbar vor dem Beginn des Salon del Prado, zwischen dem botanischen Garten und der neuen, zierlich gothisch erbauten, aber fast immer geschlossenen Kirche Geronimo. Das große, aus Granit und Backsteinen in edlen Formen aufgeführte Gebäude lehnt sich an den von Buen Retiro sich herabsenkenden Hügelabhang mit der Rückseite dergestalt an, daß man von der nördlichen Schmalseite aus unmittelbar und eben in das zweite Stockwerk, den Hauptsitz der Gemäldesammlung, gelangt. Diese,

an der Fortsetzung der Carrera de Geronimo gelegene Seite hat einen Porticus von dorischen Säulen; hier hat das Publicum seinen Eingang. Der Besuch der Sammlung ist, bei dieser Gelegenheit gesagt, dem Fremden in einer Weise erleichtert, wie ich dieß außer Madrid nirgends gefunden habe; täglich von Morgens neun bis Nachmittags vier Uhr ist die Galerie offen für Jeden, der nur sagt, er sei fremd. Das außerordentlich, fast siebenhundert Fuß lange Gebäude hat keine dieser Ausdehnung entsprechende Höhe, und durch die Lage am Berg erscheint dieselbe noch geringer, als sie wirklich ist; gleichwohl macht es durch seine edle und würdige Bauart, verbunden mit den schönen Gartenanlagen, welche diesen Kunsttempel umgeben, und der grandiosen Lage am schönsten und belebtesten Theil des Prado, einen vortrefflichen Eindruck. Der ursprüngliche Erbauer war König Karl III., und es sollte das Gebäude zur Aufnahme eines naturwissenschaftlichen Museums dienen. Erst Ferdinand VII. wurde, Manche sagen von Maria Christina, Andere, von einer seiner früheren Frauen, dazu bewogen, dasselbe für eine Gemäldesammlung zu bestimmen. Es wurden nun die fast unerschöpflichen Schätze der königlichen Schlösser, namentlich des Escorial, nach und nach, theilweise erst unter Isabella's Regierung, hieher gebracht, und auf diese Weise eine Galerie begründet, welcher in mancher Hinsicht keine andere sich gleichstellen kann.

Es versteht sich von selbst, daß über diese reiche und kostbare Sammlung schon viel geschrieben wurde. Darunter ist Viel des Guten, aber auch Vieles von so phrasenhafter Ueberschwenglichkeit, daß Einem dabei ganz weh um's Herz wird. Wer mit meinen kurzen Bemerkungen nicht zufrieden ist, dem kann ich namentlich zwei Männer empfehlen, welche bei Betrachtung dieser Galerie unabhängiges und gesundes

Urtheil an den Tag gelegt haben, wiewohl sie sonst sehr von einander verschieden sind; nemlich Alban Stolz in seinem originellen Buch „Spanisches für die gebildete Welt" und Körner in seinem schon mehrfach erwähnten „Aus Spanien". Die Kenntnisse des Letztern im Fache der Malerei erheben sich weit über das gewöhnliche Dilettanten-Niveau, und seine zum Theil ziemlich ausführlichen Betrachtungen werden selbst von dem eigentlichen Kenner sicherlich mit Genuß gelesen.

Ohne mich mit Lage, Eintheilung und Anordnung der zahlreichen einzelnen Säle aufzuhalten, bemerke ich nur, daß die Perlen und Meisterwerke der ganzen Sammlung in zwei Sälen vereinigt sind, nemlich in einem großen langen Saal, welcher nur Spanier und Italiener enthält, und in einer unmittelbar daranstoßenden Galerie — Salon de Isabel segunda genannt, — wo das Trefflichste aus allen Schulen, was nicht schon in dem langen Saal sich befindet, zusammengestellt ist. Dieser Salon ist, sogar abgesehen von seinem Inhalt, ein prächtiger Raum, eine eliptische Galerie, aus der man hinuntersieht in eine entsprechende Galerie des Erdgeschosses, in welcher die vorzüglichsten plastischen Werke des Museums stehen. Dieser Gedanke, ohne Rücksicht auf Schulen und sonstige Gelehrsamkeit Geist und Auge durch einen solchen Strahlenkranz der vortrefflichsten Sachen zu erfreuen, ist nicht nur an sich ein sehr glücklicher, recht spanischer, sondern er macht auch das Betrachten und Lernen viel leichter. Wer nur in diesen zwei Sälen sich gehörig umgesehen hat, der darf am Ende Alles Uebrige weglassen, und wird gleichwohl Freude und Nutzen in Fülle mitnehmen. Ich habe von meiner Madrider Woche drei halbe Tage der Galerie gewidmet, und bei weitem den größten Theil dieser Zeit in den zwei genannten Sälen zugebracht; von den andern, minder bedeutenden Sachen kehrte ich immer wieder zu neuer Anschau-

ung des Besten zurück, und die unter dem Salon Isabella's im Erdgeschoß liegende Antikensammlung besuchte ich gar nicht, weil sie, an sich ohne besondere Bedeutung, jedenfalls das Wesentliche dieses Ortes nicht ist.

Was mir im Einzelnen von der Durchwanderung dieser herrlichen Räume geblieben ist, dürfte, um einiger Ordnung willen nach den Hauptschulen zusammengestellt, Folgendes sein:

Spanische Malerschulen.

Wer schon in Sevilla war, braucht beim Eintritt in den langen Saal zu Madrid weder Katalog noch Führer, um zu erfahren, daß er vor einer glänzenden Reihe von Werken Murillo's steht. In der That besitzt das Museum nicht weniger als sechsundvierzig, meistens große Bilder, von ihm. Und gleichwohl glaube ich nicht, daß man in Madrid so leicht zu einer Anschauung und einem Verständniß von dem Grundwesen der Kunst Murillo's gelangen kann, als in seiner Heimath. Ich möchte nicht behaupten, daß die in Sevilla aufbewahrten Bilder größtentheils und unbedingt den Vorzug verdienen vor den Murillo's in Madrid; aber dort ist man mit Murillo allein, gleichsam bei ihm zu Hause, während man hier in gar großer Gesellschaft lebt.

43. Die heilige Familie. Das Jesuskind hält einen kleinen Vogel in der Hand einem Hündchen entgegen, welches auf den rechten Augenblick hascht, die Beute zu erschnappen. Ob das spielende Kind sich an den sitzenden und von seiner Arbeit ausruhenden Joseph anlehnt, oder ob dieser den göttlichen Liebling zärtlich an sich zieht, weiß ich nicht zu entscheiden; so innig sind die beiden Gestalten zusammen gruppirt. Maria sitzt bei Seite und unterbricht ihre Spinnerei, um die reizende Scene zu betrachten. Die schönste denkbare Darstellung stillen

häuslichen Glücks, eine idealisirte Spanierfamilie, wenn es auch nicht die heilige Familie wäre.

46. Das Christuskind als göttlicher Hirte. Der Knabe Christus sitzt auf den Ruinen des Heidenthums, und weidet seine Heerde. Murillo's Geschichtsanschauung im Bilde eines Kindes dargestellt.

65 u. 219. La Concepcion. Beides herrliche Darstellungen des von Murillo mit so besonderer Vorliebe behandelten und verklärten Mysteriums. Zwischen Wolken und Engeln, welche bald die Symbole der Passion, bald Rosen, Lilien und Palmzweige halten, auf dem Halbmond stehend, erscheint fast in allen diesen Bildern die Jungfrau; was aber Murillo geleistet hat durch die verschiedenen Auffassungen von Seelenausdruck, Angesicht und Haltung, das entzieht sich dem Ausdruck durch Worte. 219 ist wohl die vollendetste dieser Concepciones, eine wahrhaftige Offenbarung des Himmels.

182. Kreuzigung des Apostels Andreas in Patras. Das Qualvolle, was für mich immer in der Betrachtung eines Marterbildes liegt, muß auch für Murillo keine Freude gewesen sein; denn neben die Leiden des gekreuzigten Blutzeugen malt der stets der Seligkeit zugewendete Meister die ganze Herrlichkeit des Himmels, welcher sich in beglückender Offenbarung dem Sterbenden enthüllt.

186. Der heilige Hieronymus in der Wüste, lesend. Die Erhebung des geläuterten Geistes über die Schranken und Bedürfnisse der Erdenwelt; der abstracte und allgemeine Gedanke wird zum anschaulichsten Kunstwerk durch das spanische Antlitz des Heiligen.

191. Die Anbetung der Hirten. Mehr voll göttlichen Stolzes, als irdischer Verschämtheit, zeigt die Jungfrau den anbetenden Hirten das Jesuskind.

315 und 326. Zwei Erscheinungen der heiligen Jung-

frau; der Heilige im Letztern ist Ildephons, vom Erstern ist es ungewiß, meist wird er der heilige Bernhard genannt. Diese „asuntos misticos“ gehören zu den Gegenständen, worin Murillo die kühnsten Schwingen seines Genius entfaltet. Das glühende Gottverlangen der vom Dießseits gänzlich abgewendeten Seele, die bis zum Unheimlichen ergreifende Verzückung des ascetischen Schwärmers, die stille Einsamkeit der armseligen Mönchszelle, in welche der volle Glanz der ewigen Seligkeit hereinbricht, weiß er mit einer Bescheidenheit der Mittel, mit einer Mässigung der Effecte, mit einer ruhigen und schonenden Behandlung der Farbe darzustellen, welche auch dem minder geübten Auge zur Quelle der höchsten Bewunderung wird. Die Engel des Himmels hat wohl selbst Raphael nicht so gemalt, wie es unserm Spanier gelungen ist. Die Art, wie er die Erscheinungen der Jungfrau malt, sind oft kühn; aber ihm schlägt auch das Kühne nicht fehl. Die Jungfrau darzustellen, wie sie mit einer Hand die entblößte Brust drückt, so daß dem Heiligen ein Milchstrahl entgegenspritzt, ist, mit Worten gesagt, fast mehr als ein kühner Gedanke; von Murillo gemalt, hat er sein Sonderbares verloren; er bringt nicht die geringste Störung in die vollendete Harmonie des Bildes.

202. Jesus und Johannes der Täufer als Kinder; ein liebliches Bild. Beide Kinder hüten Schafe; Jesus gibt dem durstigen Johannes aus einer Muschelschale Wasser zu trinken.

310. Die heilige Anna lehrt Maria lesen; ein Gegenstand, den Murillo mehrfach dargestellt hat, poetisch an sich, durch die Behandlung des Meisters aber so ideal verklärt, als in täuschender Wirklichkeit des Lebens hingezaubert; eine ernste Lehrerin neben einer herrlich leicht begreifenden Schülerin.

Während Murillo von Jedem, der ein wenig über ihn lernen will, nicht nur in Madrid, sondern auch in Sevilla

aufgesucht werden muß, ist Velasquez im königlichen Museum so ziemlich ganz zu finden, wie er sein Leben im Königspalaste der gleichen Stadt zugebracht hat. Wahrlich, ein großer Maler, und vor Allem ein Porträtmaler, den sicherlich kein Niederländer übertroffen hat. Und dennoch ist der Uebergang von Murillo zu ihm der Schritt von der Poesie zur Prosa. Der einsam in Sevilla arbeitende Künstler hat im Paradies gemalt, der Hofmaler aber auf der Erde des siebenzehnten Jahrhunderts.

51. Der Heiland am Kreuz, vielleicht das einzige Bild von Velasquez, auf welches das eben Gesagte nicht paßt. Der Anblick des grausigen Martertodes ist zwar durch Nichts gemildert; im Gegentheil, die schwarze, landschaftlose Nacht, welche sich um den entseelten, lebensgroßen Leib des Erlösers lagert, die furchtbar wahrheitsgetreue Art, in welcher das lange Haar über die eine Hälfte des Angesichtes herabhängt, die vollständige Einsamkeit des vom Vater Verlassenen, bringen den erschütterndsten Eindruck hervor. Jenes alte, protestantische Kirchenlied „O Haupt voll Blut und Wunden" ist im Geiste dieses Bildes gedichtet.

145. Eine Ansicht aus dem königlichen Garten von Aranjuez, Allee und Fontäne. Hier ist Velasquez mitten in seiner Meisterschaft; er malt getreu das wirkliche Leben, und am besten, wenn es das Leben, auch das Natur-Leben seines Hofes ist. Man hat behauptet, Schiller habe mit dichterischer Divination in seinem Don Carlos das spanische Hofleben getroffen. Wer dieses Eine Bild von Velasquez gesehen hat, der weiß von den schönen Tagen von Aranjuez mehr zu erzählen, als wenn er den Don Carlos hundertmal gelesen.

138. Die Trinker „los borrachos", ein allgemein bekanntes Bild. Wer ein platonisches oder nur xenophontisches Symposion erwartet, wird eben so enttäuscht sein, als wer

sich nach einer deutschen Studentenkneipe sehnt. Velasquez suchte den dem spanischen Character und Wesen widerwärtigen und fremden Gegenstand durch Allegorie und Humor ansprechend zu machen; ob ihm dieß in dem Grade gelungen ist, daß das Gemälde als Ganzes unbedingt gepriesen werden kann, wage ich nicht zu entscheiden. Einer der Trinker sitzt in der Mitte auf einem Faß oder einer Tonne, mit entblößtem Oberleib, mit Weinranken bekränzt. Vor ihm kniet ein Anderer, wie es scheint ein Soldat, und läßt sich, in komischer Andacht und Verehrung, vom Ersteren mit Epheu bekränzen. Ein Anderer schickt sich an, dem Glücklichen in dieser Ceremonie nachzufolgen, und die übrige Gesellschaft feiert in größter Freude den wichtigen Auftritt. Es läßt sich, wie schon angedeutet, gegen das Ganze Manches sagen; was aber die Lebensfrische und Vollendung alles Einzelnen betrifft, so wüßte ich nicht leicht irgend ein Bild diesem vorzuziehen.

319. Die Uebergabe von Bredà, in Flandern, ein von Calderon in einem seiner Dramen besungener Erfolg der spanischen Waffen im niederländischen Krieg, ein außerordentlich großes, höchst beachtenswerthes Gemälde. Der spanische Feldherr Espinola, begleitet von seinen untergebenen Heerführern, empfängt im Beisein der beiderseitigen Armeen die Schlüssel der übergebenen Festung von dem Commandanten der tapfern Besatzung. Espinola, lebensgroß, ist vom Pferde gestiegen, und begrüßt mit spanischem Edelsinn und christlicher Demuth den besiegten Feind. Das Bild wird gewöhnlich „las lanzas“ genannt, wegen der Masse der aus beiden Armeen emporstarrenden Lanzen. Nicht nur die Hauptfiguren, sondern die fernsten und untergeordnetsten Einzelnheiten sind mit unglaublicher Sorgfalt und Vollendung ausgearbeitet.

Von den Porträts des Velasquez will ich nicht im Einzelnen sprechen. Mag er Philipp III., Philipp IV. zu Pferd,

wie er auf der plaza del Oriente steht, seine erste Gemahlin, Isabella von Bourbon, oder die zweite, Maria Anna von Oestreich, seine Tochter Margaretha Maria von Oestreich, seinen Minister Olivares, oder den Zwerg am Hofe malen, seine Eigenschaft als größter Porträtmaler tritt überall gleich eminent hervor. Hier ist Nichts idealisirt, Nichts verschönert, Alles Leben und Wirklichkeit, aber nicht mehr. Uebrigens kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Philipp IV. sich von seinem Lieblingsmaler fast lächerlich oft porträtiren ließ.

195. Vulcans Schmiede, in welcher Apollo einkehrt. Dieß ist nicht die Welt, aus welcher Velasquez zu malen vermochte; der Kenner des Homer wird eher beleidigt als erfreut.

Von eigentlichen Genre-Bildern des Velasquez sind die berühmtesten, und mit Recht, Nro. 155, las Meninas, die Hoffräulein, und 335, las hilanderas, die Spinnerinnen. In letzterm Bild läßt sich der höfische Meister zur Darstellung einer Teppichfabrik herab, in welcher im Hintergrund, damit doch etwas Vornehmes da sei, einige Damen Teppiche betrachten, um Einkäufe auszuwählen; vorn arbeiten mit Spinnen und Spulen zahlreiche Mädchen und Frauen. Man denkt sich in die Tabaksfabrik in Sevilla zurück.

Das erstgenannte Bild ist sicherlich ein Meisterstück ersten Rangs in Composition, Gruppirung, Beleuchtung und Allem. Links vom Beschauer steht Velasquez selbst, mit dem Farbenbrett in der Hand, vor einer Staffelei. Er malt den König Philipp IV. und seine Frau; an der hintern Wand des Zimmers hängt ein Spiegel, in welchem die Bilder des königlichen Paars zurückgeworfen erscheinen. König und Königin selbst sind nicht auf dem Gemälde. In der Mitte des Vordergrundes steht die Infantin Margaretha Maria, von zwei Gespielinnen umgeben, deren eine der Prinzessin eine Vase mit

Wasser knieend darreicht. Die rechte Seite des Bildes nehmen die zwei Hofzwerge nebst dem prachtvollen Lieblingshund des Königs ein, welch letzterer die wenig gewichtigen Fußtritte des einen der Zwerge mit überlegener Geduld entgegennimmt. Wer aus Jean Paul's Siebenkäs sich an Leibgebers Hund Saufinder erinnert, der wird hier einen alten Bekannten aus dem Volk in Hofkreisen wiederfinden.

Doch genug über Velasquez; mehr als sechzig Bilder von ihm sind im Museum; wenn ich mich genau erinnere, hängen sie fast alle im langen spanischen Saal mit Ausnahme der Trinker und weniger andern, welchen die Ehre der Galerie Isabellen's zu Theil geworden ist.

Josè Ribera ist einer der genialsten spanischen Maler, den aber eine seltsame Vermischung des grausamsten Naturalismus mit verzückter Ascetik oft über die Bahn der Schönheit hinausgetrieben hat; dann ist er in seiner Art ein Sinnbild jener mehrerwähnten falschen Wege, auf welche die spanische Nation durch den eigenthümlichen Gang ihrer Geschichte sich längere Zeit getrieben sah. An Fleiß und Fruchtbarkeit war Ribera dem Murillo und Velasquez ebenbürtig; das königliche Museum allein enthält dreiundfünfzig Bilder von ihm. Er hat sich insbesondere mit der Malerei von Martern und Peinigungen, vom Geier des Prometheus bis mitten in die Christenverfolgungen hinein, abgegeben; ich bekenne, daß mein subjectiver Geschmack sich von derlei Gegenständen mit ganz besonderer Ungunst abwendet, und habe daher nicht viel von Ribera mir eingeprägt.

Dagegen muß man seinem „Traum Jacob's," Nro. 116, welcher sich eine bevorzugte Stelle im Salon Isabellen's, an der linken Wand vom Eintritt aus, erworben hat, ein fast uneingeschränktes Lob zollen. Der Erzvater, welcher anachronistischer Weise, aber in Spanien sehr begreiflich, als Mönch

gekleidet ist, hat sich auf seiner Reise zu Laban unter freiem Himmel dem Schlummer hingegeben; im Traum erscheint ihm die geheimnißvolle Engelsleiter, und Jehovah erneuert die Verheißungen, die er schon Abraham und Isaac gegeben. An diesem höchst geistvollen Bilde ist es weniger das Biblische oder Religiöse des Stoffes, was seine große Bedeutung ausmacht, als das Morgenländische in Beleuchtung und Landschaft, und das allgemein Menschliche, freilich auch derb Naturalistische, der Darstellung. Denn Ribera hat hier nicht nur den Traum Jacob's, er hat ganz eigentlich das Träumen selbst gemalt, und nebenbei das Träumen eines Juden.

42. „Die Marter des heiligen Bartholomäus in Armenien." Es muß anerkannt werden, daß uns Ribera in diesem Werke nicht die Martern selbst, sondern nur die Vorbereitungen dazu zeigt, während er doch nach der Legende die Wahl hatte, den Heiligen entweder lebendig schinden, oder wie Petrus kreuzigen zu lassen. Die Arme des Heiligen sind an ein bewegliches Querholz gebunden, welches zwei Henker mit Winden in die Höhe zu ziehen im Begriff stehen. Andere Henkersknechte umgeben diese Hauptgruppe; im Hintergrunde sammelt sich das Volk, um der beginnenden Marter zuzusehen. Der Heilige scheint die Qualen, die seiner harren, voraus zu empfinden; aber sie sind in seinem Antlitz schon überwunden durch das heilige Feuer des Glaubens, das in seinem verklärten Antlitz lodert, aus seinem gen Himmel gerichteten Auge hervorbricht. Nebenbei ist die Arbeit der Henker, und ihre Wirkung auf die Muskeln der Arbeitenden, mit eben so erstaunlicher als entsetzlicher Treue und tiefer anatomischer Kenntniß dargestellt.

Alonso Cano ist, wie früher angedeutet wurde, der eigentliche Meister der Schule von Granada, und man lernt ihn am Besten dort, im Provinzialmuseum und in der Kathedrale,

kennen. Er muß ein außerordentlich vielseitig künstlerisch begabter Mann gewesen sein, da er sich nicht nur als Maler, sondern auch als Bildhauer, Holzschnitzer und Architect ausgezeichnet hat; namentlich im Fache der Holzschnitzerei habe ich von ihm meisterhafte Arbeiten gesehen. Hier im Museum sah ich von seiner Hand insbesondere:

88. Johannes Evangelista schreibt auf der Insel Patmos die Offenbarung nieder, und 227. der heilige Hieronymus in der Wüste, über das letzte Gericht nachsinnend, zwei Bilder, welche trotz der minder glücklichen Gegenstände die gewaltige Glaubenstiefe des Malers, der selbst Geistlicher war, und seinen ascetischen Ernst in großen Zügen aussprechen. Dagegen ist 166. der Leichnam des Herrn, von einem Engel in den Armen gehalten und mit seinen Schwingen voll schützender Liebe überschattet, ein Gemälde, welches sich in Idee und Ausführung den allerersten an die Seite stellt.

Von Alonso Coello sind für Liebhaber des Don Carlos hervorzuheben

152. Porträt des Don Carlos; wenigstens hält man es dafür und ich glaube auch, daß es ihn darstellt, denn das Gesicht ist dem Philipp's II. ähnlich genug, und sieht auch leidend und fast verkommen aus, während

154. die Infantin Clara Eugenie, welche bei Schiller schon in so früher Jugend eine Rolle spielt, und später die Gemahlin des Erzherzogs Albert in den Niederlanden, auch als solche eine hohe Kunstgönnerin war, als hübsches und harmloses Mädchen darstellt. Coello malte am Hofe Philipp's II., wie Velasquez an dem Philipp's IV., ohne natürlich seinem König so nahe zu stehen, wie sein Nachfolger.

Die Betrachtung der wichtigsten Gemälde aus den spanischen Schulen muß auch denjenigen, dessen Geistesrichtung der spanischen Nation nichts weniger als zugeneigt ist, sicher-

lich mit bewundernder Hochachtung vor diesem Volke erfüllen. Nirgends ist die zeichnende und malende Kunst so ausschließlich im Dienste des Hohen und Heiligen geblieben, und bei aller Anlage zu religiöser Schwärmerei ist doch das Maßhalten in künstlerischen Mitteln und Effecten im Allgemeinen in keiner Schule so streng und edel aufrecht erhalten worden. Es prägt sich in den spanischen Bildern die großartige Physiognomie des so ernst schönen, ich möchte sagen heiligen Landes, der tiefe, auf so schwere Proben gestellte, leidenschaftliche Glaube des Volkes, sein ganzer, dem Idealen und Ernsten zugewendeter Character auf's Lebendigste aus. Wäre im Museum zu Madrid nicht Raphael so ungemein reich vertreten, ich wäre immer wieder zu meinen Spaniern zurückgekehrt.

Italienische Schulen.

Der ganz außerordentliche Reichthum des Museums in diesem Theil der Kunstgeschichte ist vertheilt in den zwei Hauptsälen, welche auch die spanischen Meisterwerke enthalten (langer Saal und Salon Isabella's II.), und in einem weiteren, von der Eingangshalle links gelegenen Saal, welcher ausschließlich den Italienern bestimmt ist.

Von Raphael, dessen Werke natürlich an den Ehrenplätzen beider Hauptsäle aufgestellt sind, und zwar mit einer Bevorzugung und spanischen Bescheidenheit, die fast zur Ungerechtigkeit gegen den ebenbürtigen Murillo wird, müssen vor Allem, obwohl tausendfach beschrieben, die verschiedenen heiligen Familien für diejenigen Leser erwähnt werden, welche sie etwa noch nicht kennen.

726. Die heilige Familie, genannt „die Perle.“ Das Bild kam, ich weiß nicht durch wen, von Mantua nach England, wo König Karl I. es kaufte. In der Folge gelang es Philipp IV., dasselbe zu erwerben. Als der König das Ge-

mälde zum ersten Male sah, rief er begeistert aus: „Das ist die Perle meiner Bilder"; daß er übrigens hierin zu weit ging, ist allgemein anerkannt. Das Jesuskind, den linken Fuß auf die Wiege stützend, sitzt halb auf dem Kniee der Mutter, die es mit einem Arme festhält. Der kleine Johannes reicht dem kleinen Jesus allerlei Früchte dar, nach welchen letzterer eben greifen will, indem er zugleich mit fast schelmischem Lächeln fragend und bittend an der Mutter aufschaut. Maria senkt einen innigen Liebesblick nach dem Kinde; ihr lieber Arm ruht auf der Schulter der heiligen Elisabeth, die in süßes Träumen versenkt, neben ihr knieet. Der Hintergrund zeigt eine Landschaft mit Ruinen; zwischen hindurch ist die Gestalt Joseph's sichtbar. So außerordentlich die Farbenpracht, Frische und Lebendigkeit dieses fort und fort copirten Gemäldes ist, so kam ich doch gerade bei ihm nie über das Gefühl hinaus, daß so kein Spanier voll innigsten Glaubens gemalt hat; es ist das Werk eines sehr reflectirenden Künstlers, der den nämlichen Gegenstand schon oft bearbeitet hat und bei Aufsuchung immer neuer Motive ein wenig müde geworden ist.

741. Die heilige Familie vom Fisch, größer als das vorige Bild, größer im Raum und im Geiste. Die Jungfrau, eine der schönsten und himmlischsten Raphaels, sitzt auf einer Art Thron, und hält das Jesuskind in den Armen. Auf den Stufen des Throns knieet der heilige Hieronymus mit einem aufgeschlagenen Buche, auf oder in welchem die eine Hand des Kindes ruht. Jesus wendet sich dem jungen Tobias entgegen, welchen der Erzengel Raphael vor den Thron führt. Er hält in seiner Hand den kleinen Fisch, von welchem das Bild seinen Beinamen hat. Die Zusammenstellung von Tobias und Hieronymus auf Einem Bilde braucht schon an sich nicht zu verwundern, da die religiöse Malerei

überhaupt in dem Anachronismus keine Fesseln findet; im vorliegenden Fall hat man sie einmal damit erklären wollen, daß vielleicht der Besteller des Bildes „Tobias Hieronymus" geheißen und eine Anspielung auf seinen Taufnamen gewünscht habe, sodann aber in allegorischer Richtung, wornach das Gemälde die Aufnahme des erst im sechzehnten Jahrhundert als ächt erkannten, vom heiligen Hieronymus übersetzten Buches Tobias in den Canon versinnbildlichen soll. Ich überlasse es meinem Leser, für was er sich entscheiden will; für mich, im Allgemeinen nichts weniger als Freund der Allegorieen, hatte ausnahmsweise bei diesem Bilde die symbolische Erklärung eine große Wahrscheinlichkeit.

794. Die heilige Familie, genannt „von der Rose." Der kleine Johannes reicht dem Jesuskinde einen Pergamentstreif oder ein Band mit dem Agnus Dei dar. Die heilige Jungfrau stellt sich der vorigen würdig an die Seite. Eine auf einer Art Brüstung liegende Rose gab dem Bild seinen Namen.

798. Das Jesuskind reitet auf einem kleinen Lamm, von seiner Mutter, zu der es freudig aufblickt, zärtlich festgehalten. Lieblicher Gedanke.

723. Heilige Familie, genannt „Agnus Dei." Maria sitzt am Fuße eines Baumes; ihr linker Arm ruht auf einer Säule, hinter welcher Joseph, die rechte Hand unter das Kinn gestützt, die vor ihm sich entwickelnde Scene betrachtet. Mit dem rechten Arm hält Maria das auf ihrem Schooß sitzende Jesuskind fest, welches ihr das von Johannes gebrachte Band mit dem Agnus Dei zeigt. Das Bild heißt auch „die heilige Familie von der Eidechse", welches Thierchen in der That zwischen den Trümmern einer alten Säule hervorguckt.

834. Die Heimsuchung. Am Gestade des Jordan be-

gegnet Maria der Elisabeth. Der Gesichtsausdruck der beiden Frauen zeigt die tiefe Erfüllung der Gemüther von ihren heiligen Geheimnissen in eben so rührender, als erhabener Weise. Im Hintergrunde erscheint prophetisch die Taufe des Herrn, und die Glorie des Himmels öffnet sich über den zwei gebenedeiten Frauen.

784. El Spasmo oder Pasmo de Sicilia, so genannt von der heiligen Maria del Spasmo, in deren Kirche zu Palermo das Bild zuerst aufgestellt gewesen sein soll; hier im Museum hängt es im Langsaal, der Eingangsthür zum Salon Isabella's gerade gegenüber.

Jesus Christus fällt mit dem Kreuze, in dem Augenblicke, wo er zu Jerusalems klagenden Frauen spricht: „Weinet nicht über mich, weinet über Euch und Eure Kinder.“ Leute aus dem Volk und Kriegsknechte zu Pferd umgeben die Scene; die Volksmenge dehnt sich von den Thoren Jerusalems bis in den Hintergrund, wo die Höhe von Golgatha sichtbar wird. Simon von Cyrene hilft Christus unter dem Kreuze emporrichten, während zwei Henkersknechte ihn beschimpfen und bedrohen. Durch Nachbildungen jeder Art ist die unübertreffliche Composition dieses Gemäldes fast Jedermann bekannt; sie war es auch mir, namentlich durch ein schönes Glasgemälde, wenn ich nicht sehr irre, in einer Kapelle rechts im Münster zu Freiburg i. B. Hier empfand und verstand ich aber so recht, was es heißt, vor einem Originale dieser Art zu stehen. Ich will mich von allen überschwenglichen Redensarten gänzlich fern halten; es ist doch vergeblich, diese Frauengestalten voll Liebe und Erbarmen, diesen Heiland voll göttlicher Hoheit noch im Zusammenbrechen des irdischen Leibes, diesen Naturmenschen Simon, diese „entmenschten Menschen“ neben ihm zu beschreiben. Man fühlt sich recht eigentlich glücklich, daß man zu denjenigen ge-

hört, welchen ein solcher Anblick vergönnt ist, und — bei der herzlichsten Liebe zu Spanien und Murillo, man bekennt, daß die ewige Siegeskrone der Kunst auf Raphael's Stirne bleiben wird.

Dieses Bild, sowie die heilige Familie vom Fisch und die Heimsuchung sollen, während sie im Besitz der beutelustigen Franzosen waren, in Paris vom Holz, auf welches Raphael sie gemalt hatte, abgelöst und auf Leinwand übertragen worden sein. Ich muß gestehen, daß ich keinen vollständig klaren Begriff habe von dem Verfahren bei dieser Operation; bedenklich und gefährlich ist sie in jedem Fall, und daß ihr eine erhebliche Restauration hat nachfolgen müssen, sieht man namentlich dem Spasmo sehr deutlich an. Von Allem, was an dem Bilde zu sehen ist, wird die Farbe unzweifelhaft das am wenigsten Raphaelische sein; in der That, so glänzend und prachtvoll das Colorit ist, es dürfte hier des Guten zu viel geschehen sein. Namentlich wenn man gerade von Murillo's einfach edler, maßvoller Farbenbehandlung herkommt, ist dieser Eindruck sehr bedeutend. Allein Raphael siegt durch das, was den Künstlergenius ausmacht, durch den einheitlichen Gedanken, der mit vollster Harmonie in allen einzelnen Theilen des Kunstwerks zur ungehemmten, an keine Schranke des Stoffs sich stossenden Offenbarung gelangt.

Außer diesen sieben Bildern hat das Museum noch drei Porträts von Raphael; ich erinnere mich an eines derselben, Brustbild, welches den Cardinal Julio de Medicis, nach der Meinung Anderer den Cardinal Domizio da Bibiena darstellen soll. Es ist ein edles, scharfes, denkendes Antlitz, mit Adlernase, castanienbraunen Haaren, blauen Augen. Raphael dürfte auch im Porträt etwas idealisirt haben, und von mir sei es ferne, ihm daraus einen Vorwurf zu machen.

Zehn unzweifelhaft ächte Raphael's von solcher Bedeut-

ung, das ist wahrlich keine Kleinigkeit. Mit der aufmerksamen und langdauernden Betrachtung dieser paar Bilder bringt man so leicht einige Stunden zu, erholt sich noch mit der Repetition Murillo's, und verläßt das Museum — ich wenigstens — mit dem Gefühle großer Anstrengung. Ich suchte aus der römischen Schule nichts Weiteres auf.

Von florentinischen Meistern habe ich nur drei Bilder aufgesucht, und diese zu betrachten ist wiederum vollständig genug.

666. Porträt der Mona Lisa, Gemahlin des florentinischen Edelmanns D. Francisco Giocondo, von Leonardo da Vinci, oder wenigstens eine treffliche Copie nach ihm. In halber Lebensgröße, die Hände auf der Brust gekreuzt, den Kopf von einem Schleier mit unbeschreiblichem Faltenwurf bedeckt. Des Künstlers Hand wird wohl die Liebe geführt haben.

778. Heilige Familie, von Manchen gleichfalls dem Leonardo da Vinci, von Andern seinem Schüler Luini zugeschrieben. Uns Nichtkennern soll das schöne Gemälde lieb sein, mag es gemalt haben, wer da wolle. Das Jesuskind und der kleine Johannes schmiegen sich zärtlich an einander, die Jungfrau und Joseph stehen hinter ihnen und betrachten die beiden Kinder. Das ist gewiß die einfachste und natürlichste Scene, die man sich nur vorstellen kann; es hat aber der Künstler durch die eben so sorgfältige, als geistvolle Behandlung, besonders durch das vollendet liebliche Mutter-Angesicht der Jungfrau, Höchstes mit kleinsten äußern Mitteln erreicht.

837. Das Opfer Abrahams, von Andrés del Sarto, genannt Andrea Vannucci. Das Bild ist bekannt. Mit der linken Hand faßt Abraham die gebundenen Arme seines Sohnes, um aus der erhobenen Rechten den tödtlichen Streich auf das Kind zu führen. Der Engel erscheint, und wendet ihn

ab. In der Landschaft des Hintergrunds warten Abrahams Knechte auf die Rückkehr des Herrn.

Außerordentlich reich ist der große Titian vertreten. Von ferne schon wird das Auge gefesselt durch sein eminentes Meisterstück an der großen Wand des langen Saals.

685, Karl V. zu Pferd. Wer lernen will, wie es einem großen Geiste möglich war, die Weltgeschichte eines Jahrhunderts in einem Porträt zusammenzudrängen, der stelle sich vor dieses Bild.

In reichem, goldglänzendem Harnisch, das Haupt mit dem Helme bedeckt, mit eingelegter Lanze, in kurzem Galopp reitend, blickt der früh ergraute, von seiner Zeit nicht verstandene, an ihr und sich immer schwerer zweifelnde Kaiser den Betrachter wie aus der tiefsten Seele hervor an. Eine von der Abendsonne schwermüthig beleuchtete Landschaft erinnert an das dahingeschwundene Lebensglück, prophezeit das baldige Niedersinken des gewaltigen Mannes, den körperliche Qualen und keimender Tiefsinn zerreißen. Das hervortretende Kinn gibt dem Gesicht den Ausdruck des Grimms über das Fehlschlagen alles Großen, das er wollte; aber in rührendem Gegensatz zu diesem Zuge blickt das Auge träumerisch wehmüthig, vergeblich stolz sein wollend, in die Welt hinaus. Man kehrt immer wieder zu dem Bilde zurück.

765 stellt Karl V. in frühern Jahren und besserer Gesundheit dar. Stehend, in reicher Kleidung, auf dem Kopf schwarze Mütze mit weißer Feder, die rechte Hand am Dolchgriff, die linke auf dem Kopf seines Lieblingshundes; dieß ist das Bild, bei dem Karl dem Maler den zu Boden gefallenen Pinsel aufhob.

864. Das Bachanal, ein bekanntes Stück, aber hier im Original prächtig. Die schöne verlassene Ariadne, eingeschlummert auf der einsamen Insel Naxos; der ganze selige Chor

des Bacchus, die Ankunft des beglückendes Gottes in seiner Weise feiernd, Silen, im Uebermaße des Genußes eingeschlafen, im Hintergrunde das Schiff des treulosen Theseus, von der Insel sich entfernend. Endlich 852. Zwei Mädchen bringen einer Statue der Göttin der Fruchtbarkeit Kränze dar; Amoretten füllen Luft und Erde; und 854. die Schlacht bei Lepanto. In der Ferne wogt die Seeschlacht. Links bringt Philipp II. Gott seinen neugebornen Sohn als Dank für den erfochtenen Sieg dar; ein Türke liegt zu seinen Füßen. Der Ruhm, mit einer Krone und einem Palmzweig, schwebt vom Himmel herab. Dieses große Werk soll Titian im vierundneunzigsten Lebensjahre gemalt haben.

Von Paolo Veronese erwähne ich nur:

898. Susanna, weil dieses Bild den oft von fader Lüsternheit mißbrauchten Gegenstand in edler Reinheit auffaßt und mit hoher Kunstvollendung darstellt.

843. Venus und Adonis. Jedermann kann sich Venus und Adonis vorstellen. Göthes Faust sagt:

Ist's möglich? Ist das Weib so schön?

Und Paolo Veronese war ein großer Maler. Aber solche Göttinnen beschreiben ist eine Unverschämtheit und nicht meine Sache.

899. Der Knabe Jesus lehrt im Tempel; seine Eltern und Verwandten, die ihn suchen, treten im Hintergrund in das Gotteshaus ein. (Evangelium Lucä, 2, 46.) Ein herrliches Gemälde; aber allerhand Umstände in meinem Leben und meiner Zeit haben mir alles Dociren so verleidet, daß ich es nicht einmal in einem Paul Veronese recht zu genießen verstehe.

703. Die Arche Noah's, von Jacobo Massano; ein Bild voll reichsten Lebens. Der Erzvater sammelt, was ihm an Menschen und Thieren zu sammeln möglich ist, um mit ihnen das schwimmende Haus zu besteigen.

Niederländer.

Niemand wird so unverständig sein, ihre großen Verdienste, und namentlich die Genialität des heitern lebenvollen, aus dem vollen Reichthum der üppigsten Natur schöpfenden Rubens zu bezweifeln; aber nach meiner Geistesrichtung und Geschmackseigenthümlichkeit fällt doch bei jeder Veranlassung die allerwenigste Zeit für die Herren Niederländer ab. Sie sind mir zu irdisch, zu fleischlich, zu reell und oft zu armselig.

Von Rubens allein hat das Madrider Museum zweiundsechzig Originalien. Erwähnen muß ich:

1251. Die eherne Schlange. Moses zeigt sie dem von giftigen Schlangen gepeinigten Volke, welches im Anschauen des heiligen Symbols und Anrufung der göttlichen Gnade Heilung sucht. Die Angst und Qual, die sehnsüchtige Hoffnung, die zweifelnde Bangigkeit, die körperlichen Leiden der von den Schlangen Verwundeten sind gleich vortrefflich gelungen.

1575. „Der Graf von Habsburg." Statt Beschreibung beliebe der Leser Schiller's Ballade wieder einmal zu lesen, und sich dann die Sache möglichst schön und lebensvoll gemalt vorzustellen.

1292. Die Anbetung der Weisen. Unter einer zerfallenen Halle, welche den Eingang zum Stalle von Bethlehem bildet, zeigt die Jungfrau ihren göttlichen Sohn den Weisen, welche, wie dieß bei Rubens nicht anders möglich, mit großem Gefolge heranziehen. Eine Figur zu Pferd soll das Selbstporträt des Künstlers sein.

1654. Perseus befreit Andromeda. Dieses Bild ist schon fast ausschließlich wegen der nackten Andromeda gemalt, nicht, wie es sein sollte, umgekehrt.

1710. „Die ausgezogenen Grazien" und

1681. Nymphen der Diana, in Abwesenheit ihrer Göttin

von Satyrn überrascht, erwähne ich nur als Beweise für den guten Grund meiner Bedenken gegen diese ganze Kunstrichtung. Ich kann so ziemlich Alles gemalt sehen, aber ich sehe eben auch den Sinn und Geist, der aus dem Pinsel spricht; und si duo faciunt idem, non est idem.

Um aber in Frieden von Rubens zu scheiden, will ich 1442 nicht vergessen, den heiligen Georg im Kampf mit dem Drachen. Die Lanze hat das Ungeheuer schon durchbohrt, und es krümmt sich, mit letzter Kraft das Roß des Heiligen bedrohend, am Boden. Während das Pferd sich hoch aufbäumt, holt Georg aus zum Hieb mit dem Schwerte. Ein prächtiges Ritterantlitz, ein edles Pferd, eine Handlung voll angestrengtesten Lebens, in allen Zügen meisterlich ausgeführt.

Von Van Dyck genügt es, 1607 zu erwähnen, die Gefangennehmung Christi im Garten zu Gethsemane; der Judaskuß, die Gefangennehmung selbst, und die Verwundung des Malchus in Einen Moment zusammengedrängt. Auch mehrere der besten Porträts dieses Malers sind hier, namentlich eines des Königs Karl I. von England zu Pferd, ein würdiges Seitenstück zu Philipp IV. von Velasquez. Von Rembrandt ist nur Ein Bild da, 1330, die Königin Artemisia, im Salon aufgehängt, geistvolles Bild eines schönen Weibes; man glaubt, Porträt, weiß aber nicht, von wem.

Außer dem, was von niederländischen Meistern ersten Rangs wegen seiner hervorragenden Vortrefflichkeit im Salon Isabella's aufgestellt worden ist, sind noch zwei oder drei ganze große Säle mit einer wahren Unzahl von Bildern dieser entsetzlich fruchtbaren Schule angefüllt. Einige hervorragende Stücke aus diesen Sälen habe ich bereits angeführt; ihre Masse und die häufige Trostlosigkeit der Gegenstände läßt bei einem Laien, der wenig Zeit hat, auch nicht einmal den Gedanken an eingehende Betrachtung aufkommen. Doch

erinnere ich mich mit einem gemischten Gefühle von Bewunderung und Entsetzen an 460, welches den Sturz der Engel, die Erschaffung der ersten Eltern, das Paradies und den Sündenfall darstellt. Es ist von Hieronymus Bosch, einem bei Philipp II. beliebten Maler aus den Niederlanden.

Deutsche.

972. Albrecht Dürer's Selbstporträt. 466. Der Heiland am Kreuz, 1069. Adam mit dem Apfel in der Hand, 956. Eva mit dem Apfel von der Schlange, Alles von Albrecht Dürer. Die Art, wie dieser edle deutsche Meister die Unschuld des Paradieses malt, gefällt nicht Jedermann, mir aber sehr gut. In naiver Reinheit und edler Natürlichkeit stehen diese ihrer selbst unbewußten Gestalten da; noch hat der Gifthauch der Sünde sie nicht befleckt, aber noch ein Augenblick und Eva kann nur noch von Rubens gemalt werden.

Franzosen.

Claude-Lorrain mit seinen Effektlandschaften (1080 und 1081), Poußin mit seiner Jagd des Meleager (1050), seinem Noah nach der Sündfluth (1007), und seinem David nach der Erlegung des Goliath (982), endlich Watteau mit seiner Ansicht aus dem Park von Saint Cloud (991) mögen um der strengsten Gerechtigkeit willen Erwähnung finden.

Wiewohl die Anzahl der niederländischen Bilder in dem über zweitausend Gemälde umfassenden Museum die größte ist, so liegt doch die wesentliche Bedeutung der Sammlung in ihrer Darstellung der italienischen und noch mehr der spanischen Malerei, welche beide hier so ziemlich zu vollständiger Anschauung kommen. Hinsichtlich ihrer verläßt man aber auch das Museum nicht nur mit der dunklen Ahnung, sondern mit der klaren Erkenntniß, etwas in seiner Art Einziges gesehen zu haben.

So oft ich im Museum war, fanden sich zahlreiche Betrachter und Arbeiter ein; und so lange ich blieb, dauerte Betrachten und Arbeiten unausgesetzt fort. Insbesondere werden auch seit mehreren Jahren Studien gemacht im Photographiren der Gemälde. Dieses Studium ist ein äußerst wichtiges; denn nicht Jedermann kommt nach Madrid, und noch weniger kann sich Jedermann eine Kupferstichsammlung anlegen. Die Photographieen dagegen lassen sich, wenn einmal der Schlüssel zu diesem Zweig der Nachbildung gefunden sein wird — und daß es geschehen wird, bezweifle ich nicht — sehr billig herstellen, und dann wird mancher Freund der Kunst sich für wenig Geld eine Anschauung von einer ziemlichen Anzahl dieser Meisterwerke verschaffen können. Was ich bis jetzt von solchen Photographieen gesehen habe, hat mir allerdings nicht den Eindruck besonderer Vollendung gemacht; es fehlt noch an Uebung eben so sehr, wie an Concurrenz. Uebrigens hat ein in der Carrera de S. Geronimo wohnender Photograph Namens Laurent, welcher jedenfalls zu den besten Madrids gehört, beispielsweise schon fünfundzwanzig Bilder von Murillo, fünfunddreißig von Velasquez, sechs von Ribera, drei von Alonso Cano, acht von Raphael, eine große Anzahl von Titians u. s. w. als erste Serie photographisch herausgegeben, und ist gegenwärtig mit einer zweiten Serie beschäftigt, in welcher namentlich Rubens bedeutend vertreten sein soll. Es ist dieß immerhin ein belangreicher Anfang einer sehr beachtenswerthen Sache.

An diesem Madrider Museum sieht man wieder, wie an vielen Dingen, in welchem Grade grundlos die Auffassung ist, als ob die spanischen Habsburger obscure und verkommene Menschen gewesen wären. Mit Ausnahme des unglücklichen, körperlich elenden Karl II. — und ein solches Unglück kann in jeder Familie vorkommen — war dieß keineswegs der Fall. Alle diese reichen und außerordentlichen Kunstschätze

stammen aus den Palästen der Habsburger, und sind von Karl V. bis Philipp IV. geschaffen und gesammelt worden. Leute aber, welche mit solch andauerndem Ernst und Fleiß, mit solchem Verständniß und feinem Geschmack die Kunst hegen und pflegen, gehören noch lange nicht zu denjenigen Menschenclassen, auf welche herabzusehen unsere Zeit sich herausnehmen dürfte.

Die spanische Nation aber hat an diesem Museum einen Schatz, wie ihn der Fremde in Wien und München, in Paris und London vergeblich suchen wird, eine Anstalt, welche ganz für sich allein es höchst wünschenswerth machen würde, wenn in Madrid eben so viele Deutsche, als Franzosen und Engländer zu finden wären. Möchten nur, das wünsche ich in aller Demuth, meine kurzen Bemerkungen recht bald für möglichst viele meiner Landsleute in Folge ihrer bessern Kenntniß des Museums unbrauchbar geworden sein.

XI. Rückblick.

Weniger, als in andern spanischen Städten, gelang es mir in der Residenz, ein Bild von dem Treiben und Streben der Tagespresse zu bekommen. Ganz natürlich; die Zahl der in Madrid erscheinenden Zeitungen ist zu groß, mein Aufenthalt war zu kurz, im Lesezimmer der Fonda wurden die neuesten Blätter von gewandteren Händen, als den meinigen, beschlagnahmt oder entwendet, und was ich gelegenheitlich den Zeitungs-Knaben und Mädchen abgekauft habe, war nicht so vielseitig, daß ich mich berechtigt erachten könnte, hier darüber zu reden.

Mit Vergnügen ersah ich dagegen aus den französischen Zeitungen, daß dieselben anerkannten: „Friede und Ruhe herrsche in Madrid." Das war denn auch wirklich im höchsten denkbaren Maaße der Fall. Natürlich würde derjenige Reisende sehr irren, welcher nach einem Aufenthalt von ein paar Tagen

in einer solchen Stadt sich vermessen wollte, über Dasjenige, was unter der Oberfläche vorgeht, abzuurtheilen. Selbst Derjenige, welcher sich in dem oder jenem Haus, selbst in manchen Häusern einführen läßt, würde von so tiefer Sachkenntniß ungefähr gleich weit entfernt bleiben, als ich. Wenn in Spanien eine politische Partei den Weg des Aufstands betreten will, so bereitet sie ihn natürlich vor auf dem Wege der Conspiration, und ihre desfallsigen Maßregeln und Vorbereitungen theilt sie dem Fremden eben so wenig mit, als dem nicht zu den Ihrigen zählenden Spanier; es kann also, während ich in Madrid war, alles Mögliche vorbereitet oder angestiftet worden sein, ohne daß ich Etwas davon merkte. Deßwegen kann ich aber doch behaupten, daß Friede und Ruhe herrschten; denn alle Diejenigen, welche nicht etwa gerade mit einer jener furchtbaren Revolutionen beschäftigt waren, welche seit dem Geburtstag des Ministeriums Narvaez Tag für Tag von unsern Zeitungen angekündigt werden, eilten dem Erwerb und dem Vergnügen nach. Als am 13. Mai, dem Geburtstag des Königs, Abends die öffentlichen Gebäude prächtig beleuchtet wurden, und namentlich die Puerta del Sol mit ihrem rastlosen Menschengetümmel im reich vermehrten Lichterglanze ungemein reizend und großartig sich ausnahm, machte ich mir das kindliche Vergnügen, einige Personen nach dem mir wohl bekannten Grund der Beleuchtung zu fragen. Diejenigen, welche ich zufällig anredete, waren mit sich selbst und ihren Angelegenheiten so beschäftigt, daß sie weder die Lichter bemerkt hatten, noch auch vom Geburtstag des Don Francisco de Assis Etwas wußten; Einer meinte, es müsse sich wohl um irgend eine Person der königlichen Familie handeln.

Diesem Beispiele der genußsüchtigen Madrider Menschheit folgte ich denn auch meinerseits nach, und suchte, so oft ich mit ernsteren Beschäftigungen fertig oder von ihnen ermüdet

war, durch möglichst umfassendes „Bummeln“ dauernde Eindrücke von der Stadt und ihrem Leben zu gewinnen. Morgens rückte ich mit den Milcheseln aus, und die Nacht traf mich, wenn ich nicht gerade in's Theater ging, auf der Plaza mayor oder in den freundlichen, hell beleuchteten Anlagen und Gebüschen des Cervantesplatzes. In den Abendstunden bewunderte ich die stolze Schönheit der Madrider Damen auf dem Prado, wo es denn auch Gelegenheit gibt, sich hie und da über einen etwas freien Ton in Kleidung und Benehmen zu verwundern; doch diese Bemerkung macht der Geist der Krittelei aus mir heraus, denn in der That sahen sie liebenswürdig und schön genug, und nur sehr Wenige sahen leichtfertig aus. Während ich bisher auf meiner ganzen Reise lauter schönes Wetter, nur in Valencia ein paar Tröpfchen, und in Granada ein paar Tropfen Regen gehabt hatte, bekam ich in Madrid zwei correcte und ziemlich vollständige Regentage. Hier waren sie mir nun gar nicht zuwider; sie kühlten ab und konnten im Museum und in den Kirchen ganz vortrefflich angewendet werden. Aber wie das Regenwetter Madrid verändert, wie rasch und wie gründlich, das muß man gesehen haben! Während Granada auch beim Regen fortblüht und fortduftet, wie eine bethaute Rose, verwandelt sich das große, glänzende Madrid in ein paar Viertelstunden in eine unermeßliche Kothlache; der ganze, natürlich um so eilfertigere und rastlosere Strom der Bevölkerung stößt sich förmlich im Dreck herum, die Alcalá-Straße, in welcher die meisten Ministerien und Gesandtschaftshotels liegen, wird wegen ihrer Bodenlosigkeit und des heftigen Wagenverkehrs vom Fußgänger, der sein Leben liebt, gemieden, und Niemand hat gute Tage, als die Schuh- und Stiefelputzer; denn auf glänzend reine Fußbekleidung hält selbst der in Lumpen gehende Spanier große Stücke. Nach zwei Tagen hatte aber der Himmel seinen Groll

oder vielmehr seine Güte erschöpft; Güte muß ich sagen, denn während bei uns zu Hause sich der Jahrgang als ein vorwiegend feuchter und kühler gestaltete und als solcher wenigstens bis jetzt bewährt hat, war man in Spanien schon im April und erster Hälfte Mai vor Hitze und Dürre der Verzweiflung nah; aus dem Süden und von den balearischen Inseln kamen täglich die jammervollsten Berichte über die äußerste Gefahr, in welcher die Ernte schwebe, und so wurde denn dem endlich eintretenden Regen von allen Seiten entgegengejubelt. Nach zwei rechten Regentagen zeigte es sich denn gleich, daß das Unheil noch nicht so groß gewesen war, als man geglaubt hatte.

An all den Tagen mit schönem Wetter, welche ich in Madrid zubrachte, mußte ich mich ärgern über die Stunden von zwei bis vier Uhr. Wäre es möglich gewesen, in dieser Zeit zu speisen und Siesta zu halten, ich hätte es sicherlich gethan, und dadurch Zeit gewonnen; aber da alle Welt um elf und sechs Uhr ißt, war Nichts zu ändern. Will man nun in den Nachmittagsstunden vor vier Uhr in den Park Buen Retiro, oder in die Kirche San Geronimo, oder nach der Casa de Campo u. s. w. gehen, so sitzt überall vor einem offenen Thor ein Hofdiener und sagt: Caballero, a las cuatro. Alles um vier Uhr. Wozu es nun gut ist, daß der Mann bis vier Uhr außen sitzt, und seine Nebenmenschen nicht hinein läßt, statt mit ihnen hineinzugehen und, wenn es sein muß, d'rinnen auf sie Acht zu geben, das hat mein beschränkter Verstand weder in Madrid noch später einzusehen vermocht. In allen übrigen Beziehungen aber kann ich die Art, wie der Fremde in Madrid behandelt wird, nur im höchsten Grade loben.

Meiner löblichen Gewohnheit gemäß habe ich auch in Madrid die Schenken, wo das Volk seinen Wein und Schnaps

trinkt, mehr besucht, als die Cafés, wo der blasirte Mensch sich ums Geld langweilt, wie wenn er damit seinen Taglohn zu verdienen, statt zu verschwenden vorhätte. So oft ich im Café frühstücken wollte, kam ich den verschlafenen Kellnern zu früh; und Nachts war es mir angenehmer, einige Minuten in das grand café de Paris von Außen hineinzusehen, wobei ich mich überzeugte, daß weit mehr als tausend Männer unter einem Meer von Licht saßen, Zeitungen lasen, allerlei tranken, und ganz verflucht langweilige Gesichter machten.

Auch mit dem Bier waren keine glänzenden Geschäfte zu machen; das Bier von Santa Barbara war allerdings so ziemlich nach deutscher Sitte gebraut, aber ich fand es nur in Cafés, und natürlich nur in Flaschen, auch war es viel zu theuer.

In einem Haus wollte man mich nöthigen, auf eine Weise Bier zu trinken, welche in Spanien sehr geliebt wird, von mir aber ebenso sehr verabscheut wurde; man schüttet das Bier nämlich in eine Schüssel, und rührt es mit Limonade zu einem Kühltrank an, welcher alles Andre sein mag, nur kein Bier. Die anwesenden Gäste fanden große Erheiterung in dem Auftritt zwischen mir und dem vor meiner Entrüstung ganz erschrockenen Mozo, welcher an ein süddeutsches Herz solch ein commentwidriges Ansinnen zu stellen gewagt hatte. Unter diesen Verhältnissen nahm ich das Geschäft meiner Ruhe und Erquickung unter der Zeit am liebsten auf der plaza mayor oder in den umliegenden Straßen vor. Hier war auch Musik und Gesang von kleinen Buben aus Andalusien zu genießen, oft in recht komischer und kräftiger Weise; hier gab es Val de peñas von guter Sorte zu billigem Preise. Der Mann vom Volk erschien nach des Tages Last mit seiner Frau und seinem Kind, und ließ sich ein Gläschen geben; auch der junge Mann und sein Mädchen traten aus den Lauben und Anlagen auf eine Viertelstunde herein, und wir waren Alle heiter und

freundlich gegen einander. Nur Ein mal hat mich dieser Hang zum Volksleben, wie es scheint, an den unrechten Ort geführt; wenigstens bekam ich Etwas zu trinken, was mir den Kopf betäubte, ohne daß das genossene Quantum, das nur ein Quantunculum war, irgend einen derartigen Einfluß hätte ausüben können. Das war aber in einer abgelegenen Straße. Noch jetzt muß ich lachen, wenn ich in meinem Tagebuch die Hieroglyphen betrachte, die ich nach diesem Trunk zu Hause noch eintrug. Das letzte Wort ist „Val de peñas". Könnte ich glauben, daß irgend Jemand diesen Umstand mißbrauchen würde, um auch nur in Gedanken einem Spanier etwas Böses nachzusagen, so würde ich den Satz wieder durchstreichen; denn nur meine große Wahrheitsliebe und der Wunsch, später reisende Nebenmenschen vom Besuch gar zu entlegener Kneipen abzuhalten, konnten mir das Geständniß erpressen, daß es auch in Spanien vergiftete Getränke gibt. In London würde sicherlich kein unbekannter Fremder allein in die entlegensten Stadtviertel sich wagen, um dort zum Spaß ein Glas schlechten Weins zu trinken; in Spanien kann er es überall sicher thun, wenn er auch auf diese Art erfahren und beweisen will, daß Person und Eigenthum nirgends auf der Welt sicherer sind, als in diesem Lande.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn man durch die so äußerst belebte Toledo-Straße und das gleichnamige, weiter oben beschriebene Thor Madrid an seinem südwestlichen Ende verläßt, sich gleich jenseits der Brücke de San Isidro auf einmal in der größten und ländlichsten Einsamkeit zu finden, die man sich vorstellen kann. Sonst hört das Leben und Getümmel großer Städte nur höchst allmälig auf; man kommt nach und nach in stillere Vorstädte, in ländlichere Reviere, zu Gärten und Feldern; hier aber trennt ein Raum von nicht drei Minuten das rauschendste Treiben und Wogen von der

beschaulichsten Stille der Einöde. Man hört noch das dumpfe Gesums gen Himmel steigen, und sieht weit und breit keinen Menschen außer sich selbst. Freilich, wenn man am rechten Ufer flußaufwärts geht, überzeugt man sich durch die zahlreiche Bevölkerung der hier angebrachten Waschanstalten leicht, daß man mit fast einer halben Million Menschen auf ziemlich engem Raume beisammen wohnt. Von der stattlichen Segovia-Brücke aus muß man sodann zum Abschied den Königspalast betrachten, wie er, mit seinen mächtigen Mauerwerken westlich bis tief am Bergabhang heruntergebaut, in stolzer Großartigkeit über der prächtigen Stadt emporragt; nirgends gewährt er einen inposantern Anblick, als von dieser Gegend aus. Hier habe ich mich auch geärgert über die mir unbegreiflicher Weise stets geschlossene, gewaltige „Königsbrücke", die zur Casa de Campo hinüberführt, und bin dann jenseits (nördlich) derselben auf der entgegengesetzten Seite der Stadt wieder in dieselbe eingedrungen. Einen solchen umfassenden Spaziergang muß ich in jeder großen Stadt machen; denn ich kann von nichts Aeußerlichem eine klare Vorstellung haben, so lange ich nicht seine Größe gemessen habe.

Und jetzt nehmen wir Abschied von Madrid; vom Taglöhner und Polizeidiener bis zum königlichen Paare und den Geisteskönigen Cervantes und Calderon, von der Waschanstalt bis zu Raphael's und Murillós Schöpfungen haben wir uns redlich bemüht, die Hauptstadt Spaniens zu erforschen und zu umwandeln; wir haben ihre Parteihäupter reden hören und ihr Volk verdienen und verschwenden sehen; wir haben es begleitet von der Kirche bis zum Stierplatz. Es ist für eine Woche genug geschehen, und zur Erholung wollen wir wieder auf Reisen gehen. Bevor dieß aber geschieht, müssen hier noch zwei Blätter eingeschaltet werden über zwei Punkte, die sich auf ganz Spanien beziehen und für den Reisenden von

der äußersten Wichtigkeit sind, ich meine die Eisenbahnen und das Geld.

Geldwesen in Spanien.

Weil ich seit meiner Rückkehr aus Spanien von Bekannten und Freunden vielfach nach den dortigen Geldverhältnissen, wie sie sich dem Fremden gegenüber gestalten, gefragt worden bin, so stelle ich mir vor, daß auch mancher Leser dieses Buchs gerne ein Wort über den bezeichneten Gegenstand vernimmt.

Um nach Spanien zu reisen, ist es an und für sich das Beste, man hat viel Geld, denn wohlfeil ist es in dem schönen Lande nicht. Die Fahrpreise der Eisenbahnen und Dampfschiffe sind theurer als bei uns, und die Fondas in den großen Städten haben durchweg mindestens die Preise der ersten Gasthöfe in der Schweiz und am Rhein. Geringere Gasthäuser aufzusuchen, ist nicht rathsam, weil das eigentlich national-spanische Wirthshauswesen noch in den Anfangsgründen liegt; will man es sich dann in einem solchen geringern Hause etwas wohl sein lassen, so ist sogar der öconomische Vortheil mehr als zweifelhaft. Unterwegs die Gesellschaft der niedern, im Gasthaus die der höhern Stände, so fand ich das Reisen in Spanien am angenehmsten und fruchtbarsten. Die ungemein großen Entfernungen tragen natürlich das Entsprechende dazu bei, um die Reisekosten zu erhöhen, und die Unerfahrenheit des Fremden, der zum erstenmal kommt, kostet Lehrgeld, zumal, wenn er den Starrkopf hat, immer auf eigenen Füßen zu stehen und nur durch Erfahrung klug zu werden. Eine spanische Tour von sechs Wochen kostete mich, nur an unmittelbarsten Reiseauslagen und abgesehen von den vielfachen Kosten meiner Reisevorbereitung, von Constanz bis Constanz über fünfhundert Gulden, und der freundliche Leser, welcher

mir mit seiner Gemahlin nachfolgt, also jedenfalls volle acht Wochen braucht und in erster Klasse, sowie in den Städten mit Hilfe von Führern reist, braucht seine Zweitausend.

Hat er diese einmal daliegen, und es fragt sich, in welcher Form er sie mitnehmen will, so rathe ich ihm zunächst nicht zu derjenigen eines Circularcreditbriefs. Denn was ihn diese Manipulation kostet, das kann er eben so gut beim Geldwechsel nach und nach verlieren, und braucht dann wenigstens nicht einem Papiere nachzureisen. Wird Jemand unterwegs unwohl, oder ändert er aus irgend welchen Gründen den Reiseplan, so kann ihn der Creditbrief recht eigentlich in Verlegenheit bringen.

Das Verstecken oder Einnähen des Geldes ist nach meiner festen Ueberzeugung gar nirgends weniger geboten, als in Spanien; ich wollte, ich hätte so viel Geld, als ich in Gesellschaft eines Andalusiers oder Castilianers sicher tragen könnte. Das Einfachste und Bequemste ist, man legt sein Geld in ein wohlverschlossenes kleines Ledertäschchen, und hängt dieses um die Schulter.

Die häufige Meinung, mit dem Napoleon'dor komme man „ungeschlagen" durch die ganze Welt, hört schon gleich nach Barcelona auf, eine Wahrheit zu sein. In Barcelona bringt man französisches Geld noch zu einem ähnlichen Curse an, wie im übrigen Europa; während ich das meinige zu neun Gulden siebenundzwanzig oder achtundzwanzig kaufen mußte, bekam ich dort wenigstens noch neun Gulden vierundzwanzig dafür, womit ich sehr wohl zufrieden war. Aber in Madrid ist schon von einem Agio nicht mehr die Rede, und von Alicante bis zurück nach Madrid hat man einen beständigen Kampf um möglichst geringen Verlust, wenn man nicht in Barcelona so viel spanisches Geld erworben hat, als für die ganze Reise hinreicht. Wer also bis Barcelona mit französischem, und von da bis zur

Gränze zurück mit spanischem Gelde reiset, wird das Zweckmäßigste gethan haben.

Das jetzige spanische Münzsystem steht in gesetzlicher Kraft seit dem 26. Juni 1864. Es liegt ihm als Münzeinheit der Escudo, eine effective Silbermünze, zu Grunde, deren Werth im Allgemeinen dem östreichischen Gulden am nächsten kommt. Acht östreichische Gulden, oder 20 Francs, sind gleich 7,6 Escudos.

Die offizielle Bruchtheilung des Escudo ist die in Tausendstel, wie man sie im spanischen Budget findet; im Leben rechnet man natürlich nicht so. Die regelmäßig vorkommenden Münzsorten sind folgende: in Gold Stücke zu 10 Escudos oder 100 Realen, zu 4 Escudos oder 40 Realen, und zu 2 Escudos oder 20 Realen; sodann in Silber der Duro oder Doppelthaler zu 20 Realen oder 2 Escudos, welcher dem Fünffrankenthaler am nächsten kommt, der Escudo selbst = 10 Realen, die Peseta, welche genau 4 Realen ausmacht, die halbe Peseta und der Real selbst. Aus früheren Zeiten gibt es auch Peseten zu 5 Realen, welche durch zwei Säulen auf der Vorderseite der Münze ausgezeichnet sind.

Die Kupfermünzen sind schrecklich, so zwar, daß die französischen Sous liebenswürdig dagegen erscheinen. $^1/_4$ Real oder Cuartillo, im gewöhnlichen Leben dos Cuartos genannt, ist ein furchtbares Stück Geld, eine mäßige Anzahl derselben reißt Börse und Hosentasche zusammen. Die kleinsten Kupfermünzen entsprechen dem zehnten und zwanzigsten Theil des Reals.

Man bekommt übrigens in Spanien seine Rechnungen nicht nach der Münzeinheit des Escudo, sondern immer noch in Realen, die Bruchtheile in Centesimos ausgedrückt; da nun aber der Real genau $^1/_{10}$ des Escudo ist, so sind die Centesimos des Real identisch mit den Milesimos des Escudo,

und auf diese Art gelangt man doch in das Fahrwasser der officiellen Berechnungsweise.

Was nun die Art und Weise betrifft, mit dem spanischen Gelde umzugehen, so kann man sich als Fremder gar nicht genug in Acht nehmen. Sowie man anfängt, in spanischen Münzen Zahlungen zu leisten, bemerkt man mit Erstaunen, daß der Empfänger, weit entfernt, das, was er erhält, mit der gebührenden Freude und Hochachtung zu begrüßen, in der Regel das Geldstück zuerst mit argwöhnischem und boshaftem Blicke betrachtet, und es dann mit möglichster Gewalt auf den Tisch wirft. Dieß thut er, um zu prüfen, ob das Geld echt und vollwichtig ist. Gegen alles spanische Geld spricht in Spanien die Vermuthung der Falschheit oder Verfälschung. Ich wollte zuerst meinen Augen und Ohren nicht trauen, als ich dieses Wesen mit ansehen mußte; aber es hat mich auf meiner ganzen Reise bis an die Pyrenäengrenze zurück nicht mehr verlassen. Im Bahnhof zu Antequera hatte ich an spanischem Gelde noch Ein Stück zu 100 Realen; um den Kassenbeamten nicht zu bemühen, fragte ich einen neben mir stehenden, freundlichen jungen Mann, ob er mir Silber dafür geben wolle. Er war mit Vergnügen bereit, als ich aber meinen Goldfuchs hervorzog, sprang er zurück, wie von der Tarantel gestochen, und sagte einmal über's andere: no me gusta, no me gusta, der Goldfuchs gefalle ihm nicht. Mehr brachte ich nicht von ihm heraus, und trat mit dem Fuchs an die Schalterkasse. Der Beamte betrachtete lange und genau Isabella's Bildniß, wie wenn er sie noch nie gesehen hätte, und warf dann seine Königin mit entsetzlicher Gewalt auf das Schalterbrett, daß sie hoch emporflog. Dann sagte er ruhig: no me gusta. Meine Erklärung, ich hätte kein anderes spanisches Gold noch Geld, ließ den Mann sehr ruhig; er zog das Billet wieder zurück; französisches Gold wollte er eben so

wenig. Nun sagte ich ihm, daß mir die Sache zu toll sei; dort liege das goldne Bildniß seiner Königin, das ich mit so und so viel guten Franken gekauft hätte, und meines Wissens liege Antequera in Spanien. Da es fast gar keinen unartigen Spanier gibt, so setzte er mir auf mein Zürnen sehr ruhig und freundlich aus einander, in Spanien gebe es sehr viel falsches Geld, und noch mehr solches, das „mucha lega“ enthalte, d. h. mehr Kupfer als Gold, oder wenigstens mehr Kupfer, als recht. Zugleich rieth er mir, in einem dem Bahnhof nahe gelegenen Hause mein Glück zu versuchen. Ich schickte meinen Antonio dahin, und da er selbst seine Bezahlung aus den Silbertrümmern des Goldfuchses hoffte, so bekam ich meine hundert Silberrealen; andernfalls wäre ich vielleicht jetzt noch in Antequera. Dieses entsetzliche Unwesen gab mir übrigens auch hie und da Gelegenheit, die schönen Seiten des Volkscharakters kennen zu lernen. In einer vielbesuchten Kneipe auf der Plaza Mayor in Madrid bekam ich einmal Abends, als Alles voll von Gästen war, mehrere Peseten heraus, die des folgenden Tags überall als falsch bezeichnet wurden. Ich trug sie wieder zu dem Besitzer des Despacho de vino; der Aufwärter, der sie mir gegeben hatte, war nicht da; auf meine bloße feste Behauptung, ich hätte sie aus seiner Kasse erhalten, nahm der Spanier mir das Geld wieder ab! Allein abgesehen von solchen kleinen Zufälligkeiten ist es denn doch ein Jammer, sich selbst beständig im Verdacht des Besitzes falschen Geldes haben zu müssen, und die Königin Isabella auf den Kneipentischen herumzuwerfen, um ihre Aechtheit und Vollwichtigkeit zu prüfen!

Ein ähnlicher Jammer besteht, wie ich schon angedeutet habe, wenigstens im südlichen Spanien, in Bezug auf das Verhältniß des spanischen Geldes zum französischen.

Ich habe oben schon angeführt, daß 20 Francs oder

8 östreichische Gulden 7,6 Escudos oder 76 Realen werth sind. Dieses Verhältniß ist, um dem Leser die Mühe der eigenen Berechnung zu ersparen, identisch mit folgendem:

Ein Fünffrankenthaler = 1,9 Escado oder 19 Realen.

Ein Franc = 0,38 Escado oder 3,8 Realen,

$^1/_4$ Franc oder 25 Centimes = 0,95 Real.

und umgekehrt:

1 Real — $^5/_{19}$ Franc oder $7^7/_{19}$ süddeutsche oder $10^{10}/_{19}$ östreichische Kreuzer.

Allein südwärts von Alicante kann man zwar, unbegreiflicherweise, den französischen Silberthaler zu 19 Realen anbringen, keineswegs aber den Napoleond'or zu 76 derselben. Mit einem verächtlichen: esta moneda werden diese goldenen Imperatoren in Granada aufgenommen; auf der Bank in Malaga bat mich der Beamte förmlich, nicht auf der Umwechslung zu bestehen, weil es ihm weh thue, mich zu schädigen, in dem großen Sevilla fand ich keinen Bankier, bei dem französisches Geld wäre anzubringen gewesen u. s. w. Und der Verlust, den Einem die Leute zumuthen, ist ein sehr bedeutender; man gibt nemlich für den Napoleon statt 76 Realen nur 72, wornach der Fremde auf 9 fl. 20 kr. $29^9/_{19}$ kr. verliert. Das ist denn doch zu arg! Und auch dieß wollte ich mir gefallen lassen, wenn Jemand so thöricht wäre, französisches Gold zur Zahlung von Kleinigkeiten des Tages oder an öffentlichen Cassen anzubieten. Wenn aber ein Italiener oder Franzose, oder eine Gesellschaft von solchen eine Fonda hält — und bei den meisten großen Geschäften Spaniens sind die Unternehmer Ausländer — welcher französische Sprache, Küche, Bedienung in die Welt hinausposaunt, und mit dem französischen Geld, das er zu 72 Realen einnimmt, gar Nichts zu thun braucht, als es seinem Geschäftsfreund oder gar seiner Filialanstalt in Barcelona zu schicken, um 76 Realen plus

Agio dafür zu bekommen, so nenne ich Solches eine ganz gemeine, hundsföttische Betrügerei.

Mir ist dieß nur in Einem Gasthof Südspaniens wirklich begegnet, und ich nenne ihn absichtlich nicht, weil ich sonst sehr zufrieden war. An zwei andern Orten hat man es versucht, aber ich war dazumal auch mit spanischem Geld versehen und wollte die Sache nur probiren. In Cordova probirte ich es auch, und muß rühmend hervorheben, daß man hier ohne Weiteres al pari annahm, was sicherlich der beste Beweis dafür ist, daß man es auch an den andern Orten hätte thun können und sollen. In Cadiz endlich war mein spanisches Geld sammt und sonders zu Ende, und was ich zur Rückreise nach Madrid brauchte, mußte schlechterdings umgewechselt werden.

Dieß bewirkte ich bei einem Bankier, und dieser zahlte wenigstens 74 Realen, was einem Verlust von fast 15 kr. auf den Napoleondor gleich kommt. In Madrid trat wieder der Parifuß ein. Wenn ich berechne, was ich durch den Verlust des beim Ankauf gezahlten Agio, sowie durch den positiven Verlust in Südspanien eingebüßt habe, so ist es immerhin noch nicht so viel als mich ein Creditbrief gekostet haben würde.

Hätte ich in Barcelona meine ganze Baarschaft in spanisches Geld umgewechselt, so wäre ich freilich am allerbesten weggekommen; ich konnte aber damals nur den Theil meines Geldes in's Spanische übersetzen, denn ich offen bei mir trug, weil ängstliche Sorgfalt und Unkenntniß Spaniens den größern Rest nur zu wohl verwahrt hatte.

Das Mißverhältniß mit dem französischen Gelde wird meines Erachtens von selbst aufhören, wenn der Fremdenverkehr nach Spanien in der zu erwartenden Weise zunimmt; die Sache scheint mir viel zu wahnwitzig, als daß sie Bestand haben könnte. Was aber das Herumwerfen der spanischen

Münzen auf den Zähltischen betrifft, so muß ich die Aufsuchung der Heilmittel für dieses Uebel geschickteren Leuten überlassen, als ich bin. Ich sollte jedoch meinen, daß die Sache bald ein Ende haben müßte, wenn einerseits der Staat nur vollhaltige, schöne Münzen ausgibt, und andererseits die Strafrechtspflege ihre Schuldigkeit thut.

Die spanischen Eisenbahnen.

Was der Besitz eines Eisenbahnnetzes für die allseitige Culturentwicklung eines Landes zu bedeuten hat, das braucht man in jetziger Zeit glücklicher Weise Niemanden mehr auseinander zu setzen; ich kann also gleich mit den spanischen Eisenbahnen anfangen. Als Hackländer und Lorinser in der Mitte und noch in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre in Spanien reisten, fanden sie wenige und kleine Eisenbahnstrecken vor, die kaum der Rede werth waren. Noch meine neuesten Vorgänger fuhren mit der Diligencia über die Sierra Morena, welche ich im behaglichen Coupé des Expreßzuges durchträumte; jetzt umgürtet ein ziemlich umfassendes und vollständiges Eisenbahnsystem Spanien, obgleich Rochau in seinem „Reiseleben in Südfrankreich und Spanien" sich im Jahre 1847 mit der seiner Partei anklebenden Bescheidenheit dahin ausgesprochen hat, daß „die Eisenbahnen, wenigstens die großen Eisenbahnen, in diesem Lande für jetzt überhaupt nichts sind, als Hirngespinste." Diese gewaltige Veränderung ist größtentheils das Werk der liberalen Union, der Regierung O'Donnell's, und man kann dieses Verdienst gar nicht hoch genug anschlagen. Natürlich wird an weiteren Linien fort und fort gebaut; gelingt es der jetzigen Regierung, die Entwicklung des Landes auf der friedlichen Bahn besonnenen Fortschritts festzuhalten, so wird in einigen Jahren

auch in dieser so hochwichtigen Beziehung noch Großes geleistet sein.

Nach dem offiziellen Fahrplan für den Monat Mai 1867 waren in Spanien folgende Linien im Betrieb, welche sich der Leser auf seiner Karte roth bezeichnen möge, um eine Vorstellung von ihrer Gesammtwirkung zu erhalten.

1) Von Madrid nach Alicante, 2) von Albacete nach Cartajena, 3) von Madrid nach Cadiz, 4) von Malaga nach Cordova, 5) von Loja nach Granada, 6) von Boballa nach Antequera, 7) von Utrera nach Moron, 8) von Castillejos nach Toledo, 9) von Madrid nach Saragossa, 10) von Saragossa nach Barcelona, 11) von Barcelona nach Gerona zwei Parallelbahnen, 12) von Barcelona nach Valencia, 13) von Valencia nach Almansa, 14) von Tarragona nach Reus und Bimbodi, 15) von Saragossa nach Pamblona und Alsasua. 16) von Madrid nach Irun, 17) von Venta de Baños nach Santander, 18) von Medina del Campo nach Zamora, 19) von Gijon nach Sama, 20) von Palencia nach Astorga, 21) von Castejon nach Bilbao, 22) von Barcelona nach Sarria, 23) von Tardienta nach Huesca, 24) von Madrid über Ciudad Real nach Badajoz und Lissabon. Ich möchte fast bezweifeln, ob irgendwo in Einem Decennium mehr geleistet worden ist.

Die natürliche Folge dieser Plötzlichkeit und Ueberanstrengung, verbunden mit den zum Theil, namentlich auf der großen Nordbahn, ganz außerordentlichen Schwierigkeiten und Kosten des Bahnbaues durch das mit den gewaltigsten Gebirgen angefüllte Land war, daß es den Eisenbahngesellschaften schlecht genug geht und ihren Actionären, so viel ich weiß, noch schlechter. Die Gesellschaften suppliciren daher immer um Staatshilfe, Subvention, Garantie, und wie alle die Sachen heißen, die mit Einem Wort bedeuten, daß der Staat ihre Schulden zahlen soll. Meines Erachtens haben sie wenig Aussicht, mit

dieser Bestrebung einen irgend erheblichen Erfolg zu erreichen. Denn auf der einen Seite ist der spanische Staat selbst in einer schlimmen finanziellen Lage. Die Schulden der Vergangenheit und die immer steigenden Bedürfnisse der Gegenwart liegen schwer auf ihm, während die wirthschaftliche Lage des Landes und mit ihr die Steuerkraft noch viel zu wünschen übrig läßt. Auf der andern Seite ist es zwar unbestreitbar und selbstverständlich, daß die Eisenbahnen eine außerordentliche Wohlthat für das ganze Land sind; allein auch andere industrielle Unternehmungen sind wohlthätig, und doch darf es dem einzelnen Industriellen nicht einfallen, seine Schulden aus Staatsgeldern zu zahlen, wenn er in Gant kommt. Endlich aber ist mit solcher Staatsaushilfe etwas Wesentliches und Entscheidendes niemals gethan; nicht Geschenke bewirken Wohlstand, sondern Arbeit. In die traurige Lage eines zinsendarbenden Actionärs kann ich mich recht gut denken; aber es gibt für diesen beklagenswerthen Mann nur Eine Hoffnung, die Hebung des Nationalwohlstands, und diese wird nur erreicht, wenn die Putsche und die Revolutiönchen aufhören.

Bekanntlich und natürlich ist es nicht sowohl der Personen- als der Güterverkehr, der die Eisenbahnen rentabel zu machen im Stande ist. Würde der Personenverkehr dazu hinreichen, so könnte die Lage der spanischen Bahnen keine üble sein, denn es wird fast auf allen Linien viel, und auf den großen Linien wird sogar außerordentlich viel gereist; aber es fehlt noch an den Gütertransporten, d. h. an Handel und Industrie. Das sind Sachen, die sich nicht über Nacht geben, sondern an denen redlich, ernsthaft und unermüdlich fortgearbeitet werden muß; dann werden sie kommen.

Was nun die Art betrifft, wie man auf diesen spanischen Bahnen reist, so kann ich sie im Allgemeinen nur loben. Die

Wagen der ersten und zweiten Klasse sind an Eleganz und Bequemlichkeit nicht so weit voran, wie diejenigen auf den deutschen, österreichischen und schweizerischen Bahnen, wohl aber eben so weit als die französischen. Die Wagen dritter Klasse sind ungemein verschieden. Auf einzelnen wenigen Strecken kommen noch Wagen ohne Fenster und Vorhänge vor, wie auch bei uns, in einem viel kälteren Klima, noch vor wenigen Jahren; Wagen mit Vorhängen sind häufiger, und solche mit Fenstern ganz nach Art der unsrigen am häufigsten; Stehwagen wie früher bei uns, gibt es nirgends. Die Wagen dritter Klasse sind hoch und geräumig, bequemer als die französischen. Die Zahl der Plätze steht in jedem angeschrieben. Eine originelle und der Eigenthümlichkeit eines südlichen Landes sehr entsprechende Wageneinrichtung sah ich in Andalusien. Hier wird nemlich auf der Decke des Wagens noch ein zweites, nach allen Seiten offenes, aber gedecktes Stockwerk mit eben so vielen Plätzen, wie das erste, angebracht, in welchem sich außerordentlich luftig und kühl reisen läßt. Das Hinaufklettern macht nicht mehr Schwierigkeiten, als die Ersteigung des Imperials einer Diligence; das schöne Geschlecht kann unten bleiben. Für letzteres sind reservirte Coupés in der ersten und zweiten Klasse eingerichtet.

Die Geschwindigkeit der Züge beträgt bei den gewöhnlichen dreißig, bei den Eilzügen vierzig Kilometer in der Stunde, ungefähr wie bei uns.

Bei den gewaltigen Dimensionen der Hauptlinien und bei den heißen Tagen des Sommers sind Nachtzüge selbstverständlich auf allen Linien eingerichtet; die Beleuchtung der Wagen dritter Klasse ist entschieden besser als in Frankreich und bei uns.

Der Dienst an den Bahnhöfen und die Controle der Reisenden wird unter möglichst großer Sparsamkeit hinsichtlich

des Dienstpersonals gehandhabt. Dieß hängt einerseits zusammen mit der öconomischen Lage der Gesellschaften, andrerseits ist es aber auch eine große Wohlthat für den Reisenden, wenn er nicht, wie bei uns, durch das ewige Herein- und Hinauslaufen der Schaffner, ihr beständiges halsbrechendes und beängstigendes Umklettern der Wagen, ihr nimmer aufhörendes Billetverlangen und Coupiren geplagt wird.

Die Reisenden werden mittels des Bahnhofverschlusses controlirt; nur nach Vorzeigung des Billets gelangt man in den Wartsaal, welcher meist unfreundlich und, wie in Frankreich, blos durch niedrige Zwischenwände nach den Fahrklassen abgetheilt ist. Von nun an aber hat man meistens Ruhe bis kurz vor der Hauptstation am Ende der Linie; hier wird vor der Einfahrt in den Bahnhof gehalten und controlirt, und dann hat man wieder Ruhe. Beim Ausgang aus dem Bahnhof werden die Fahrkarten abgegeben.

Die Ruhe, welche das Dienstpersonal den Reisenden unterwegs läßt, wird nicht selten übertrieben. Geschlossen werden die Wagen nicht, aber an den Zwischenstationen meistens eben so wenig geöffnet; die Stationen werden auch auf den meisten Linien nicht angerufen, sondern man überläßt Jedem, auszusteigen, wo er es für gut findet, und sich am Ziel seiner Reise glaubt. Dieß ist ein Mißstand, der auf den ältern Linien bereits aufgehört hat.

In einem ganz neuen Buch über Spanien habe ich gelesen, daß in diesem unglücklichen Lande fast kein Bahnzug zur rechten Zeit ankomme. So dumm-leichtfertig in die Welt hineinzulügen, ist nahezu polizeiwidrig; ich möchte nur wissen, was für einen Zustand das binnen acht Tagen absetzen würde, wenn bei einem großartigen, nach allen Richtungen hin verzweigten, mit allen französischen Bahnen in unmittelbarer Verbindung stehenden Eisenbahnnetz fast alle Züge zu spät

ankommen würden! — Das ist ja baarer Unsinn. Ich bin viele tausend Kilometer mit spanischen Locomotiven gefahren, und auf meiner ganzen Reise, Alles in Allem, nicht um eine Viertelstunde zu spät angekommen.

Daß das Benehmen der Bediensteten gegen die Reisenden tadellos ist, versteht sich von selbst bei diesem Volk; nirgends sah ich einen derselben von der Ansicht ausgehen, das Publicum reise, damit er an ihm sein Amt übe und sein Brod verdiene.

Tadeln muß ich dagegen, daß im Allgemeinen zu viel Zeit mit mehrminutigem Aufenthalt verloren geht. Zum Ein- und Aussteigen genügen einige Augenblicke; für weitere Zwecke ist auch ein Aufenthalt von drei oder vier Minuten unzureichend, und es ist sicherlich besser, einmal im Tage eine halbe oder dreiviertel Stunden zum Essen und kurzem Gehen zu haben, als alle halbe Stunden ein paar Minuten, und in der Mitte des Tages nichts Rechtes. Gegen Abend wird zwar auf den großen Linien überall eine Mittagsstation mit etwa fünfundzwanzig Minuten Aufenthalt eingeschoben; allein ich bekenne, daß mir diese Zeit zu kurz ist, um zwanzig bis fünfundzwanzig Realen zu verspeisen, und da ich für meine Leistungen die entsprechenden Gegenleistungen zu verlangen pflege, so zog ich es in solchen Fällen meistens vor, mein Fläschchen füllen zu lassen, und im Wagen, während die Andern rannten, eilten, verschlangen, in aller Ruhe und Gemüthlichkeit mein Huhn oder Hammelfleisch zu verspeisen.

Auffallend und seltsam war es für mich, zu sehen, wie außerordentlich früh das spanische Reisepublicum sich auf seinen Bahnhöfen einfindet. Selbst wenn ein Zug Morgens um drei Uhr abging, so waren sie schon um zwei Uhr versammelt, hüllten sich ernst und würdevoll in ihre Mäntel, und rauchten unermüdlich Papiercigarren dazu. Das kommt wohl

daher, daß die Eisenbahnen einem Theil des Volkes noch immer neu sind.

Die Fahrpreise sind theurer als in Deutschland; in dritter Klasse mag etwa einen Real kosten, was in Süddeutschland sechs Kreuzer ausmacht; das sieht auf den ersten Blick nicht bedeutend aus, aber auf einige tausend Kilometer gibt ein Aufschlag von fünfundzwanzig Procent schon eine ordentliche Summe Geldes.

Daß die spanischen Bahnhöfe gar nicht darnach streben, monumentale Gebäude zu werden, kann ich nur loben; die Art, wie man in Mitteleuropa Bahnhöfe baut, scheint mir mit Hinauswerfen des Geldes gleichbedeutend zu sein; wo kein im Wechsel beharrender, idealer Zweck ist, da ist auch die monumentale Baukunst nicht an ihrem Platze.

An Sorgfalt, Sicherheit und Präcision desjenigen Dienstes, von welchem das Leben und die Gesundheit der Reisenden abhängen, nehmen es die spanischen Bahnen, so weit meine Wahrnehmungen reichen, mit denen einer jeden andern Nation durchaus auf; das Unglück in der Nähe von Toledo im letzten Frühjahr war etwas ganz Vereinzeltes; außer diesem habe ich noch von keinem spanischen Eisenbahnunfall gehört. —

Aranjuez. Philipp II. und Don Carlos.

Am warmen und milden, etwas bedeckten Morgen des 8. Mai fuhr ich mit dem ersten Bahnzug von Madrid ab, um Aranjuez und Toledo zu sehen. Ich hatte mich auch der geringsten Belästigung von irgend welchem Gepäck gänzlich entschlagen; die neueste spanische Schrift über Don Carlos war Alles, was ich bei mir trug.

Im genußvollsten Feiheitsgefühle fuhr ich durch die castilianische Ebene. Die Entfernung von Madrid nach Aran-

juez beträgt zehn Stunden, welche der gewöhnliche Zug in anderthalb Stunden zurücklegt. Manche Reisende haben diesen Weg so dargestellt, als ob kein Baum, kein Strauch, kein Haus und kein Mensch die todte Einförmigkeit der castilianischen Einöde unterbräche. Dieß ist unrichtig. Die Gegend bietet allerdings bis in die unmittelbare Nähe von Aranjuez keine besonderen Reize dar; es ist ein von muldenförmigen Vertiefungen durchschnittenes Flachland. Der Baumwuchs ist, auch das muß zugegeben werden, dürftig genug. Allein das Land sah gleichwohl heiter, freundlich und grün aus, wenigstens jetzt in der schönsten Jahreszeit, um das mittlere Spanien in seiner vortheilhaftesten Erscheinung zu sehen. Felder, Wiesen, Haiden, Gras, Gesträuch und Saaten wechselten in angenehmer Weise ab. Und was die Menschen betrifft, so haben sie auf dieser kleinen Strecke die Ortschaften Getafe, Pinto, Valdemoro und Ciempozuelos gebaut, in deren jedem drei- bis viertausend Einwohner leben; es gibt ohne Zweifel weit dichter bevölkerte Gegenden, allein von einer Einöde kann unter solchen Umständen doch wohl kaum die Rede sein.

Kurz vor Aranjuez fährt man über den Fluß Jarama, welcher, kurz vorher durch den von Madrid kommenden Manzanares ein Bischen angefeuchtet, sein Möglichstes thut, um bald hinter Aranjuez dem wogenreichen, „goldenen" Tajo ein paar Wassertröpfchen zuzuführen.

Bei Aranjuez wird Alles grün, und wie grün! Es war vorauszusehen, daß heute ein großer Spaziergaug gemacht wird; ich ging also rasch an dem Schlosse, welches ganz nahe beim Bahnhof liegt, vorüber, und suchte vor allen Dingen eine Fonda auf. Die Fonda de los Milanses (Mailänder Hof), in einer der Hauptstraßen von Aranjuez gelegen, ein niedriges, einstöckiges Gebäude, wie fast alle in dieser Stadt, gewährte mir, was ich brauchte. Das Eßzimmer war köstlich

kühl und angenehm verdunkelt; eine Zeitung war in diesem Gasthof nicht zu haben, da, wie mir der Kellner sagte, der Besitzer desselben weder lesen noch schreiben kann, und seine erwachsenen Söhne die Zeitungen lieber auswärts lesen. Dagegen war mit Genuß zu frühstücken verstattet, und in Aranjuez ist es wohl der Mühe werth, ein fliegendes Wort über diesen prosaischen Gegenstand zu verlieren. Denn zwei sehr gute Sachen, welche selbst von den Stoikern des neunzehnten Jahrhunderts nicht verschmäht zu werden pflegen, wo sie derselben habhaft werden können, Spargeln und Erdbeeren, gibt es wohl nirgends in solcher Vortrefflichkeit wie hier.

Nachdem ich solchergestalt mein Herz erfreut, und mit dem geliebten Val de peñas mein Gemüth befeuchtet hatte, zog ich aus, an der Stadt vorbei, in's Freie, in den Jardin del Principe, im Deutschen gewöhnlich Fürstengarten genannt, aber unrichtig, denn principe heißt Prinz, und insbesondere Prinz Thronfolger. Zwischen der Stadt und diesem Parke liegt die Allee der Königin, welche sich mit herrlichen Ulmen- und Platanen-Reihen unübersehbar in's Land hinein zieht. Der Prinzengarten selbst ist mit einer sehr einfachen und geringfügigen Mauereinfassung umgeben; ein hübsches Gitterthor führt uns in die Calle de los Pabellones. Das Wort pabellon hat viele Bedeutungen; vor Allem heißt es „Zelt", und ich forschte gar nicht nach, ob es auch bei der Bezeichnung dieser Allee Zelt heißen soll. Ich nahm vielmehr diese Bedeutung in ihrem prachtvollsten Sinn ohne Weiteres als erwiesen an. Bäume, denen zu Granada in gar Nichts nachstehend, bildeten hier in der That ein Zeltdach über mir, wie es nur der Ewige aufbauen kann. Und aus ihren Zweigen rauschte auf den Glücklichen hernieder ein schmetternder Jubelchor von tausend Nachtigallen und andern gefiederten Sängern, lauter, vielstimmiger, kostbarer, als ich sie

jemals ihre Triller jauchzen hörte. Es war nur etwas über neun Uhr und außer mir dachte noch Niemand daran, hier spazieren zu gehen. Man sagte mir zwar, die Königin liebe eigentlich Aranjuez mehr, als den Aufenthalt in la Granja; allein im gegenwärtigen Augenblick war keinerlei Aussicht auf einen Besuch des Hofs, Aranjuez war auf seine etwa zehntausend Einwohner beschränkt, es war Werktag, nirgends sah man Fremde, ich war im schönsten Sinn des Worts allein. Und ich habe die Lust der Einsamkeit genossen. Ihr herrlichen Ulmen, Platanen, Acazien und Pappeln, deren rauschende Wipfel titanenhaft gen Himmel streben, ihr labyrintischen Gänge in's träumerische Waldesdunkel, ihr lauschigen Gebüsche und Rosenhecken, ihr Blumengärten, ihr grünen Hügel waret die einzigen Zeugen meiner stillen Seligkeit! Ein schöner Maimorgen ist fast in ganz Europa eine Sache von niemals würdig ausgesprochener Herrlichkeit; ein schöner Maimorgen im sonnengoldenen Lande Spanien ist mehr als sich ein Deutscher vorstellen kann, ohne ihn erlebt zu haben; und ob es in ganz Spanien viele Orte gibt, wo ein schöner Maimorgen das leistet, was er im Prinzengarten zu Aranjuez zu Wege bringt, muß ich ernstlich bezweifeln. Unter dem undurchdringlichen Schatten dieser hundertjährigen, vom üppigsten und reichsten Grün umwogten Bäume, von keinem Sonnenstrahl berührt, von einer Luft umfächelt, die meine Brust ausdehnte und hob, wie ein Hauch vom Paradiese her, athmete ich mich frei von mindestens fünfzig Pfund Actenstaub, und ward mit jeder halben Stunde gesunder und glücklicher. Ob Don Carlos, Infant von Spanien, in den Gärten von Aranjuez jemals einen solchen Spaziergang gemacht hat wie ich, läßt sich mit einigem Grund bezweifeln. Denn obwohl er ein „dreiundzwanzigjähriger Jüngling" war, was bei mir leider längst vorüber ist, so macht er mir doch immer den

Eindruck, als ob er und sein Verfasser — ich meine Schiller, nicht Philipp II. — viel mehr, als sie gethan, hätten spazieren gehen sollen. Ich aber ging gerade sieben Stunden lang in den verschiedenen Gartenanlagen spazieren, und kümmerte mich um die Paläste der Großen dieser Welt nicht einen Augenblick. Die meiste Zeit verwendete ich auf den Prinzengarten, in dessen Gängen wir eben lustwandeln. Er muß nahezu eine Stunde lang sein; an dem Geschmack, in welchem er angelegt ist, habe ich gar Nichts auszusetzen; es ist herrliche, große Natur, von menschlicher Kunst geleitet und beherrscht, aber nirgends verdorben. Hie und da wird er, wenn der Spaziergänger sich darauf einlassen will, zum eigentlichen Labyrinth; verschlungene Pfade führen an versteckte, liebliche Plätze, wo auf einmal ein niedlicher, wohlgepflanzter Rosengarten uns überrascht; haben wir hier verweilt und nach der entgegengesetzten Richtung den Ausweg gefunden, so nimmt uns eine breite Allee in ihren Schatten auf. Dann begegnet uns von Zeit zu Zeit, aber nicht zu oft, eine geschmackvolle Fontaine — heute natürlich ohne Wasser — mit plastischen Werken geschmückt. Unter diesen erinnere ich mich an einige große Blumensträuße aus Bronze in einem Marmorbassin, welche so trefflich gearbeitet waren, daß ich hinabstieg und sie befühlte, um mich von ihrer stofflichen Eigenschaft zu überzeugen. Dann windet sich der Weg eine kleine, freistehende Anhöhe hinauf, wo eine Ruheplatz uns einladet, träumend zu verweilen und auf dieses Meer von Blättern und Blumen entzückt hinabzuschauen. Ein fernes Rauschen verkündet uns, daß eine stattliche Wassermasse nicht gar zu weit von uns sein muß; und wie ließe sich auch diese köstlich reiche, unbeschreiblich üppige Pflanzenwelt denken, wenn dem nicht also wäre? Wir gehen dem dumpfen Murmeln nach, übersteigen einen kleinen Damm, zur Abwehr von Ueberschwemmungen

bestimmt, und stehen dicht am Ufer des goldtragenden Tajo, eines hier schon stattlichen, wasserreichen, in stiller Heimlichkeit als natürliche Grenze des Parks seine Fluthen dahinrollenden Stroms. Ich habe mehrfach den Tadel gedruckt gelesen, daß dieser Philipp II. und die andern „geschmacklosen" Menschen, welche diese Gärten angelegt haben, den Strom zur Grenze des Gartens machten, ihn nicht in den Garten hinein, oder vielmehr den Garten über ihn hinaus verlegten. Nichts kann, wie mir scheint, unbegründeter sein, als solcher Tadel. Abgesehen davon, daß an und für sich ein Strom nicht in einen Garten gehört, wäre die Befolgung jenes nachträglichen Rathes das unfehlbarste Mittel gewesen, den Garten sicherlich zu ruiniren; denn der Tajo versteht, wie andere spanische Ströme, keinen Spaß, uud wenn ich beim trockenen Sommerwetter die gewaltige Wassermenge in dem schmalen Bette mächtig dahinziehen sah, so konnte ich mir lebhaft vorstellen, wie der Fluß sein muß, wenn geschmolzene Schneemassen und gewaltige Regengüsse ihn schwellen. Darum haben es die spanischen Könige und ihre Gartenkünstler so gemacht, wie die Verbindung des guten Geschmacks mit dem gesunden Menschenverstand es erheischten; sie schützten ihren Park vor den Verheerungen des Stroms, und entzogen ihm durch hunderte von Kanälen oder „Aderlässen", wie die Spanier sagen, einen Theil seiner überflüssigen Kraft, die nun zur friedlichen Erhaltung und immerwährenden Befeuchtung der prächtigen Anlagen dient. Wer aber den Fluß sehen muß, um glücklich zu sein, der kann ihn sehen; er braucht nur ein paar Schritte hinaufzusteigen, und der Tajo rauscht zu seinen Füßen. Die weise Mäßigung im Anbringen plastischer Werke in diesem Garten ist jedenfalls einer seiner großen Vorzüge; denn zwischen einem Strom, wie dieser Tajo, in einem heiligen Gottestempel, wie diese Ulmen- und Platanen-Gänge, Angesichts

dieser ganzen vollkräftigen und überströmenden Naturpracht darf das Handwerk des Menschen nicht zu vorwitzig hervortreten, wenn es nicht seinen Eindruck selbst vernichten will. Uebrigens war dem Prinzengarten, der, wenigstens augenblickliche, Mangel der Hofgunst recht wohl anzusehen. Es waren zwar Arbeiter in einzelnen Theilen desselben, namentlich an den Blumenbeeten beschäftigt, aber Vieles sah doch etwas vernachlässigt aus; es könnte und sollte in dieser Richtung mehr geschehen. Doch sind diese Nachlässigkeiten nicht von der Art, daß nicht binnen acht Tagen auch ihre letzten und leisesten Spuren vertilgt werden könnten. Ein dauernder Uebelstand des Prinzengartens ist dagegen, für mich wenigstens, der beinahe gänzliche Mangel an Ruhesitzen. Außer der Eingangsallee und einem kleinen Hügel fand ich fast gar nirgends Gelegenheit, mich niederzulassen, wenn ich mich nicht geradezu auf den Rasen oder zwischen den Bänmen ausstrecken wollte. Ob dieß mit der spanischen Liebhaberei am Spazierengehen zusammenhängt, oder mit was sonst, weiß ich nicht. Menschen von erregteren und feinern Nerven haben jedenfalls häufig mehr Geschmack am Spazierensitzen, und finden auch sicherlich mehr Stärkung und Erholung darin; der Spanier aber ist fast immer nervenstark und kaum je so angegriffen, daß er lieber säße als ginge. Daß einem prächtigen Apollo die Nase abgeschlagen war, dieß ist das dritte und letzte Elend, welches meine Seligkeit im Prinzengarten vermenschlichte.

Mitten im Prinzengarten, wiewohl schon recht weit von der Stadt entfernt, zeigt sich, auf allen Seiten mit Wald umgeben, ein freier Platz, auf welchem ein Palast von mäßigem Umfang sich erhebt. Das Haus ist nicht übel gebaut, reich mit Statuen geschmückt, aber ohne gedankenvollen Styl, ohne höheres geistiges Leben in seinen Formen. Es ist dieß die „Casa de Labrador", das „Bauernhaus". Karl IV. unglück-

lichen Andenkens, der in Aranjuez einen Theil seines leeren Lebens vertändelt hat, kam im Uebermaß der Langweile auch auf die Idee, sich ein Bauernhaus zu bauen, welches ihm dann unter der Hand natürlich zu einem Palaste ausgeartet ist. Der freundliche Leser merkt an diesen widerwilligen Bemerkungen, daß Etwas im Anzug ist; und in der That, ich habe diesen berühmten Palast, welchem gegenüber ich eine Viertelstunde lang träumend im Grase lag, mit keinem Fuß betreten, obwohl es zu diesem Zwecke nur einer Anmeldung beim Verwalter bedurft hätte. Sein Reichthum an Marmor, Mosaik, Gold, Bronce, Fresken, Sculpturen, die Meisterwerke und Künsteleien, mit welchen Schlosser, Schreiner, Tapezierer, Uhrmacher, Zimmermaler und sonstige Handwerker denselben überhäuft hatten, die fabelhafte Pracht seines kleinen Staatszimmerchens, das 14 Millionen Realen gekostet hat, Alles dieß war mir aus zahlreichen Beschreibungen recht wohl bekannt. Jetzt lag ich, hunderte von Stunden weit hergekommen, durch ein paar Schritte von aller dieser Herrlichkeit getrennt, wie gesagt, im Grase, und fühlte auch nicht die mindeste Lust, aus der kostbaren Luft, die mit sehnsüchtiger Wonne meine Brust ausfüllte, von dem Zauberconcert der kleinen Sänger über mir auch nur auf Minutendauer mich zu entfernen, um Zimmer anzusehen.

Warum war ich so eigensinnig in Aranjuez? Es ist wahr, ich bin dem öden Herumlaufen in Schlößern und Palästen überhaupt äußerst abhold; es kommt entsetzlich wenig dabei heraus, und oft ist entsetzlich wenig darin; ich kann auch nicht läugnen, daß ich Allem, was an Karl IV. erinnert und von ihm stammt, von Herzen gram bin. Denn es war keine Kleinigkeit, so zu leben und zu regieren, wie er that, sondern eine großmächtige Jämmerlichkeit. Aber diese beiden Abneigungen hätte ich doch, wie manche andere, als lernbegieriger und ge-

wissenhafter Reisender, zu überwinden gewußt. Nur die volle, göttliche Herrlichkeit des Maitages, die himmlische Pracht und Schönheit der spanischen Natur hielten mich unwiderstehlich ferne von Zimmer und Schloß, fest gebannt in den Zauberkreis ihrer grünen Paläste, ihrer seelenstärkenden Einsamkeit.

Aber auch das mußte ein Ende nehmen. Nochmals durchstreifte ich die schönsten Alleen und heimlichsten Plätze, und verließ alsdann den Prinzengarten, um auch dem, unmittelbar neben der Schloßterrasse liegenden Jardin de la Isla eine Stunde oder zwei zu schenken. Dieser Park führt seinen Namen „Inselgarten" daher, daß der Tajo und ein aus diesem abgeleiteter großer Kanal ihn umspannen; hier führt eine schöne, mit Statuen geschmückte Gitterbrücke über den Strom, und der letztere bildet einen prächtigen Wasserfall. Der Inselgarten selbst ist nicht im freien und großen Geschmacke des Prinzengarten angelegt, nicht so sehr Tempel des ewigen Gottes, sondern kündet sich in hohem Grade und in jeder Hinsicht als künstliches Gebild der Menschenhand an. Da ist vor Allem eine Marmorverschwendung ohne Grenzen; Statuen, Fontänen, Rondels mit zahlreichen Ruhebänken, Alles Marmor. Die plastischen Werke sind alle mit einander den Stoff nicht werth, aus dem sie gebildet sind, wie dieß fast in allen derartigen Gärten der Fall ist. Herrlich sind dagegen auch hier die Bäume und ihre Laubgewölbe, köstlich ist auch hier der Schatten, mild und erquickend die wonnigliche Luft. Aber das geradlinige Wesen der Gänge und Wege, das Systematische und Pedantische in der ganzen Anlage verwehrte mir den unabhängigen, über Welt und Menschen erhabenen Genuß, wie ich ihn im Prinzengarten gehabt.

Ich war auch nicht mehr allein. Obwohl der Besuch auch dieses Gartens heute, als an einem hoflosen Werktag, nicht

eben viel bedeutete, so durchschwärmten doch mancherlei Gruppen von Frauen, Mädchen und ihren Brüdern oder Verehrern lustig und lachend die schattigen Gänge, betrachteten schelmisch die sonderbaren mythologischen Figuren an den Fontänen, sangen und lärmten und trieben allerlei Kurzweil. Ich konnte sie nicht einmal ehrlich wegwünschen; denn ich fühlte sehr wohl, daß dieser Garten eben so sehr zur Gesellschaftlichkeit da ist, wie der andere zur Einsamkeit. Darum ist er auch kleiner, als der Prinzengarten. Am liebsten erging ich mich im Inselgarten nicht bei den vielen Fontänen und Bildwerken, sondern in den wunderbar kühlen Laubgängen zunächst um Ufer des Tajo. Jenseits des Stromes saß in der Sonne ein alter spanischer Bettler, ein eigenthümliches Bild. Er hatte seine Hosen ausgezogen, um sie zu flicken, und saß nun, voll Anstand in ein Hemd gehüllt, das sich überall produciren dürfte, mit der Würde eines Königs um sich blickend, mit ernstem, bedächtigen Antlitz fleißig nähend da. Langsam und abgemessen zog er die Nadel durch die Luft, und warf von Zeit zu Zeit unbekümmerte und geringschätzige Blicke auf die lustige Welt am andern Ufer. Es war Nichts Abgehärmtes, Elendes, Qualvolles an dem Manne; er sah stark und blühend aus, hatte so musculöse Glieder, als sie nur ein Spanier besitzen kann, ein sauberes Hemd, und in einer Stunde auch wieder ganze Hosen. Ein kleines Obdach für die Nacht wird ihm auch nicht fehlen; den Tag bringt er unter freiem Himmel zu; so viel ein Spanier zu essen braucht, ist bald erbettelt, und Spaniens Sonne wärmt statt seines Weins das alternde Blut. Der Mann war die lebendige Poesie des Bettlerthums, wie sie in unsern Gegenden gar nicht gedacht werden kann; jeder Maler, der in der Nähe gewesen wäre, hätte ihn sicherlich in sein Skizzenbuch verpflanzt.

Zwischen dem Inselgarten und dem königlichen Schloß

ist noch ein reicher Blumen- und Luxusgarten, gleichfalls mit plastischer Ausschmückung bedacht. Manche Dame würde den Glanzpunkt von Aranjuez hier finden; und in der That, was Schönheit und Mannigfaltigkeit der Blumen betrifft, kann ich mir selbst nichts Prächtigeres und Reicheres vorstellen; aber die stille Herrlichkeit meines Prinzengartens blieb an ihrem siegreichen Platz in meiner Seele.

Damit haben wir die Gärten von Aranjuez betrachtet, und wir wenden uns nun dem Schlosse zu, um hier die gleiche absichtliche Bosheit zu begehen, wie beim „Bauernhaus." Wahrlich, ich habe es nicht betreten, so leicht es zu betreten war. Und dießmal kann ich den Leser ehrlich trösten, denn die Gelehrten sind darüber einig, daß in dem Schlosse nichts zu sehen ist, als ziemlich einfach möblirte Zimmer und einige Frescogemälde. Als architectonisches Ganzes betrachtet, nimmt der Palast sich zwar nicht großartig, aber gut genug aus. Der ursprüngliche Hauptbau ist unter Philipp II., der Aranjuez bekanntlich zur Sommerresidenz des spanischen Hofes erst gemacht hat, durch Juan de Herrera aus Granit und Backsteinen erbaut worden. Karl III. hat zwei große Flügel rechtwinklig daran gebaut, so daß nun diese drei Gebäudetheile einen großen, viereckigen Hof einschließen. Karl's III. prahlendes „Carolus III. adjecit" ist in großen Buchstaben zu lesen. Es gibt weit größere und großartigere Paläste, aber für einen ländlichen Aufenthalt ist dieses Palais schön und groß, weit mehr vorstellend, als z. B. Laxenburg. Vor dem Schloßhof dehnt sich der große, mit Arcaden umgebene Schloßplatz aus, der uns nun in die Stadt selbst hinüberführt. Ihr Ursprung wird bis in das römische Alterthum zurückgeführt, und ihr Name von ara jovis abgeleitet. Sie ist neu, d. h. in ihrem jetzigen Zustand erst nach Philipp II. entstanden. Da das königliche Schloß selbst nur zweistöckig ist, so hat sich

die Stadt in schuldiger Demuth für verpflichtet gehalten, einstöckig zu bleiben, und nur in seltenen Fällen sich zum anderthalbstöckigen Wesen emporzuschwingen. Die Straßen sind staubig, geradlinig, langweilig; nur die häufigen Arcaden machten mir einigen Spaß. Aranjuez ist die stillste aller spanischen Städte, die ich bis dahin gesehen hatte; ich bemerkte Nichts von Industrie oder sonstiger nach Außen wirkender Thätigkeit; Frauen saßen gegen Abend vor den Häusern, nähten, strickten, spannen; Männer rauchten, erholten sich vom Ruhen durch Rasten, sahen aber Alle behaglich aus. Nun, wir wollen es den Leuten nicht nehmen, in ihrer Weise zu leben; vielleicht werden sie auch noch einmal so glücklich sein, wie wir schon jetzt sind, keinen Augenblick Ruhe zu haben.

Nun wollte ich auch von einem höheren Standpunkt auf alles Gesehene herunterschauen, und bestieg zu diesem Zweck einen kleinen Berg, eine starke Viertelstunde vor der Stadt, welchen Rochau den „Parnaß“ nennt, und sich über diesen Namen lustig macht. Nach meinen Erkundigungen heißt er aber nicht „Parnaß“, sondern „montaña de Antivola“ oder „Antigola.“ Der Hügel ist ziemlich steil, mit Bäumen und Sträuchern nur dürftig bewachsen und war früher der Lieblingsaufenthalt des Königs Ferdinand VII., an welche Zeit auf dem obersten Gipfel noch ein jetzt verfallener und vernachlässigter Pavillon erinnert. Mit manchem Tropfen Schweiß erkaufte ich mir das Vergnügen, auf dem höchsten Punkte der unmittelbaren Umgebung von Aranjuez zu sein und fand mich reich, ja überreich belohnt. Ueber die weite, von erhabenen Bergen in fernem Umkreis eingerahmte, voll spanischer Hoheit und castilischen Ernstes zum Herzen sprechende Landschaft schweifte mein Blick voll stiller Freude hin. Der etwas dunkle Farbenton der Fläche wurde gemildert durch das reiche, saftige Grün der stundenweit ausgedehnten Gärten und der zackigen

Linie, welche den Lauf des goldführenden Stromes bezeichnet und in ansehnlicher Breite die Wirkung seiner befruchtenden Wellen verkündet. Die fernen Häupter der Gebirge von Toledo nach Süden, des Quadarrama nach Norden, ragen wie neugierig forschend zu dem stillen, ernsten Königsitz herüber. Rechts vom Beschauer liegt, ziemlich hoch, ein Teich oder kleiner See, genannt „das Meer von Antigola.“ Auch dieses Wässerlein, ziemlich melancholisch zwischen den Hügeln liegend, ist eine Erinnerung an Karl's IV. Wesen. Hier hat dieser spanische König eine Flotte, bestehend aus einigen Fuß langen Kinderschiffen, die als Fregatten und Corvetten hergerichtet und mit Pappdeckelmatrosen bemannt waren, auf dem Wasser manövriren lassen, so wie wir als Kinder mit Blei- oder Papiersoldaten spielen. Es läßt sich weiter Nichts darüber sagen. Wenden wir den Blick von diesem „Meere“ abwärts, so verdrießt uns zunächst ein großer Stierplatz, und erst, wenn auch dieser Anblick überwunden ist, liegt das stille, freundliche Aranjuez mit seinen weiten Bogenhallen unmittelbar an die prächtigen Gärten angelehnt und vom Schlosse überragt, heimlich und ruhig vor unsern Augen da.

Vom Berge heruntergekommen, suchte ich, nachdem ich den hübschen Baustyl des Stierplatzes mit stillem Aerger in der Nähe betrachtet hatte, eine oder die andere Kirche von Aranjuez kennen zu lernen. Damit scheint es aber schlecht bestellt zu sein; keine von ihnen ist als Bauwerk von irgend welcher Bedeutung; die einzige, etwas isolirt von der Stadt stehende Pfarrkirche, welche ich offen traf, wurde gerade ausgestäubt, und nahm sich ohne Choreinbau und bedeutende Altäre, ohne Säulen und Pilaster, als einfache Bogenhalle, leer und öde aus. Dagegen war sie mit Fresken geschmückt, an welchen ich übrigens gleichfalls kein besonderes Verdienst zu entdecken vermochte.

Nach Alle dem hatte ich, wie mein Magen behauptete, ein Mittagessen verdient, welches ich denn auch in der nämlichen fonda, wie das Frühstück, im kühlen Speisezimmer behaglich zu mir nahm. Es war Abend, ich hatte Alles gesehen, was ich wollte, und es blieb mir nach Tisch, bevor der Abendzug ankam, mit welchem ich nach Toledo zu fahren wünschte, eben noch Zeit, um den Soldaten zuzusehen, welche auf dem Schloßplatz unter dem Commando eines fluchenden Hitzkopfs den Jägerdienst einexercirten, und um zu thun, was jetzt die gesammte deutsche Lesewelt mit mir thun muß, nemlich ein wenig zu lesen und zu denken über Philipp II. und Don Carlos.

In der That, verehrtestes Publicum! Es genügt nicht, in den Gärten von Aranjuez, so herrlich sie sind, spazieren zu gehen; wir müssen daran denken, daß hier Schiller den ersten Act jenes berühmten und merkwürdigen Trauerspiels voll glänzendster Rethorik und schwächster Psychologie vorgehen läßt, jenes Drama's, über welches König Philipp's abgeschiedener Geist wohl bittre Klagen führen würde, falls er davon wüßte und der Welt seine Existenz bemerklich machen könnte. Es ist übrigens keineswegs meine Absicht, in den althergebrachten und mit keinerlei Schwierigkeiten verbundenen Gesang vom „unhistorischen" Schiller einzustimmen. Man braucht nur Schillers „Briefe über Don Carlos" zu lesen, um überzeugt zu werden, wie wenig unserm Dichter, wenigstens bei diesem Stück, daran gelegen war, historisch zu sein. Der Stoff sollte einmal dazu dienen, um seine Ideen in poetischen Gestalten zu verkörpern, und auf mehr oder minder Zwang kam es dabei gar nicht an. Genug; in neuerer und neuester Zeit gilt es, wenigstens in Deutschland, für eine ausgemachte Sache, daß der wirkliche Don Carlos das gerade Gegentheil des Schiller'schen Königssohnes, daß er ein körperlich und geistig verunglückter, buckliger, boshafter, dem Fraß und allem Nie-

drigen und Gemeinen zugewendeter Mensch war, der endlich durch übermässigen Genuß von Pasteten und Schneewasser seinen Vater und die Welt von sich befreite.

Ich kann die Frage nicht entscheiden, weil die Archive von Simancas, Escorial und Madrid mir verschlossen sind; ich will aber, was für den deutschen Leser sicherlich nicht ohne Interesse ist, mittheilen, daß man in Spanien dieselbe für nichts weniger als abgeschlossen hält, und daß Viele sich zu Auffassungen neigen, welche der Schiller'schen näher stehen, als der jetzt im Allgemeinen als historisch geltenden.

Ein Don Cajetano Manrique hat im laufenden Jahre zu Madrid eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Der Prinz Don Carlos nach den Documenten von Simancas." Ich habe sie in den Gärten von Aranjuez gelesen; man kann denken, mit welcher Ergriffenheit ich über diesen Gegenstand an diesem Orte las, vielleicht an dem Platze, wo Carlos mit der geliebten Königin zusammenkam, wo Philipp die großmüthige Mondecar bestrafte, wo Domingo den seelenkranken Jüngling ausforschte. Das Wesentliche von dem, was ich damals über Don Carlos als die Meinung vieler Spanier kennen lernte, darf ich dem Leser nicht verschweigen.

Die Spanier machen den Fremden, und insbesondere den Deutschen, den Vorwurf, daß sie, und zwar ganz vorzugsweise bei dem hier fraglichen geheimnißvollen Gegenstand, den sehr unbegründeten Anspruch erheben, von spanischen Dingen mehr zu wissen, als die Spanier selbst und vom Standpunkt ihrer religiösen und politischen Tendenzen vornehm herabzusehen auf ein Volk, von dem sie in der That Nichts wissen. Diesen Vorwurf erhebt der Verfasser der kleinen Schrift, welche ich oben anführte, namentlich gegen die „Illustrirten deutschen Monatshefte", in welchen vor nicht langer Zeit ein Artikel über Don Carlos erschienen ist.

Er selbst stellt sodann, wie er behauptet, auf Grund archivalischer Forschungen die Sache, kurz zusammengefaßt, folgender Maaßen dar:

Philipp II. war sechszehn Jahre alt, als er, nach dem Wunsche seines Vaters, Karl V., sich mit Doña Maria, Infantin von Portugal, am 15. November 1543 vermählte. Am 8. Juli 1544 kam Don Carlos zur Welt; seine Mutter starb bald darauf. Die Infantin Doña Juana, und als Lehrer ein Don Garcia von Toledo, leiteten die Erziehung des jugendlichen Prinzen. Daß letzterer ein in Folge seiner körperlichen Schwächlichkeit von seiner Tante verzogener und verhätschelter, von seinem Lehrer nicht gemeisterter Knabe ward, daß er ein aufbrausendes, jähzorniges, leidenschaftliches Temperament besaß, scheint unwidersprechlich. Seine körperliche Zartheit ist auch auf den Bildern, welche noch von ihm erhalten sind, deutlich zu erkennen. Aber aus alledem folgt das noch lange nicht, was man jetzt über Carlos anzunehmen pflegt. Namentlich spricht die zärtliche und leidenschaftliche Freundschaft, welche ihn bei beginnenden Jünglingsjahren mit Don Rodrigo de Mendoza verband, für ein gutes und unverdorbenes Herz. Dagegen scheint es mit der wissenschaftlichen Erziehung und Bildung des Infanten schlimm ausgesehen zu haben. Wenigstens theilt der spanische Schriftsteller, wie er behauptet, aus dem Archiv von Simancas, einen Brief des Don Carlos an einen Secretär seines Vaters, Namens Eraso, mit, welcher das gerade Gegentheil von gutem Styl und von Rechtschreibung ist. Da Don Carlos in diesem Brief unter Anderm zu erfahren wünscht, „ob er einen Sohn oder eine Tochter habe,“ so dürfte der Brief allerdings aus einem Lebensalter stammen, in welchem wohlerzogene Kronprinzen normaler Weise orthographische Briefe zu schreiben verstehen sollten.

Philipp II. war vor seiner Thronbesteigung ziemlich viel

außerhalb Spaniens; er scheint von der vernachlässigten Erziehung seines Sohnes nicht die gehörige Kenntniß gehabt zu haben. Als der Prinz dreizehn Jahre alt war, wollte Philipp ihn seiner Tante abnehmen, um ihm als Thronfolger in den Niederlanden huldigen zu lassen; aber die Tante ließ es wegen der Kriegs- und See-Gefahren nicht zu. Im Jahr 1558 kam mit dem französischen Hofe die Eheberedung zu Stande, nach welcher Carlos mit Elisabeth von Valois, Tochter des französischen Königs Heinrich's II., vermählt werden sollte. Philipp war damals mit der englischen Maria Tudor verheirathet, aber als diese in der Zwischenzeit starb und der Friedensschluß mit Frankreich zu Stande kam, vermählte sich Philipp selbst mit Elisabeth, der „Friedenskönigin", und zwar am 2. Februar 1560. Damals zählte Philipp dreiunddreißig Jahre, Elisabeth achtzehn, Carlos fünfzehneinhalb Jahre. Kein spanischer Schriftsteller weiß von einer zärtlichen Leidenschaft des Prinzen für seine Stiefmutter etwas zu erzählen, noch weniger von einer solchen Neigung der Königin zu ihm. Sie sahen sich zum ersten Mal in Guadalajàra, bei der Vermählung der Königin mit Philipp. Dagegen wird allerdings erzählt, Elisabeth habe, als sie ihren künftigen Gemahl zum ersten Male sah, ihn mit so eigenthümlicher Aufmerksamkeit betrachtet, daß er sie mit einiger Bitterkeit gefragt habe, ob sie seine grauen Haare betrachte? Wenige Tage nach der Hochzeit siedelte der Hof nach Toledo über; hier wurde dem Prinzen als Thronfolger gehuldigt, bei welcher Feierlichkeit aber Elisabeth nicht zugegen war; sie war an den Blattern erkrankt. Des Prinzen Erzieherin Doña Juana und sein Oheim, der berühmte Don Juan d'Austria, leisteten zuerst den Eid; ihnen folgten die Kirchenfürsten und die Granden. Als der Herzog von Alba sich näherte, um Don Carlos die Hand zu küssen, soll der Prinz heftigen

Widerwillen gegen diesen gewaltigen Mann auf's Deutlichste an den Tag gelegt haben. Nun bezog Carlos die Universität Alcalá; es scheint, daß sein Vater Etwas an der vernachlässigten Jugenderziehung des Sohnes wollte nachholen lassen. Allein im Jahr 1562 am 9. Mai hatte Carlos das Unglück, eine Treppe hinabzustürzen, wobei er sich ernste Verletzungen an Kopf und Wirbelsäule zuzog. In Folge dieses Unglücksfalls kam der Prinz dem Tode nah; es wird erzählt, Philipp habe, als menschliche Wissenschaft dem Anschein nach seinen Sohn nicht zu retten vermochte, seine Zuflucht zu den Reliquien genommen, und namentlich das Scelett des Fray Diego von Alcalá in das Bett des Kranken legen lassen, worauf eine bedeutende Besserung eingetreten sei, die später die Canonisation dieses Fray Diego zur Folge gehabt habe. Der Prinz ward äußerlich wieder gesund: ob eine Störung seines Gehirnlebens zurückblieb oder nicht, wer vermag es zu entscheiden?

Einige Zeit nachher begegnet man zwei weiteren Heirathsplänen Philipp's für seinen Sohn. Zuerst sollte er mit Margaretha von Frankreich vermählt werden, die aber in der Folge Heinrich's IV. Gemahlin ward, und nachher mit der Erzherzogin Anna von Oestreich, Kaiser Maximilian's II. Tochter. Alle diese Pläne zerschlugen sich. Anna von Oestreich ward später (1570) Philipp's vierte Gemahlin, und Mutter seines Nachfolgers Philipp's III. Aus diesen Jahren wird nun einerseits erzählt, daß Philipp unter allerhand Vorwänden die Verheirathung seines Sohnes hinauszuschieben gesucht und daß das Volk an dem ledigen Stande eines schon dreiundzwanzig Jahre alten Thronfolgers Aergerniß genommen, andrerseits, daß der Prinz sich in der That auch einem ärgerlichen Lebenswandel ergeben habe. Er und seine Genossen sollen unter schlimmen Streichen aller Art bei nächtlicher Weile Madrids Straßen durchstreift haben. Bei einer solchen

Gelegenheit sei einmal aus einem Hause Wasser auf das prinzliche Haupt geschüttet worden, weshalb er das Haus zu verbrennen und alle seine Bewohner umzubringen befahl; der Vollzug wurde nur dadurch verhindert, daß ein Priester mit dem Allerheiligsten sich in das Haus begab, als diesem die Diener des Infanten sich näherten. Ein andermal wollte Carlos seinen diensttheuenden Kammerherrn, weil er die Glocke des Prinzen nicht gehört hatte, zum Fenster hinauswerfen, und es kam so weit, daß der König selbst dem Bedrohten in seinem eigenen Zimmer Zuflucht gewähren mußte. Stiefel, die ihm nicht paßten, mußte der Schuhmacher in einer Suppe essen. Selbst seinen Lehrer Garcia soll er körperlich zu mißhandeln gedroht haben. Ferner wird erzählt, daß er den Minister Cardinal Espinosa zu Boden geworfen und mit entblößtem Dolch angegriffen habe, weil derselbe gegen einen Schauspieler, den der Prinz liebte, ein königliches Verbannungsdecret ausgewirkt hatte. Ein Lieblingspferd des Königs endlich habe Carlos sich zu einem Spazierritt zu verschaffen gewußt, und dann mit absichtlicher Bosheit zu Tod geritten. Wie viel an diesen Scandalgeschichten Wahrheit, wie viel Uebertreibung sei, läßt sich schwer entscheiden; ebensowenig, ob Carlos hie und da nicht bei vollem Verstand war, und ob Philipp durch Strenge und Härte das Uebel verschlimmerte. Sicher ist, daß schon damals die Protestanten die Vorzüge des Prinzen zu erheben und in's Licht zu setzen, die Katholiken Philipp's Verhalten zu vertheidigen und den ungerathenen Sohn im schlimmsten Lichte darzustellen suchten.

Die Ansprüche des Don Carlos auf die Regierung der Niederlande, und seine seit 1566 mit diesen Provinzen bestehenden politischen Beziehungen scheinen außer allem Zweifel zu sein. Selbst der deutsche Kaiser soll dem Plane nicht fremd gewesen sein, den Infanten mit oder gegen Philipp's

Willen zum König der aufständischen Provinzen zu machen. Erst nach Entdeckung dieses Complotts und Hinrichtung einiger Rädelsführer habe Philipp sich entschlossen, dem Herzog Alba jenes schreckliche Werk zu übertragen. Als Alba vom Infanten Abschied nahm, fand ein heftiger Auftritt statt, indem Carlos den Herzog geradezu aufforderte, in Madrid zu bleiben, weil er selbst nach den Niederlanden wolle. Als Alba sich auf des Königs Befehl berief, soll Carlos ihn mit dem Dolch angefallen, Alba aber ihn durch überlegene Körperkraft entwaffnet und so lang festgehalten haben, bis Hilfe kam. Nun entwarf der Infant den Plan, vom Hofe zu fliehen, sich in Deutschland mit Anna von Oestreich zu vermählen, und dann in den Niederlanden aufzutreten. Thörichter Weise rechnete er dabei auf seinen Oheim Don Juan d'Austria, und theilte ihm seinen Plan mit. Don Juan gab sich den Anschein, als wolle er sich auf die Sache einlassen, enthüllte aber Alles dem König, mit der Bitte, seinen Sohn mild zu behandeln. Auch bei Zusammenbringung der erforderlichen Geldmittel soll Carlos äußerst unvorsichtig zu Werk gegangen, und einige seiner desfallsigen Briefe sollen dem König vorgelegt worden sein. Der König berief einen geheimen Rath, um dessen Gutachten über das nunmehr einzuschlagende Verfahren einzuholen. Man sprach sich dahin aus, der Infant dürfe unter keinen Umständen Spanien verlassen, aber der König möge ihn als den Thronerben in geeigneter Weise an den Regierungsgeschäften Antheil nehmen lassen, „damit nicht aus der Zwietracht zwischen Vater und Sohn die Ketzer Nutzen zögen". Allein Carlos ließ sich auf keine Weise, auch nicht durch den Zuspruch seines vertrauten Beichtvaters, von seinem verwegenen Plan abbringen. Raimund von Taxis, der Generaldirector der Posten, theilte dem König mit, daß der Prinz die Post bestellt und den Befehl gegeben habe, alle nur irgend

aufzutreibenden Pferde für ihn bereit zu halten. Endlich führte eine Zusammenkunft des Infanten mit Don Juan d'Austria zum Ausbruch. Carlos theilte seinem Oheim mit, daß er bereits in Besitz von hundertfünfzigtausend Escudos sei, welche sein Beauftragter in Andalusien zusammengebracht habe, daß man ihm den Rest bis zu sechshunderttausend Escudos in Wechseln nachschicken, und daß er in der folgenden Nacht aufbrechen werde. Philipp erfuhr natürlich Alles.

In der Nacht vom 18. auf 19. Januar 1568 trat der König mit Ruy Gomez, dem Gemahl der Fürstin Eboli, und drei andern Vertrauenspersonen in das Zimmer des schlafenden Prinzen, der beim Erwachen tragicomisch fragte, was denn das Staatsministerium zu solcher Stunde in seinem Zimmer suche? Philipp selbst nahm dem Sohne den Degen weg; Carlos fragte erschüttert, ob man ihn tödten oder gefangen setzen wolle. Als der König versicherte, daß er keines von Beiden vorhabe, soll Carlos aus dem Bette gesprungen sein, sich seinem Vater zu Füßen geworfen und ausgerufen haben: „Ich bin nicht verrückt, sondern verzweifelt. Bringen Ihre Majestät mich um, oder ich thue es selber". Mit seiner unerschütterlichen Ruhe erwiederte der König: „Beruhigt Euch, Prinz, und geht wieder in's Bett; was geschieht, ist zu Eurem Besten". Philipp bemächtigte sich nunmehr sämmtlicher Papiere seines Sohnes, ließ alle Waffen und sonstigen Gegenstände, die eine Möglichkeit des Selbstmords zuließen, aus seinen Zimmern entfernen, übertrug dem Herzog von Feria die Bewachung des Gefangenen, und kehrte in seine Gemächer zurück. Carlos habe einen erschütternden Abschied von seinem geliebten Freund Rodrigo genommen, und es begann nunmehr der Proceß. Der König theilte gleich am Morgen durch offizielle Schreiben den höchsten Staatsbehörden die Verhaftung seines Sohnes unter dem Anfügen mit, er werde den Grund dieser

Maßregel öffentlich bekannt machen. Gleiche Mittheilung ließ er den Städten des Reichs, den fremden Gesandten, und dem Papst machen. Seiner Schwester, der Königin von Portugal, schrieb der König unter Anderm, der Urgrund und die Wurzel dieser Angelegenheit lasse weder auf Heilung durch die Zeit noch durch andere Mittel hoffen, und er, der König, müsse seine Pflichten gegen Gott erfüllen. Er ließ eine genaue Instruction über Bewachung und Behandlung des Gefangenen abfassen, und denselben durch spanische Granden bedienen; die Personen, welche er mit oder ohne Grund für des Prinzen Mitverschwörer hielt, ließ er begreiflicher Weise nicht zu ihm. Alles, was über den Aufenthalt, die Bedienung und Behandlung des Infanten angeordnet wurde, war ernst, aber mild, und voll genauer Berücksichtigung seiner hohen öffentlichen Stellung. Um den Proceß gegen Carlos einzuleiten, ernannte Philipp den Cardinal Espinosa, den Ruy Gomez, und den Rechtsgelehrten Briviesca; die beiden Ersten galten als Feinde des Gefangenen. Die Acten über den Proceß sind bis jetzt nicht aufgefunden worden. Philipp selbst legte sie im Jahr 1592 wohl verschlossen im Archiv zu Simancas nieder; General Kellermann soll sich während des napoleonischen Kriegs derselben bemächtigt haben; wohin sie seither kamen, weiß man nicht.

Ob Philipp im tiefsten Herzen bloß den Ausspruch der Unfähigkeit seines Sohnes zur Thronfolge, ob er ein Todesurtheil wünschte, wer vermag es zu entscheiden? Die auswärtigen Mächte, selbst der Papst nahmen sich des Infanten an, und dies war ohne Zweifel nicht geeignet, den König milder zu stimmen. Denn er wußte wohl, daß die Größe und Einheit der spanischen Monarchie nicht das Interesse des übrigen Europa war, und in politischen Angelegenheiten Spaniens durfte

er ohne Ketzerei seine eigene Einsicht selbst derjenigen des Papstes vorziehen.

Carlos ertrug die Gefangenschaft einige Zeit mit Ruhe und Fassung; dann aber soll seine gewaltsame Natur mit aller Heftigkeit sich den furchtbarsten Ausbrüchen überlassen haben. Er soll fieberkrank geworden sein, jede Nahrung zurückgewiesen haben; er trank nur noch Schneewasser, mit welchem er sogar das Bett benetzte, in dem er lag, um einige Kühlung zu finden. Der König besuchte ihn, und bei diesem Besuch soll Herzlichkeit und Liebe zwischen Beiden geherrscht haben; so sagen wenigstens die offiziellen Berichte. Allein bald darauf soll des Prinzen Zustand durch Diätfehler, indem er jetzt zu viel aß, sich verschlimmert haben; am 23. Juli 1568 habe er sein Testament gemacht, oder das schon früher gemachte nochmals bestätigt; er bittet in demselben den König um Verzeihung seiner Fehler und um seinen Segen, empfiehlt seine Seele in Gottes Hand, sorgt für Bezahlung seiner Schulden, für seine Diener, und macht Vermächtnisse zu kirchlichen Zwecken; seinem geliebten Rodrigo hinterläßt er einen Diamanten, und ordnet an, wie es mit seinem Begräbniß gehalten werden soll. Dann habe er die Sacramente empfangen, und sei in der Nacht auf dem 24. Juli 1568 gestorben, nachdem sein Vater ihm noch, von dem Sterbenden ungesehen, — um ihm Aufregung zu ersparen, und seine letzten Augenblicke nicht zu verbittern — hinter einem Vorhang stehend, seinen Segen gegeben hatte.

So erzählen die offiziellen Berichte; es ist ganz natürlich, daß Philipp's Feinde, namentlich der schweigsame Oranier in den empörten Niederlanden, die furchtbare Tragödie zwischen Vater und Sohn auf's Heftigste ausbeuteten, um den Namen des Gefürchteten zu brandmarken.

Auch der neueste spanische Schriftsteller, welchen ich an-

geführt habe, ein leidenschaftlicher Feind König Philipp's, zieht aus dem bisher angeführten Verlauf den Schluß, daß die offiziellen Mittheilungen über das Lebensende des Infanten falsch seien, und daß Philipp seinen Sohn habe tödten lassen. Der Umstand, daß der Papst dem unglücklichen Königssohne ein feierliches Todtenamt halten ließ, scheint ihm Beweis genug dafür, daß die Ursache der Gefangennehmung des Prinzen nicht mit der Religion zusammenhieng. Er sucht also den Grund zu Philipps angeblich tödtlichem Hasse gegen seinen Sohn in irgend etwas Anderem. Er behauptet, im Archiv von Simancas ein Schriftstück aus dem sechzehnten Jahrhundert — es scheint, auf verbotenen Wegen — gefunden zu haben, welches folgendermaßen lauten soll:

„Königliches Haus. Anonymes Manuscript über die Hinrichtung, welche König Philipp II. an seinem Sohn, dem Prinzen Don Carlos, vollziehen ließ. Dieses Manuscript widerlegt die Ansichten sämmtlicher Schriftsteller über den fraglichen Gegenstand, und behauptet, die Wahrheit bestehe darin, daß Philipp den Prinzen einmal Nachts in seinem Zimmer an Papieren überrascht habe, welche den Beweis von Einverständnissen mit dem Kaiser, den deutschen Protestanten, den Niederlanden, der Königin von England, und dem König von Dänemark gegen die Integrität des Reichs, gegen die Person des Königs, und gegen die Religion lieferten. Philipp ernannte einen Gewissensrath, und berieth mit ihm, ob der Weg der Verzeihung oder jener der Strafe einzuschlagen sei, und man erkannte, daß bei Einschlagung des ersteren das öffentliche Wohl Gefahr laufe, welches der König dem Wohle des Prinzen vorzuziehen habe. Er übergab hierauf die Sache dem Urtheil der Inquisitoren, welche er aufforderte, den Prinzen als Privatperson zu betrachten. Sie erklärten ihn für einen Ketzer und verurtheilten ihn zum Tode. Man zeigte ihm in

Abbildungen die verschiedensten Todesarten, um sich die zu wählen, welche ihm die mildeste schien; als er aber eine solche Wahl nicht treffen wollte, erdrosselten ihn vier Männer mit einer seidenen Schnur neben seinem Bett."

Durch künstliche Zusammenstellung dieser Erzählung mit Allem, was in der ganzen traurigen Geschichte dunkel und geheimnißvoll ist, kommt der spanische Schriftsteller zu folgendem Ausspruch seiner Ueberzeugung:

„Die Gefangennehmung des Don Carlos gründete sich nicht auf die mehr oder minder schweren Verirrungen, welche dem Prinzen zur Last gelegt werden konnten; eben so wenig auf Unternehmungen gegen seinen Vater oder gegen die Religion; noch viel weniger auf die von ihm beabsichtigte Reise nach Deutschland und Flandern, welche der König mit den ihm zu Gebot stehenden Hilfsmitteln so leicht vereiteln konnte, sondern auf irgend einen geheimen Grund — (etwa einen Liebeshandel des Prinzen mit der Eboli, welche man als Geliebte des Königs bezeichnet) — „welcher wohl dem Antonio Perez, dem Ruy Gomez, und wenigen andern Personen bekannt war, der sich aber heutzutage unmöglich aufklären und feststellen läßt. Philipp hüllte sich in den Mantel der Religion, um seinen Sohn zu opfern, und bediente sich der Inquisition, um ihn verurtheilen zu lassen. Sein Tod war ein gewaltsamer, und alle offiziellen Berichte wurden gemacht, um Spanien und Europa zu täuschen."

Aus dem bisher Mitgetheilten wird wohl jeder aufmerksame Leser die Ueberzeugung geschöpft haben, daß die Frage, um welche es sich handelt, auch jetzt noch eine dunkle und geheimnißvolle ist, und daß sie ohne nicht vorauszusehende Enthüllungen dieß wahrscheinlich für immer bleiben wird.

Meiner Meinung nach hat diejenige Auffassung, welche den Prinzen Don Carlos als einen verwahrlosten Blödsinnigen

betrachtet, der sich schließlich zu Tode frißt, am allerwenigsten für sich, viel weniger noch als die Schiller'sche.

Mir scheint aus den erzählten Umständen so viel mit Gewißheit hervorzugehen, daß Carlos, welcher offenbar große Fehler und ein entsetzliches Temperament hatte, sich auf weitaussehende und staatsgefährliche Pläne eingelassen hat. Seine Fehler schließen nicht aus, daß er ein zärtlicher Freund sein konnte, und sein Fall in Alcalá schließt nicht aus, daß er conspiriren konnte. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn mag schon lange ein getrübtes und unglückliches gewesen sein. Philipp, der ernste, gewaltige Monarch, der echte Spanier, der rastlos arbeitende Staatsmann, sah ohne Zweifel mit tiefem Schmerz die Zerfahrenheit und rücksichtslose Leidenschaft seines Sohnes. Auf Liebesgeschichten das ganze Drama zurückzuführen, scheint mir höchst verkehrt. Zugegeben, daß König Philipp auf diesem Gebiet, wie noch viele seiner Nebenmenschen auf Thronen seine Sünden und schwachen Stunden hatte, so war er doch keineswegs der Mann, der sich von einer Mätresse irgendwie beherrschen ließ, und am allerwenigsten hätte er einer solchen einen Sohn geopfert, der ihn verstanden, und von dem er eine consequente Fortsetzung seiner Politik hätte erwarten können. Meiner Meinung nach haben die Väter aller politischen und religiösen Standpunkte und Parteien ihre Kinder lieb; und ich habe keinen Grund, zu glauben, daß Philipp II. aus Lust oder aus nichtigen Gründen seinen Sohn geopfert oder gemordet habe. Wohl aber wird von Philipp erzählt, daß er im Jahre 1559, als ein von der Inquisition Verurtheilter ihn um Gnade bat, demselben geantwortet habe: „Ich würde selbst das Holz zum Scheiterhaufen meines Sohnes tragen, wenn er so schlecht wäre, als Ihr seid.“ Ob dieser Zug geschichtlich wahr ist oder nicht, will ich nicht untersuchen; aber psychologisch wahr wird

er sein. Denn darin bestand Philipp's Wesen, der staatsmännischen Riesenaufgabe, für welche er sich bestimmt glaubte, jede andere Rücksicht ohne Ausnahme hintanzusetzen und zu opfern. Für diese Aufgabe scheute er keine Handlungsweise, er nannte sie seine „Theologie."

Und auf dieser seiner Bahn als König und Staatsmann begegnete ihm in feindseliger Weise sein erstgeborner, damals einziger Sohn. Warum sollte er ihn nicht gerne behalten haben, wenn es irgend möglich war? Aber es scheint kaum möglich gewesen zu sein. Was in Europa protestantisch war, und auch Manches, was dieß nicht war, kämpfte gegen Philipp; unter dem Vorwande der Glaubensfreiheit handelte es sich vielfach um die Zertrümmerung der großen spanischen Monarchie. Das religiöse und das politische Element hatten sich namentlich in den Niederlanden gegen Philipp verbunden, und diesen gefährlichen, hochwichtigen Punkt benützten offenbar seine Feinde, um den leidenschaftlichen Prinzen dem Vater vollends zu entfremden, um den gehaßten Monarchen im eigenen Hause anzugreifen. Ich behaupte keineswegs, daß Carlos Protestant war; ich glaube vielmehr, daß er sehr wenig von diesen Dingen verstand, und daß, mit Hilfe der Protestanten König werden, für ihn wichtiger und ihm angelegener war, als aller Protestantismus der Welt. Die abhängige Sohnesstellung neben dem herrischen, erst einundvierzig Jahre alten König war dem Prinzen unerträglich, und um sie abzuschütteln, nahm er die dargereichte Hand der Feinde seines Vaters, ohne zu wissen, was er that. So verstehe ich Philipp's oben angeführte Worte im Briefe an seine Schwester, und so verstanden haben sie einen zu den Worten trefflich passenden Sinn. Von Elisabeth von Valois kann in dem Schlußacte des traurigen Schauspiels schon deßhalb nicht die Rede sein, weil Carlos damals auf's Leidenschaftlichste nach der Vermählung mit Anna von Oestreich strebte.

So wenig ich nun daran zweifle, daß Philipp, nachdem er in seinem Sohn seinen verleiteten und nicht zu versöhnenden politischen Feind erkannt hatte, entschlossen war, alles Nothwendige zu thun, und wäre es dessen Hinrichtung, eben so wenig bin ich überzeugt, daß er ihn wirklich hingerichtet hat. Die offiziellen Berichte über den Tod des Don Carlos sind weder innerlich unwahrscheinlich, noch äußerlich widerlegt; warum kann es nicht wirklich so gegangen sein? warum muß Philipp seinen Sohn getödtet haben? Ich finde keinen Grund zu dem einen oder andern. Er war ein Mensch, und sein Herz blutete sicherlich, als er sein Kind in Verzweiflung zu seinen Füßen liegen sah; allein er hatte keinen Schlüssel zum Herzen dieses Kindes, und keine Macht, die zu vertreiben, welche dieses Herz bestrickt hatten. So that er, was er mußte, was er sich und dem Reiche schuldig war; er verhaftete den Schuldigen, ehe derselbe sich an die Spitze der niederländischen Aufrührer stellen konnte. Daß in der Verzweiflung über das Mißlingen aller seiner Pläne der leidenschaftliche junge Mann sich bis zum Tode abrasen konnte, wer vermag dieß als unwahrscheinlich zu bezeichnen? Vielleicht hatte Philipp beschlossen, ihn zu opfern, und es hat ihm des Prinzen natürlicher Tod das Entsetzliche erspart.

Meine Ueberzeugung ist also die: nicht eine fade Liebschaftsgeschichte, sondern die Ueberzeugung von dem festen Entschluß seines Sohns, als politischer Verbrecher gegen seinen Vater aufzutreten, hat Letzteren bewogen, ihn als Verbrecher zu behandeln. Ob er natürlichen oder gewaltsamen Todes starb, will ich nicht entscheiden; im Zweifel halte ich mich an das Mildere, so lang mir das Härtere nicht bewiesen wird. Carlos aber war weder der Schiller'sche ideale Träumer, noch der wüste Dummkopf, den man später aus ihm gemacht hat, sondern ein mangelhaft erzogener, mißleiteter, leidenschaftlicher,

durch unglückliche Verkettungen jeder Art schließlich zu hochverrätherischer Auflehnung gegen seinen König und Vater gelangter, unglückseliger Jüngling. Manche schwere Stunde mögen Vater und Sohn hier in Aranjuez durchlebt haben, wo ich und das deutsche Lesepublikum immer noch sitzen und auf den Zug nach Toledo warten; und als Carlos den erlösenden Tod herannahen fühlte, war er vielleicht glücklicher oder weniger unglücklich, als Jahrelang zuvor.

Toledo.

Der Zug braust endlich heran; es ist Nacht geworden, eine kühle Nacht voll Sterngefunkel nach dem schönen, milden Tage, den ich in Aranjuez so wahrhaft glücklich verbracht hatte, und ich eile nun dem königlichen Toledo entgegen. Anfangs gab ich mich mit voller Freude dem Genuß der castilianischen Mondnacht und der einsam ernsten, schönbeleuchteten Landschaft hin; aber endlich übte die Natur ihr Recht, und ich kam tief schlafend gegen eilf Uhr im Bahnhof von Toledo an. Obgleich noch unter den allerneuesten Reisenden die Behauptung vorkömmt, in Toledos Straßen könne wegen ihrer Enge und Steilheit unmöglich ein Omnibus fahren, so wurde ich gleichwohl durch einen solchen, am Bahnhof bereitstehenden Kasten recht gut und rasch den Berg hinauf zur Fonda de Lino geführt, wo man den so ganz gepäcklos in tiefer Nacht ankommenden Fremdling etwas sonderbar ansah. Gleichwohl bekam derselbe ein freundliches Wohnzimmer nebst luftiger Alcove, und zu meinem Vergnügen machte eine alte, ehrliche spanische Magd in meiner Gegenwart das Bett, von dessen Frische und Reinlichkeit ich solchergestalt einen unwiderleglichen Eindruck bekam. Nachdem ich mich noch an den toledanischen Wasserkrügen erlustigt hatte, rothen, thönernen Urnen mit zwei Hen-

keln und ohne Schnabel, höchst unbequem zum Einschenken, aber an das classische Alterthum, Etrurien und den Orient zugleich erinnernd, schlief ich ein, und träumte von der Fürstin Eboli.

Am folgenden Morgen trat ich bei Zeiten auf die Straße, um ohne Führer von Toledo zu sehen, was im Laufe eines einzigen Tages möglich sein würde. Mit diesem Schritte auf Toledos Gassen trat ich in die volle Glorie altcastilischer Herrlichkeit. Es ist diese Stadt nicht nur eine der interessantesten in Spanien nach meinem zufälligen Geschmacke, sondern es läßt sich überhaupt fast gar kein Geschmack denken, für den sie nicht interessant wäre. Der Liebhaber maurischen Wesens und maurischer Geschichte braucht nur aufmerksam durch Toledos Straßen zu wandeln; in Thürmen, Pforten, Häusern, Kirchen, die offenbar früher Moscheen waren, tritt ihm die Jahrhunderte lange Herrschaft des geistreichen Volkes lebendig entgegen. Der Verehrer christlich mittelalterlicher Herrlichkeit findet nicht minder reiche Ausbeute, und sein Herz kann sich daran erfreuen, wie auf den Trümmern der arabischen Cultur die höhere europäische ihre Fundamente und Hochbauten errichtete. Der Freund Habsburgs sieht aus den großartigen Ruinen der Kaiserburg den mächtigen Geist Karls V. ernst herunterblicken auf die kleingläubige Zeit, und dem constitutionellen Schwärmer möge der unschuldige Spaß gelassen werden, zu glauben, daß Juan de Padilla und seine Gattin hier für modernes Paragraphenvolksrecht kämpften; der Kunstfreund kann Wochen auf die unermeßlichen Schätze der Kathedrale verwenden, und der Naturfreund wird sich schwer zu ersättigen wissen an der wahrhaft großartigen, durchaus königlichen Lage dieser Felsenburg.

Um nun mit dieser äußeren Lage den Anfang zu machen, so verläßt der von Nordosten her strömende Tajo auf einmal

nach einer raschen südlichen Wendung die Ebene, durch welche er von Aranjuez bis hieher sich gewunden hat. In eigensinniger Laune gräbt er sein tiefes Bett in eine mehrere hundert Fuß tiefe Schlucht zwischen Granitfelsen, und umkreiset auf drei Seiten, nur nach Norden die Verbindung mit der Ebene offen lassend, einen hohen, in mehrere Hügel von verschiedener Höhe zerfallenden Felsen. Dieser stromumgürtete Fels ist der Boden, welcher Toledo trägt. Auf einer Höhe von eintausend siebenhundert (noch Andere eintausend sechshundert sechsundzwanzig) Fuß über der Meeresfläche, unter den Strahlen einer vom Granitfels mächtig zurückprallenden Sonne sieht die Stadt südlicher aus, als sie wirklich liegt. Sie nimmt den ganzen Berg ein, bis dahin, wo seine Felsen sich in fast senkrechtem Absturz dem brausenden Strom entgegenwerfen; nur zwei Brücken nach der Ost- und Südwestseite überwölben den Fluß. Vergeblich sucht das Auge hier das reiche Grün Granadas mitten in der Stadt; die grellen Lichteffecte werden nur selten durch einzelne Baumpflanzungen gemildert. Nur die nach Norden zu sich ausdehnende Ebene sah jetzt, im schönsten Frühsommer, nicht nur heiß, sondern auch grün und saftig aus.

Die ausschließlichen Bewunderer der spanischen Vergangenheit haben uns außerordentliche Dinge mitzutheilen über Toledos Größe und Volkszahl in früheren Zeiten; einer will sogar wissen, daß Toledo früher viermal so viel Wollarbeiter hatte, als jetzt Einwohner. An diesen Dingen ist ungemein viel Uebertreibung, wovon ein Jeder sich leicht überzeugen kann, wenn er Toledo selber sieht. Denn in jenen Zeiten ununterbrochener Kämpfe zwischen Christen und Mauren konnte gar keine Rede davon sein, daß die Stadt sich ins flache Land hinein erstreckt hätte; es ist vielmehr eben so geschichtlich gewiß, als es in der Natur der Sache liegt, daß Alles, was zur Stadt gehörte, innerhalb der Thore und Befestigungen

blieb. Auf drei Seiten durch den Strom von der Welt abgeschnitten, auf der vierten in jähem Abfalle seiner Felsenwände von der Ebene getrennt, eine Felsen-Insel in des Wortes vollster Bedeutung, hatte Toledo niemals mehr Einwohner, als auf diesem Felsen Platz fanden. Und da will ich nun gern zugeben, daß die Leute damals, wo auf dem flachen Lande Niemand seines Lebens sicher war, sich in den Städtefestungen in sehr unbequemer und peinlicher Weise zusammengedrängt haben und daß demzufolge Toledo stärker bevölkert war, als jetzt; auch das ist richtig, daß der Raum, auf welchem die Stadt erbaut ist, selbst nach jetziger Lebensweise noch einige tausend Menschen mehr fassen könnte, als die etwa fünfundzwanzigtausend, welche ihn jetzt bewohnen; wer sich aber einbildet, Toledo sei jemals eine große Stadt oder gar eine Großstadt im heutigen Sinne des Wortes gewesen, der gibt sich einem großen Irrthum hin.

Toledo's Geschichte reicht in die urältesten Zeiten hinauf; ich will sie nicht erzählen, sondern nur an einige ihrer Hauptmomente mit einem Worte erinnern. Der Name Toledoth soll hebräisch oder phönizisch sein, und „die Stadt der alten Geschlechter" heißen; unter den Römern nannte man die Stadt Toletum; damals soll sie aber nicht auf dem Berg, sondern in der Ebene gelegen haben. Während der Völkerwanderung und in den Zeiten der gothischen Herrschaft muß dieses Verhältniß sich gründlich geändert haben; denn nachdem die Mauren von Africa herübergekommen waren und schon fast die ganze Halbinsel erobert hatten, kostete die Einnahme von Toledo sie noch zwei Jahre und Ströme von Blut. Jüdischer Verrath öffnete den Mauren die Thore der Christenstadt, wie denn überhaupt die Juden in der spanischen Geschichte eine eben so große als verhängnißvolle Rolle gespielt, und durch ihre Unvertilgbarkeit und Unersättlichkeit in der Folge vorzugs-

weise zu dem unglücklichen Gedanken der Inquisition Veranlassung gegeben haben. Obwohl nun die arabische Herrschaft über drei Jahrhunderte in Toledo sich behauptete, so konnten die Mauren sich gleichwohl dieses Besitzes niemals in Ruhe erfreuen; ihr Gedanke, die toledanischen Christen vorzugsweise durch die toledanischen Juden meistern zu lassen, erwies sich als ein nicht glücklicher; Aufstände und blutige Schlächtereien füllen diese maurischen Jahrhunderte aus. Im Jahr 1085 endlich gelang es dem König Alphons VI., die alte Residenz der Gothenkönige wieder zu erobern, und zwar mit Hilfe des spanischen Nationalhelden Cid Campeador. Die Sage erzählt, daß, als der Kampfheld mit seinem königlichen Heere in Toledo einzog, sein Streitroß Babieca auf die Kniee niedersank und nicht wieder zum Aufstehen zu bewegen war. Als man nun an dieser Stelle die Erde aufgraben ließ, habe man das wunderthätige Christusbild wieder gefunden, welches seit dem Einfall der Ungläubigen verloren war; zu seinen Füßen habe unter der Erde nach mehr als drei Jahrhunderten die ewige Lampe noch hell gebrannt.

Die späteren Versuche der Araber, Toledo wieder zu gewinnen, blieben vergeblich; die Macht der Christen war in diesen Gegenden schon zu fest begründet, und im schlimmen Fall war Toledo durch seine Lage recht wohl befähigt, eine Belagerung von ziemlicher Dauer auszuhalten, bis eine Entsatzarmee gesammelt war. Lange Zeit war Toledo die bedeutendste der castilischen Städte, mehr, weil es die festeste, als weil es die größte war. Nach der Besiegung des Aufstandes der castilischen Städte unter Karl V. und der Hinrichtung ihres Führers Juan de Padilla vertheidigte dessen Wittwe Maria die gewaltige Festung noch lange mit unläugbarem Heldenmuth.

Nachdem aber ganz Spanien zu Einem Reich vereinigt,

und in den Vordergrund der europäischen Geschichte getreten war, nachdem volle Sicherheit im Land die Stelle der bisherigen blutigen Kämpfe um das Land eingenommen hatte, da konnte Toledo nicht länger die spanische Königsstadt bleiben; unfähig, sich bedeutend auszudehnen, im Sommer furchtbar heiß, im Winter rauh und kalt, ohne Vegetation und Spaziergänge, hatte es nicht die Eigenschaften und Voraussetzungen, welche von einem glänzenden Hof und einer genußliebenden Menge gefordert werden. Madrid ward Residenz, und Toledo sank.

Es liegt auch jetzt noch etwas Düsteres und Trauerndes in seiner Physiognomie, und dieser Zug wird noch einigermassen dadurch vermehrt, daß in Toledo mehr, als in irgend einer andern Stadt Spaniens, die Geistlichkeit im Vordergrund des Lebens auftritt.

Der Erzbischof von Toledo, zugleich Primas von Spanien und Großkanzler von Kastilien, war im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert nach dem Staatsoberhaupt zweifellos die mächtigste Person im Reich; die Einkünfte desselben betrugen zur Zeit der katholischen Isabella achtzigtausend Ducaten, eine nach damaligem Geldwerth ganz außerordentliche Summe. Auf diesem Bischofsstuhle saß der große Ximenes, und die Kathedrale von Toledo mit ihrem fabelhaften Reichthum steht noch jetzt als glänzendes Denkmal jener starkgläubigen Zeiten da.

Das jetzige Leben und Treiben in Toledo hat bei Weitem nicht die Mannigfaltigkeit und den heitern, glänzenden Character, wie z. B. jenes in Sevilla. Toledo erinnert in dieser Richtung am meisten an Cordova, so groß sonst die Verschiedenheit beider Städte in Lage und Character ist. Toledo scheint sich in das moderne Leben noch nicht recht gefunden zu haben; Fremdenverkehr, Handel und Industrie machen

sich noch nicht in hohem Grade bemerklich. Geistliches Amt und gelehrte Studien beschäftigen einen verhältnißmässig bedeutenden Bruchtheil der Einwohnerschaft.

Als ich die Straßen dieser eigenthümlichen und bedeutsamen Stadt betreten hatte, überließ ich mich zuerst eine Weile ganz dem Zufall, um das besondere Wesen und die characteristischen Züge Toledo's recht lebhaft auf mich einwirken zu lassen. Bald erkannte ich, wie wenig Toledo, was man nach den gewöhnlichen Abbildungen glauben möchte, auf einer Bergplatte liegt. Es ist vielmehr eine zusammengewachsene Hügelgruppe, innerhalb welcher recht bedeutende Hebungen und Senkungen vorkommen. Dabei ist natürlich in einer so alten, mittelalterlich festungsmässigen Stadt die Beschaffenheit der Straßen nichts weniger als so, wie man sie von einer schönen Stadt im modernen Sinne des Wortes erwartet. Krumm und labyrinthisch durch einander gewunden, bergauf und bergab sich schlängelnd, bald bis zum Abgrund des Tajo hinausgeführt, bald in sonderbarem Zickzack dem Mittelpunkte der Stadt zustrebend, sehr eng und dadurch minder heiß oder wenigstens schattiger, als man nach der ganz gewaltigen Sonne vermuthen sollte, geben diese Straßen ein Bild, das man nicht wieder vergißt, und welches ich namentlich mit keiner der interessantesten mittelalterlichen Städte Deutschlands auch nur entfernt zu vergleichen vermöchte.

Meine Absicht war natürlich zunächst auf die Kathedrale gerichtet. Nach einigem Umherstreifen bot sie sich von selbst dem Auge dar. Dieser Dom liegt so ziemlich im Mittelpunkte der Stadt; er ist, wie dieß meistens der Fall, eng umbaut, so daß eine Totalübersicht von außen und unten nicht möglich ist. Die Kirche war auf zwei Thürme berechnet, welche zu beiden Seiten des Hauptportals emporsteigen sollten. Dieser Plan ist unvollendet geblieben. Der Thurm links

vom Hauptportal ist vollendet, der Unterbau des nicht beendigten rechten Thurmes ist von gothischer Kuppel überwölbt. Diese drei architectonischen Bestandtheile nun, der Thurm, das Portal, der Kuppelbau, bilden zusammen, obgleich das Ganze sich augenblicklich als unvollendet darstellt, eine wahrhaft unvergleichliche Façade, vor welcher ich staunend und begeistert stehen blieb. Außerordentlich reich und doch nicht überladen ist der plastische Schmuck dieser Façade; in kühnen und gewaltigen Verhältnissen steigt das herrliche Ganze vor Auge und Geist empor. Nach der Sage soll schon im sechsten Jahrhundert ein christliches Gotteshaus auf dieser nemlichen Stelle gestanden haben, dessen Gründung dem ersten Bischof von Toledo, dem heiligen Eugenius, zugeschrieben wird; während der Maurenherrschaft war sie Moschee, und die Stadt wurde an Alphons VI. nur unter der Bedingung übergeben, daß diese Moschee der arabischen Bevölkerung verbleibe. Nachdem Alphons die Stadt verlassen hatte, brachen seine Gemahlin Constanza und der Erzbischof Bernardo diesen Vertrag; allein der Vertragsbruch führte zur Wiederauffindung eines wunderthätigen Marienbildes, wobei sich ähnliche Umstände zugetragen haben sollen, wie mit dem oben erwähnten Christus. Dieß entwaffnete den Zorn des Königs, welcher im Ingrimm über die Verletzung seines Wortes sogar das Leben seiner Gemahlin bedroht hatte. Diese Geschichte hat Calderon im dritten Acte seines Drama's „la Virgen del Sacrario“ behandelt; sie wirft in kurzen Zügen ein klares Licht auf die Lebensansicht und die sittlichen Grundsätze der Zeit. Wann und unter welchen Umständen nun die damalige Moschee-Kirche vor der Macht der Zeiten gefallen ist, habe ich nicht erfahren können. Zu dem jetzigen Dom wurde in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Grundstein gelegt, vollendet wurde er erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts; man

nennt das Jahr 1492 als das Schlußjahr des Kirchenbaues. Der Thurm wurde erst im vierzehnten Jahrhundert unter dem Erzbischof Tenorio begonnen und erst 1535 beendet. Thurm und Kirche sind wesentlich in durchaus gothischem Stile erbaut. Der Thurm insbesondere beginnt in viereckiger Form, welche weiter oben in eine achteckige übergeht.

Nach diesen allgemeinsten Bemerkungen drängt es uns, vor Allem den gewaltigen Thurm, der nur mit sehr wenigen ähnlichen Werken verglichen werden kann, zu ersteigen. Er ist dreihundertfünfundzwanzig Fuß hoch, dreihundertvierunddreißig Stufen führten mich so weit empor, als man überhaupt gefahrlos steigen kann. Den ersten Halt machte ich im Glockenthurme, wo donnerartige Schläge den Heraufkommenden begrüßten. Die große Glocke, welche hier hängt, soll die größte Europa's sein; dieß kann ich ihr freilich aus eigener Ueberzeugung nicht nachrühmen, aber daß sie die größte ist, welche ich gesehen habe, ist unzweifelhaft. Ihr Umfang beträgt nicht weniger als vierunddreißig Fuß, und man mag sich vorstellen, wie das tönt, wenn man so in unmittelbarster Nähe der Glocke steht. Weiterhin führt eine enge, nach allen Seiten durchbrochene, eiserne Wendeltreppe in steilen Windungen im Innern des Thurms empor. Da, wie gesagt, keinerlei Seitenwand oder Brustlehne da ist, sondern nur einzelne Eisenstangen, die oben miteinander durch wagrechte Stangen verbunden sind, und da dieser schmale und steile Treppengang sich mitten im gewaltigen Raum der Thurmpyramide senkrecht emporwindet, so war ich im ersten Augenblick durch diese Art von Thurmbesteigung so überrascht und verblüfft, daß ich mich schwindelnd niedersetzte. Ich überzeugte mich aber bald, daß der Thurmwart die Wahrheit sagte, indem er die Sache für durchaus gefahrlos erklärte; die Stellung der Eisenstangen zu einander ist so tadellos berechnet und der Raum zugleich

so eng und so sparsam benützt, daß auch das künstlichste und sonderbarste Fallen unmöglich ein Unheil anrichten könnte, der Fallende vielmehr nach zwei oder drei Schritten physisch genöthigt wäre, liegen oder vielmehr sitzen zu bleiben und durch keinen der Zwischenräume hindurchzustürzen vermöchte. Hat man diese Treppe hinter sich, so genießt man nun von der Plattform aus eine wahrhaft königliche Aussicht. Die fernen Berge der Sierra de Toledo, die stolzen Windungen des rauschenden Tajo in seiner furchtbaren Schlucht um dieses gewaltige Felseneiland, die zahlreichen arabischen und christlichen Burgruinen auf den Hügelreihen jenseits des Stroms, die beiden herrlichen Brücken von Alcantara nach dem Bahnhof zu, und zum heiligen Martin auf der entgegengesetzten Seite, dann die große, den ganzen Berg bedeckende, lichtfunkelnde Stadt, beherrscht von der ungeheuren Ruine des Alcazar, an ihrem westlichen Ende die Kirche San Juan de los Reyes, und endlich die weite Ebene gegen Norden und Nordwesten — Alles dieß übersieht man so zu sagen mit Einem Blick; Auge und Seele füllen sich mit einem unauslöschlichen Bilde, einem der großartigsten von allen, die das ganze Spanien zu bieten vermag. Von diesem weiten, unermeßlichen Anblick wendet man sich sodann zu der Kirche selbst, auf deren Thurm man sich befindet, und ist erstaunt über ihren höchst bedeutenden Umfang, der zwar den colossalen Dimensionen des Doms von Sevilla lange nicht gleichkommt, namentlich, was die Breite betrifft, gleichwohl aber die Kathedrale von Toledo in die Reihe der größten Kirchen der Christenheit stellt. Als ich nach reichlichem Genusse dieses großartigen Schauspiels wieder vom Thurm herabgestiegen war, begab ich mich zuerst in den neben dem Thurm links von der Kirche liegenden Patio, um ein wenig auszuruhen. Dieser Hof ist einer der lieblichsten und schattigsten in ganz Spanien, wenn

auch seine künstlerische Ausschmückung Viel zu wünschen übrig läßt.

Das Innere des Doms von Toledo gehört nun wieder zu jenen spanischen Herrlichkeiten, welche in anschaulicher Weise zu beschreiben wohl nicht möglich ist. Eine wirklich eingehende und ausführliche Darstellung alles Einzelnen würde ein dickes Buch geben, aber kein Bild; ein Reisender meiner Art aber ist froh, wenn er außer einem bleibenden Totaleindruck noch die Erinnerung an einige wenige Besonderheiten und ein paar Notizen für den Leser mitbringt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Kirche, welcher die Ehre des Primats über das bestkatholische Land der Erde zusteht, groß und reich sein wird.

Sie ist in fünf Schiffe abgetheilt; das Mittelschiff hundertsiebzig Fuß hoch, die Seitenschiffe niedriger, und zwar das vierte und fünfte noch niedriger als das zweite und dritte. Die Länge beträgt vierhundertvierzehn, die Breite zweihundertvier Fuß. Prächtige Säulenbündel, nicht so gewaltig wie jene in Granada, nicht so leicht himmelanstrebend wie jene in Sevilla, aber von mächtiger Festigkeit und edler Anmuth, tragen die Spitzbogengewölbe, welche den reinsten gothischen Charakter haben. Der reiche Schmuck der Kirche mit den schönsten Glasgemälden ist das Vorzüglichste, was in diesem Kunstzweige in ganz Spanien vorkommt. Ein reicher Kranz von Kapellen läuft rings um die beiden niedrigsten Schiffe. Der Reichthum des Innern an plastischen Werken in Marmor und andern Steinen, an Holzschnitzereien, Gemälden, Grabdenkmälern, an Kunstwerken jeder denkbaren Art ist beispiellos. Doch lassen wir jeden Versuch, hier im Einzelnen thätig zu sein; das große Werk so vieler Jahrhunderte, die Verkörperung spanischer Glaubensinnigkeit will selbst gesehen werden. Im Choreinbau ruhen der große Ximenes

und sein Vorgänger im Erzbisthum, Mendoza. Der Hochaltar ist vom Erstern gestiftet. Die Sitze des dem Hochaltar gegenüber liegenden Chors, durch Marmorsäulen von einander getrennt, mit musterhaften Bildwerken aus der biblischen Geschichte geschmückt, zeigen an ihren Rückwänden, in Holz geschnitzt, die Geschichte des Krieges um Granada unter den katholischen Königen.

Die Kapellen sind nicht minder prächtig und geschmackvoll, als sie zahlreich sind. Statt einige wenige Einzelnheiten aus derselben anzuführen, will ich lieber an einige geschichtliche Bedeutsamkeiten derselben erinnern. So ist hier die „Kapelle der neuen Könige", an welcher Calderon Kaplan war, die Muttergotteskapelle, in welcher die Mutter mit dem Kinde verehrt wird, die ich oben als Virgen del Sagrario erwähnt habe und endlich, unter dem Kuppelbau neben dem Hauptportal, die mozarabische Kapelle, in welcher Ximenes den altgothischen, von dem römischen vielfach abweichenden Ritus bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat.

Nach der Kathedrale suchte ich den Alcazar auf. Wer einmal auf dem großen Thurm der Hauptkirche Toledo's gewesen ist, der findet sich von nun an leicht zurecht. Der Weg führte mich von selbst über den altberühmten Platz Zocodover, welcher jetzt Plaza de la Constitucion heißt. Der Platz erinnert an Granadas Vivarrambla, ist aber kleiner und prosaischer; das Handwerk des alltäglichen Leben hat hier seine Herrschaft aufgeschlagen, und die etwas kümmerlichen Bäume, mit welchen der Platz bepflanzt ist, vermögen die Poesie nicht wieder hervorzuzaubern. Hier, wo Toledo auf Augenblicke fast den Eindruck einer volkreichen Stadt macht, konnte mir eine Wahrnehmung nicht entgehen, die ich schon auf dem Weg vom Bahnhof zur Fonda zu machen angefangen hatte; nirgends in Spanien sah ich nämlich so viele

augenkranke und lungenleidende Personen, als in Toledo. Ob dieß Zufall war, oder ob das heiße, starre, staubige und felsige Wesen seiner Lage etwas damit zu thun hat, mögen Andere entscheiden.

Vom Zocodover gelangte ich in wenigen Minuten zum Alcazar, der sich über Toledo's östlicher Seite erhebt, aber die ganze Stadt beherrscht. Diese großartige Ruine hat das Eigenthümliche, daß sie, aus Bruchstücken aller Zeiten zusammengesetzt, gleichwohl einen merkwürdig einheitlichen Eindruck gewährt. Sie liegt auf dem höchsten und stolzesten der verschiedenen Hügel, welche Toledo unter sich theilen, mindestens sechshundert Fuß über dem Wasserspiegel des Tajo, bedeutend höher als der Boden der Kathedrale, und nur mittelst des Thurmes von dieser letztern überragt. Mit Ausnahme dieses Thurms ist der Alcazar Toledos höchster Punkt. Die Fundamente dieses alten Königs- und Kaiserpalastes sind theils noch römischen, theils maurischen Ursprungs. Alle die verschiedenen Beherrscher von Stadt und Land haben im Lauf der Jahrhunderte ihren Wohnsitz an diesem in seiner Art einzigen Platze aufgeschlagen. Carl V., überall dem Großen in großem Sinne zugewendet, ließ den Palast neu aufführen. Aus seiner und seines Sohnes Zeit steht noch die südliche Façade mit dem Namen Carl's V. und der Jahreszahl 1551; aus gleicher Zeit stammt der innere Hof von gewaltigen Größenverhältnissen, mit herrlichen, doppelreihig über einander ruhenden Säulenbauten, und einer Freitreppe von überwältigender Großartigkeit. Wie aber das Große und Edle immer den Grimm der entgegengesetzten Mächte reizt, so haben auch die Jahrhunderte gewetteifert, ihren Zorn an diesem majestätischen Bauwerk zu üben. Da in jedem größern Kriege der Besitz Toledos von äußerster Wichtigkeit war, und seine Eroberung jedesmal schwere und blutige

Opfer kostete, so wurde auch sein Alcazar einmal über das andere verbrannt und verwüstet. So im spanischen Erbfolgekrieg, so im Befreiungskriege gegen Napoleon, unter Soult. Moderne Cavallerie nistet jetzt armselig genug in den gewaltigen Keller-Räumen, und der blaue Himmel schaut verwundert in die Trümmer vergangener Größe herein. Ich will dem Leser nicht ausmalen, was man an solcher Stätte empfinden kann und muß. Der Sinnige denkt sich leicht hinein, und für die mehr flachköpfigen Söhne dieser Zeit sind ernste Gedanken doch vergebens. Man behauptete mir in Toledo, die Regierung beabsichtige die Restauration des Alcazar; da sie denjenigen in Sevilla zu Stande gebracht hat, so wäre die Sache an sich nicht unglaublich; allein ein Werk von außerordentlicher Schwierigkeit und ungeheuern Kosten wird es immerhin bleiben. Die Aussicht vom Alcazar aus will ich nicht beschreiben; wenn auch von einem andern Gesichtspunkt aus, ist sie doch wesentlich dieselbe, wie jene vom Thurm der Kathedrale.

Mit bewegtem Herzen ging ich vom Alcázar herab, immer wieder daran hinaufschauend, bis Toledos enge Gassen mir das mächtige Bauwerk verhüllten.

Durch das alte merkwürdige Thor von Visagra führte mich nun der Weg hinaus vor die Stadt in die Ebene, und auf schattenlosem, aber zu beiden Seiten mit Rosenhecken bepflanztem Wege, einem wahren Gemisch von Seligkeit der Nase und Verzweiflung des Gehirns, zur „fabrica de armas.“ Die Klingen von Toledo sind weltberühmt, und ich brauche sie nur zu nennen, um sofort bei fast jedem Leser Interesse zu erwecken. Die jetzige Waffenfabrik ist von Karl III. gegründet, und versorgt die ganze spanische Armee mit ihrem Bedarf an Hieb- und Stoß-Waffen. Seltsamer Weise zeigen zwei Begleiter, Einer die Werkstätten, der Andre den Waffen-

saal, eine Einrichtung, welche bestimmt scheint, dem Fremden zwei Trinkgelder zu entlocken, und daher in einer königlichen Anstalt am Allerwenigsten vorkommen sollte. Ich ließ mich in sämmtlichen Arbeitssälen herumführen, kann aber nicht sagen, daß ich ein großartiges Bild bedeutender Thätigkeit mitgenommen hätte; die Zahl der Arbeiter ist nicht viel über hundert, und was sie schaffen, ist zwar sehr schön und gediegen, aber die Maschinen kamen mir alt und unbeholfen, und das ganze Treiben in der Fabrik nicht sehr rührig und ernsthaft vor. Dagegen muß ich den Waffensaal loben, welcher, obwohl nicht besonders groß, ausgezeichnete Muster von Klingenwaffen aller Zeiten enthält, zum größten Theil meisterhafte Nachbildungen, Musterarbeiten der Fabrik, theilweise aber auch sehr werthvolle Originalien, namentlich aus der maurischen Zeit. Die ganze Anstalt ist immerhin eines Besuches werth.

Als ich mich zum Rückweg nach der Stadt aufmachte, welche nun im brennenden Glanz der gewaltigsten Mittagssonne auf ihrem glühenden Felsen so vor mir lag, daß ich mich beinahe fürchtete, an ihr hinaufzuklimmen, da winkte mir die schon vom Thurm der Kathedrale aus gesehene Kirche von San Juan de los Reyes so unwiderstehlich zu, daß ich die Kraft zu fernerem Steigen und Schauen alsbald wieder fand. Als ich hier auf gänzlich schattenlosem Weg, in Staubwirbel eingehüllt, den Berg hinaufging, war die Hitze fast schaudererregend; es war gegen ein Uhr Mittags, kein Tropfen Wasser in der Nähe, keine leiseste Wolke am Himmel, und ich brauchte alle meine Phantasie, um mir nur noch vorstellen zu können, daß ich Tags zuvor im kühlen Schatten der Gärten von Aranjuez voll Lust und Behaglichkeit geathmet hatte.

Ferdinand und Isabella die Katholischen haben, wie Jedermann weiß, ihr großes Werk der Vereinigung Spaniens

zu Einer gewaltigen, lange Zeit das Schicksal zweier Erdtheile bestimmenden Nation dem Leben und seinen Hindernissen mühsam abgekämpft; ein blutiger und in seinem Ausgang lange sehr zweifelhafter Erbfolgekrieg ging insbesondere der siegreichen Thronbesteigung Isabella's voran. Als dieser Krieg durch die große Schlacht von Toro im Jahr 1477 zu Gunsten des frommen Königspaares entschieden war, gründeten sie auf dem äußersten Rande der Felsen Toledo's, hoch über der westlichen Partie der Tajoschlucht, die Kirche San Juan. In dieser Gegend sieht nun allerdings Toledo nicht nur alt, sondern sogar recht verfallen, ruinenhaft aus, und dieser düstre Eindruck wurde bei mir noch verstärkt durch die viele Mühe, welche ich zu dieser Tageszeit hatte, um den Sacristan der Kirche zu finden. Sie ist eine Perle gothischer Baukunst, übrigens nicht durch Größe ausgezeichnet, mit einem niedrigen Kuppelthurm und einer äußerst zierlichen Garnitur feiner, kleinerer Thürmchen geschmückt. An ihrer Nordwand hängt zur jetzigen Stunde noch eine andere Garnitur von eigenthümlich ernster und schauriger Art; ich meine die Fesseln gefangener Christen, welche im südlichen Spanien den Mauren abgenommen wurden. Die katholischen Herrscher, mitten im glänzendsten Strome ihres ruhmvollen Lebens und Wirkens immer der letzten Stunde eingedenk, hatten diese Kirche ursprünglich zu ihrer Begräbnißstätte bestimmt; erst später änderte die Eroberung von Granada diesen Entschluß. Die Feinheit der Formen und Bildungen, der Spitzen, Bogen und Zacken an den Thürmchen, welche die Kirche umgeben, wird nur von demjenigen erreicht und vielleicht übertroffen, was die Kathedrale von Burgos in diesem Zweig gothischer Baukunst leistet. Allein auch das Innere der Kirche ist ihrer äußeren Erscheinung werth, und bildet durch hohe Einfachheit einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem unsagbaren Reichthum

der Kathedrale. Höchst bewunderungswürdig sind die Tribünen gearbeitet, von welchen aus Ferdinand und Isabella Messe zu hören pflegten; über diesem Raume und unter den Fenstern der Kirche läuft ein breiter Fries, welcher durch Inschriften in großen gothischen Buchstaben an die frommen Erbauer erinnert. Auch der Retablo des Hochaltars ist von künstlerischer Bedeutung, und in einer Ecke der Kirche steht ein Meisterwerk von Alonso Cano, ein schlafender Elias, aus Holz geschnitzt. Ob mehr, als der Kopf, von Cano herrührt, möchte ich bezweifeln; dieser aber ist ganz vortrefflich.

An diese, in hohem Grad schöne und sehenswerthe Kirche gränzt, eng mit ihr verbunden, ein Franziscanerkloster, welches während des Befreiungskriegs von den Franzosen in Trümmer gelegt und seither natürlich nicht wieder erbaut wurde. Von diesem Kloster ist noch Zweierlei erhalten, nämlich der Kreuzgang und die düstern Räume, in welchen das Provinzialmuseum von Toledo aufgestellt ist.

Der Kreuzgang, einen verwilderten, öden, melancholischen Hof umgebend, ist ohne Zweifel ein Meisterwerk. Die Zierlichkeit und Formvollendung gothischer Bogen ist hier in der That bis zum Höchsten gesteigert, was sich von einem Steingebilde denken läßt. Mit der gedankenvollen Erhabenheit gothischer Baukunst ist arabische Zierlichkeit und Schlankheit in glücklicher, weil maßvoller Weise vereinigt; nur mit tiefer Wehmuth kann man die Verfallenheit und Vernachlässigung eines so herrlichen Raumes betrachten.

Wie ein spanisches Provinzialmuseum auszusehen pflegt, haben wir schon in Granada gesehen, wie wir denn auch die rühmliche Ausnahme von der Regel in Sevilla freudig anerkannt haben. Das Provinzialmuseum in Toledo aber sieht in der That trostlos aus. Römische, gothische, arabische, mexicanische Alterthümer, Statuen, Steinhauerarbeit, Mosaik, Ge-

mälde, stehen, hängen und liegen in buntem Gewimmel durcheinander. Es ist ohne Zweifel ein großes Verdienst, diese zum Theil sehr werthvollen Denkmale der fernsten und mannigfaltigsten Vergangenheit dem sichern Verderben entzogen zu haben; allein für Ordnung und bessere Aufbewahrung derselben sollte die gleiche tüchtige Gesinnung doch auch Etwas zu thun vermögen. Unter Anderm sieht man in diesen Klosterräumen auch ein Stück Mosaik aus dem Palast des letzten Gothenkönigs Rodrigo, welcher nach der spanischen Volkssage durch Verführung der Tochter des Grafen Julian die Rache des schwer gekränkten Vaters über sich und das Land heraufbeschwor. Er und seine Tochter sollen die Mauren aus Africa gerufen haben.

Das Kloster, in dessen dürftigen Trümmern wir verweilen, war einst der Aufenthalt des Ximenes, als er, dem politischen Leben noch ferne stehend, ein ascetisch frommer Franziscanerbruder, in stiller Einsamkeit die Geistesgröße zu seinen spätern Thaten sammelte. An ihn wird man insbesondere erinnert durch ein im Provinzialmuseum befindliches Porträt. Im Uebrigen schienen mir die hier aufbewahrten Gemälde nicht von großer Bedeutung zu sein, und selbst der mich begleitende Aufseher gab zu, daß die meisten derselben als Copien erkannt seien. Einige angebliche Originale von Ribera machten nach dem, was ich von diesem genialen aber schroffen Geiste in Madrid kennen gelernt hatte, keinen besonderen Eindruck auf mich.

Jetzt aber war einige Ruhe ein wahrhaft dringendes Bedürfniß geworden. Nachdem ich meine Fonda nur mit ziemlich vielem Fragen wieder gefunden hatte, — denn ich war auf allen Flanken des weiten und wirren Toledo herumgekommen — erquickte ich mich mit einer Mahlzeit, über deren Eigenschaft als almuerzo oder comida (Frühstück oder

Mittagessen) ein langweiliger, bebrillter, wie ein deutscher Theoretiker aussehender Kellner einen höchst faden Wortstreit mit mir anhob, dessen practische Bedeutung in der Bezahlung des Preises einer Comida zu Tage trat. Die Fonda de Lino war im Uebrigen ein zwar recht einfaches, aber reinliches und empfehlenswerthes Haus; ihre etruskischen Trinkgeschirre stehen mir noch auf's Lebhafteste vor Augen. Von einem zweiten, eigentlichen Gasthofe habe ich in Toledo Nichts bemerkt; Fremde sah ich außerordentlich wenige.

Nach dem Essen und nöthigsten Schreiben zog ich in Erwägung, ob mit diesem Tage Toledo abzuschließen, oder die Betrachtung desselben noch auf einen weitern Tag auszudehnen sei. Es war mir wohl bekannt, daß Toledo noch eine Menge interessanter Denkmale der Kunst, auf's Innigste verwoben mit seiner großartigen, die Herrlichkeit des spanischen Mittelalters verkörpernden Geschichte, in sich birgt; alte, arabische Thore, Kirchen, die früher Moscheen waren, Basiliken, namentlich jene der heiligen Leocadia, und Synagogen. Am Ende aber trug die Betrachtung den Sieg davon, daß ich doch alles Wesentliche und Weltgeschichtliche der berühmten Stadt möglichst genau gesehen, von ihrem eigenthümlichen Charakter ein bleibendes Bild in mich aufgenommen hatte, und vielleicht durch Zerstreuung und Zersplitterung gar das schon Gewonnene beeinträchtigen könnte.

So widmete ich denn, nach einiger Ruhe, den Rest des Tages einem Spaziergang in und um Toledo. Ueberhaupt ist Jedem, der bei einer Reise auf kurze Zeit beschränkt ist, dringend anzurathen, daß er, weit entfernt, auf systematisches Abjagen aller möglichen Merkwürdigkeiten auszugehen, seinem freien Triebe und manchmal seinem Eigensinn in gewissem Grade den Lauf lasse; oft hat man von einem einsamen Spaziergang in der rechten Stimmung einen größeren Ge-

winn, als von einem ganzen, verbädeckerten Tag. Der erste Punkt, welchem ich mich zuwendete, war die berühmte Martinsbrücke.

Nachdem der Tajo die östliche und südliche Seite der Stadt mit gewaltigem Bogen in wilder, fünfhundert Fuß tiefer Schlucht durchbraust hat, nähert er sich an der Westseite der Ebene wieder, um dann eine kleine Strecke weit in nordwestlicher Richtung seinen Lauf zu nehmen. Hier schwingt sich in fünf kühnen Bogen, von welchen aber bei gewöhnlichem Wasserstand nur drei über Wasser stehen, die Martinsbrücke, ein wahrhaft erhabener Bau, über die gewaltige Schlucht. Am andern Ufer, welches auch jetzt noch grün und freundlich aussieht, sollen im Mittelalter die Bürger Toledo's ihre Lustorte und Erholungsgärten gehabt haben. Ueber die Entstehung der jetzigen Brücke lebt im Munde des spanischen Volkes eine Sage, welche schon Hackländer kurz erwähnt, welche ich aber, so, wie der biscayische Schriftsteller Don Antonio de Trueba dieselbe bearbeitet hat, zugleich als eine Probe aus der neuesten spanischen Novellistik, hier mittheilen will. Don Antonio de Trueba ist mir hiefür jedenfalls eher dankbar, als das Gegentheil.

Die Frau des Baumeisters.

Wäre es erlaubt, den Seligkeiten der Bergpredigt noch eine weitere beizusetzen, so würde ich sagen:

Selig sind, die gescheidte Frauen haben, denn mit ihnen ist die häusliche Glückseligkeit.

Und wenn ich diesen Spruch mit einem Vorfall aus der Geschichte belegen darf, so will ich mir erlauben, Folgendes zu erzählen:

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunders belagerte Heinrich von Trastamare die Stadt Toledo, welche sich hart

näckig und muthig vertheidigte, getreu dem angestammten König, welchen die Einen den Grausamen, die Andern den Gerechten nannten.

Zu wiederholten Malen hatten die tapfern und getreuen Toledaner die St. Martinsbrücke, eine der kostbarsten und nützlichsten Perlen der Baukunst, welche die denkmälerreiche Stadt besaß, in hellen Haufen überschritten, sich auf das feindliche Lager gestürzt, in den gegenüberliegenden Landhäusern und Lustgärten festgesetzt, und von da aus blutige Verheerung im Feindeslager angerichtet.

Um die Wiederholung solcher Ausfälle unmöglich zu machen, beschloß der feindliche Feldherr, die Sanct Martinsbrücke zu zerstören.

Diese Brücke war, wie gesagt, eine der kostbarsten Perlen in dem Diadem dieser Stadt der Glaubenszeugen, der Kirchenversammlungen und des Ritterthums; allein welchen Werth haben künstlerische oder geschichtliche Denkmale in den Augen der ehrgeizigen Staatsmänner, die an nichts Anderes denken, als ihren Dolch in einem Bruderherzen zu begraben, um sich auf den Thron zu schwingen, von dem der Sterbende herabsinkt!

Die Landhäuser und Lustgärten von Toledo, berühmt geworden durch Tirso de Molina und andere große Dichter, sind namentlich bekannt durch ihre reiche Menge schöner Fruchtbäume.

Während Einer Nacht wurden die laubreichen Bäume aller dieser Gärten von Heinrich's Soldaten gefällt, und auf der Sanct Martinsbrücke aufgehäuft.

Der Tag begann zu grauen, als ein lebhafter Glanz die verwüsteten Gärten beleuchtete. Die Fluthen des Tajo, die Trümmer des Rodrigopalastes, und der arabische Thurm, welcher sich noch heute in des Stromes Wellen spiegelt, glänzten wieder von der aufflammenden Lohe.

Ein unermeßlicher Scheiterhaufen brannte auf der Sanct Martinsbrücke. Das Krachen der gewaltigen Quader, bearbeitet mit allen Feinheiten des Meißels, der die Wunderwerke von Alhambra schuf, erschien als die schmerzliche Klage der von Vandalismus unterdrückten Kunst.

Toledo's Bürger, aus dem Schlafe gescheucht durch den unheilverkündenden Glanz, eilten herbei, um die schöne Martinsbrücke vom drohenden Einsturz zu retten; aber sie eilten vergeblich, denn ein entsetzliches Getöse, welches in den Tiefen und Wirbeln des Tajo düster widerhallte, belehrte jeden, daß die Brücke nicht mehr war.

Es war in der That geschehen! Als die Sonne die Kuppeln der majestätischen Stadt zu vergolden begann, kehrten Toledo's Mädchen, die am Strome ihre Krüge mit kühlem und kristallhellem Wasser füllen wollten, mit leeren Krügen und traurigen, entsetzten Herzen zurück. Denn trüb und brausend schoßen die Tajowogen dahin, und führten in ihren Wirbeln die noch rauchenden Trümmer der Brücke mit sich fort.

Die Erbitterung des Volkes kannte keine Gränzen. Diese Brücke war für Toledo's Bewohner damals der einzige unmittelbare Verbindungsweg mit ihren Hunderten paradiesischer Lustgärten, welche sie von den Arabern geerbt hatten gleichzeitig mit der Leidenschaft, welche dieses Volk für Gärten und Anlagen besaß. Der schon erlahmende Muth der Vertheidiger erhielt neue Kraft im Feuer des Zornes, und bald sah Heinrich's Lager sich wüthend angegriffen von den Belagerten. Sie schlugen die Belagerer in die Flucht, und das Blut der Letzteren floß stromweise in den Gärten.

Viele Jahre waren vergangen seit der Zerstörung der Brücke.

Könige und Erzbischöfe hatten das Möglichste gethan, sie

durch ein anderes Werk von gleicher Trefflichkeit und Schönheit zu ersetzen; aber die Beharrlichkeit und der Scharfsinn der besten christlichen und arabischen Baumeister jener Zeiten waren nicht im Stande, den sehnlichen Wunsch von Toledo's Bürgern zu erfüllen. Die reißende Fluth des Tajostromes stürzte Pfeiler, Gerüste und Bogen zusammen, lange bevor das Riesenwerk seiner Vollendung nahe war.

Don Pedro Tenorio, einer der großen Erzbischöfe, welchem Toledo fast so viel verdankt, als seinen Königen, ließ in allen Städten Spaniens, christlichen wie arabischen, einen Aufruf verkünden, durch welchen er die befähigten Baumeister zur Wiederherstellung der Martinsbrücke aufforderte.

Eines Tages traten ein Mann und eine Frau, Beide Jedermann unbekannt, durch das Cambronthor in Toledo's Straßen. Sie besichtigten die Trümmer der Martinsbrücke, und mietheten sofort ein unbewohntes Häuschen in deren nächster Nähe. Nach wenigen Stunden wendete der Mann seine Schritte dem erzbischöflichen Palaste zu.

Der Erzbischof befand sich eben in Gesellschaft einer großen Anzahl von Prälaten, Gelehrten und Edelleuten, welche, von seiner Weisheit und Tugend angezogen, ihn regelmäßig zu umgeben pflegten. Groß war seine Freude, als ihm gemeldet ward, daß ein von fernen Landen gekommener Baumeister um die Ehre bitte, vor ihm erscheinen zu dürfen.

Er beeilte sich, dem Fremden das erbetene Gehör zu ertheilen.

Der Fremdling war noch ein junger Mann; allein tiefes Nachdenken, vielleicht erlittenes Unglück, ließen ihn beinahe alt erscheinen.

Don Pedro erwiederte huldreich seine Begrüßung, und bat ihn, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Hochwürdigster Herr, begann der Fremde, mein Name,

der Euch gewiß gänzlich unbekannt ist, heißt Juan von Arévalo; ich bin Baumeister.

Gewiß führt Euch zu uns der Aufruf, den ich ergehen ließ wegen Wiederherstellung der Martinsbrücke, welche in alten Zeiten diese edle Stadt mit dem jenseitigen Stromesufer verband?

So ist es.

Kennet ihr auch die Schwierigkeiten, welche mit diesem Werke verbunden sind?

Ich kenne sie, hochwürdigster Herr, und halte mich für fähig, sie zu überwinden.

Wo habt Ihr Eure Studien gemacht?

In Salamanca.

Und welche Bauwerke beglaubigen Eure Befähigung?

Keines.

Der Erzbischof konnte eine Geberde des Mißvergnügens und Mißtrauens nicht unterdrücken. Der Fremde bemerkte es, und beeilte sich, beizufügen:

In meinen Jugendjahren Soldat, ward ich durch Krankheit genöthigt, das mühselige Waffenhandwerk aufzugeben. Ich kehrte nach meinem Vaterlande Castilien zurück, und widmete mich mit glühendem Eifer dem Studium der Baukunst.

Es ist mir unendlich leid, daß Ihr auch gar kein Werk anführen könnt, um Eure Tüchtigkeit darzuthun.

Am Tormes und Duero stehen einige, von welchen Andre die Ehre haben, während sie von Rechtswegen Den ehren sollten, der den Herrn Erzbischof belästigt.

Ich verstehe Euch nicht.

Ich war arm und unbekannt; nach Brod und Ehre wußte ich auf keine andere Art zu trachten, als indem ich vorerst Andern die Ehre ließ, und mich mit dem Brod begnügte.

Ich bin schmerzlich betrübt, daß Ihr kein Mittel wisset, uns sicher zu stellen, daß ein auf Euch gesetztes Vertrauen uns nicht täuschen wird.

Eines weiß ich, und ich hoffe, es soll genügen.

Und welches?

Mein Leben.

Erklärt Euch näher.

Wenn der Mittelbogen der Martinsbrücke in den Fluthen des Tajo verschwindet, so wird der Meister, der ihn erbaut hat, auf dem Schlußstein des Bogens stehen.

Die Bedingung nehme ich an.

Und ich, hochwürdigster Herr, werde sie halten.

Der Erzbischof reichte dem Baumeister die Hand, und dieser kehrte, hocherfreut, wie es schien, in sein Häuschen zurück.

Das Weib, welches mit Juan von Arévalo nach Toledo gekommen war, jung und noch schön, trotz der Leiden, die über ihre Schönheit hingegangen waren, erwartete ihren Mann mit ängstlichem Herzklopfen, und eilte ihm unter der Thüre entgegen.

Catalina, meine Catalina! rief der Baumeister aus, indem er voll Entzücken seine Gattin umarmte, unter den Denkmalen, die Toledo schmücken, wird Eines sein, das deines Gatten Namen der Nachwelt überliefern soll.

Wenn die Toledaner sich den jähen Abgründen und steilen Schluchten näherten, welche das Tajoufer begränzen, so konnten sie nicht mehr sagen: „hier war einst die Martinsbrücke". Denn die neue Martinsbrücke, wiewohl annoch von gewaltigen Gerüsten gestützt, stieg stolz auf den Trümmern der alten empor.

Der Erzbischof und die Bürger Toledo's überhäuften mit reichen Geschenken den eben so glücklichen, als tüchtigen Meister,

der trotz der gewaltigen Angriffe des Stromes, trotz der ganzen riesenhaften Aufgabe, bereits die kühnen Bogen der Brücke geschlossen hatte.

Am Vorabend des Festes des heiligen Alphons, des Schutzheiligen von Toledo, meldete Juan von Arévalo dem Erzbischofe, daß, um sein Werk für beendet zu erklären, nur noch die Hinwegnahme der gewaltigen Gerüste von Fichtenstämmen fehle, welche bis jetzt die Brückenpfeiler schützend umgaben.

Groß war des Erzbischofs wie des Volkes Freude. Die Hinwegnahme der Bogen-Gerüste, auf welchen noch diese gewaltige Masse von fein gearbeiteten Quadern ruhte, war die gefährlichste Probe; aber die Ruhe, mit welcher der Meister sie erwartete, Er, der sie, auf dem Mittelbogen der Brücke stehend, durchzumachen hatte, flößte Allen volles Vertrauen ein.

Die feierliche Einsegnung und Einweihung der Martinsbrücke ward auf den folgenden Tag durch öffentlichen Ausruf und durch das Geläute aller Glocken Toledo's verkündet. Mit Freude und Rührung blickten die Bürger der Stadt von den Höhen, welche die Tajoschlucht beherrschen, nach ihren schönen Lustgärten hinüber, die seit so vielen Jahren traurig, einsam, fast gänzlich verlassen da lagen, und nun ihr altes Leben, ihre frühere Schönheit wieder erlangen sollten.

Gegen Abend bestieg der Baumeister das Gerüste des Mittelbogens, um die letzten Vorbereitungen für die große Probe des folgenden Morgens zu treffen. Fröhlich sang er ein Liedchen vor sich hin; aber auf einmal verstummte das Lied auf seinen Lippen, schwand die Freude aus seinem Gesichte; traurig und muthlos schlich er seinem Häuschen zu.

Catalina, seine Gattin, trat ihm entgegen voll Freude und Liebe; aber Leichenblässe überzog ihr Antlitz, als sie die Todtenfarbe ihres Gemahls erblickte.

O mein Gott, rief sie entsetzt aus, bist Du krank?

Nein, geliebte Catalina! versicherte Juan, indem er seine Muthlosigkeit zu verbergen suchte.

O verschweige mir Nichts, Dein Angesicht spricht zu deutlich.

Der Abend war kühl, die Arbeit übermäßig . . .

So komm, komm zum Heerd, wo die Wärme und ein erquickendes Abendbrod Dir Gesundheit und Frohsinn wiedergeben sollen.

Frohsinn! murmelte Juan im tiefsten Seelenschmerz, während sein Weib an dem Feuer, in welchem dürre Eichenscheiter brannten, das Abendessen zurichtete.

Juan gab sich alle erdenkliche Mühe, um seine Traurigkeit und Unlust zu überwinden, allein vergebens.

Zum ersten Mal in Deinem Leben verbirgst Du mir einen Kummer, sagte Catalina. Bin ich des Vertrauens, der Liebe nicht mehr werth, die ich stets um Dich zu verdienen suchte?

Catalina, kränke mich nicht durch Zweifel an meiner Liebe.

Keine Liebe ohne Vertrauen.

Forsche nicht nach meinem Geheimniß, um Deinetwillen, um meinetwillen!

Dein Geheimniß ist ein tiefer Schmerz; ich will es wissen, um ihn zu lindern.

Lindern? unmöglich!

Für eine Liebe, wie die meinige, gibt es nichts Unmögliches.

So höre! Morgen verliere ich Leben und Ehre. Sie stürzen dahin in den Strom mitsammt dem Werke, das ich mit so viel Mühe und Hoffnung unternahm!

Nein, nein! rief Catalina, ihren Gemahl inbrünstig umarmend, indem sie den eignen tiefen Schmerz bei dieser Enthüllung in ihre Brust verschloß.

Leider doch! In dem Augenblick, da mein Vertrauen auf den endlichen Erfolg am größten war, entdeckte ich, daß ein Irrthum in meinen Berechnungen morgen die Brücke und ihren Erbauer in den Wogen des Tajo begraben muß.

Die Brücke mögen sie verschlingen, aber nicht Dich, o mein Geliebter! denn ich will den edlen Kirchenfürsten auf meinen Knieen bitten, daß er Dich Dein entsetzliches Versprechen nicht erfüllen lasse.

Dein Flehen wird vergeblich sein. Wollte auch er Deiner Bitte Raum geben — ich mag ein Leben ohne Ehre nicht.

Leben und Ehre sollst Du behalten, erwiederte Catalina mit fester Entschlossenheit.

Die Hahnenrufe begannen zu ertönen.

Catalina stellte sich schlafend. Ihr Gatte, von Schmerz und Qual übermannt, war seit wenig Augenblicken in einen unruhigen, von wilden Träumen beängstigten Schlaf gesunken.

Catalina erhob sich, leise, leise, mit zurückgehaltenem Athem, und ging nach der Küche. Das Küchenfenster ging nach dem Tajo hinaus. Catalina trat an dasselbe.

Die Nacht war dunkel; von Zeit zu Zeit zuckte ein Wetterleuchten durch sie dahin.

Aus der Tajoschlucht vernahm man nur das Brausen des Stroms, und das Pfeifen des Windes in den Bogengerüsten der Brücke.

Catalina schloß das Fenster, indem sie sorgfältig auch das kleinste Geräusch vermied.

Unter den halberloschenen Scheitern auf dem Heerde wählte sie mit Bedacht Eines aus, und trat auf die Straße. Noch wagte sie kaum zu athmen.

Wohin ging die Frau? Wollte sie mit dem glühenden Scheit sich nur leuchten in der dichten Finsterniß, welche gleich vor der Thüre des Hauses sie umgab? Nein! trotz der tiefen

Dunkelheit, trotz des gefährlich unebenen Bodens, den sie im Finstern überschritt, war sie ängstlich bemüht, unter ihrem Mantel die Leuchte zu verhüllen, welche allein sie vor dem Sturz in einen dieser Abgründe schützen konnte, denen sie mit einem für ihr zartes Wesen unbegreiflichen Muth entgegenging.

Nach vielen Gefahren und Mühsalen gelangte sie zur Martinsbrücke. Der Wind strich pfeifend durch ihre Bogen; der Strom stürzte brüllend gegen ihre Pfeiler, erbittert über dieses Hemmniß, von welchem Heinrich von Trastamare ihn zuerst befreit, welches er seither so oft darniedergerissen hatte. Catalina näherte sich dem Brückenpfeiler. Sie vermochte nicht, sich eines Schauers zu erwehren. Vielleicht, weil sie am Rand dieses Abgrundes stand, in welchem tief unten das Wasser rauschte; vielleicht, weil ihre Hand, nur wohlzuthun gewöhnt, in diesem Augenblicke die Fackel der Zerstörung schwang; vielleicht, weil in eben diesem Augenblick ein gewaltiger Donnerschlag erdröhnte; vielleicht auch, weil sie sich sagen mußte, daß sie eine Verbrecherin sei in den Augen Derer, welche die Opfer der Liebe nicht verstehen.

Sie fachte das seither sorgfältig verborgene glühende Scheit an, und hielt es an das Gerüste. Das harzige Holz begann zu brennen, und die vom Winde angetriebene Flamme kletterte lustig an den Balken empor, mit furchtbarer Geschwindigkeit sich rings um sie verbreitend.

Mit nicht geringerer Schnelligkeit, heimgeleuchtet von den Blitzen und von der Flamme, welche schon alle drei Bogen der neuen Brücke ergriffen hatte, durcheilte Catalina den Raum, welcher sie von ihrem Hause trennte. Es gelang ihr, ohne Geräusch die Thüre zu öffnen und wieder zu schließen.

Ihr Gatte schlummerte noch.

Im Dunkeln kleidete sie sich aus, und suchte ihr Lager auf, während die fürchterliche Gewalt des Feuers bereits die

Quader der Martinsbrücke unter entsetzlichem Krachen bersten machte.

Bald darauf erhob sich in der ganzen Stadt ein dumpfer Lärm. Von hundert Glockenthürmen ertönten die Feuerzeichen, und ihnen folgte ein ungeheurer Knall, welcher Toledo's Bewohnern ähnliche Schmerzensrufe entriß, wie damals, als die Martinsbrücke unter Heinrich's Scheiterhaufen zusammenstürzte.

Entsetzt wachte Juan von Arévalo auf. Er fand die Gattin an seiner Seite, schlafend, schien es. Eilig kleidete er sich an und stürzte auf die Straße, wo er erfuhr, daß das Feuer seine Brücke zerstört habe.

Der Erzbischof wie die Bürger schrieben einem Zufall oder einem Blitzstrahl den Brand zu. So groß der Schmerz war, den ihnen der Verlust der Brücke verursachte, so war doch die Theilnahme noch größer, welche bei ihnen der Gemüthszustand erweckte, in dem sie den Künstler vermutheten.

Die Bürger von Toledo erfuhren nie, ob Zufall oder Blitzstrahl die Brücke zerstört habe. Juan von Arévalo, der stets ein edler Mensch gewesen und an den Schutz der Gottheit über alle Guten glaubte, — er wankte keinen Augenblick seines Lebens in der festen, von Niemand je getrübten Zuversicht, daß Gottes Feuer das unglückliche Werk vertilgt habe.

Catalina versicherte ihn stets, daß sie das Nämliche glaube. Und Gott wird ihr die Lüge nicht schwer angerechnet haben, mit der sie ihres geliebten Gatten Leben und Ehre gerettet hat.

Der Brand der neuen Brücke verzögerte den Triumph Juans von Arévalo nur um ein einziges Jahr. Am nächsten St. Alphonstage wandelten die Toledaner über die Martinsbrücke in ihre geliebten schönen Gärten, und Erzbischof Don Pedro Tenorio, zu dessen Rechten Juán von Arévalo bei festlichem Mahle saß, sagte zu Catalina:

Wenn Andre erst beim dritten Versuch den Sieg erringen,

Euer Gatte und unser geliebter Freund Juán von Arévalo hat ihn beim zweiten schon ruhmvoll erkämpft.

Unten im Flußbett stehen nahe bei der Martinsbrücke noch uralte Mühlen, an jene früher schon erwähnte Scene aus Don Quijote mit der verzauberten Barke erinnernd.

Nachdem ich der Kirche San Juan noch einen Blick gewidmet, ging ich mitten durch die ganze Stadt nach dem entgegengesetzten, östlichen Ende derselben, wo die uralte Alcantara-Brücke den Fluß überwölbt. Der Strom ist hier schmaler, und so gelang es den Mauren, in einem einzigen kühnen Bogen ihn zu überspannen. Ein zweiter, kleinerer Bogen dieser Brücke steht nicht mehr im Wasser.

Die beiden Brücken gehören ohne Zweifel zu den interessanten und wirklich bedeutsamen Werken Toledo's, und verdienen als ächte Repräsentanten christlicher und arabischer Kunst alle Aufmerksamkeit.

Nachdem ich so mit Toledo abgeschlossen, machte ich, nach Ueberschreitung der Alcantara-Brücke, noch einen langen Spaziergang in den Umgebungen des Bahnhofes. Einige Zeit belustigte mich das muntere und doch immer spanisch noble Wesen in den Kneipen und Fuhrmannsherbergen, welche hier an der Straße liegen; Männer, Frauen und Kinder unterhielten sich auf die gemüthlichste und herzlichste Weise; kein Mißklang von Rohheit störte das freundliche Volksleben. Dann aber nahm ein Schauspiel von höherer Bedeutung alle meine Sinne und Gedanken in Anspruch. Die untergehende Sonne beleuchtete die in ihrer vollen Majestät sich emporthürmende alte Königsstadt mit ihren Thürmen, Schlössern und Ruinen so unbeschreiblich schön und rührend, wie eben nur Gottes Sonne beleuchten kann; die grellen Lichteffecte des heißen Tages waren vorüber, Frieden und Ruhe lagerten

sich über Stadt und Gegend, über Berg und Flur; alle Menschen bis herab zu den Fuhrleuten, den Eseltreibern und den Kindern schienen das Ergreifende der Scene zu fühlen, und manches kluge und klare spanische Frauenauge wendete sich stille betend dem fernen Westen zu, von wo der rosige Glanz über die ernst großartige Landschaft sich ergoß. Auch ich war tief ergriffen; wieder einen der interessantesten Tage meiner Reise hatte ich, wenn auch unter starker Anstrengung, mit frischem Kraftgefühl und hohem geistigen Genuß verlebt; ich war dankbar bewegt, ernst und doch freudig erhoben, und fuhr endlich mit höher schlagendem Herzen nach Madrid zurück, wo ich gegen Mitternacht in der Fonda eintraf, welche nach der Sitte von Madrid die ganze Nacht hindurch sperrangelweit offensteht.

Alcalá. Cardinal Ximenes.

Als ich von Toledo nach Madrid zurückkam, traf ich die ersten Nachrichten aus der Heimath an. Auch dort war Alles in erwünschter Ordnung, und ich konnte meine Reise ruhig zu Ende bringen. Bevor ich aber Madrid verließ, um mich dem Norden zuzuwenden, drängte es mich, noch einen Besuch zu machen an einem Orte, der von allen Reisenden vernachlässigt zu werden pflegt, in der Universitätsstadt, wo Don Carlos mit Marquis Posa studirt haben soll, wo Ximenes seine bedeutungsvolle Wirksamkeit entfaltet hat, wo Cervantes geboren ward, in Alcalá!

Als fünfte Station an der Eisenbahn von Madrid nach Zaragoza gelegen, ist Alcalá in etwa gleicher Zeit zu erreichen, wie Aranjuez.

Am Sonntag den 12. Mai machte ich mich mit dem Morgenzug auf den Weg zu dieser kleinen Pilgerreise. Die Gegend, durch welche wir fuhren, trug im Allgemeinen das

castilianische Gepräge der ernsten, muldenförmig unterbrochenen Hochebene, ohne irgend welche besondere landschaftliche Schönheit zu besitzen. Nur südwestlich über Alcalá erheben sich seltsam abgeschliffene Berge, wenn man diese vergrößerten Hügel so nennen darf.

Alcalá, zum Unterschied von andern Städten gleichen Namens in Spanien nach dem von Norden herkommenden Flusse, an dem es liegt, de Henares genannt, das Complutum der Römer, ist jetzt eine Stadt von etwas über zehntausend Einwohnern, und liegt in einer weiten, ernsten, ziemlich öden Fläche. Die Stadt ist weitläufig und geradlinig, gleichförmig und langweilig gebaut; lange Bogenhallen, ähnlich wie in Bern, ziehen am Erdgeschoß der Häuser neben den Straßen hin, aber es fehlt an der Lebendigkeit des Verkehrs, welchen wir unter solchen Arcaden zu treffen gewohnt sind.

Nachdem ich die Stadt einigermaßen durchstreift und mich von ihrer geringen Bedeutung überzeugt hatte, suchte ich das frühere erzbischöfliche Palais auf. Ich fand es leicht, kam aber nicht dazu, sein Inneres zu sehen. Der Verwalter oder Oberaufseher war nach Madrid gereist, eine Frau hatte er nicht, die Señorita, seine Tochter, war krank, und der einzige Diener, welcher in diesem Haus, einst dem Palaste eines der größten Kirchenfürsten der Welt, aufzutreiben war, erklärte sich beharrlich für nicht befugt, mich in die innern Räume zu führen, weil das Archiv in denselben aufbewahrt sei. Er suchte mich übrigens auf's Freundlichste damit zu trösten, daß außer den Acten und staubigen Papieren Nichts im Hause zu finden sei. Dabei rülpste mich der Gute aus knoblauchduftendem Munde so unbefangen und beharrlich an, daß ich dem Gespräch mit ihm so rasch als möglich ein Ende machte. Auch diese Unarten des gemeinsten Spaniers hat Cervantes schon bemerkt. No comas ajos ni cebollas, porque no

saquen por el olor tu villaneria, räth Don Quijote dem in die Statthalterschaft ziehenden Sancho („iß nicht Zwiebeln oder Knoblauch, damit ihr Geruch nicht deine Gemeinheit verrathe“) und gleich darauf muß Sancho gestehen, daß der Rath „de no regoldar delante de nadie“ für ihn einer der nothwendigsten sei, porque lo suelo hacermuy à menudo. Ich hatte also hier den leibhaftigen Sancho wenigstens in seinen Unsitten, wer weiß, ob nicht auch in seinem reichen Herzen, vor mir stehen. Sancho ertheilte mir die Erlaubniß, mich in den Hofräumen des Palastes nach Herzenslust umzusehen. Nachdem ein ehrwürdiges Portal mich aus dem äußeren in den viereckigen inneren Hof geführt hatte, erfreute ich mich staunend an der wunderbaren Schönheit dieses letztern. Zweistöckige Bogenhallen, in den edelsten Verhältnissen über einander gestellt, umlaufen den Hof auf allen vier Seiten; der strenge Styl des Gebäudes erscheint gemildert durch südliche und arabische Gedanken, und aus dieser Mischung geht ein höchst wohlthätiger Gesammteindruck hervor. Tiefste Ruhe und Einsamkeit umgab mich, während draußen alle Glocken Alcalás läuteten, und die Geister entschwundener Jahrhunderte erwachten um mich her.

Bevor ich mich nach dem Universitätsgebäude, den Hauptgegenstand meiner Wißbegierde, umsah, verlangte mein Herz oder Magen nach einer Fonda. Ich fand eine einzige Anstalt dieser Art, Fonda de Gonzalez genannt, von höchst mangelhafter Einrichtung und schmutzigster männlicher Bedienung. Diese männliche Bedienung hat mich überhaupt vielfach geärgert in Spanien. Die Kerls sind zwar insofern erträglich, als sie keine Fräcke, keine Halsbinden und keine Handschuhe tragen; sonst aber haben sie eine Unzahl schlechter Eigenschaften. Es gibt eben allerhand Sachen, die vom weiblichen Geschlecht allein mit Aufmerksamkeit, Gefälligkeit und Nettigkeit besorgt werden können, und für sämmtliche

Mannsleute Spaniens gäbe es unbedingt noch übergenug zu thun, wenn sie auch die Mädchen serviren ließen. Der Kerl in der Fonda de Gonzalez, welcher mir zu diesen Betrachtungen Anlaß gibt, war unbedingt der dreckigste, den ich in ganz Spanien vorgefunden habe, und es war in seiner Gegenwart an eine ernstliche Sättigung nicht zu denken.

Als ich durch den Hof dieser traurigen Fonda, welche die erste Alcalá's zu sein die Ehre hat, eingetreten war, stand ein Gaul darin, auf welchem ein Bube von etwa vierzehn Jahren saß und ein Wassergeschirr von der Form einer etruskischen Vase hielt. Als ich nach mühsam beendigtem Frühstücke nach der Universität fragte, bemerkte man mir kurz, sie werde mir gezeigt werden. Als ich wieder in den Hof hinabkam, befand sich der Bube mit dem Gaul noch da; sowie er meiner ansichtig wurde, gab er mir mit dem höchsten Phlegma eines ächten Castilianers durch ein einziges Wort zu verstehen, daß er mein Führer sei, kehrte sein eben so faules Thier langsam herum, und begleitete mich als Vorreiter, halb schlafend auf seinem Klepper, zu dem nicht zweihundert Schritte entfernten Universitätsgebäude.

Noch in seinem jetzigen Zustande tiefsten Verfalls trägt dieses den Stempel des großen Geistes, welcher einst schöpferisch hier waltete. Die Hauptfaçade ist noch sehr wohl erhalten; ein Mittelding zwischen späterer Gothik und beginnender Renaissance, steigt sie in würdigen ernsten Formen hoch empor. Aeußerst schön, aber theilweise erst nach Ximenes gebaut, sind die Säulenhallen im großen Hofe, welche in drei Stockwerken über einander denselben umgeben, ohne daß der geringste Eindruck von Schwerfälligkeit daraus hervorginge. Hoch oben, dem durch die Hauptthüre des Hofes Eintretenden zur Rechten, steht in Relief das Porträt des Cardinals, ihm zur Rechten eine aufgehende Sonne, in seiner linken Hand

das Kreuz. Sein ernstes, gewaltiges, durch Ascese nur vertieftes, nicht abgehärmtes Antlitz schaut mit mächtigem Blicke über seine Schöpfung hin. Ein Diener, an welchen ich mich wendete, um auch die innern Räume zu sehen, führte mich zu einem jungen Geistlichen, einem sehr freundlichen und unterrichteten Mann, der augenblicklich selber meine Begleitung übernahm. Es besteht nemlich in Alcalá schon lange — seit dem Jahre 1807 — keine Universität mehr, und das Gebäude, welches wir eben durchwandeln, ist jetzt nur noch der Sitz einer bescheidenen Mittelschule, deren Zöglinge theilweise convict- oder pensions-mäßig im Hause wohnen und leben, theilweise nur am Unterricht Antheil nehmen. Ihre Schlaf- und Arbeits-Säle wurden mir gezeigt; Reinlichkeit und musterhafte Ordnung machten einen wohlthätigen Eindruck.

Aus den Zeiten des Ximenes sah ich noch die frühere Kapelle, mit schöner steinerner Kanzel und prachtvoll gemalter, nicht gewölbter Holzdecke; auch sie ist einsam, verlassen und verwahrlost. Das Höchste leistet aber in dieser Hinsicht der einst so prächtige Saal, wo früher die Doctorpromotionen stattfanden. Er sieht jetzt mehr einem Stalle oder noch Schlimmerem ähnlich, als irgend etwas Anderm; nur die wunderschöne, rasch ihrem Verderben entgegeneilende Holzdecke mahnt, wie sterbend, an die vergangene Herrlichkeit.

Mit Recht nannte mein freundlicher Begleiter diesen Zustand der Dinge eine heregia artistica.

Dies war Alles, was man mir von Ximenes zu zeigen wußte.

Folge mir der Leser, welcher sich vielleicht wundert, wie sehr mich seit Toledo der Schatten des großen Franziscaners umschwebt, auf ein Stündchen zu einer kurzen Betrachtung dieses Mannes; es wird das letzte Bild dieser Art sein, womit ich meine Wanderschaft unterbreche.

Im Jahre 1436 zu Torrelaguna in der Provinz Toledo, als Sohn einer zum niederen Adel Castiliens gehörigen Familie geboren, wurde Gonzalez Ximenes de Cisneros schon in früher Jugend zum geistlichen Stande bestimmt; erst seit seinem Eintritte in den Orden wird er Franziscus genannt. Er genoß seinen Jugendunterricht hier in Alcalá, und diese Erinnerung hat vielleicht bei seiner späteren Universitätsgründung mehr eingewirkt, als, wie Manche sagen, die nach meiner Meinung nicht gerade sehr blendende Schönheit der Gegend. Zu Salamanca machte er hierauf umfassende Universitätsstudien in der Theologie, Philosophie und Rechtswissenschaft, indem er sich durch Ertheilung von Privatunterricht die Mittel zu einem sechsjährigen Aufenthalt auf der Universität verdiente. Als Baccalaureus der Rechte nach Hause zurückgekehrt, machte er sich, weil Mangel und Noth ihn drückte, im Jahre 1459 auf den Weg, um in Rom sein Glück zu suchen. Nachdem er unterwegs zweimal beraubt worden war, gelang es ihm endlich, durch die Hilfe eines früheren Mitschülers von Salamanca sein Reiseziel zu erreichen. In Rom beschäftigte er sich sechs Jahre lang mit Prozessen vor den geistlichen Gerichten, und nachdem es ihm endlich gelungen war, vom Papste die Anwartschaft auf die nächste frei werdende Pfründe der Diözese Toledo zu erlangen, kehrte er in die Heimath zurück. Diese erste erledigte Pfründe war diejenige eines Erzpriesters von Uzeda, in deren Sprengel die Vaterstadt des Ximenes gehörte. Er machte seine Ansprüche geltend, aber der Erzbischof Carrillo hatte die Pfründe für einen seiner Hausgeistlichen bestimmt, und widersetzte sich der päpstlichen Anwartschaft. Der junge Priester trat dem mächtigen Erzbischof mit jener unbeugsamen Stirn entgegen, die er sein ganzes Leben über behalten hat, und Carrillo ließ ihn daher in Uzeda als Gefangenen in einen Thurm stecken. Da er sich beharrlich weigerte, auf den

nach seiner Ueberzeugung wohlbegründeten Anspruch zu verzichten, so dauerte seine Gefangenschaft theils hier, theils in der Priesterstrafanstalt zu Santorgaz, über sechs Jahre; am Ende gab der Erzbischof nach, und ließ den Schwergeprüften seine Stelle beziehen. Diese vertauschte er jedoch im Jahre 1480 mit dem Amte eines Obercaplans zu Siguenza. Schon hier ward er, dem selbst in seinem Kerker ein Mitgefangener sein künftiges Erzbisthum prophezeit haben soll, als ein Mann von hervorragenden Geistesgaben allgemein anerkannt. Er bestimmte den Archidiaconus Lopez de Medina-Celi zur Gründung der Hochschule von Siguenza, welche heutzutage das Schicksal derjenigen von Alcalá theilt, er studirte eifrig die Bibel, lernte jetzt erst nachträglich hebräisch und chaldäisch. Bald ernannte ihn der Erzbischof von Sevilla zu seinem Generalvicar in Siguenza, in welch' wichtigem Amte er bis 1484 thätig war. Da trat er, stets der Einsamkeit und den ernsthaftesten Uebungen ascetischer Frömmigkeit zugewendet, als erster Novize in das neugegründete Franziscanerkloster San Juan de los Reyes, dessen Trümmer wir in Toledo betrachtet haben, und als er sich auch hier noch zu berühmt und gesucht fand, ließ er sich in das einsame Kloster Castañar bei Toledo versetzen, wo er, Tag und Nacht in Gebet, Arbeit und Selbstpeinigung verbringend, ein Leben führte, für welches unserer Zeit der Sinn fehlt, welches aber Ximenes für den schönsten Abschnitt seines irdischen Daseins hielt. Später wurde er in das Kloster Salzedo versetzt, wo er den Dienst eines Quardians zu besorgen hatte.

Als nach der Eroberung von Granada die katholische Königin daselbst ein Erzbisthum errichtete, dessen erster Oberhirte ihr Beichtvater Fernando de Talavera ward, ernannte die Königin zu seinem Nachfolger den ihr vom Erzbischofe von Toledo, Mendoza, empfohlenen Ximenes. Er übernahm dieses

Amt unter der Bedingung, daß er auch in Zukunft im Kloster bleiben dürfe, und nur auf besondere Veranlassung am Hof zu erscheinen habe. Von nun an war er Isabellas nicht nur geistlicher, sondern auch politischer Rathgeber.

Auf die Dauer von drei Jahren zum Provinzial seines Ordens für die beiden Castilien erwählt, durchwanderte er zu Fuß und unter freiwilligen Entbehrungen jeder Art die ihm unterstehenden Klöster, auf's Ernstlichste bemüht, Mißbräuche auszurotten und die strengste Beobachtung der Ordensregeln herzustellen.

Als im Jahre 1495 Cardinal Mendoza, Erzbischof von Toledo und Großkanzler des Reichs, starb, erhob Isabella, ihren Willen selbst gegen denjenigen ihres Gemahls durchsetzend, ihren Beichtvater auf den erzbischöflichen Stuhl von Toledo, welche Wahl der Papst gerne bestätigte. Ximenes wollte das hohe Amt nicht übernehmen; er weigerte sich so lange, bis der Papst ihm den Antritt desselben kraft canonischen Gehorsams befahl; am 11. Oktober 1495, fast 60 Jahre alt, wurde er consecrirt.

In einem Alter, welches bei den meisten Menschen schon die Sehnsucht nach Ruhe und die Abnahme der Kraft mit sich bringt, begann der große Priester erst recht die Reihe seiner gewaltigen Thaten und Arbeiten.

Seine Lebensweise richtete er auch als Erzbischof mit solcher äußersten Einfachheit und Strenge ein, daß ihn der Papst durch ein besonderes Breve ermahnte, „auch äußerlich in Kleidung, Gefolge und Allem, was der Wohlstand erheischt, der Würde seines Standes gemäß sich zu benehmen und einzurichten." Während er in der Einrichtung seines Palastes dieser Anordnung äußerlich Folge leistete, fuhr er fort, auf dem harten Boden oder auf einem Brett in seiner Kutte zu schlafen, sich von der sparsamsten

und gewöhnlichsten Speise zu nähren, rastlos zu arbeiten und zu beten. Ein kleiner Spaziergang war seine einzige Erholung, und mit harten Büßungen quälte er immer noch seinen Leib.

Daß er als Großkanzler von nun an den hervorragendsten Antheil an den Staatsgeschäften und Regierungshandlungen der katholischen Herrscher genommen hat, ist selbstverständlich; hier, wo ich nur ein flüchtiges Bild zeichnen kann, vermag ich dem gewaltigen Manne nicht in die einzelnen Gegenstände seiner staatsmännischen Thätigkeit zu folgen.

Eine eben so unläugbare, als leicht erklärliche Schattenseite im Leben des Ximenes bildet seine Thätigkeit in Granada. Nachdem unter der Leitung des milden Erzbischofs Talavera und des Grafen Mendoza von Tendilla die Verhältnisse gegenüber der unterworfenen maurischen Bevölkerung sich in den ersten Jahren ziemlich günstig gestaltet hatten, namentlich die unvermeidliche Bemühung, die in Europa gebliebenen Mauren zum Christenthum zu bekehren, ohne Vertragsbruch auf friedlicher Bahn sich geltend gemacht hatte, wurde Ximenes von Ferdinand und Isabella im Jahre 1499 nach Granada berufen. Mit seinem überall gleichen Feuereifer ging nun Ximenes an sein Bekehrungswerk und als seine ersten glänzenden Erfolge die laute Unzufriedenheit der ihrem Glauben treu bleibenden Mauren erregten, schritt er zu Verhaftungen und zwangsweisen Bekehrungen; ja er, der große Gelehrte und Förderer wissenschaftlicher Bildung ging so weit, viele tausend Exemplare des Koran und anderer religiöser Bücher der Mauren öffentlich verbrennen zu lassen. Endlich brach im Albaycin ein gefährlicher Aufstand aus, in welchem sogar das Leben des Erzbischofs bedroht war; als man des Aufruhrs Herr geworden war, mußten alle Mauren in Granada und Umgebung entweder zum Christenthum übergehen, oder, als des Hochverraths schuldig, entfliehen.

Auch an den spätern Maßregeln der katholischen Könige gegen die immer von Neuem sich empörenden Mauren, welche schon deutlich genug die schließliche Vertreibung der Morisken aus Europa ankündigten, nahm Ximenes hervorragenden Antheil.

Aber neben allen politischen und kirchlichen Geschäften hatte Ximenes noch Zeit gewonnen zur Gründung seiner Universität. In Alcalà bestand schon seit zweihundert Jahren die Schule, welche Ximenes selbst besucht hatte; die Erzbischöfe von Toledo wohnten häufig hier.

Im Jahre 1500 legte der Erzbischof selbst den Grundstein zum Collegium von St. Ildephons, dem eigentlichen Anfang seiner Universität; er selbst scheute kein Opfer für sie, das Königspaar unterstützte ihn mit Zuschüßen und Privilegien, und die Päpste verliehen der Anstalt die ausgedehntesten Freiheiten.

Die Universität bestand aus einer Anzahl von einzelnen Collegien, deren Mitglieder theils mit dem Gottesdienst, theils mit den Verwaltungsangelegenheiten, theils mit Lehren und Lernen der verschiedenen Wissenschaften beschäftigt waren. Das Gebäude, welches ich dem Leser in seinen Resten gezeigt habe, war dasjenige des Collegiums Ildephons, dessen jeweiliger Vorstand Rector der Universität, und welches der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Anstalt war. Drei jährlich wechselnde Beiräthe aus den Collegialen von Ildephons bildeten den academischen Senat. Die Ertheilung der academischen Grade, Abnahme oder Ueberwachung von Prüfungen, kurz, die Oberleitung des wissenschaftlichen Lebens war das Amt des Kanzlers. Als im Jahre 1508 die Hochschule eröffnet ward, fanden sich schon fast alle Lehrstühle besetzt; es waren ihrer im Ganzen zweiundvierzig, nemlich sechs für Theologie, sechs für canonisches Recht, vier für Medizin, einer für Anatomie, einer für Chirurgie, acht für Philosophie, einer

für Moral, einer für Mathematik, vier für griechische und hebräische Sprache, vier für Rhetorik, sechs für Grammatik. Das bürgerliche Recht schloß Ximenes aus, angeblich, weil es auf den Universitäten in Salamanca und Valladolid sehr gut vertreten sei, in der That, weil er es — trotz oder wegen? — seiner eigenen Kenntnisse in demselben nicht leiden konnte. Die Einkünfte der Anstalt, Anfangs vierzehntausend Dukaten, erhöhten sich im Laufe der Zeit auf dreißigtausend; die berühmtesten spanischen Gelehrten schmückten, zahlreiche Schüler, Fürsten und Könige besuchten sie, und König Franz I. von Frankreich sagte, hier habe der einzige Ximenes ein Werk vollbracht, so gewaltig, wie jenes vieler französischer Könige zusammen an der Universität zu Paris.

In Alcalá ließ Ximenes unter seiner Leitung sein großes Bibelwerk herausgeben, berühmt unter dem Namen der „Complutenser Polyglotte“, welches in sechs Folianten das alte und neue Testament in hebräischer, chaldäischer, griechischer und lateinischer Sprache, eine hebräische Grammatik und ein chaldäisch-hebräisches Wörterbuch enthält. Dieses Werk, für die damalige Zeit ein wahres Riesenunternehmen, hat in der Bibelgelehrsamkeit bis auf unsere Tage einen bleibenden Werth behauptet.

Der Reform des Klerus im Allgemeinen, nicht nur des Franciscanerordens, wendete Ximenes unter fortwährenden Kämpfen und Feindseligkeiten eine eben so rastlose, als lobenswerthe Thätigkeit zu; ihm war es in der That ernst mit der Religion, und so muß ihn denn Jeder achten und bewundern, auch wer seine Religion nicht hat.

Seine hervorragendste staatsmännische Rolle aber begann erst, als er schon achtundsechzig Jahre alt war, mit dem im Jahr 1504 erfolgten Tode Isabella's. Noch hatten die Jahre und die ungeheuren Anstrengungen nicht den geringsten Theil

dieser gewaltigen Geisteskraft hinweggenommen; und Spanien bedurfte eines solchen Mannes, denn Ferdinand war nach dem Tode seiner Gemahlin nicht mehr, was er gewesen, oder er zeigte jetzt erst recht, was er war; Johanna, die Thronfolgerin, ging rasch dem unheilbaren Wahnsinn entgegen, ihr Gemahl Philipp von Oesterreich starb nach kurzer Zeit, und ihr Sohn Karl V. war, 1500 geboren, ein Kind von wenigen Jahren. Nach Philipp's Tod und während Ferdinand's Abwesenheit in Italien war der alte, unbeugsame Mann, an der Spitze des Regentschaftsrathes stehend, Spaniens unumschränkter Beherrscher. Mit eiserner Hand hielt er den unruhigen Adel nieder, stellte demselben ein eigentliches System der Volksbewaffnung gegenüber, und begründete in Spanien den modernen Staat, welchen Karl V. und seine Nachfolger aus der Hand des Franziscaners übernahmen. Und es läßt sich nicht verkennen, daß Ximenes, allerdings ein herber und gewaltsamer Character, in hoher sittlicher Reinheit dasteht, wenn man ihn mit den Trägern seiner Rolle in andern Staaten, zum Beispiel mit Richelieu, vergleicht.

Im Jahr 1507 wurde Ximenes zum Cardinal erhoben und gleichzeitig zum spanischen Großinquisitor ernannt. Er war, nach Torquemada und Deza, der dritte Großinquisitor. Sein Verhalten in diesem unseligen Amte war seiner würdig; seine Strenge und Härte war mehr gegen die untergebenen Beamten, als gegen die Angeschuldigten gerichtet; manche Verfolgte hat er erfolgreich in Schutz genommen, Manche mild beurtheilt, Viele bluteten aber auch unter den Sprüchen des von ihm geleiteten Gerichtes.

Schon lange mit dem kühnen Gedanken einer Wiedereroberung des heiligen Landes beschäftigt, unternahm der dreiundsiebenzigjährige Mönch im Jahr 1509 einen Kriegszug nach Africa. Nur mit der größten Mühe konnte er abgehalten

werden, seine Soldaten persönlich in der Schlacht anzuführen; die höchste Leitung aller Angelegenheiten gab er nicht aus der Hand. Oran ward erobert; in der mozarabischen Kapelle im Toledaner Dom hängt jetzt noch das Gemälde, welches diese furchtbare Waffenthat darstellt.

Unter rastlosen Arbeiten aller Art kam das Jahr 1516 heran, an dessen 23. Januar König Ferdinand von Aragonien verschied. Nun war die Regierung beider, staatsrechtlich noch immer getrennten Königreiche Castilien und Aragonien dem Rechte nach an die wahnsinnige Johanna gefallen, deren heranwachsender Sohn Karl noch immer in Flandern lebte. Trotz seiner geheimen Abneigung gegen den unbeugsamen Franziscaner hatte Ferdinand kurz vor seinem Tod den Ximenes zum Reichsverweser bis zur Ankunft Karl's testamentarisch ernannt, und so trat er nun, achtzig Jahre alt, allein an die Spitze der Regierung eines Landes, dessen Königsfamilie Tod und Wahnsinn in allen ihren Gliedern bis auf ein einziges, junges Reis verwüstet hatte, eines Landes, das, von Aufständen und Empörungen durchzuckt, am Rande des Verderbens zu stehen schien. Erst im October 1517 kam Karl in Spanien an, und während dieses mehr als anderthalbjährigen Interregnums leitete Ximenes, von Karl's Bevollmächtigtem, dem Dechanten und spätern Papst Hadrian von Utrecht nur scheinbar unterstützt, unter den schwierigsten Verhältnissen mit ungeschwächter Geisteskraft die Geschäfte des Landes. Schon er machte, was später Philipp II. zur dauernden Einrichtung erhob, Madrid zum Sitze seiner Regierung, ließ Karl V., obgleich dessen regierungsunfähige Mutter noch lebte, unter dem Widerstreben der spanischen Loyalität zum König ausrufen, unterdrückte die Aufstände der verschiedenen Großen, welche sich seiner festen Ordnung in mittelalterlichem Trotz nicht beugen wollten, brachte die Finanzen in Ordnung, sorgte

für Alles, brachte Alles in's Reine. Groß war auch seine Thätigkeit in den americanischen Angelegenheiten; er schickte Hieronymitenmönche nach dem spanischen America, um die dort eingerissenen Mißbräuche zu untersuchen und abzustellen, und verbot die damals beginnende Einfuhr von Negersclaven in America.

Karl, durch seine flandrischen Rathgeber gegen den urspanischen Ximenes eingenommen, und überhaupt damals noch ohne höhere politische Einsicht, schrieb bei seiner Ankunft dem schwer erkrankten alten Mann, er möge an einem bestimmten Ort mit ihm zusammentreffen, um seine Rathschläge über die Einrichtung des Staats zu ertheilen; nachher wolle er ihn nicht länger der nothwendigen Ruhe berauben, sondern ihn der lästigen Staatsgeschäfte entheben.

Wenige Tage nachher, am 8. November 1517, starb der Cardinal, zweiundachtzig Jahre alt, mit den Worten des Psalmes auf den Lippen: In te, Domine, speravi, in einem Dorfe bei Valladolid.

Das war der große Mann, welcher Isabella's Werk vollendet, das Spanien Karl's V. gebaut hat. Zahlreiche Geschichtschreiber, unter den Deutschen vor allen Hefele, haben sich mit der Darstellung seines Lebens und seiner Thaten beschäftigt, und Raumer sagt von ihm: „Er ist der Einzige, den seine Zeitgenossen zugleich als Staatsmann, als Krieger, als Gelehrten und als Heiligen bewunderten.“ Der Geist dieses Mannes umschwebt uns in Toledo und Alcalá; er war einer der größten und ächtesten spanischen Charactere, und sein Bild durfte meiner Darstellung spanischen Wesens nicht fehlen.

Während wir, von Cisneros plaudernd, die verschiedenen Räume des Gebäudes durchwandelten, führte mich mein Begleiter in einen Hof, wo die der jetzigen Anstalt anvertrauten

Zöglinge, die s. g. niños internos, unter Aufsicht eines andern Geistlichen sich mit Spielen und Turnübungen unterhielten. Der Priester, welcher sie beaufsichtigte, war vor wenigen Jahren in Deutschland gewesen; er kannte Wien, Köln, Freiburg u. s. w. Besonders hatte ihm auch die Schweiz gefallen und er hob rühmend den Umstand hervor, wie dort bis in die höchsten und rauhesten Berge Thatkraft und Fleiß der Menschen jedes Fleckchen Erde erobert und benützt habe. Mit Unzufriedenheit stellte er die Verhältnisse seines Vaterlandes diesem Bilde gegenüber. Ich suchte ihn zu trösten, indem ich ihn auf die unläugbaren und großen Fortschritte Spaniens seit den letzten Jahrzehnten aufmerksam machte, und sagte ihm, daß es nicht immer ein untrüglicher Beweis von Glückseligkeit sei, wenn ein Land sich als voll darstelle, sondern daß auch diejenigen Länder Etwas für sich haben, in welchen für die Zukunft und für die Zukünftigen noch etwas Platz übrig ist. Meine Theilnahme und Liebe für spanisches Land und Volk wurde von diesen Männern, wie überall, wo ich mich auszusprechen veranlaßt war, auf's Herzlichste aufgenommen.

Dankbar verabschiedete ich mich von den würdigen Männern, und da sie mir jedes Trinkgeld für Diener erspart hatten, so bat ich sie, den Armen eine Kleinigkeit von mir zu geben, wozu, wie ich leider bemerkt hatte, in Alcalá hinreichende Gelegenheit gegeben ist.

Noch habe ich in Alcalá, und zwar schon während des Vormittagsgottesdienstes, zwei Kirchen besucht, von welchen aber eine unbedeutender als die andere war. Eine derselben war zu meinem größten Entsetzen sogar grün angestrichen, und der Gottesdienst wurde in etwas lärmender und nicht so würdevoller Weise, wie sonst in Spanien, gefeiert.

Nach einem letzten wehmüthigen Blick auf die zusammen-

sinkenden Denkmäler des großen Cardinals zog ich mich in eine Bretterbude am Bahnhof zurück, welche als Schenke diente, fing an zu schreiben, und ließ mir ein Glas Wein geben. Als ich zahlen wollte, hatten zwei Spanier, welche vor mir schon im gleichen Verschlag saßen und nach häufig vorkommender spanischer Sitte den später Eintretenden als ihren Gast zu behandeln sich verpflichtet fühlten, für mich sich angestrengt. Nur mit großer Mühe brachte ich sie dazu, eine Erwiederung dieser Gastfreundschaft von meiner Seite anzunehmen; das Gespräch mit diesen zwei Leuten ist mir namentlich deßhalb noch erinnerlich, weil es mir ein Lob meines Spanischen eintrug, das meiner menschlichen Schwachheit schmeichelte.

Es hatte sich im Laufe des Tages ein Gewitter zusammengezogen, in dessen düsteren Wolkenschatten nun die Gegend von Alcalá mit ihren eigenthümlichen Hügelformen und ihrer ernsten, weiten Ebene wirklich einen Anflug von Großartigkeit gewann. Unter solch bedeutenden und feierlichen Natureindrücken verließ ich Alcalá mit dem nächsten Bahnzug, das Auge so lang als möglich auf die weithin sichtbare Façade der Universität gerichtet.

Und nun, lieber Leser! kehren wir zum letzten Mal mit einander nach Madrid zurück. Ich hatte weder Lust, den alten verfallenen Königspalast Pardo, noch den neuen la Granja zu besuchen; man lernt bei solchen Gelegenheiten nichts Vernünftiges, sieht Nichts als Zimmer, Möbel und langweilige Menschen, was man ja auch zu Hause Alles haben kann.

Auf dem Rückweg von Alcalá nach Madrid habe ich, um der Wahrheit in allen Dingen die volle Ehre zu geben, zum ersten Mal in ganz Spanien eine Rotte wirklich unreinlicher und unappetitlicher Menschen gesehen, mit welchen mich der Zufall noch dazu in das nemliche Coupé verschlagen hatte.

Es waren Aragonesen, die nach Madrid reisten, und ihre Zustände von solcher Art, daß meine Toilette nach der Rückkehr in die fonda peninsular fast zwei Stunden in Anspruch nahm.

Dieses waren die Ausflüge, welche ich von Madrid aus in Castilien gemacht habe; auf Zaragoza mußte ich wegen der ungeheuren Entfernung verzichten, um so mehr, als mir Escorial, Valladolid und Burgos für diese erste spanische Reise wichtiger waren. Als starkgläubige Seele zweifle ich aber keinen Augenblick daran, es werde das deutsche Publicum dieses Buch mit so großer Leidenschaft kaufen, daß mich in kurzer Zeit mein Verleger auf seine Kosten zum zweiten Mal nach Spanien schicken wird.

Am frühen Morgen des 15. Mai rüstete ich mich zum endgiltigen Abschied von Madrid und Neucastilien. Der Aufenthalt in Residenzen ist mir moralisch nie gesund. Der beständige Anblick der Genußsucht, des Müssiggangs, der Aeußerlichkeit verdirbt mehr oder minder die Seelenzustände, welche in Städten wie Valencia, Granada und Sevilla so wohl gedeihen. Wenn man auch keineswegs so handelt, wie Diejenigen, deren Handeln man mißbilligt, so empfindet man doch blos vom längeren Zuschauen eine sittliche Erschlaffung und ein geistiges Zurückkommen, was den widerwärtigsten Eindruck macht. In solcher Weise fühlte ich mich am letzten Morgen meines Madrider Aufenthaltes verstimmt und gelähmt, und eingedenk der Bußübungen des großen Cisneros legte ich mir, um mich wieder zu einem ordentlichen Menschen aufzustacheln, das kindliche Vergnügen auf, unter Verzichtleistung auf Omnibus und andere Bequemlichkeiten menschlicher Cultur Alles, was ich bei mir hatte, selber durch die ganze Residenz unter unsäglichem Schweiß eine halbe Stunde weit an den Nordbahnhof zu tragen. Hier fast eine Stunde zu früh angekommen, traf ich natürlich wieder, wie dieses nun einmal in Spanien

so der Fall und der Brauch ist, bereits eine große Reisegesellschaft versammelt, welche ruhig wartete und dazu heftig rauchte.

Auch dieses Warten und Rauchen ging vorüber. Einen letzten Blick noch auf das majestätische Königsschloß, welches sich, von hier unten aus betrachtet, wahrhaft großartig ausnimmt, und wir haben die schöne, lebenslustige, elegante Stadt verlassen.

Da die Bahnzüge in der Nähe von Madrid immer am langsamsten fahren, so führte mich denn ein sehr langweiliger Zug über fünf Stationen durch eine immer ernster und düsterer werdende Gegend, geradezu den gewaltigen Kuppen und Schneehäuptern des achttausend Fuß hohen Guadarrama-Gebirges entgegen, über wenige und höchst unbedeutende Ortschaften, nach dem nächsten Ziel meiner Reise, dem Escorial, wo wir etwa um zehn Uhr Vormittags aus dem Marterkasten des Bummelzuges glücklich herausgelassen wurden.

Escorial.

Als ich bei der Station Escorial den Wagen verlassen und durch Abgabe meines Billets das Recht erworben hatte, auch den Bahnhof zu verlassen, betrat ich zufälliger Weise von der mit dem Bahnhof im gleichen Gebäude befindlichen Fonda aus nochmals das Bahngebiet. Wie ich nun wieder in das Gastzimmer trat, wollte der Bureaudiener nochmals meine Fahrkarte haben, und da außer mir nur drei weitere Personen an dem berühmten Orte ausgestiegen waren, so kam es mir ganz unbegreiflich vor, daß der Mensch mich schon nach zwei Minuten nicht mehr kennen wollte. Je mehr er auf seiner Billetforderung beharrte, desto aufgebrachter wurde ich, und in diesem erregten spanischen Discurs klangen die heimathlichen Breisgauer Laute so überaus vernehmlich durch mein spanisches

Spanisch hindurch, daß Einer der drei Mitausgestiegenen mich in ziemlich gutem Deutsch fragte, ob ich nicht in der Nähe von Freiburg im Breisgau zu Hause sei. Hätte ich es nun mit einem Landsmann zu thun gehabt, der, wie ich, aus Büchern Spanisch gelernt hatte, so würde ich mich kaum über sein feines Ohr verwundert haben; so aber war es ein Herr von Petersburg, der gar nicht spanisch verstand, sondern Deutsch, Französisch, Englisch und Russisch. Er hatte seine hübsche und geistreiche Frau bei sich, die außerdem fertig Italienisch sprach; ihnen hatte sich ein älterer Amerikaner angeschlossen, der wenigstens ein bischen Französisch radebrechte, und da nun schließlich ich mit meiner spanischen Wenigkeit hinzukam, so stellten wir Vier einen hübschen Sprachencongreß vor. Das russische Ehepaar hatte in ähnlicher Weise, wie ich, nur mit etwas mehr Zeitaufwand, für eine Dame jedoch immerhin mit großer Rüstigkeit, Spanien durchreist; da sie aber ganz dem Zeitgeist huldigten, so waren die guten Leute nicht durchaus in meiner Stimmung. Ich hatte es nun hier mit Personen von entschiedener Bildung zu thun, welche mir, wenn durch Zufall diese Blätter unter ihre Augen kommen sollten, diese sie betreffenden Zeilen nicht übel nehmen mögen. Denn ich mußte mich oft wundern, wie grundverkehrt sie es angriffen, um über Spanien ein Urtheil und eine Vorstellung mitzunehmen. So ist zum Beispiel die Fonda am Bahnhof in Escorial zur Zeit in den Händen eines Ehepaars, dessen männliches Oberhaupt Franzose, die Dame aber brasilianische Portugiesin ist. Bei diesen zwei Urfeinden der Spanier nun erkundigte sich mein Russe nach dem spanischen Nationalcharacter. Als von den Büchern die Rede war, durch deren Studium man sich zu einer Reise nach Spanien vorbereitet — die Russen reisten nach de Lavigne — und ich unter andern meinen bewährten Lorinser nannte, sagte der feinhörige Mann entsetzt: „Mein

Gott, das ist ja doch wohl ein Pfaffe!" Ich konnte ihm nicht verhehlen, daß diese Pfaffeneigenschaft bei mir nicht alles Gute unbedingt ausschließe. Da wurde er gänzlich an mir irre. Denn, wie es mir zuweilen begegnet, einen nicht ganz unvernünftigen Gedanken zu haben und auszusprechen, so war mir Aehnliches bereits in dieser Gesellschaft widerfahren. Nicht gänzlich blödsinnig sein und dennoch an dem Buche eines Pfaffen Freude zu haben, nein! das ist doch zu toll. — In solche traurige Verkehrtheit können wohlgesinnte und verständige Menschen durch die Macht der Phrase und der Gewohnheit verfallen. Die Dame war nicht in solchem Grade einseitig; ich durfte sogar wagen, ihr im Escorial hinter dem Rücken ihres Gemahls einige ketzerische Meinungen über Philipp II. nicht ganz ohne ihren Beifall vorzutragen. Dem Americaner aber war Alles, wie man unter Studenten sagt, „Wurst"; er ließ Spanien Spanien sein, reiste es an seinem Murray herunter, um nicht zu sagen, daß er es herunter gerissen habe, und dachte lebhaft, daß sein freies Vaterland über Alles gehe.

In dieser Gesellschaft in der Fonda zu Escorial frühstückend, bediente ich mich zum zweiten Male seit der Abreise von zu Hause meiner Muttersprache, die mir in den ersten Augenblicken beinahe fremd vorkam. Nach eingenommenem Almuerzo traten wir die Wanderung nach dem großen Kloster an.

Es ist eine allbekannte Sache, daß Philipp II. am Tage der Schlacht bei Saint-Quentin, welche seine Spanier siegreich gegen die Franzosen schlugen, das Gelübde that, zur Ehre des heiligen Laurentius, dem der Schlachttag geheiligt war, ein Hieronymiter-Kloster zu bauen. San Lorenzo el real de la Victoria — das königliche Laurentius-Kloster des Sieges — war die Erfüllung dieses königlichen Gelübdes. Der Heilige war auf einem Rost gemartert worden, und die Form dieses Rostes ließ Philipp dem Bauplan zu Grunde legen.

Er verband mit dem Kloster einen königlichen Palast, und brachte manches Jahr seines spätern Lebens hier zu.

Schon diese Entstehungsgeschichte macht es zur selbstverständlichen Nothwendigkeit, daß der moderne Parteigeist in hohen Phrasenflammen auflodert, wie Schnaps um einen Pudding, wenn vom Escorial die Rede ist. Was mich betrifft, so bin ich durch langjährige Uebung so daran gewöhnt, leidenschaftlich erregten Parteien gegenüber in objectivster Ruhe zu verharren, daß ich auch bei diesem großen Gegenstande recht kalt bleiben kann.

Schon während des Durchfahrens der letzten Eisenbahnstrecke hatte der gewaltige Bau sich vor unsern Augen aufgethan, hoch oben auf künstlich dem Gebirg abgewonnenem Plateau thronend. Als wir uns nun langsam ihm näherten — er liegt dreitausendvierhundert Fuß über dem Meer, etwa zehn Minuten weit rechts von der Bahn, wenn man von Madrid kömmt — wurde der Eindruck mit jedem Schritte größer und tiefer. Selbst mein Russe konnte sich dieses Gefühls nicht erwehren, und ließ seinen Zorn darüber komisch genug aus, indem er beim Vorübergehen an einer Zuckerfabrik schimpfend sagte: „wie sich nur auch eine Zuckerfabrik in dieses Land verirrt haben möge.“

Endlich stehen wir unmittelbar vor dem Escorial, und versuchen vor Allem, den Bau als Ganzes zu begreifen. Mit der Rückseite fast unmittelbar an die Berghalde des Guadarrama angelehnt — Escorial heißt „Halde“ — bildet das durchweg aus Granit-Quadern aufgeführte Gebäude, abgesehen von der schon erwähnten symbolischen Bedeutung seiner Form, ein ungeheures regelmäßiges Viereck. An den vier Endpunkten erheben sich viereckige, in schlanke Spitzen auslaufende Thürme. Im Innern des Ganzen steigt, umgeben von einer Masse von Zwischengebäuden, welche unter sich wenigstens achtund-

zwanzig innere Höfe bilden, die Kirche mit zwei Thürmen und einem diese überragenden Kuppelbau empor. Die Façaden sind fünfstöckig, und dennoch erscheinen sie bei der außerordentlichen Länge eher zu niedrig. Der Umfang des Ganzen beträgt eine volle Viertelstunde.

Dieß ist in groben Zügen der Gesammtanblick des vor uns liegenden Baues. Es versteht sich von selbst, daß diese gewaltige Granitmasse, zu einsamem Aufenthalt des arbeitsamstem und frömmsten Staatsmanns seines Jahrhunderts, zu seinem und seiner Nachfolger Grabstätte, und zu beständigen Gebeten für das Heil ihrer Seelen bestimmt, in einer der großartigsten und ernstesten Gebirgsgegenden Spaniens mitten in die Felsenschluchtenhineingebaut, keinerlei Anspruch erheben kann auf Anmuth oder Lieblichkeit. Sie wirkt auf den Betrachter zunächst und vorzüglich durch das Gefühl ihrer Größe, und sodann durch das einheitliche, aus Einem Guß hervorgegangene Wesen ihrer Gestaltung. Denn hier hat sich Philipp's ganzes geistiges Sein mit seinen guten und schlimmen Seiten in einem Bauwerk abgespiegelt. Wer den Escorial vorurtheilslos geschaut hat, der wird nicht zweifeln, daß Philipp II. ein wirklich und aufrichtig frommer Katholik, daß er ein echter Spanier, ein von dem Bewußtsein seiner welthistorischen Stellung durchdrungener König, ein rastloser Geistesarbeit unermüdlich zugewendeter Staatsmann war. Und eben so drückt auf der andern Seite dieses Werk den gänzlichen Mangel an Heiterkeit, die einseitig beschränkte Auffassung des Lebens, welche in starren Formen die Lösung seiner Räthsel sucht, den gegen sich selbst wie gegen die Welt ausgeübten grausamen Zwang mit erschütternder Wahrheit aus. Die unendlich vielen Fenster sehen eben so zahlreichen Pedantereien ähnlich, und wie hier im Mittelpunkt des casernenmäßigen Viereckes sich als das einzig Poetische der schwungvolle Dom gen Himmel emporhebt,

so hat ja Philipp in seinem ganzen Leben die Kirche und mit ihr den Himmel durch äußerliche Form und Gewaltthat zu schützen und zu erreichen gesucht. Darüber hinaus ging sein geistiger Horizont nicht, und in dieser Beschränkung oder Beschränktheit, nicht aber in Blutdurst oder Grausamkeit, ist das Wesen seiner Geschichte beschlossen.

Ein entschiedener Kenner spanischer Kunst, Passavant in seinem Buche „Die christliche Kunst in Spanien“ faßt sein Urtheil über den Escorial in einigen Worten zusammen, welche ich abschreiben muß, um sie theilweise zu bekämpfen. Er sagt nämlich:

„Zu Juan's de Herreras Ehre wollen wir glauben, daß die armselige Architectur des großen Gebäudes vom Escorial nicht von seiner eigenen Erfindung ist, und auch nicht von der seines Meisters Juan Bautista de Toledo, der 1563 den ersten Stein dazu gelegt hat; vielmehr daß die Bedingungen, welche den Plan feststellten, einzig dem beschränkten Geiste des sich mit Architectur viel beschäftigenden Königs Philipp II. zugeschrieben werden müssen. Es ist wohl das einzige Beispiel, daß ein so umfangreiches Gebäude, mit solchem Aufwand an Granitblöcken, so ganz ohne allen architectonischen Schmuck, ohne Gesimse und in fünf Stockwerken, mit ganz kleinen Fenstern, errichtet worden ist, um als Residenz und Grabstätte eines Fürsten zu dienen, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, und als klösterlicher Aufenthalt für Männer, die der Nation in Wissenschaft und Kunst voranleuchten sollten!“

Gewiß hat Passavant Recht, wenn er glaubt, daß beim Escorial Philipp's Geist Baumeister war, und Herrera nur Werkmeister; dieß ist sicherlich der Kernpunkt einer richtigen Ansicht über das ganze Denkmal. Allein armselig ist die Architectur des Granitcolosses mit Nichten. Ich will nicht einmal reden von den schönen, säulengeschmückten Portalen,

welche denn doch zu den architectonischen Zierden gerechnet zu werden pflegen, und eben so wenig von den Eckthürmen, deren Formen nichts weniger als ungefällig sind. Aber daran muß ich mit allem Nachdrucke erinnern, daß es sich hier zunächst und vorzugsweise um Erbauung eines Klosters handelte, und daß diesem Zwecke die Bauart anzupassen war. Erinnert man sich nun vollends an die harte und grausame symbolische Bedeutung des Baues, welche selbst im Einzelnen sich dadurch kundgibt, daß die Thürme des umgekehrten Rostes Füße, und die Höfe jene Oeffnungen desselben darstellen, durch welche die Flammen emporschlagen, so wird man am Ende sagen müssen, daß diesem Gegenstande diese Bauart am meisten entsprach; womit ich natürlich den Gegenstand selbst nicht will gepriesen haben.

Fassen wir nun den Plan des Gebäudes näher in's Auge, so stellt er sich bei den gewaltigsten Größenverhältnissen als einfach und übersichtlich dar. Durch die an der Westseite des Ganzen gelegene Hauptpforte tritt man in den großen Hof, Patio de los Reyes oder Hof der Könige genannt. Gegen diesen Hof öffnet sich die Kirche mit derjenigen Seite, welche die beiden Thürme trägt; die Kuppelseite derselben kehrt sich also nach Osten, Madrid entgegen. Links oder nördlich liegt uns nun der Königspalast, rechts oder südlich das Kloster. Diese beiden Hälften, je doppelt so lang als breit, nehmen die Kirche und den vor ihr liegenden Königshof in die Mitte. Sowohl Palasthälfte als Klosterhälfte werden nun zunächst wieder durch je einen von Nord nach Süd gehenden Querbau in zwei Hälften getheilt. Die vorderen, also nach Osten der Residenz zu gelegenen Hälften zerfallen nicht in weitere Bruchtheile, wohl aber die hinteren, gegen Westen sich kehrenden Hälften, deren jede zunächst durch Kreuztheilung in vier kleinere, aber immerhin noch große Höfe gespalten ist. So haben wir bis jetzt, den

Königshof eingeschlossen, eilf leicht zu überblickende Höfe entstehen sehen; außer ihnen sind aber durch kleinere Querbauten und beim Zusammenstoßen der verschiedenen Flügel noch eine hübsche Anzahl kleinerer Höfe entstanden, deren Betrachtung für die Uebersicht des Ganzen nicht erforderlich ist. Auf den Stellen, wo die beiden Querbaue der zwei westlichen Viertel, also der nordwestlichen Schloßhälfte und der südwestlichen Klosterhälfte, sich kreuzen, erheben sich zwei Thürme. Zu diesen die Eckthürme, und die zwei Kirchthürme gerechnet, haben wir im Ganzen acht Thürme. Die vier Nicht-Eckthürme waren für mich ein Gegenstand der Erquickung, weil sie die Vorstellung des Rostes zerstörten; aus dem nämlichen Grund schimpfte mein Russe darüber, weil ihm eben durch die Zertrümmerung des Rosts eine Veranlassung zum Schimpfen zertrümmert wurde. Schimpft der Mensch darüber, daß es ihm an Grund zum Schimpfen fehlt, dann befindet er sich in der Blüthe der Lächerlichkeit. Alle die beschriebenen Gebäudetheile nun werden überragt von der außerordentlich stolzen und kühnen Kuppel, welche, ein Ewigkeit forderndes Denkmal der ernsten Glaubenstiefe ihres Erbauers, in edelsten Formen in die kühlen Lüfte des Gebirges steigt.

Als wir in das Innere des Gebäudes eingetreten waren, wandelten wir eine Weile ernst betrachtend in den Höfen und Kreuzgängen umher, um unsern Führer zu erwarten. Wer schon andere Reisebeschreibungen über Spanien gelesen hat, der erinnert sich gewiß jenes blinden Führers, welcher mit erstaunlicher Sicherheit und Genauigkeit alle Einzelnheiten des Granitcolosses, jedes Gemälde und jede Statue kannte und zu erklären vermochte. Der Mann war nach Allem, was ich von ihm gelesen und nun im Escorial selbst gehört habe, geistig Eins geworden mit diesem Gebäude. Die Jahre der Blindheit brachten in ihrem trägen Lauf statt Schwächung

nur Vertiefung seines Gedächtnisses, Er-Innerung in des schönen deutschen Wortes ursprünglichstem Sinn. Aber der blinde Führer ist nicht mehr, und für den Fremden, der nur einige Stunden auf Escorial verwendet, ist damit ein sehr empfindlicher Verlust eingetreten. Denn die Kerls, welche jetzt des Blinden Amt üben, sind unwissend, oberflächlich und hudlig; möglichst schnell die Fremden abgefertigt, um ihr Geld in der Tasche zu haben, scheint ihr Hauptaugenmerk zu sein. In der Fonda am Bahnhof hatte man uns zwar die Adresse eines Herrn Professor Prau gegeben, eines in Escorial angestellten, angeblich deutschen Sprachgelehrten, von dessen Gelehrsamkeit und Gefälligkeit der Franzose und die Brasilianerin Wunder zu erzählen wußten. Allein unsere Führer behaupteten, er sei am Essen und erst in anderthalb Stunden zu sprechen; wahrscheinlich fürchteten sie, der gefällige Mann könnte uns ihnen abnehmen; kurz, es gelang uns nicht, ihn zu finden und wir mußten mit unsrer mangelhaften Führung uns begnügen.

Als nun die Wanderschaft durch die, ich hätte bald gesagt unermeßlichen Räume begann, da wurde meines Russen Brust von einem großen Gedanken ausgedehnt, und er muß vielleicht mit uns Allen, Schreiber und Mitlesern lachen, wenn er einmal zufällig hier lesen sollte, wie er am Mittwoch den 15. Mai 1867, Vormittags halb zwölf Uhr zu mir tiefaufathmend sagte: „O, wenn ich nur alle Pfaffen dieser Welt in diese große Steinmasse zusammensperren könnte!“ Wie wenig damit geleistet wäre, so lange wir Menschen der Pfaffen bedürfen, das sah mein guter Fortschrittsmann nicht. Die Leute dieser Schule sollten von Philipp's II. „beschränkten Blicke“ nicht reden.

Um nun nach dieser allgemeinen Darstellung auch von den Einzelnheiten des Escorial Etwas mitzutheilen, so werde

ich für den Leser, dem die Sache neu ist, wie schon bei andern Gelegenheiten, durch Selbstbeschränkung am Besten handeln, indem ich ihm lieber von Wenigem klare, als von Vielem verworrene Bilder zu geben mich bemühe.

Was im Escorial die aufmerksamste und ernsthafteste Betrachtung verdient, das ist die Kirche. Ihrer hohen Würde und Pracht lassen selbst die strengsten Kunstrichter Gerechtigkeit widerfahren. Zwar ist die mit vier colossalen Königsstatuen geschmückte Façade etwas schwer, und die Statuen selbst schienen mir ohne Werth zu sein, aber das Innere ist desto großartiger und ergreifender. In Form eines griechischen, nicht, wie Manche geschrieben haben, eines lateinischen Kreuzes erbaut, zeichnet sich die Kirche durch majestätische Formen des römisch-griechischen Renaissancestyles, und durch glückliche Verbindung von hoher Pracht mit edler Einfachheit aus. Marmor ist der überall herrschende Stein; ein dreistöckiger Bau marmorner Säulenordnungen bildet das herrliche Retablo des Hauptaltars, zu dessen beiden Seiten die Statuen Karl's V. und Philipp's II., broncevergoldet, knieend, das Sacrament des Altars anbetend, sich befinden. Bei der Kostbarkeit des Steins, welcher die Wände und die vier gewaltigen Kuppelpfeiler bildet, gab die Einfachheit der sonstigen künstlerischen Ausschmückung sich gewissermassen von selbst. Nur Kuppel und Decken sind mit prächtigen italienischen Frescogemälden geziert.

Dem Hochaltar gegenüber liegt der Chor. Die Chorstühle sind aus schwarzbraunem Holz, in einfachen und edlen Formen, mit vollendeter Meisterschaft geschnitzt. Ganz hinten im Chor ist der Sitz, welchen Philipp II. immer einnahm; ich setzte mich hinein, und war überrascht, aus diesem entlegenen und fast versteckten Winkel die ganze Kirche mit Einem Blicke auf's Prächtigste zu übersehen. Sogar dieser Umstand

ist von den blutigen Hassern des unglücklichen Monarchen als Beweis seiner Abscheulichkeit geltend gemacht worden; ich konnte nun in Gottes Namen zunächst Nichts darin finden, als ein feines Kunstverständniß, dessen ich mich freute.

Der große und prächtige Kronleuchter, welcher hier funkelnd über dem weiten Raume schwebt, besteht aus gediegenem Bergkristall.

Vorn, mitten im Chor stehend, zeigte man uns den drehbaren Notenpult, auf welchem ein ganz riesenmäßiges Chorbuch lag. Man stelle sich vor, daß jede einzelne Note mehrere Quadratzoll groß ist. Der Pult besteht aus massivem Marmor und Metall, soll vierzehntausend Pfund schwer sein, und ist dabei mit einer so wunderbaren Mechanik versehen, daß er sich, wie wir sahen und prüften, mit einem leichten Fingerdruck um seine Achse bewegen läßt.

Unter dem Hauptaltar liegt die spanische Königsgruft, el Panteon oder la Tumba genannt. Eine schöne Marmortreppe mit glatten Jaspiswänden führt hinunter. Hier stehen in einem achteckigen, von einer Kuppel überwölbten Raume, in wagrechten Nischen, je vier über einander, die Marmorsärge der Könige und Königinnen von Spanien. Ferdinand und Isabella ruhen, wie wir gesehen, mit Philipp und Johanna in Granada. Mit Karl V. beginnt sodann die Reihe der im Escorial Bestatteten, welche bis zu Ferdinand VII. mit einer einzigen Unterbrechung reicht, indem Philipp V., der erste Bourbon, mit seiner Gattin in dem von ihm erbauten, von mir nicht besuchten Schlosse la Granja oder San Ildefonso begraben sein wollte. Außer den links vom Altar bestatteten Königen ruhen hier rechts von ihnen, nur diejenigen Königinnen, welche Mütter von Thronfolgern wurden. Metallene Schilde verkünden die Namen der Verwesenden. So stand ich denn hier vor Karl's und Philipp's Asche, und mein Herz schnürte

sich zusammen. Ich mag das Papier nicht verderben mit Ausmalung dessen, was man an solchem Ort empfindet. Der Denkende folgt meinem Schweigen besser nach, als viele Worte meine Empfindungen ausdrücken konnten.

In einer besondern Gruft beim Ausgang aus dem Pantheon ruhen die Infanten. Sie ist verschlossen, weil es darin abscheulich aussehen soll; unser Führer behauptete übrigens, die Restauration sei beschlossene Sache und werde nächstens in's Werk gesetzt werden.

Die Lichter, welche uns in das Reich des Todes hinabgeleuchtet haben, werden gelöscht, und wir verlassen die großartige Laurentius-Kirche.

Auf die Gemälde im Escorial kann ich mich nicht einlassen. Ein großer Theil derselben ist im Lauf der Jahre nach Madrid in's königliche Museum gebracht worden, wo wir sie gesehen haben. Uebrigens ist noch jetzt viel Werthvolles im Escorial, allein bei einem kurzen Besuch desselben kann man nicht einzelne Bilder betrachten, sondern man hat mit dem Bauwerk als solchem genug zu thun; die Gemälde sind hier nicht das Wesentliche.

Nächst der Kirche und Allem, was zu ihr gehört, verdient die größte Beachtung die Bibliothek.

In einer prächtigen, hohen und heitern Halle, die mit sehr schönen Fresken ausgeschmückt ist, sind, wie man uns sagte, vierundzwanzigtausend Bände, abgesehen von tausenden von Manuscripten, aufgestellt. Mein Wunsch, einige der Manuscripte zu sehen, wurde nicht gewährt. Die Bücher, in maroccanischem Leder mit prachtvollem Goldschnitt gleichmäßig gebunden, tragen die Titel auf dem nach Außen gekehrten Goldschnitt geschrieben. Dieß ist, beiläufig bemerkt, nicht nur das Gegentheil von der gewöhnlichen Art, Bücher aufzustellen, sondern ganz gewiß die zweckmäßigste Art, sie

unverdorben zu erhalten. Denn das Buch bedarf des stärksten Schutzes sicherlich an der Rückwand des Schrankes, wo die freie Luft fehlt, und darum Feuchtigkeit und Moder am leichtesten ansetzen, während an der Vorderseite die Luft und der Staubwisch genügen, um dem Verderben zu wehren. Es sehen auch diese Jahrhunderte alten Bücher so frisch und neu und prächtig aus, wie wenn sie erst gestern hereingestellt worden wären. Der Hauptschmuck dieser prächtigen Bibliothekshalle, welche jedenfalls der heiterste, schönste Raum im ganzen Escorial genannt zu werden verdient, war übrigens für mich das lebensgroße Porträt Philipp's II., von Pantoja, welches den König in seinem einundsiebenzigsten Lebensjahre, also etwa ein Jahr vor seinem Tode, darstellt. Hätten mich nicht schon die Porträts von Titian und Velasquez in der Erkenntniß, was in diesem Kunstzweig geleistet werden kann, ziemlich weit gebracht, so hätte ich es hier gewiß lernen müssen. Von dem Grundsatz, im Escorial mich mit Betrachtung von Gemälden nicht abzugeben, machte ich vor Don Philipp's Bild eine Ausnahme, welche keine Ausnahme ist; denn nicht, um viel Granit zu schauen, sondern um Philipp's willen muß man den Escorial sehen.

Als ich mit der russischen Dame vor diesem in Seelenausdruck, Lebendigkeit und Technik gleich meisterhaften Bilde stand, welches den König im schwarzen Habit ich weiß nicht welches seiner Orden darstellt, als wir die mühsam aufrecht getragene königliche Haltung des stehenden Monarchen, sein bleiches, tief abgehärmtes, mit Gewalt zum Herrschen angehaltenes Gesicht, sein die Wehmuth und Unbefriedigung mit Starrheit verhüllendes Auge betrachteten, da kamen ich und die Dame, während der Gemahl es nicht merkte, mit einander dahin überein, daß Philipp ein unglücklicher Mann war. Die großen Zwecke seines Lebens hat er nicht erreicht, den Sohn, welchen ihm

die geliebte Gattin seiner Jugend gegeben, hat er — gemordet oder nicht — jedenfalls begraben; von seinem spät gebornen Nachfolger konnte er nicht viel Großes hoffen, sein gewaltiges Reich sah er nach vierzigjähriger Regierung, gelind gesagt, nicht stärker und nicht blühender, als im Anfang. Glaube nur Niemand, daß der unermüdliche Arbeiter, welcher Tag und Nacht die Fäden der Weltpolitik in seinen Händen hielt, Nichts davon gemerkt habe. Sein Bild hier in der Bibliothek beweist das Gegentheil, wenn man auch nicht durch hundert andere Gründe zu dessen Annahme genöthigt wäre. Wahrlich, der furchtbare Ernst dieses Gesichtes erklärt sich weder durch Grausamkeit, noch durch Frömmigkeit; die erstere sieht wild, die letztere erhaben, Philipp aber sieht unglücklich aus. Sicherlich war er ein Mann von großen Fehlern; aber er hat sein Leben einer großen Idee hingegeben, sah sich dabei getragen und umjauchzt von der begeisterten Liebe des damals mächtigsten Volks der Erde, welches ihn noch heutzutage den „Guten“ und den „Weisen“ nennt; und gleichwohl sah er sein Werk mißlungen. Darum zog er sich am Ende in die Resignation vor Gottes unerforschlichen Rathschlüssen, in das Nachdenken über den Tod, in seinen Chorstuhl und in sein Sterbezimmer zurück.

Auch dieses Sterbe- sowie Philipp's gewöhnliches Wohnzimmer in seinen letzten Lebensjahren wurden uns gezeigt. Stille, bescheidene, ernste und niedrige Räume, welche in so unmittelbarer Verbindung mit der Kirche stehen, daß der König noch im Sterben die Messe hören konnte. „Pfui, welch ein Loch!“ sagte der Russe. Seiner Frau gefiel diese Ausdrucksweise doch nicht.

Das Innere der eigentlichen Klosterräumlichkeiten habe ich nicht gesehen. In der Mitte der fünfziger Jahre waren etwa ein Dutzend Hieronymiter-Mönche da; jetzt wird, so viel

ich weiß, der kirchliche Dienst von Weltgeistlichen besorgt, doch kann ich dieß nicht mit Bestimmtheit behaupten, weil ich vergessen habe, mich hier an Ort und Stelle darnach zu erkundigen.

Dagegen wurden wir vollständig und zu meiner größten Uebersättigung herumgeführt in den Räumlichkeiten des eigentlichen Königspalastes. Nicht nur Philipp II., sondern auch spätere Könige haben viel im Escorial gelebt, und so kommt es, daß in diesen Palastzimmern nicht der Geist des sechzehnten, sondern ganz deutlich und unverkennbar jener des achtzehnten Jahrhunderts weht. Die Gobelins, welche das höfische Leben jener Zeit mit seinen Genüssen, so weit sie das Licht nicht scheuen und sich malen lassen, in wirklich meisterhafter Arbeit veranschaulichen, die Spiegel, die Möbel, die Arbeiten in eingelegtem Holz sind schön, reich, aber ich vermag nun einmal solcher leeren Zimmerschau kein Interesse abzugewinnen, am wenigsten, wenn der Zustand dieser Zimmer aus den Zeiten Karl's IV. herrührt und vom Geiste dieser Epoche Zeugniß ablegt. Zudem sind diese Palastgemächer verhältnißmäßig klein und unbedeutend. Ich trug aus ihnen nur Ermüdung der Nerven davon, setzte mich von Zeit zu Zeit trotz wiederholter Verbote in einem Winkel auf irgend einen prachtvollen königlichen Stuhl, und träumte mich wieder nach Bibliothek und Kirche zurück. Oder ich benützte die Gelegenheit, in die stillen Höfe und auf die weiten, ernsten, zum Palaste gehörigen Gärten hinunterzublicken, welche mehr, als die Zimmer, das Gepräge jener großen, durch den religiösen Kampf leider zur furchtbarsten Leidenschaft aufgestachelten Zeiten tragen.

Wer ein solch riesenmäßiges Ganzes, wie der Escorial es ist, nicht bloß mit den Füßen durchläuft und mit den Augen ansieht, sondern sich lebhaft bemüht, aus Kirche, Kloster und Palast sich eine *geistige* Gesammtheit aufzubauen, die als

Darstellung einer hochwichtigen Zeit und einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit, der Seele für immer zu eigen bleibt, dem wird es, auch bei guten Körperkräften, ähnlich ergehen wie mir: er wird sehr müde werden. Als einmal unser Führer, ich weiß nicht aus welchem Grund, durch einen zweiten abgelöst wurde, der einige Minuten auf sich warten ließ, legte ich mich in einem der Klostergänge der Länge nach auf die Steinplatten hin, und schlief augenblicklich ein; so sehr hatten Hirn und Nerven gearbeitet. Diese glückselige Begabung, im nöthigen Fall immer und überall schlafen zu können, ist nun aber gerade das beste Schutzmittel gegen die nachtheiligen Wirkungen nervöser Ermüdung; denn als nach zehn Minuten der andere Führer erschien, war ich wieder zu allen guten Thaten aufgelegt.

Nachdem wir noch beim Ausgang die prächtige Statue des heiligen Laurentius, ein wirkliches Meisterwerk, bewundert hatten, verließen wir den Escorial. Der an denselben angeschobene Vorbau, welcher den Griff des umgestürzten Rostes vorstellen soll, verdient keine besondere Schilderung; eben so wenig das kleine, unten am großen Gebäude stehende Städtchen Escorial, mit etwa dreitausend Einwohnern.

Dagegen ein Rückblick auf das Ganze, was wir gesehen hatten, war wohl der Mühe werth. Nördlich und westlich von diesem in Granit dargestellten Philipp II. erheben sich gleich hinter den Klostermauern die Felsgebirge, während nach vorn der Blick sich über das von der Dampfmaschine durcheilte Thal ausdehnt. Welcher Gegensatz der ursprünglichsten Natur in diesen rauhen und öden Gebirgen, der mittelalterlichen Frömmigkeit in diesem grandiosen Bauwerk, und der modernsten Cultur in der unten vorüberschnaubenden Locomotive!

Wohl befriedigt von unserm Besuche traten wir den Rück-

weg an. Es gibt ohne allen Zweifel im Escorial viele einzelne Sehenswürdigkeiten, welche uns nicht zu Gesicht gekommen sind, wie ich denn z. B. das Crucifix des Benvenuto Cellini nicht gesehen habe. Dagegen war mir vollständig gelungen, was die Hauptsache ist: ich brachte eine Gesammtvorstellung, ich möchte sagen einen Begriff vom Escorial mit, den ich nicht mehr zu verlieren gedenke. Den Geist, welcher hier gearbeitet und gewaltet hat, muß ich ohne allen Zweifel als einen verirrten bezeichnen, denn ihm war die Freude am Dasein, das Gefühl der Schönheit des Lebens, das Bewußtsein des die Welt liebenden und in ihr wirkenden Gottes verloren gegangen. Gleichwohl war es ein Geist, der von durchaus guten und tüchtigen Grundlagen, von Religiosität und sittlich ernster Auffassung der Dinge ausgegangen war, und so wenig ich mich versucht fühle, Philipp dem Zweiten meine Liebe zuzuwenden, eben so sehr muß ich bekennen, daß der König und Staatsmann, von der gewöhnlichen Auffassung durchaus verkehrt und ungerecht verurtheilt, die vollste Achtung nicht nur des Spaniers und Katholiken, sondern jedes vorurtheilsfreien Denkers verdient.

Eigenthümlicher Weise war es unser Russe, welcher sich am schwersten vom Escorial zu trennen vermochte. Während er seine Gattin mit mir und dem stets vergnügten Americaner, auf den gar Nichts irgend einen Eindruck machte, vorangehen ließ, machte er noch einmal die Runde um den colossalen Bau. Ich aber schaute nochmals an der erhabenen Kuppelwölbung empor, welche in jedem Sinne das Höchste des Ganzen ist, und ließ es dabei bewenden.

Auf dem Rückweg wurden wir wiederholt aufgefordert, doch auch noch den Fürstengarten — jardin del principe — mit der darin stehenden Casita zu betrachten. Die Kinder dieses Jahrhunderts versicherten mir, daß dieser Palast und

Garten im Grund genommen weit prächtiger und sehenswürdiger sei, als der Escorial. Als ich aber vernahm, daß es sich um einen Sommerpalast Karl's IV. handle, lief ich entsetzt den Berg hinunter, und selbst der Americaner hatte keine Lust nach Mehr von dieser Sorte. Nach kurzer Rast kam der Abendzug von Madrid, und führte uns über die Grenze zwischen Alt- und Neu-Castilien.

Valladolid.

Von jetzt an werden wir wieder ziemlich schnell reisen, mein freundlicher Leser! Die Zeiten der Abschweifungen und Räsonnements sind vorüber, der Kern und Mittelpunkt Spaniens, von Malaga bis Madrid, ist durchforscht, so gut Zeit und Kräfte es erlaubten, und wir kehren zu den großen und groben Zügen zurück, mit welchen wir zu malen angefangen hatten.

Ein rasch fahrender, vortrefflicher Bahnzug brachte uns in etwa siebenthalb Stunden nach Valladolid. Diese Eisenbahnfahrt ist sicherlich eine der allerinteressantesten, die es auf Erden gibt, insbesondere der erste Theil derselben, die Fahrt durch das Guadarrama-Gebirge. Nicht weniger als siebzehn, rasch auf einander folgende Tunnels von 340, 245, 75, 674, 100, 144, 60, 144, 60, 130, 314, 945, 152, 130, 1000, 133 und 119 Meter, nebst einem großartigen Viaduct von einhundertundvierzehn Meter Länge mögen durch diese Zahlen ein Bild geben von den gewaltigen Schwierigkeiten, gegen welche dieser kühne Eisenbahnbau zu kämpfen hatte. Auf einer Höhe von über dreitausend Fuß durchschneidet die Bahn das steile und rauhe Gebirge in nordwestlicher Richtung. Ein Gewitter mit heftigem Hagelschlag brachte eine so außerordentliche Abkühlung, daß ich eine Zeit lang in zwei Röcken ordent-

lich schlotternd dasaß, was meinen Reisegefährten dritter Klasse gleichfalls so erging. Da wir erst gegen Mitternacht unter Dach kommen konnten, so kaufte ich mir in der Bahnhof-restauration der alten Stadt Avila ein Stück Fleisch, ein Brödchen, und einen Schoppen Wein in mein Fläschchen, für welche Kleinigkeit ich nicht weniger als einen Thaler nach unserm Geld bezahlen mußte, wofür ich einige spanisch ausgedrückte deutsche Grobheiten zurückließ.

Nun war das Gebirge überstiegen, und wir drangen unaufhaltsam in die altcastilischen Fluren ein. Ich kann sie aber für heute nicht abschildern, weil es Nacht geworden war, und zwar finstre, kühle Nacht. Ein betrunkener Franzose, der die Wiederannäherung an die westeuropäische Civilisation als ihr erster Apostel verkündet hatte, war endlich zur Freude seiner nüchternen und ernsten castilianischen Umgebung eingeschlafen. In ihre braunen Mäntel gewickelt, saßen die gesetzten und stolzen Spanier schweigend in dem wohlbeleuchteten Wagen, und so kamen wir zur bestimmten Zeit im Bahnhof zu Valladolid an. Hier zeigten sich Spuren einer strammeren polizeilichen Beaufsichtigung des Fremdenverkehrs. Vor dem Austritt aus dem Bahnhof wurde mein Paß besichtigt, und als ich mich hierüber wie billig verwunderte, sagte mir der betreffende Bedienstete mit spanischer Naivetät, in dieser Beziehung sei Valladolid ein übler Platz, „mala plaza!“ Im Omnibus, welcher nach der fonda de Paris fuhr, traf ich mit meinem russisch-americanischen Kleeblatt wieder zusammen. Hier und nachher in Burgos im gleichen Gasthof wohnend, trennten wir uns jeweils, so oft es in die Eisenbahnwaggons ging, da sie als reiche Leute in erster Klasse die Welt durchfuhren. Sie hatten auch ihre Päße nicht zeigen müssen; ob wegen der Dame, wegen der ersten Klasse, oder weil sie überhaupt weniger polizeiwidrig aussahen, als ich, bleibe dahin-

gestellt. Die fonda de Paris, um sie gleich hier abzufertigen, ist gut und nicht zu theuer.

Vom folgenden Tag konnte ich für Valladolid die Stunden bis zur Hauptmahlzeit verwenden; gegen Abend mußte weiter gezogen werden nach Burgos.

Was ich von Valladolid, im Mittelalter wohl der größten Stadt Castiliens und längere Zeit Sitz des castilianischen Königshofes gesehen habe, ist aber Folgendes.

Die Stadt liegt an dem großen Canal von Castilien, welcher von Alar del Rey bis Simancas Altcastilien durchzieht, und am Flusse Pisuerga, einem Nebenfluß des Duero, welch letzteren großen Strom wir in der Nacht kurz vor Valladolid überschritten hatten, in einer altcastilischen Ebene. Dieses Wort bedeutet schon eine große Veränderung der Situation. Es kommen zwar bei Valladolid noch einzelne kahle Hügel oder Berge vor, aber im Allgemeinen tritt schon das Grün nordischer Wälder wieder in den Vordergrund. Die südliche Vegetation hat aufgehört, eine frische, kühle Luft umweht uns, wir glauben, weit nördlicher zu sein, als im südlichen Frankreich, und befinden uns doch in der That unter dem Breitengrade von Rom. Ernste Ruhe characterisirt die Landschaft, aber diese Ruhe hat nicht die düstere Erhabenheit einer neucastilischen Hochebene, sondern etwas von der milden Freundlichkeit eines deutschen Thales. Valladolid ist eine gewerbsame und fabrikenreiche Stadt von nahezu fünfzigtausend Seelen, im Besitze einer alten Universität, deren Existenz in letzter Zeit, ich weiß nicht aus welchem Grunde, bedroht gewesen war. Alle Zeitungen waren gerade voll von Dank und Freude über die Tags zuvor aus der Residenz eingetroffene Nachricht von der Erhaltung dieser Anstalt.

Dieser Umstand gab mir Veranlassung, vor Allem das Universitätsgebäude aufzusuchen, um wenigstens einen Begriff

von dem architectonischen Gewand dieser alma mater mitzunehmen. Der Gang war wohl der Mühe werth, denn die Façade dieser Universität ist ein mittelalterliches Kunstwerk im besten Sinne des Worts.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus schönen dunkelgelben Quadern aufgeführt, mit mächtigen gothischen Strebepfeilern und wunderschönen Fenstereinfassungen, erfreut diese Façade in hohem Maaß durch harmonische Gliederung und auserlesene, nicht überladene Verzierung. Ein Tempel christlicher Wissenschaft kann kaum würdiger und edler aussehen. Ich betrat das Innere des Gebäudes und erging mich hier unter den zahlreichen, in brauner capa und schwarzem Cylinderhut ungemein ernst und würdevoll aussehenden Studenten in den weiten, großen, mit ausgedehnten Bogenhallen umgebenen Höfen, welche, obwohl in edler Einfachheit gebaut, doch neben der prächtigen Façade sich nicht zeigen können. Die Studenten schienen alle sehr erfreut, daß man sie in Valladolid weiter studiren lasse. Dieser frohen Empfindung gaben sie als echte Spanier durch emsiges, eifriges Spazierengehen ihren nationalen Ausdruck. Ein spanischer Student sieht übrigens, wie ich schon angedeutet habe, einem deutschen Wesen gleicher Benennung ganz außerordentlich wenig ähnlich. Hier war Nichts zu entdecken von Farben, Bändern, Mützen, Nichts von jenem ganzen genußsüchtigen Maulheldenthum, in welchem „wir Studenten“ uns zu gefallen pflegen, und welches nach wenigen Jahren „practischen Lebens“, d. h. sehr oft der Grobheit nach unten und der feilen Kriecherei nach oben, in das abgestandenste Staatshämorrhoidenwesen oder in die blasirteste Residenzmanier überzugehen pflegt. Ich sage dieß nicht, als ob ich ein leidenschaftlicher Verehrer von Mantel und Cylinder wäre; denn diejenigen meiner Leser, deren persönliche Bekanntschaft zu genießen ich die Ehre habe, werden

mir nöthigenfalls gern das Gegentheil bezeugen. Allein mich freute das mit voller Jugendkraft so gut, und was noch mehr ist, lang vereinbare männlich ernste und tüchtig gesetzte Wesen dieser jungen Leute.

Von Valladolid's Universität wendete ich mich seinen Kirchen zu. Da diese Stadt im Mittelalter eine große Rolle gespielt, an den Kämpfen gegen die Mauren einen hervorragenden Antheil genommen hat, so konnte es mich nicht befremden, eine sehr große Anzahl christlicher Gotteshäuser hier zu finden. Abgesehen von einigen unbedeutenden, die ich besucht habe, ohne daß ich etwas Besonderes zu bemerken fand, muß ich hervorheben die Kathedrale und die Pauls-Kirche.

Der ersteren kann ich jedoch nur ein sehr bedingtes Lob ertheilen. Sie soll zwar gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts nach Juan de Herreras' Plan begonnen worden sein, allein sie blieb unvollendet und wurde erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in anderem und schlechterem Style fortgesetzt. Gleichwohl sieht sie mit ihren Rundbogen und viereckigen Pfeilern alt, ich möchte sagen, künstlich alt aus, und da sie keinen Thurm besitzt, indem derselbe vor fünfundzwanzig Jahren einstürzte, so kann man sie auch jetzt nicht als etwas Vollendetes erkennen. Im Innern sind der Chor mit schön geschnitzten Stühlen, und eine vorzügliche Concepcion, ich weiß nicht von welchem Meister, die interessantesten Gegenstände.

Von der Paulskirche habe ich nur die Façade gesehen, das Innere nicht. Einmal war die Kirche geschlossen und ich hatte nicht wohl Zeit, dem Sacristan nachzulaufen. Dann aber, und dieß ist der Hauptgrund, fand ich an dieser Façade ein solches Wunderwerk gothischer Sculptur und Architectur, daß ich vom Innern Nichts mehr sehen wollte. In der That,

es thürmt sich hier ein ganzes Prachtleben von biblischer und kirchlicher Geschichte in den schönsten und gelungensten Arbeiten, das Mannigfaltige und Kleine zum Großen und Ganzen echt künstlerisch verbindend, vor dem staunenden Auge bis zu schwindelnder Höhe auf. Auch diese Kirche entbehrt den Schmuck eines schönen Thurmes.

Unter Valladolid's architectonische Zierden muß auch sein großer Platz (plaza mayor oder de la constitucion) gerechnet werden, von Philipp II. im Jahr 1561 nach einem entsetzlichen Brand in großem Styl mit schönen Bogenhallen und stattlichsten Häusern angelegt. Er hat Aehnlichkeit mit der plaza mayor in Madrid.

Valladolid ist die Stadt, in welcher Christoph Columbus 1506 starb, und Philipp II. 1527 geboren ward. Die zwei Häuser, welche die Schauplätze dieser Thatsachen waren, werden noch gezeigt, ohne etwas Besonderes zu bieten.

Das Kunstmuseum habe ich nicht besucht, obwohl ich weiß, daß mehrere verdienstvolle Werke der Malerei und Bildhauerkunst sich darin befinden; denn ich hätte, um noch eine solche Sammlung mit Verstand zu genießen, für sie allein mindestens so viel Zeit aufwenden müssen, als ich für ganz Valladolid vor mir hatte.

Die schöne Alameda draußen am Flusse ist des Besuches werth. Ueber die stattliche Pisuerga führt eine prächtige steinerne Brücke von zehn Bogen. Einen Taglöhner, der offenbar entweder aus der Stadt oder aus der nächsten Umgegend war, fragte ich, um ein Gespräch mit ihm anzufangen, auf der Brücke, wo er gerade keinen Taglohn verdiente, wie der Fluß heiße. Er versicherte mich treuherzig, daß er es nicht wisse, und bezeigte auch nicht das geringste Verlangen, es jemals zu erfahren; unter diesen Umständen verzichtete ich auf die beabsichtigte Unterredung.

Auf der andern Seite des Flusses gelangt man an den Canal von Castilien, zu dessen Ehren hier ein großes Haus erbaut ist, in welchem die mit dem Canal zusammenhängenden Geschäfte besorgt werden. Hinter demselben erhebt sich ein kahler, fast Berg zu nennender, entsetzlich öde, heiß und unfruchtbar aussehender Hügel, mit einem verfallenen Thurm, welchen ich unter vielen Schweiß erklomm, um ein Gesammtbild von Stadt und Landschaft zu bekommen. Da erstere keine hervorragenden Thürme, letztere keine großartigen Berge besitzt, so ist das Ganze keinenfalls unter die bevorzugten Punkte Spaniens zu zählen. Trotz des reichlichen und frischen Grünes liegt ein gewisser Schleier der Wehmuth über diesem weiten Hügellande, den ich mir eben so wenig vollständig zu erklären vermochte, als er hinwegzubannen war. Meinen Gang auf diesem ganz Valladolid beherrschenden Punkte bereue ich aber keineswegs, denn nur von solchen Punkten aus lernt man Städte mit Einem Blicke überschauen und ihren Eindruck fest behalten.

Es war in Bezug auf das Wetter ein sonderbarer Tag. Morgens hatten wir eine Kühle, welche einem deutschen Märzmorgen alle Ehre gemacht hatte, und als ich oben auf dem Berge in der nun hervorgebrochenen Sonne stand, welche bald mit echt spanischen Strahlen zu wirken anfing, wurde dieser schroffe Uebergang gar zu empfindlich. Als ich dann wieder in die Stadt kam, und die Leute, welche sich nicht so energische Bewegung gemacht hatten, wie ich, immer noch mit den braunen Mänteln vor dem Munde langsam einhergehen sah, kamen mir diese Castilianer fast drollig vor.

So sehr, wie in Valladolid, ist mir sonst nirgends ernsteste Ruhe, mit etwas Beigeschmack von Indolenz, aus dem Charakter und Wesen des spanischen, oder daß ich recht sage, des castilischen Volkes entgegengetreten. Valladolid ist doch

gewiß eine Stadt von bedeutendem Handel und Wandel, allein auch das macht keineswegs den Lärm, welcher an andern Orten mit den gleichen Beschäftigungen verbunden zu sein pflegt. Es geht Alles in beinahe feierlicher Stille vor sich, und da man sich doch in einer bedeutenden Stadt weiß und sieht, so wünscht man sich hie und da wirklich ein wenig mehr Spektakel.

Auch den Zeitungen dieser Provinzhauptstadt fühlte ich den Puls; auch er schlug ziemlich lahm.

Die verhältnißmäßige Nähe der Heimath gab sich in dem Vorhandensein echten deutschen Bieres kund, welches ich mit Vergnügen kostete.

Entweder war ich, ohne es zu wissen, noch von den vielen Gedanken und mannigfachen Eindrücken des Escorial müde, oder die castilische Trägheit war auch in mich gefahren; kurzum, ich verträumte zwei bis drei Nachmittagstunden bei einem ruhigen und behaglichen Spaziergang in der ausgedehnten Stadt und am kühlen Ufer des stattlichen Flusses. Ich dachte, es gehöre mir auch Etwas, nicht nur dem Leser.

Mit Valencia und ähnlichen Städten verglichen, macht Valladolid einen geringen Eindruck; obgleich es eine bedeutende und an geschichtlichen Erinnerungen reiche Stadt ist, hat es doch seinen ursprünglichen und mittelalterlichen Character verloren, ohne es in dem modernen Wesen schon zu etwas Rechten gebracht zu haben. Die Sanct Pauls-Façade scheint verstimmt und verdrießlich auf das Gewürm des neunzehnten Jahrhunderts herabzuschauen. Mir wäre lieber, sie hätten etwas mehr Indolenz abgegeben, und dafür einige andere Sachen aus dem Mittelalter behalten.

Bei Tisch traf ich wieder mit meinen Russen zusammen, welche in Begleitung eines Führers, abgesehen vom Museum, das sie, wenn ich nicht irre, besucht hatten, nicht einmal so weit gekommen waren, als ich. Sie brachten im Allge-

meinen den nemlichen Eindruck einer nur mäßigen Befriedigung mit.

Uebrigens sei es ferne von mir, irgend Jemanden von einem kurzen Besuch der ehrwürdigen alten Stadt abhalten zu wollen. Zufälligkeiten, augenblickliche individuelle Stimmungen bedingen die Urtheile von uns Reisenden eben so, wie diejenigen anderer Menschen; und wenn mein nächster gedruckter Reisenachfolger mich zu Gunsten Valladolids in wesentlichen Punkten widerlegt, so soll es mich herzlich freuen.

Abends zwischen sechs und sieben Uhr nahm uns der Bahnzug wieder in seine unsanften Arme, um mit uns nach Burgos zu raßeln. Dieser Weg war in vier Stunden zurückgelegt. Wir hatten eine prächtige Mondfahrt, aber das reine Gestirn leuchtete kalt auf die ernste Gegend herunter. Alles im Wagen war dicht in Mäntel eingewickelt, nur ich nicht, da ich durch eine gute Mahlzeit heute gehörig erwärmt war, was gestern weniger der Fall gewesen. Bei Venta de Baños zweigen die Bahnen nach Santander und Leon ab; bedeutende Städte oder interessante Ortschaften liegen zwischen Valladolid und Burgos nicht. Das Land liegt nicht mehr so hoch, wie bei der gestrigen Fahrt, aber immer noch auf einer ganz achtungswerthen Höhe, zweitausendsechshundert bis zweitausendachthundert Fuß über dem mittelländischen Meere.

Um eilf Uhr waren wir in Burgos, wo uns die Fonda de Rafaela aufnahm. Wie es sich für ein Wirthshaus mit so weiblichem Namen schickt, herrscht hier, im grellsten Gegensatz zum südlichen Spanien, die weibliche Bedingung außerordentlich vor; ich kann mich kaum erinnern, außer den Fremden ein männliches Wesen im Hause gesehen zu haben. So von irdischen Engeln behütet, schlief ich in Burgos vor allen Dingen ein,

Burgos.

Und erwachte zu großen Freuden. Denn man kann einen Ausflug nach Spanien nicht leicht mit einer schönern Station beschließen, als mit dieser edlen, königlichen Stadt. Auf der großen Bahn des Kampfes gegen den Halbmond war Burgos die erste Hauptstadt der alten castilischen Könige. Von hier aus drangen Alphons II. und Ferdinand der Heilige gegen Süden vor, von hier machte der große Cid sich auf, Valencia zu gewinnen. Noch zeigt man im Kapitelsaale des Doms den Kasten, welchen der Cid, mit Steinen, statt Geld gefüllt, zwei Juden als Unterpfand für ein Darleihen zurückgelassen habe, als er in die Verbannung zog; noch werden im Rathhause die Skelette vom Cid und seiner Gemahlin Ximene aufbewahrt.

Im Thale des Flußes Arlanzon, am Fuße eines steilen, vom Schloß San Miguel gekrönten Hügels, in einer grünen, lachenden Ebene, stellt sich Burgos in zaubervoller Schönheit dem Auge dar. Wie es mir ergangen wäre, wenn ich von dieser Seite her Spanien betreten hätte, vermag ich nicht zu beurtheilen. Nun aber, da die südlichen, man kann wohl sagen, die asiatischen und africanischen Partieen des herrlichen Landes schon an mir vorübergegangen waren, erschien mir der ausschließlich europäische Charakter der altcastilischen Gegend so auffallend, daß ich fast in Deutschland zu sein meinte. Jener weiße Glanz des Himmels, jenes nackte Graugrün der Oliven, jene gewaltigen Arme der Cactus- und Aloe-Pflanzen waren nicht mehr da, von der Palme gar nicht zu reden. Ein gediegenes bairisches Himmelblau wölbt sich hier über einer üppig saftgrünen Welt von blattreichen Bäumen; die Gegend ist fruchtbar an Getreide, die Luft kühl und erquickend, es ist eine Idealisirung der deutschen Naturzustände.

Und wie mit der Gegend, so verhält es sich mit der Stadt selbst. Hier ist Nichts mehr von Valencias Strassenknäuel, von Cordovas engen, niedrigen Maurenhäuschen, Nichts mehr von den bezaubernden Patios in Sevilla und Nichts von Toledos steilen, gebirgigen Gassen. Nein, in breiter Behaglichkeit und gemüthlicher Ausführlichkeit dehnt sich Burgos, wiewohl eine so alte Stadt, mit seinen geräumigen, lichten und wohnlichen Straßen weithin aus. Obwohl an Einwohnerzahl weit unter Valladolid stehend, da Burgos nur etwa dreißigtausend Seelen zählt, scheint letztere Stadt dennoch bei weitem die größere und stattlichere von Beiden.

Es war am kühlen Morgen eines prachtvollen Maitages, als ich, die duftige Luft mit vollen Zügen in mich saugend, meine kleine Wanderung durch Burgos begann. Wenn manche Reisebeschreiber bis in die neueste Zeit von dem öden und todten Wesen in Burgos gesprochen haben, so muß ich dem auf's Entschiedenste widersprechen. Ich will Burgos nicht für eine hervorragende Handelsstadt ausgeben, aber ein durchaus regsames und emsiges Treiben und Leben hat sie mir in allen ihren Theilen und in jeder Beziehung gezeigt. Der Gegensatz, welchen mir die Stadt in Beziehung auf das Wesen ihrer Bewohner und die allgemeine Form des Lebens mit Toledo und Valladolid zu bilden schien, war ein hervorstechender und durchaus für Burgos günstiger. Gewissermaßen den Mittelpunkt des Ganzen bildet der schöne und geräumige Constitutionsplatz mit seinen zum Theil gewöhnlichen, zum Theil aber auch recht schönen Waarenmagazinen; der heitere, prächtige Raum ist nur verunziert durch ein schlechtes Erzstandbild Karls III., dem aufgeklärten König des achtzehnten Jahrhunderts von einem dankbaren Burgolesen gewidmet. Sehr schön und freundlich sind auch die öffentlichen Spaziergänge, welche sich in breiten und schattigen Alleen an beiden Ufern des Flusses

hinziehen und uns erinnern, daß wir wirklich noch in Spanien sind. Mehrere große steinerne Brücken führen auf weiten und stolzen Bogen über den Fluß. In der Vorstadt jenseits des Flusses, gleich über der untern Brücke, liegt, jetzt in Trümmern, die frühere Pauls-Kirche, deren großartige Bogen noch im Verfalle die Herrlichkeit vergangener Zeit bekunden. Dieß war aber auch der einzige verstimmende und schmerzliche Anblick in Burgos. Ein Trupp Soldaten haust jetzt in den Kirchentrümmern, und ich wußte nicht, ob ich mich mehr über die Stadt wundern sollte, die so Etwas duldet, oder über die Staatsregierung, die es thut.

Zur Kathedrale, dem nie genug zu preisenden Kleinod dieser Stadt, führt vom Flusse her ein die Straße überwölbender, massiver Triumphbogen, Arco de Santa Maria. Dieser Bogen, unter Carl V. und auf seinen Befehl erbaut, ist für sich allein schon ein großes Kunstwerk, welches eben so sehr durch die gediegene Kraft und Macht seiner Verhältnisse im Großen, als durch die Kunstvollendung des architectonischen und plastischen Schmuckes im Einzelnen erfreut. Im obersten Bogen thront das Standbild der Himmelskönigin mit dem Jesuskinde, unter ihm steht eine Anzahl geschichtlicher Standbilder von großem Werth, welche den Kaiser selbst, und außer ihm mehrere Männer von Bedeutung in der Geschichte von Burgos darstellen, insbesondere Mitglieder der berühmten Familie der Velascos, Condestable von Castilien, welchem edlen Geschlechte Burgos auch seinen Dom verdankt. Der bisher angeführte Schmuck des Thores kehrt sich nach außen gegen den Fluß hin; auf der Nordseite ist die Hinrichtung eines spanischen Ritters, der eine Dame beleidigt hatte, dargestellt. Das Ganze ist großartig und edel, wie nur irgend Etwas aus der Zeit und dem Geiste Karl's V.

Und nun treten wir vor die Kathedrale, welche wir

leider, wie fast überall in Spanien die großen Kirchen, beinahe von allen Seiten jämmerlich umbaut und verstellt finden, so daß sich kaum ein erträglicher Standpunkt für Abbildung des Ganzen oder Aufnahme einer Photographie finden läßt. Doch ist vor der Thurmfaçade ein kleiner freier Platz, wo man wenigstens diesen prächtigen Hauptheil der Kathedrale schön und vollständig übersieht.

Diese Kirche ist, so wenig man es bei ihrem Anblicke glauben sollte, das Werk mehrerer Jahrhunderte. Schon im Jahr 1221 wurde der Grundstein gelegt, während die Thürme und der Chor erst im fünfzehnten und theilweise sechzehnten Jahrhundert vollendet wurden. Der deutsche Baumeister Johann von Köln war, im füufzehnten Jahrhundert, der eigentliche Erbauer der zwei Hauptthürme. Bei Beurtheilung dieses Bauwerks läßt sich die, von unwiderstehlichem Gefühle eingegebene, begeisterte Bewunderung des Betrachters durch die Einwendungen der kritischen Kunstgeschichte weder bedingen, noch beschränken. Die letztere macht geltend, daß an den einzelnen Theilen der Kathedrale die große Verschiedenheit der Jahrhunderte, welchen dieselbe ihre Entstehung verdanken, auffallend erkennbar, daß mit Einem Worte das Ganze nicht harmonisch aus Einem Geiste hervorgegangen sei. Sie versteigt sich sogar zu der schweren Behauptung, daß manche dieser einzelnen Theile, namentlich die später entstandenen „schwerfällig in der Form und roh von Arbeit" sind. Ich will es nur offen gestehen, daß, wenn ich solche Sachen nicht in guten Büchern gelesen und gelernt hätte, sie mir in Burgos nimmermehr eingefallen wären. Ich habe Nichts davon gemerkt, daß die Kathedrale in verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Meistern gebaut ist; ich habe nicht eine einzige Form, nicht Einen Bogen, nicht Eine Spitze an ihr gesehen, die mir mißfallen hätte.

Wie ein erhabenes steinernes Gebet stieg der heilige Bau vor meinen Augen gen Himmel empor, und nahm Herz und Seele mit sich. Ohne alles Bedenken erkenne ich der Kathedrale von Burgos die Siegespalme zu vor allen gothischen Kirchenbauten, die ich kenne, jene von Köln, Straßburg und Freiburg nicht ausgenommen. Hier ist freilich nicht die vernichtende Großartigkeit der Raumverhältnisse, die eigenthümliche Verschmelzung des Christlichen und Orientalischen, welche man nirgends so, wie in Sevilla findet. Was aber nur in Burgos zu sehen ist, das in sich Vollendete, nach allen Richtungen und in allen Theilen Durchgebildete und Ausgebaute, die ganz vollkommene Offenbarung des künstlerischen Gedankens in dem, was wirklich zu Stande kam, das muß ich allen andern Eigenschaften anderer Bauwerke voranstellen.

Und ich sollte meinen, die erwähnten kritischen Einwendungen seien in der That nicht von großem Belang. Es ist zwar geschichtlich nachgewiesen und auch für den Laien erkennbar, daß das nördliche Portal älter ist, als das südliche, und daß die westliche Façade mit den zwei Hauptthürmen neuer ist, als Beide. Allein Niemand wird bestreiten, daß alle Theile der Kirche im reinsten Styl vollendeter Gothik ausgeführt sind, daß also die späteren Meister sich mit tiefem Verstand und großem Glück an die Idee und den Geist der ersten Meister angeschlossen, mit Liebe und gebildetem Geschmacke in den Plan des Ganzen versenkt haben. Wo aber solches gelungen ist, da darf die Verschiedenheit der Zeiten, welche zu einem so großen Werke beigetragen haben, für das kunstgeübte Auge recht wohl erkennbar sein, ohne dem Ganzen zu schaden; ich möchte vielmehr sagen, daß es keine mächtigere Probe von der Kraft und Heiligkeit einer Idee geben kann, als eine solche Durchdringung und Ueberwindung ganzer

Jahrhunderte durch Einen, viele Generationen beherrschenden künstlerischen Gedanken.

Was aber den Vorwurf der Rohheit und Schwerfälligkeit betrifft, so muß ich ihn nach dem mir beschiedenen Maße von Erkenntniß geradezu für unbegründet erklären; denn außer dem Kölner Dome habe ich wohl nirgends solche Zierlichkeit der Formen, solche Beherrschung des Steins durch die Künstlerhand, vor welcher er zu schmelzen scheint, solch ein feines und graziöses Steingewebe gesehen, als an dieser Kirche. Ich wiederhole es mit vollster Ueberzeugung: sie ist für mich das höchste und vollendetste Denkmal der gothischen Baukunst.

In Form des lateinischen Kreuzes erbaut, gehen ihre Größenverhältnisse nicht über ein gewisses Mittelmaß hinaus. Die Länge beträgt dreihundert, die Breite der drei Schiffe dreiundneunzig, jene des Kreuzes zweihundertfünfzehn, die Höhe der zwei Hauptthürme etwa dreihundert, jene des Chorthurms fast zweihundert Fuß. Man sieht aus diesen Zahlen, daß wir es nicht mit einem Baucoloß, sondern mit einer anständig großen Kirche zu thun haben.

Ueber einer, mit reichen Bildhauerarbeiten geschmückten, in der Mitte der halben Höhe mit einer gewaltigen Rose prangenden, westlich gelegenen Façade steigen in ganz gleichen Verhältnissen zwei bis in's Kleinste vollkommen ausgebaute Thürme empor. Ueber einem großen gothischen Doppelfenster von den graziösesten Formen, dessen Basis mit einer großen Anzahl heiliger Statuen geschmückt ist, erhebt sich eine Galerie zwischen den beiden Thürmen, welche von nun an getrennt dem Himmel entgegenstreben, während bis dahin der Mittelbau sie vereinigt gehalten hat. Von dieser Galerie an hat jeder der beiden Thürme zunächst noch Eine, mit erhabenen Spitzbogenöffnungen nach allen Seiten sich erschließende, und mit

je vier Eckthürmchen von zierlichster Feinheit endigende Abtheilung. Von den Platformen dieser Abtheilungen, bis wohin man ganz bequem steigen kann, spitzen sich nun die Pyramiden in ebenso kühnen, als leichten Formen zu.

Ueber dem Durchschnittspunkte des Kreuzes erhebt sich sodann in achteckiger Form der Thurm, in welchem die Kuppel emporsteigt. Auf allen Seiten von zierlichen Thürmen umgeben, endigt er in einem Strahlenkranz von acht Thürmchen, welche meiner Meinung nach das Vollendetste und Schönste an der ganzen Kirche sind. Eine Thurmkrone von gleicher Schönheit und ähnlichen Verhältnissen schließt östlich, über der Grabcapelle des Gründers der Kirche, die volle Herrlichkeit des ganzen Baues ab.

Das nördliche Portal, Apostelthor genannt, zeigt in reichen, höchst alterthümlichen Figuren, den von Maria und Johannes verehrten Erlöser, von Engeln mit den Leidensinstrumenten umgeben. Weiter unten ist eine Kirche dargestellt, neben welcher einige Mönche Frauen zum Gotteshause laden, während zwei andre Mönche von Teufeln gepeinigt werden. Noch weiter unten, zwischen Säulen vertheilt, zeigen sich die colossalen Statuen der zwölf Apostel.

Das Südportal, jünger und größer als das nördliche, ist im obersten Felde mit dem Bild des segnenden Christus, welchen die vier Evangelisten umgeben, geschmückt. Unten daran zeigen sich in Einer Reihe die zwölf Apostel, hier sitzend dargestellt.

So viel vom Aeußern dieser Kirche, von welcher ein Bild durch Worte zu geben eine schwerere Arbeit ist, als der gute Leser in Schlafrock und Pantoffeln wohl glaubt.

Als ich mich mit diesen äußeren Bauformen und künstlerischen Darstellungen einigermaßen vertraut gemacht hatte, bestieg ich in Gesellschaft der Tochter des Thurmwärters, einer

fröhlichen kleinen Spanierin von sehr geringer Schönheit, den rechten der beiden Thürme bis zum Anfang der Pyramide. Unter den Glocken sind einzelne von bedeutender Größe, die sich aber mit der großen Glocke von Toledo nicht messen können. Die Thurmbesteigung sollte ja Niemand unterlassen, den sein Schicksal auch nur auf zwei Stunden nach Burgos führt. Schon der Blick über die schöne Stadt und die reizende Gegend ist wonnevoll. Großartig ragt das alte Castell über die Stadt empor, während sie selbst mit ihren Vorstädten auf beiden Seiten des Flusses sich ansehnlich und stattlich verbreitet. In der Ferne, auf einer Anhöhe jenseits des Flusses, mahnt der gothische Bau der Karthause von Miraflores, den Besuch bei ihm ja nicht zu unterlassen. Einen ganz besonderen Werth hat aber die Thurmbesteigung deshalb, weil sie in der That das einzige Mittel ist, die volle architectonische Herrlichkeit der Kathedrale zu begreifen. Hier in Gottes freier, köstlicher Luft, abgeschieden von der Erde und kaum noch ihr Gesumse wahrnehmend, ließ ich den Blick mit einem an Seligkeit grenzenden Gefühle durch diesen steinernen Himmel irren. Eine Thurmspitze neben der andern, eine Strahlenkrone hinter der andern, ein ganzes Meer der heiligsten und herrlichsten Formen! — Und in allen diesen Formen der Ausdruck Eines Gedankens, des glühendsten Gottverlangens, der sehnsuchtvollsten Liebe zu dem, der uns zuerst geliebt. Namentlich von dem Anblicke des achteckigen Kuppelthurmes vermochte ich mich kaum loszureißen. Soll doch Philipp II., ein kalter Bewunderer, gesagt haben, er scheine eher ein Werk von Engeln, als von Menschenhand. Die acht Eckthürme mit ihren schlanken, zarten Formen und Verhältnissen kamen mir vor, wie steinerne Blüthen, die man vom Finger eines Kindes könnte pflücken lassen, oder sie mahnten mich an die schönsten Formen, die man jemals auf

gefrornen Fensterscheiben gesehen hat, oder sie riefen mir Dantes Schilderung des höchsten Himmels vor die Seele zurück. Aber vergeblich suche ich nach neuen Bildern; hat doch Philipp II. in der That das Beste gesagt. Dieser Kranz von Thürmen sieht aus, als ob eine Heerschaar von Engeln, um den Beifall des Himmels zu der ganzen Kirche auszusprechen, bei nächtlicher Weile ihn wie ein Siegel der Göttlichkeit dem Thurme aufgedrückt hätte.

Nachdem ich mich endlich von dieser wahrhaft heiligen Beschauung losgerissen, betrat ich das Innere der Kathedrale. Es ist der Außenseite würdig, wenn auch allerdings nicht so einzig in seiner Art, wie sie.

Man bemerkt recht wohl, daß hier im Innern der gothische Baustyl schon mit dem byzantinischen die Herrschaft theilt. An der Rückseite des Hochaltars fesseln prächtige Bildwerke aus der Leidensgeschichte unsere Bewunderung. Dann folgt die Kapelle des Condestable, in welcher Don Velasco, Gründer der Kirche, mit seiner Gemahlin begraben liegt. Grabdenkmäler aus carrarischem Marmor ehren ihr Andenken.

Die Vorderseite des Hochaltars prangt in reichster Holzvergoldung mit einer verschwenderischen Fülle der schönsten Arbeiten, die ich mir unmöglich einzeln merken konnte. Auch die Seitenkapellen, wenn ich nicht irre, zwölf an der Zahl, entfalten große Pracht. Von den Glasmalereien voll feenhafter Farbenpracht will ich nur sagen, daß man sie ansehen muß, um ihre Schönheit zu empfinden.

Auch an Oelgemälden ist die Kirche, die Sacristei und der Kapitelsaal reich. Ich erwähne nur die berühmte „büßende Magdalena", welche dem Leonardo da Vinci zugeschrieben wird, den Christus am Kreuze von Domenico Theotocopuli, und die Madonna mit dem Kinde, von Murillo. Die Magdalena ist jene bekannte reizende Sünderin, über die Hüften

leicht mit einem Fell bedeckt, mit aufgelösten Haaren, die Arme auf die Brust gelegt, mit gen Himmel gerichtetem Blicke. Endlich darf ich die kolossale Madonna in einer der Kapellen nicht vergessen; die sitzende Mutter hält das Jesuskind, welches segnend neben ihr steht, während zwei Engelknaben sie krönen; ein höchst eigenthümliches, großartig gedachtes Bild! Daß die Seitenschiffe ein wenig zu niedrig sind, ist wohl der einzige Umstand, der mir an der ganzen Kathedrale etwas störend auffiel. In allen andern Beziehungen hat sie nur einen ganz unaussprechlichen, mächtig erhebenden Eindruck hinterlassen, den ich in meinem Tagebuch als Schluß der auf dieses herrliche Bauwerk bezüglichen unmittelbar nach der Besichtigung geschriebenen Notizen in die kurzen Worte zusammengedrängt finde: „Schönste Kirche, die ich kenne."

Ein Leser, der von mir nicht das Unmögliche verlangt, wird mir nicht verdenken, daß ich mit der Betrachtung des bisher Geschilderten meinen ganzen Vormittag zubrachte, und nicht einmal den Versuch wagte, die oben erwähnten Skelette des Cid und seiner Gattin zu sehen. Cid ist mir lieb, und den Tod fürchte ich nicht, aber die Skelette sind nicht meine besondere Liebhaberei, und das am Constitutionsplatz gelegene Rathhaus von Burgos ist so geringfügig, daß ich auch aus diesem Grund kein Verlangen trug, es zu betreten.

Dagegen machte ich mich nach dem Almuerzo zwischen zwölf und ein Uhr auf den Weg, um die Karthause von Miraflores zu besuchen, welche stark drei Viertelstunden von Burgos, wenn ich mich recht erinnere in südöstlicher Richtung, auf einem mäßigen Hügel ruht.

Von mehreren Reisenden habe ich die Bemerkung gelesen, daß sie von ihren Führern auf schattenlosem Wege zur Cartuja gebracht wurden. Das ist ein Beispiel mehr für meine Reisetheorie von den Vorzügen der Führerlosigkeit. Nachdem mir

die junge Thurmwärterin auf der Kathedrale die Cartuja von Weitem gezeigt hatte, ging ich einfach über die Brücke des Arlanzon, und nach der bezeichneten Richtung zu. Dabei befand ich mich auf mehr als der Hälfte des Weges unter kühlen, prächtigen Alleen, und erst, als ich die Bahnlinie überschritt, und die Ersteigung des Hügels begann, trat die Schattenlosigkeit ein. Sie hat übrigens in Burgos schon bei weitem nicht mehr die Beschwerden und Gefahren im Gefolge, von welcher sie in Südspanien, und selbst auf den Hochebenen Neucastiliens begleitet ist; ich wenigstens vermochte diese altcastilische Sonne recht wohl auszuhalten.

Ich könnte nicht sagen, daß ich dem Wesen des Karthäuserordens besonders zugethan bin, der mir, von jedem Standpunkte aus betrachtet, als eine religiöse Verirrung erscheint. Allein vor Allem, was ich in Spanien von den Karthäusern gesehen habe, muß ich die allergrößte Hochachtung bekennen.

Nachdem der allmälig ansteigende Weg mich längere Zeit durch die zu dem Kloster gehörigen Besitzungen geführt hatte, trat ich durch eine offene Pforte in das Innere der von einer Mauer umschlossenen Gebäulichkeiten. Eine Zeit lang gieng ich in den alten Gängen und ausgestorbenen Hallen des Klosters umher; keine Seele schien hier zu wohnen. Einmal glaubte ich am Ende eines langen, etwas dunkeln Ganges einen mir entgegenkommenden Schritt zu hören; ich beeilte mich, einem Menschen entgegenzukommen; er schien sich auch zu beeilen, aber wir kamen nicht zusammen oder waren vielmehr schon beisammen, denn es war mein eigener, vom einsamen Echo nachgeahmter Schritt gewesen. So verspottet, suchte ich nun allen Ernstes nach einem Menschen, und klopfte endlich einen jungen spanischen Lümmel heraus. Es leben nemlich jetzt noch fünf Karthäusermönche, welche das tolerante Jahrhundert in Beobachtung ihrer Ordensregel absterben zu

lassen die Güte hat, in diesem Kloster. Zur Besorgung der Feld- und Gartengeschäfte bedürfen sie natürlich einiger Knechte, und einer von diesen letzteren war es nun, der mir jetzt als Führer diente. Er war ein ziemlich roher und in seinem Führeramt noch sehr unkundiger Bursche, so daß ich mit meinen bescheidenen spanischen Kenntnissen ihn wiederholt auffallender Irrthümer und Verkehrtheiten in seinen Auseinandersetzungen beschuldigen mußte und überführen konnte. Wenn auch, wie gesagt, eine Art Stallknecht und Lümmel, so hatte er doch Antheil an den schönen Eigenschaften seiner Nation, denn er nahm meine überflüssigen Schulmeistereien freundlich und sogar dankend an, und meinte gutmüthig, er sei noch gar kurz bei der Sache, und wenn noch manche derartige Fremde zu ihm kämen, so werde es sich schon geben.

Die Kirche dieses Karthäuserklosters ist rein gothisch, ohne Thurn, nur mit schönen Zinnenbauten geschmückt, von mäßiger Größe. Der Hochaltar, aus wunderschönen und zahlreichen Bildwerken mit Darstellungen aus dem Leben Christi und der Heiligengeschichte mit reicher Vergoldung zusammengesetzt, ist nach Allem, was man durch ganz Spanien in diesem Zweige der christlichen Kunst Schönes gesehen hat, immer noch der Betrachtung werth. Ganz vorzüglich gearbeitet sind auch die Chorstühle, minder bedeutend schienen mir die Gemälde zu sein.

Allein der Hauptschmuck der Kirche ist ein plastisches Meisterwerk ersten Rangs, welches man gar nicht genug loben kann. Die Kirche wurde nemlich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, wie es heißt, von dem nemlichen Johann von Köln erbaut, von welchem auch die Thürme der Kathedrale herrühren und von der katholischen Isabella zur Grabstätte ihrer Eltern und ihres vorverstorbenen Bruders bestimmt. Diese königlichen Personen, Juan II., König von Castilien, seine Gemahlin Isabella von Portugal, und der im

Jahre 1470 im Alter von sechzehn Jahren verstorbene Infant Alonso haben hier ihr meisterhaftes, reich verziertes Marmordenkmal. Es ist von einem spanischen Meister, Gil de Siloe und, was den Infanten betrifft, von Gil's Sohn Diego de Siloe ausgeführt. Die Statuen der Eltern liegen neben einander auf einem Sarkophag, reich verziert mit Figuren, Wappen, Ornamenten aller Art, umgeben von kleinen Statuen der Evangelisten; die Feinheit und Vollendung der kleinsten Details ist eben so groß, als der Anblick der Leichenportraits in den liegenden Statuen ergreifend. Man wird auf's Lebhafteste an das Grabdenkmal in Granada erinnert, und weiß kaum, welchem von beiden man den Vorzug geben soll. Der früh gestorbene Alonso ist in einer Nische an der Wand, im Gebete knieend, dargestellt. Auch dieses kleinere Denkmal ist mit Laubwerk und Figuren mannigfachster Art umgeben und geschmückt.

Neben der Hauptkirche, aber unter dem gleichen Dach, liegt noch eine andere Kirche von fast gleich großem Umfang, welche, so viel ich hörte, jetzt dem regelmäßigen Gottesdienst gewidmet ist.

Nach einem Blicke in eine der verfallenen Zellen und das daran stoßende verwilderte Gärtchen, einem nochmaligen Gang durch die düstern Klosterhallen und einer letzten Betrachtung des schönen Aeußern der ernsten Kirche, entließ mich mein freundlicher Lümmel mit dem spanischen Nationalgruß: Vaya Usted con Dios, Gehen Sie mit Gott!

Und der Ewige war sichtbarlich bei mir, denn auf dem Rückweg von Miraflores nach Burgos hatte ich einsam Wandelnder einen solchen Anblick der Stadt und Kathedrale, vom Hintergrund des Castellberges ernst und großartig abgeschlossen, daß ich dieses Bild zu den schönsten rechnen muß, welche aus Spanien in meiner Seele fortleben. Es wurde Abend, und

die Sonne neigte sich in allmälig von Silber zum Gold übergehender Pracht dem nordwestlichen Horizonte zu. Das ernste Braun der so zarten und luftigen Thürme, von einem leicht beginnenden Rosenschimmer angehaucht, die düstere Farbe des Castells, der dunkle Ton des Hügels, auf dem es steht, der Wasserstreifen des Arlanzon mitten in der fruchtbaren, herrlich grünen Ebene, und im Mittelpunkt des Ganzen die überaus freundliche und heitere Stadt, — es war ein Ganzes von Formen und Farben, zu dem nunmehr, als ich wieder in den Alleen hinschritt, auch noch der Gesang zahlreicher Vögel in den Gipfeln über meinem Kopfe kam, um mich vollständig zu berauschen und nochmals recht innig in meine spanische Glückseligkeit zu versenken.

Auch Burgos ist eine Stadt, welche außer dem, was ich von ihr gesehen, für einen Reisenden, der mehr Zeit und specielle Fachbildung hat, als ich, noch eine reiche Ausbeute an Studien und Genüssen bieten würde. Ein Engländer Namens J. B. Waring hat im Jahre 1852 ein eigenes Werk über die architectonischen, plastischen und malerischen Schätze von Burgos und Umgegend herausgegeben, dessen ich übrigens bis jetzt nicht ansichtig geworden bin; ich habe nur gehört, daß unter Anderm hübsche Abbildungen der Grabdenkmäler in der Karthause darin vorkommen. Ich hätte zur Noth wohl noch Eines oder das Andere aufsuchen können, da ich aber den Grundsatz habe, wenn ich sehr zufrieden bin, nicht noch mehr sehen zu wollen, so ließ ich es bei dem Gethanen bewenden.

Nach der Abendmahlzeit war ich mit einem jungen Schweizer Kaufmann, der meine nichtspanische Nationalität herausgebracht hatte, und mich, nun zum dritten Mal auf der ganzen Reise, zum Deutsch-Sprechen verleitete, im Cafè Suizo, Schweizer-Café, in der Nähe der Alameda. Es waren namentlich viele Offiziere da, welche zur Tasse Cafe Domino

spielten, und deren ungemein liebenswürdige, so ächt spanische, gesellschaftliche Bescheidenheit ein recht wohlthuender Anblick war.

Nach einem Abendspaziergang auf der letzten spanischen Alameda gieng ich bald zur Ruhe, voll Wehmuth über den bevorstehenden Abschied vom Land meiner Träume. Denn der morgige Tag sollte mich über die französische Grenze bringen.

Uebrigens ging der Bahnzug, welcher diese Grausamkeit gegen mich zu üben bestimmt war, erst gegen eilf Uhr Vormittags in Burgos ab. Ich hatte daher Zeit, um mich nicht nur auf die bevorstehende lange Fahrt durch ein von der hübschen Antonia servirtes, ziemlich mittelmäßiges Frühstück zu stärken, sondern auch vorher noch einige Stunden in dem Genuß des mir wahrhaft theuer gewordenen Burgos zu schwelgen. Abermals wurde die Kathedrale von allen Seiten umklettert und betrachtet; die gewaltigen alten Stadtmauern, die ich gestern noch nicht gesehen hatte, und die mich lebendig in die Zeit der blutigen Heldenkämpfe gegen die Mauren versetzten, wurden besichtigt, das Flußufer und die plaza mayor nochmals besucht, und endlich so nahe als möglich bei der Kathedrale diejenigen Rosenkränze mitgenommen, welche seither in die Hände einiger verehrten Leserinnen übergegangen sind.

Mit der Fonda in Burgos, um jetzt ganz zum leiblichen Bedürfniß herabzusinken, war ich nicht ganz zufrieden. Die Mahlzeiten waren, ganz im Gegensatz zu den meisten spanischen Gasthöfen, etwas dürftig, der Wein nahezu schlecht, und die aufwartende Antonia, bei welcher ich als Frühaufsteher alle Gunst verscherzt hatte, erlaubte sich, einzelne der wenigen Gäste durch Zuschusterung der besten Bissen in empörender Weise zu begünstigen, so daß ich für meine Sehnsucht nach „weiblicher Bedienung" gleich gehörig bestraft war.

Die russische Familie war schon Abends zuvor mit Ver-

schmähung der Karthause abgefahren, und so jagten denn wir zwei, der erwähnte Kaufmann und ich, nach zehn Uhr in wildem Omnibusgalopp an den Bahnhof von Burgos, um nach wenigen Minuten den letzten Blick auf die langsam verschwindende, aller Beschreibung Trotz bietende Kathedrale zu werfen. Als ich sie aus dem Auge verloren hatte, glaubte ich, nicht mehr in Spanien zu sein.

Zur spanischen Grenze.

Aus dieser irrigen Meinung kam ich aber bald wieder zu mir, da mein Gesellschafter sich von mir getrennt hatte, um in zweiter Klasse, dem goldenen Boden der Handlungsreisenden und noch einer mit H. sich kennzeichnenden Menschenklasse, zu fahren. Jetzt umrauschten wieder castilianische Laute mein Ohr, und ich fand die Stimmung, um trotz aller beginnenden Abschiedswehmuth die letzte Fahrt in Spanien noch recht zu genießen.

Ich hätte meine Zeit zur Noth noch so strecken können, daß ein kurzer Besuch im reizenden Bilbao möglich gewesen wäre. Dort hätte ich den allda lebenden D. Antonio de Trueba persönlich um Erlaubniß bitten können, nach seinem Vorbild meinen Lesern die Toledaner Sage von der Martinsbrücke mitzutheilen; allein die baskischen Provinzen sind so reich an Naturschönheiten, daß man unmöglich in einem oder zwei Tagen darüber hinaus hüpfen kann, und zudem war seit dem gestrigen schönen Abend in der seit einiger Zeit schwankenden Witterung ein Umschlag eingetreten, welcher dem Naturgenuß keineswegs günstig war. Wir hatten heute, am Samstag den 18. Mai, rauhes, kaltes, windiges Wetter, Wolken, und hie und da Regen. Unter solchen Umständen war es nicht gerathen, an Bilbao zu denken und ich nahm

deßhalb ein directes Billet nach der Grenzstation Hendaya. Die Fahrt bis dahin war noch sehr schön. Wenn unter den mir verliehenen Gaben auch die sich befände, eine Eisenbahn- oder sonstige Fahrt Schritt vor Schritt, Station nach Station, abzuschildern, hier würde ich die Sache versuchen, es wäre der Mühe werth. Es ist aber Nichts zu machen, weil ich keine Hoffnung habe, daß sich der Leser von dem, was ich schildern würde, eine rechte Vorstellung machen kann, und so will ich mich auf wenige grobe Züge beschränken.

Anfangs durch die hohen, aber immerhin milden Hügelreihen Altcastiliens, durch die Anhöhen der Sierra de la Brujula führend, tritt die Bahn nach dem Passe von Poncorvo mit seinen malerischen Felsenwänden in das freundliche Ebrothal. Bei der Stadt Miranda wird die letzte Schlacht geschlagen mit der Sehnsucht noch länger in Spanien zu bleiben; hier zweigt rechts die Bahn nach Zaragoza, links diejenige nach Bilbao ab. Miranda selbst, am Fuße eines Hügels, auf welchem ein altes Schloß steht, liegt unmittelbar an unserm alten Bekannten, dem Ebro, über welchen eine steinerne Brücke führt. Hier sieht er freilich ganz anders aus, als da, wo ich vor vier Wochen bei Amposta über seinen gewaltigen Rücken getragen wurde; hier ist er fast noch ein wilder, schäumender Waldbach, der aber jetzt schon Talent zu Großem verräth.

Und nun verlassen wir auch das alte Castilien und treten zu raschem Durchfliegen in die baskischen Provinzen, und zwar zuerst in die Provinz Alava, hinter der Station Alsasua sodann in die zweite Provinz Guipuzcoa ein. Wie fast überall in Spanien, wurde auch hier sehr viel gereist, gleichwohl habe ich auch die Leute aus den untersten Volksclassen nur sehr ausnahmsweise baskisch sprechen hören. Diese Sprache steht bekanntlich ganz auf eigenen Füßen ohne alle

Aehnlichkeit mit dem Spanischen oder Französischen. Wenn sie gesprochen wurde, verstand ich kein einziges Wort; das Castilianische herrscht aber durchaus vor. In dieser Gegend belästigten mich zum ersten Mal auf der Reise während etwa zwei Stationen ein Paar zudringliche und freche Mädchen; es scheint, daß bereits der Geist des Nachbarlandes hier herüber zu wehen begann.

Der castilianische Mantel war nun verschwunden, aber keine besonders characteristische Nationaltracht an seine Stelle getreten; runde, kurze Jacken und lange Beinkleider waren das Gewöhnliche bei den Männern, und die Frauen waren gekleidet, wie fast überall.

Größer, als unter den Menschen, war die Veränderung, welche in der uns umgebenden Natur sich zeigte. Gegen Norden erheben sich gewaltige Bergkegel und Kuppen von spitzigen und wilden Formen, zwischen welchen tiefe Thäler und gewaltige Schluchten hinabstürzen; nach den sonndurchglühten Hochebenen des neuen, nach den freundlichen Hügelreihen des alten Castiliens betreten wir nun ein eigentliches, wildes, aber grünes, von zahllosen Wassern durchrauschtes, mit gewaltigen Eichenwäldern bewachsenes Gebirgsland. Besonders von Vitoria an, der Provinzialhauptstadt Alavas, in deren bergumkrönter Ebene im Jahr 1813 durch einen letzten großen Sieg die Befreiung des Landes von französischer Herrschaft vollendet ward, zeigt der Character des Landes sich in überraschender Großartigkeit. Dieses Vitoria ist, beiläufig gesagt, eine recht bedeutende Stadt von über zwanzigtausend Einwohnern. Von nun an tritt die Bahn mit kühnem Unterfangen mitten in die cantabrischen Berge hinein. Indem ich sie durchreiste, wurde der Cyclus spanischer Gebirge, welche ich gesehen, ein ziemlich vollständiger. Dieses cantabrische Gebirg ist so großartig, wie nur irgendwo die Pyrenäen, und

ich habe in keinem Alpenlande majestätischere Naturschönheiten gesehen als hier. Die mittelst zahlloser Tunnels und mehrerer prächtiger Viaducte durch diese Thäler und Berge dringende Eisenbahn ist ein wahrhaft bewundernswerther Bau, und muß ganz entsetzliches Geld gekostet haben. Ich fing zuerst langweiliger Weise an, die Tunnels zu zählen; als ich einmal hoch zwischen zwanzig und dreißig war, und die Sache noch kein Ende nahm, hörte ich auf. Hier erscheinen neben und über der Bahn nicht nur die saftig grünen Buchen und Eichen, sondern hoch von oben winkt uns wieder das dunkle Schwarz der heimathlichen Tannenwälder. In den tiefen Thälern aber grünt noch die Kastanie neben der Rebe.

Nachdem wir in solcher Art mehrere Stunden im Genusse der erhabensten Naturschönheiten die beiden schon genannten baskischen Provinzen unaufhaltsam durchbraust hatten, öffneten sich die Berge und ich erblickte gegen Abend wieder den atlantischen Ocean, dessen Wogen mich vor nicht langer Zeit bei Cadiz bespritzt und gekühlt hatten. Das Wetter hatte sich vorübergehend aufgeklärt, und die prachtvolle Lage der bedeutenden Stadt San Sebastian kam zur vollen Geltung. Berg und Thal, Land und Meer vereinigen sich hier zu einem Ganzen von überraschender Wirkung, dessen Schönheit und Anmuth auch von den Reichen und Vornehmen dieser Erde gebührend anerkannt zu werden scheint; wenigstens schmücken prachtvolle, palastartige Landhäuser in reicher Anzahl Stadt und Umgegend von San Sebastian.

Von nun an zieht die Bahn, welche in nördlicher Richtung die Schwierigkeiten des Gebirgs durchdrungen hatte, in östlicher Richtung nahe am Ufer des Meeres, welches von Zeit zu Zeit hereinblickt, in freundlicher Gegend hin. Vom letzten Gold der Abendsonne beschienen, zeigten sich in rascher Folge, die letzten spanischen Stationen, die kleinen Orte

Pasages, Renteria, wo man dem Meere besonders nahe kommt, dann aber links die gewaltige Festung Fuenterabia, rechts das kleine, liebliche Irun. Die Bidassoa, der in der spanischen Geschichte so oft eine Rolle spielende Grenzfluß, über welchen leider manches Element französischen Geistes in das stolze Vaterland hinüberzog, wurde überschritten. Mir fiel hier vor allen Dingen die Scene ein, deren wunderschöne Schilderung ich in dem spanischen Geschichtschreiber Sandoval gelesen hatte, wie König Franz I. von Frankreich, um aus seiner Haft entlassen zu werden, seine zwei Söhne als Geiseln herüberführen läßt, während er selbst nach flüchtiger Begrüßung seiner Kinder auf französischen Boden hinüberspringt. Wenige Minuten nach der Ueberfahrt über die Bidassoa hält der Zug in Hendaya, dem Uebergangspunkt auf die französische Bahn.

Und so war ich denn, nach einem Aufenthalt von zweiunddreißig Tagen auf spanischer Erde, wieder auf französischem Gebiet. Mir war lieb, daß es dunkel geworden war, denn ich mochte die Welt nicht mehr sehen, und ein Thränenstrom wäre mir die liebste Erleichterung gewesen. Schweigend und von Gefühlen überwältigt, drückte ich mich nach einer Weile unnöthigen Aufenthalts in Hendaya in die dunkelste Ecke meines französischen Waggons hinein.

Von Hendaya nach Constanz.

Vom atlantischen Meer an den Bodensee ist es ein ziemlich weiter Weg. Ich werde ihn mit denjenigen Lesern, welche mir bis hieher zu folgen freundlich genug waren, eben so schnell zurücklegen, als wir am Anfang dieser Blätter von Constanz nach Perpignan gekommen sind. Es handelt sich eigentlich nur darum, ordentlich heimzukommen, damit die Sache nicht ein Ende nimmt, wie wenn ich und das ganze Publicum

immer noch in Hendaya säßen und auf die Abfahrt des Zuges warteten.

Ich fuhr also am Abend des 18. Mai noch vollends nach Bayonne, welches sich mir am andern Morgen bei früher Abreise als eine große und glänzende Stadt offenbarte. Wie war ich nun auf einmal in einer ganz andern Welt! Wie zeigte sich Alles als auf den äußerlichen Effect berechnet, stattlich, schön und glänzend, aber die Seele nicht ausfüllend, das Herz nicht packend. Tief und grausam fühlte ich, daß ich nicht mehr in dem wie für mich geschaffenen Spanien war. Der 19. Mai — ein Sonntag — führte uns durch die langweiligste Gegend dieser Erde nach Bordeaux, wo mehrere Stunden zu warten war, bis ein Zug nach Lyon abging. Mein vernünftiger Vorsatz, diese paar Stunden bei der zu erwartenden Schlaflosigkeit der Nacht mit einer Siesta in einem guten Gasthofe zuzubringen, ward vereitelt durch einen Anblick, der mir beim Aussteigen in Bordeaux ward. Gegenüber vom gewaltigen Bahnhofe sah ich nämlich einen Wirthsschild „fonda española“, und unten daran den noch deutlicheren Zusatz „aqui se habla español“, hier spricht man spanisch. Das war mir genug, um die ziemlich schofle Kneipe den besten Gasthöfen Bordeaux' vorzuziehen; und ich ward für meine Thorheit mit Recht bestraft. Die Leute wußten weniger Spanisch, als ich, der ich mich nicht rühmen kann, Viel zu wissen, und nachdem ich schlechtes Essen mit theurem Gelde bezahlt, einen großen Gang in der glänzenden Stadt gemacht, ihren Dom in Vergleichung mit spanischen Kirchenbauten kindisch gefunden, und die schmutzige Kellnerin in der fonda española einigemale zärtlich Mariquita genannt hatte, um mit der Französin doch Etwas Spanisch zu reden, ging es dem fernen, fernen Lyon zu.

Von Sonntag Abends fünf Uhr bis Montag Abends

zehn Uhr, mit einer Pause von zwei Stunden in Moulins, fuhr ich, in sieben oder acht verschiedene Züge hineingeworfen, meistens unter betrunkenen französischen Soldaten. Dann war ich in Lyon. Daß die beiden großen Städte Bordeaux und Lyon nicht durch eine directe Eisenbahnlinie verbunden sind, ist ein wahres Elend! Man fährt in ewigem Zickzack, von einer Linie auf die andere, von Bordeaux nach Perigueux, von da nach Limoges, nach Queret, Monluçon, Moulins, Saint Etienne, nördlich, südlich, westlich und östlich. Still und träumend ließ ich während neunundzwanzig Stunden Alles über mich ergehen; nur als man mich kraft des Billets, welches mir eine unverständige Dame am Bahnhof zu Bordeaux über Sain-Caize ausgestellt hatte, auch noch an diesen, auf dem Wege nach Paris gelegenen Ort, und dann wieder im Bogen nach Lyon herabführen wollte, wurde ich wild, und setzte mich mit großer Entschlossenheit trotz der falschen Karte in den rechten Zug. In Moulins ward ich deßhalb ersucht, vor dem Bahnhofvorstand zu erscheinen, wo sich zu beiderseitiger Zufriedenheit und Erheiterung herausstellte, daß der ganze Weg, den ich gefahren war, gerade so viel kostete, als der falsche, den mich die Dame von Bordeaux hatte leiten wollen, abzüglich des Wegs von Sain-Caize nach Moulins. Ich hatte also, ohne die Bahn um einen Kreuzer zu beschädigen, drei Stunden Fahrzeit und über vier Franks Geld gespart, weßhalb mir der höfliche Beamte seinen Beifall zu meiner Handlungsweise nicht vorenthielt.

Daß ich nicht nach Paris strebte, hat der scharfsinnige Leser nebst manchen andern Dingen schon lange gemerkt. Ich athmete in Lyon einige Stunden lang auf von der gewaltigen Spazierfahrt, sah Genf zum zweitenmal, ohne den Montblanc zu sehen, und erblickte an einem der schönsten Abende, welche uns dieses Jahr bis jetzt gebracht hat, den Bodensee und die

Alpen wieder. Es war Alles in Ordnung. Am zweiten Tag nach meiner Ankunft tunkte ich die Feder ein, und jetzt spritze ich sie aus.

Rückblick.

Aber noch nicht ganz, denn vorher muß ich noch ein Abschiedswort mit Leser und Leserin reden.

Ich hatte während zweiunddreißig Tagen wohl ziemlich so viel von Spanien gesehen, als in diese Spanne Zeit sich füglich zusammendrängen läßt. Ich war hochbefriedigt. Nicht zu reden von den hohen, grandiosen Schönheiten der Natur, von den unermeßlichen Schätzen bildender und zeichnender Kunst, hatte ich gefunden, was ich gehofft hatte: ein reichbegabtes, sittlich vortreffliches, in einer bedeutenden Entwicklung, einem hochwichtigen Durchgangspunkte begriffenes Volk.

Dieses Urtheil beruht nicht auf dem Reiten eines Steckenpferdes, sondern ich gebe es in seinem ganzen Inhalt mit dem vollsten Ernste der Ueberzeugung ab.

Was die geistigen Gaben der Spanier betrifft, so wird Niemand mir widersprechen, der von der Literatur, Kunst und Geschichte dieser Nation einige Begriffe hat, und nur hie und da Gelegenheit hatte, den natürlichen Scharfsinn, die klare Beobachtungsgabe, die unerschütterliche Ruhe und Festigkeit des gemeinen Spaniers im Leben zu beobachten.

Allein den größten Nachdruck lege ich auf die sittlichen Eigenschaften der Nation, von denen, wie beim Einzelwesen, die Geschichte bedingt wird. Und hier sind im Grund genommen alle Reiseschriftsteller über Spanien mit mir einig; nur haben die wenigsten der Sache ein so vorzugsweises Augenmerk zugewendet.

Mein neuester Vorgänger, Körner, drängt sein Urtheil über das spanische Volk in die wenigen und kräftigen Worte

zusammen: „Wie verdorben die Anderen sein mögen, das eigentliche Volk, der Kern ist gut, ich glaube besser als in den meisten anderen Staaten, die ich kenne. Ein solches Volk kann eigentlich nicht zu Grunde gehen.“

Das spanische Volk ist in seiner Ursprünglichkeit bewahrt geblieben von jenem lächerlichen Unterschied zwischen den sogenannten Gebildeten und Ungebildeten, welcher bei uns die Gesellschaft so jammervoll spaltet, und die Bewohner des nemlichen miserabelsten Nestes in eine hochmüthig nasenrümpfende und in eine mißmuthig grollende Klasse scheidet. Der höchste Grande, die Mitglieder des königlichen Hauses jagen keinem Spanier und keiner Spanierin Befangenheit oder Schüchternheit ein. Die vielgeschmähte Königin sieht aus wie eine wohlhabende spanische Hausfrau, und in fast jedem Bettler steckt das Zeug zu einem König. Zieht ihm die Lumpen aus, und die Staatsuniform an; er wird Ehre einlegen mit seiner Figur. Und wie diesem Volke der Knechtsinn fehlt nach oben, so scheint ihm auch die Niederträchtigkeit unter sich und die Grobheit nach unten abzugehen. Spanien ist unzweifelhaft in einer fortwährenden politischen Crisis befangen, und dieser Zustand kann noch lange dauern. Leidenschaft wie Nothwendigkeit werden die jeweils am Ruder befindlichen Machthaber verleiten und zwingen, den gegen sie arbeitenden Feinden vielfach wehe zu thun und Leiden aufzuerlegen. Niemals aber wird in Spanien eine politische Partei niederträchtig genug sein, um unter dem Vorwand freiheitlicher oder nationaler Entwicklung Ansehen, Ehre, Geld, gesellschaftliche Stellung und noch andere Dinge für sich allein in Anspruch zu nehmen, und den besiegten Gegner jämmerlich zu drücken. In diesem Lande bekämpfen sich die Parteien, aber sie beschimpfen sich nicht.

Ich habe in Spanien keine Offiziere und Soldaten ge-

sehen, welche den Civilstand mißachtet hätten, keine Beamten, welche mit knechtischer Seele am Volke herumgeknufft hätten, weil nach oben oder außen der Zwang des Sanft= und Liberal=Thuns sie ärgerte. Tief gespalten durch leidenschaftlich erregte Interessen der verschiedensten Art, ist der Spanier Nichts als Spanier, sobald er den Kampfplatz verlassen hat.

Nicht weiter reden will ich von den hohen Tugenden der Mäßigkeit, Nüchternheit und Genügsamkeit, welche dieser Nation eigen sind, von ihrer Tapferkeit und Körperkraft, welch' letztere in einem gewissen Sinne auch zu den sittlichen Eigenschaften gehört. Aber auf eine letzte Tugend muß ich noch mit einem Wort zurückkommen, weil sie unzweifelhaft die Krone aller andern ist, und weil man gerade sie dem spanischen Volk hat bestreiten wollen: ich meine die Religiösität.

Es gibt in Spanien unzweifelhaft auch solche unglückliche Menschen, welchen der Zusammenhang mit Gott verloren gegangen ist, welche mehr oder minder bewußt in ihr ewiges Verderben rennen. Wer daher in diesem Lande absichtlich lüderliche und lumpige Gesellschaft sucht, der wird sie finden, und mit ihr wird er sicherlich auch die Religionslosigkeit gefunden haben. Ferner gibt es in den höheren und mittleren Ständen unzweifelhaft eine gewisse Anzahl von Menschen, die bis an den Hals im lauwarmen Wasser der rationalistischen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts stecken, deren Religion die „Religion des Schurzfells" ist. Was ich dagegen in Spanien nicht gefunden habe, sind solche Menschen und Kirchen, die sich ihren Glauben oder Unglauben aus der Residenz bestellen. Sehr oft kann man in Spanien den allerungenirtesten Aeußerungen über Geistliche und Geistlichkeit im Ganzen begegnen. Auch Papst und Cardinäle werden im Nothfall nicht geschont. Aber neben und über allen diesen vereinzelten Erscheinungen wohnt und thront als das Allgemeine und

Bleibende die eminente Religiosität und Gläubigkeit der Nation in ihrer Masse. Nicht nur Viele Einzelne, nicht nur die Frauen, sondern das Volk, als Gesammtheit betrachtet, hegt noch im tiefsten Herzen seinen positiven Glauben, seine durch so viele Jahrhunderte mit Aufopferung aller andern Lebensgüter vertheidigte, ihm über Alles theure katholische Religion. Die Verfolgungssucht ist nicht mehr; der Akatholik lebt in Spanien so angenehm und ungestört, wie irgendwo. Dieß Volk drängt jetzt Niemanden mehr seine Religion auf, aber es läßt sich auch die seinige nicht antasten oder beschmutzen. Keine Zeitung dürfte in dieser Richtung wagen, was an andern Orten täglich geschieht.

Die falschen Bahnen, auf welche im Lauf der Zeiten das spanische Volk, und die furchtbaren Trübsale, in welche, damit zusammenhängend, seine Geschichte gekommen ist, habe ich nicht verkannt, sondern am geeigneten Orte ausdrücklich anerkannt. In welcher Verbindung mit diesen Mängeln und Uebeln das Erlöschen des dem Volke so theuren habsburgischen Königshauses stand und die jetzigen Verhältnisse des Königshauses noch stehen, dieß bedarf für den Verständigen kaum einer Andeutung, geschweige denn einer Ausführung. Aber ungeachtet dieser Mängel und Gefahren lebe ich der festen Ueberzeugung, daß sich Spanien nicht etwa seinem Verfall, sondern vielmehr einer sehr bedeutenden und glorreichen Entwicklung nähert.

Wie sehr die wirthschaftlichen Zustände des Landes, früher so arg vernachlässigt und verkommen, sich gebessert haben, darüber sind alle Kenner der Verhältnisse einig, und eine Reise durch das Land muß auch Demjenigen, welcher, wie ich, dieser Frage als Laie gegenübersteht, die frohe Ueberzeugung von diesem öconomischen Aufschwung geben. Wenn in einem Lande während zehn Jahren Eisenbahnen, Tausende von Stunden

lang, entstehen können; wenn die Bevölkerung im Laufe eines Jahrhunderts sich verdoppelt; wenn nach den furchtbarsten und verheerendsten Kriegen nach Außen und im Innern der Glanz der Städte, der Segen der Felder in wenigen Jahren wieder hergestellt und zu höherm Aufschwung als je früher gebracht ist, so bleibt wohl auch dem Uebelwollenden nichts Anderes übrig, als das Gedeihen und den gesunden Fortschritt dieses Volkes zuzugeben.

Aber die politischen Verhältnisse! wendet man ein. Ich hatte meinen Abschnitt über „die politische Lage des Landes" so, wie ihn der Leser weiter oben gesehen hat, niedergeschrieben, als die Nachrichten über neue Aufstandsversuche, über Prim's angeblich beabsichtigte Landung und dergleichen, eintrafen. Ich würde es für eine Unwürdigkeit halten, wenn ich aus Besorgniß, durch Thatsachen widerlegt zu werden, von dem, was ich geschrieben habe, auch nur ein Wort ändern oder deuteln wollte. Nein! Der Gesichtspunkt, welchen ich für Betrachtung der spanischen Geschichte gewonnen habe, ist nicht von der Art, daß er durch Augenblicke oder Jahre der schmerzlichsten Erfahrungen verrückt werden könnte. Ob der gegenwärtigen Regierung des Landes ihre Aufgabe: Besonnenheit, friedliche Weiterentwicklung, Entfernung des Heeres von der Politik, Befestigung der Dynastie und Beruhigung der Gesellschaft herbeizuführen, gelingen mag oder nicht, die Aufgabe ist erkannt, und darauf kommt es vor Allem an. Der einzelne Staatsmann mag in seinen Bestrebungen untergehen, die Staats-Idee wird den Sieg davon tragen. Es ist wohl möglich, daß es einer verruchten Partei und ihren verblendeten Opfern gelingt, das Land nochmals und noch mehrmals in Convulsionen und Wirrsale zu stürzen; aber unmöglich ist es, daß ein Mensch ohne sittlichen Werth und ohne staatsmännischen Gehalt, wie General Prim, zum Segen eines Landes an dessen

Spitze stehen wird. Was ihn betrifft, so hoffe ich, daß die spanische Regierung, wird sie seiner habhaft, ihre Schuldigkeit thun wird.

Ich kann unmöglich voraussehen, wie sich die politischen Dinge in Spanien gestaltet haben werden, bis diese Zeilen vor die Augen des Lesers gelangen. Sollte aber auch Alles auf's Schlimmste kommen, sollte die Brandfackel des Bürgerkrieges abermals über dem schönen Lande aufleuchten, sollte sogar die Partei der Zerstörung und Verneinung vorübergehend zur Herrschaft gelangen, ich werde mich durch solche Zwischenscenen nicht irre machen lassen. Dergleichen Störungen sind hart und grausam für die vielen Einzelnen, welche darunter leiden müssen, aber sie halten den großen Gang der Entwicklung nur scheinbar auf. Das spanische Volk ist, mit einem reichen und unverdorbenen Kapital geistiger und sittlicher Kraft ausgestattet, auf das wesentlich Gute der modernen europäischen Cultur eingegangen, und hat sich vor den meisten damit verbundenen Verkehrtheiten bewahrt. Darum ist es nothwendig, daß die Zukunft dieses Volkes eine große und glänzende sei, und was nothwendig ist, wird kommen.

Wer die spanischen Zustände und Entwicklungen nur aus der Ferne beobachtet, den muß ich noch auf einen Punkt besonders aufmerksam machen. Es ist dieses die unter der Asche äußerlicher Ruhe fortlodernde Heftigkeit des südlichen Volkscharacters, welche den politischen Ereignissen eine Gewaltsamkeit und Plötzlichkeit verleiht, die sie unter kälteren Volksstämmen nicht leicht annehmen können. Man denke nur an Espartero's Schicksale, an die Revolution von 1854! Solche Ereignisse machen dann auf den Fernstehenden leicht den Eindruck, als ob es in einem Lande, wo dergleichen möglich ist, an jedem festen Haltpunkte in den Menschen und Verhältnissen fehlte. Dieß ist aber unrichtig: die Beruhigung folgt eben so

rasch und gründlich nach, als das Auflodern der Flamme heftig und überwältigend war.

Bei dieser meiner freudigen und hoffnungsvollen Meinung von Spaniens Gegenwart und Zukunft wird Niemand sich wundern, wenn ich den Wunsch ausspreche, recht Viele meiner Landsleute möchten meinem Beispiel folgen und Spanien selbst besuchen.

Ich möchte sehr bezweifeln, ob unter den Deutschen, welche über Spanien geschrieben haben, sich Einer befindet, dessen Verhältnisse ihm die Reise nach Spanien mehr erschwert hätten, als dieses bei meiner Wenigkeit der Fall war.

Rascher, kürzer, einsamer, unabhängiger, mehr auf die eigene Kraft beschränkt, als ich, wird kaum Einer von uns in Spanien gereist sein. Die natürliche Folge davon war eine Anzahl rasch aufeinander folgender Anstrengungen, welche nicht Jedem zu empfehlen wären. Und gleichwohl gehörten diese Tage, ausnahmslos und ununterbrochen, zu den glückseligsten meines ganzen Lebens. Wer frei von Blasirtheit, mit einer dem Idealen und Kraftvollen zugewendeten Seele reist, der wird nirgends eine reichere Ernte, nirgends glücklichere Tage finden, als in Spanien. Land und Volk wirken auf das eigene Seelenleben des Reisenden in wohlthätigster Weise zurück; als ich Spanien verlassen hatte, überfiel mich die Empfindung, ich sei weniger werth geworden.

Dabei muß man aber, um solcher segensreichen Wirkungen theilhaftig zu werden, auch das Seinige thun.

Wer sich mit ein paar guten Kameraden, von denen etwa Einer Spanisch versteht, in ein Coupé setzt, und dann von Gasthof zu Gasthof fährt, Merkwürdigkeiten betrachtend und gute Mahlzeiten nebst dito Wein verzehrend, der wird zwar vieles Schöne sehen, aber wenig dauernden Gewinn ziehen. Alle die genannten Dinge sind sehr nützlich, nothwendig und

angenehm, aber sie machen die Sache nicht aus. Was vor Allem noth thut, ist eine ernsthafte und gründliche Reisevorbereitung, und während der Reise selbst die vernünftige Verbindung der Aufmerksamkeit auf Leben und Menschen der Gegenwart mit dem berechtigten Interesse für die großartige geschichtliche Vergangenheit und ihre staunenswerthen Denkmale.

In dieser Hinsicht muß ich ganz besonders warnen vor einer Art, in Spanien zu reisen, welche bis in die neueste Zeit ihre schriftstellerischen und practischen Vertreter gefunden hat. Sie besteht darin, daß man beständig nur die Denkmale des Mittelalters aufsucht, und die glorreiche Herrlichkeit der spanischen alten Zeiten, namentlich auch des Maurenthums, mit süßlichem Phrasengeklingel lobpreist, während man in der That dem Geiste jener Zeiten, der Loyalität und Frömmigkeit von Herzen abgeneigt ist. Die Gegenwart Spaniens wird von den Jüngern dieser Schule entweder mit gesuchter Vornehmheit ignorirt, oder mit kenntnißloser Ungerechtigkeit der Stab über sie gebrochen. Von Außen kenntlich sind sie am wüthenden Hasse gegen das Haus Habsburg. Wer den Anschauungen dieser Geistesrichtung huldigt, der möge lieber von Spanien ferne bleiben; es ist kein Land für ihn, und er wird dessen Verhältnisse nie begreifen. Die conservativen Parteien des Landes werden niemals auf den Geist dieser faden mitteleuropäischen Liberalthuerei eingehen, und die avancirten Parteien Spaniens verfolgen ganz andere, viel weiter gehende Zwecke, als diese matten Doctrinäre begreifen können.

Fragt man mich schließlich nach dem wesentlichen Schatz von Wahrheit, den ich in Spanien gehoben zu haben meine, und den ich meinen Lesern mittheilen wollte, so kann ich die Quintessenz davon in wenigen Sätzen geben.

1. Weit entfernt von einem Zustande des Verfalls oder der Versunkenheit, ist das spanische Volk in einer durch-

aus hoffnungsvollen geistigen und materiellen Entwicklung begriffen.

2. Die Grundpfeiler dieser Entwicklung, wenn sie zum dauernden Segen führen soll, sind und werden sein Katholicismus und Monarchie.

3. Die gegenwärtige spanische Regierung macht mit wohlberechtigter Kraftentfaltung den klarbewußten Versuch, Volk und Gesellschaft zu retten gegen die Partei der Zerstörung aller ewigen Grundlagen des Menschenlebens.

4. In Kunst und Literatur steht Spanien ebenbürtig neben jedem Volk und Land der Erde.

5. Wir Mitteleuropäer hätten Ursache genug, von Spanien zu lernen, und uns an ihm zu erbauen.

sterung und nie ermattender Rastlosigkeit. Um den Wünschen und Bedürfnissen des größern Publicums zu entsprechen, ist die gewöhnliche äußere Form der „Reisebeschreibung“ gewählt, und wir glauben, daß die Lebendigkeit und Frische der Darstellung, die Anschaulichkeit und sichtbare Treue der Erzählung den Leser vollkommen befriedigen wird. Daß aber nicht bloß Unterhaltung, daß vielmehr Erkenntniß und Verbreitung höherer Wahrheit über Land und Volk des Verfassers höchster Zweck ist, zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Aus den Gebieten spanischer Literatur und Kunst, Geschichte und Politik sind an passenden Stellen wohlüberlegte Betrachtungen und Excurse niedergelegt, z. B. über Murillo, Cervantes, Calderon, spanisches Theater, Don Carlos, Cardinal Ximenes, welche sich zwar nur den Werth ganz bescheidener „Extrablättchen“ beilegen, gleichwohl aber für denkende Leser, namentlich für Solche, denen Spanien noch ziemlich neu und fremd ist, von nicht geringem Interesse sein werden. Auch einige spanische Volkssagen sind eingeflochten.

Der politischen Lage Spaniens widmet unser Reisender einen eigenen, ziemlich umfassenden Abschnitt. Es versteht sich nach dem Gesagten von selbst, daß er zu wesentlich andern Ergebnissen gelangt, als die vulgären Zeitungsartikel, über deren Wahrheitslosigkeit sich die spanische Regierung schon wiederholt mit Recht beklagt hat. Mittlerweile haben die Ereignisse, welche sich in Spanien während des Jahres 1867 zutrugen, unserm Schriftsteller thatsächlich Recht gegeben, und er scheint immer mehr Recht behalten zu sollen. Auch die Anhänger andrer Grundsätze, als in seinem Buche vertreten sind, werden nicht ohne Interesse seine Betrachtungen über Spaniens politischen Zustand lesen.

Den Ruhm, ein gelehrtes Buch geschrieben zu haben, erstrebt der Verfasser offenbar nicht; für seine sichtlich wohlgemeinten practischen Zwecke wünschen wir ihm den besten Erfolg.

guten, zum Theil herrlichen Eigenschaften der Magyaren je zu verkennen; er war aber auch ein zu besonnener Politiker und Historiker, um sich über den großen Werth zu täuschen, den die Verbindung Ungarns und Oesterreichs für beide Länder seit Jahrhunderten hatte und stets haben wird. Mit solchen Gesinnungen sucht er die gerechte Mitte zu finden, und wir können sein Werk im Ganzen nicht anders als ein wohlgelungenes nennen."

Calderon de la Barca
geistliche Festspiele.

In deutscher Uebersetzung mit erklärendem Commentar und einer Einleitung über die Bedeutung und Werth dieser Dichtungen herausgegeben von Fr. Lorinser.
1r u. 2r Band. gr. 8. 5 fl. 24 kr. od. 3 Thlr. $10^1/_2$ sgr.

W. Menzel's Lit. Bl. (No. 14.) sagt u. A. über vorstehendes Werk: „In der That gibt es kaum einen größern Dichter unter den Katholiken und keinen größern Katholiken unter den Dichtern als Calderon." — In diesen wenigen Worten ist hinlänglich angedeutet, welch großer Geist C. war, der durch Lorinser einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden hat. — Nicht minder waren für C's. Meisterwerke Protestanten: A. W. Schlegel, Tieck und v. Schack begeistert."

Calderon de la Barca,
die geistlichen Ritterorden.
Auto sacramental.

Uebersetzt von Fr. Lorinser. 12. 36 kr. od. 12 sgr.

S. Brunner,
Woher? Wohin?

Geschichten, Gedanken, Bilder und **Leute aus meinem Leben.** 2 Thle. 2te, sehr verm. Aufl. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. 15 sgr.

Woher? Wohin?

Geschichten, Gedanken, Bilder und **Leute aus meinem Leben.** Neue Folge. 3 Bände. 8. 3 fl. 45 kr. od. 2 Thlr. $7^1/_2$ sgr.

Diese neue um drei Bände vermehrte Auflage von Brunners Woher, Wohin bringt über bisher unbekannte Zustände in Oesterreich pikante Schilderungen voll des glänzendsten Witzes und Humors. Der selige Hofrath Friedrich Hurter begann eine Besprechung der ersten Auflage dieser Schrift (Wiener Literat. Zeitg.) mit den Worten: „Es ist schwer über ein Buch, in welchem eine solche Fülle von Erlebnissen und Thatsachen durchflochten mit Humor, Belesenheit und den schlagendsten Bemerkungen in Kürze Bericht zu erstatten." Was von der ersten Auflage galt, wird um so mehr von der zweiten zu gelten haben.

Schulz